



Emil Kuf.

Inu. A. 36. 200

Biographie

Friedrich Hebbel's

von

Emil Kuh.

Zwei Bände.

Mit dem Portrait von Fr. Hebbel und Emil Kuh
und einem Facsimile.

2. Band.

Wien, 1877.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

108329

C/103

1956

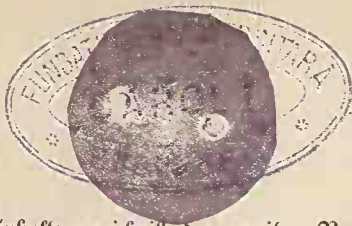
Biblioteca Centrală Universitară
B J STI
Cota 103
Inventar C 108 329

RC 244/02

B.C.U. Bucuresti



C108329



Inhaltsverzeichnis des zweiten Bandes.

	Seite
Viertes Buch. Auf der Wanderung. (1842—1845.)	
Erstes Capitel. Ein Winter in Kopenhagen	3
Zweites Capitel. Pariser Aufenthalt	52
Drittes Capitel. Italien	148
Fünftes Buch. Der Fremdling in Wien. (1845—1850.)	
Erstes Capitel. Abschlüsse und neue Kämpfe. I.	209
" " " " " " II.	238
" " " " " " III.	268
Zweites Capitel. Stürmische Jahre	312
Drittes Capitel. Uebergänge	385
Sechstes Buch. Klärung und Ende. (1850—1863.)	
Erstes Capitel. Neue Gestalten und Eindrücke	419
Zweites Capitel. Keis sein ist Alles	508
Drittes Capitel. Letzte Lebensjahre	592
Anmerkungen	725
Personen-Register zum zweiten Band	733
Verbesserungen	744

1053

1956

Biblioteca Centrală Universitară
B J S T I
103
C 108 329
ntat

RC 244/02

B.C.U. Bucuresti



C108329



Inhaltsverzeichnis des zweiten Bandes.

	Seite
Viertes Buch. Auf der Wanderung. (1842—1845.)	
Erstes Capitel. Ein Winter in Kopenhagen	3
Zweites Capitel. Pariser Aufenthalt	52
Drittes Capitel. Italien	148
Fünftes Buch. Der Fremdling in Wien. (1845—1850.)	
Erstes Capitel. Abschlüsse und neue Kämpfe. I.	209
" " " " " " II.	238
" " " " " " III.	268
Zweites Capitel. Stürmische Jahre	312
Drittes Capitel. Uebergänge	385
Sechstes Buch. Klärung und Ende. (1850—1863.)	
Erstes Capitel. Neue Gestalten und Eindrücke	419
Zweites Capitel. Reif sein ist Alles	508
Drittes Capitel. Letzte Lebensjahre	592
Anmerkungen	725
Personen-Register zum zweiten Band	733
Verbesserungen	744

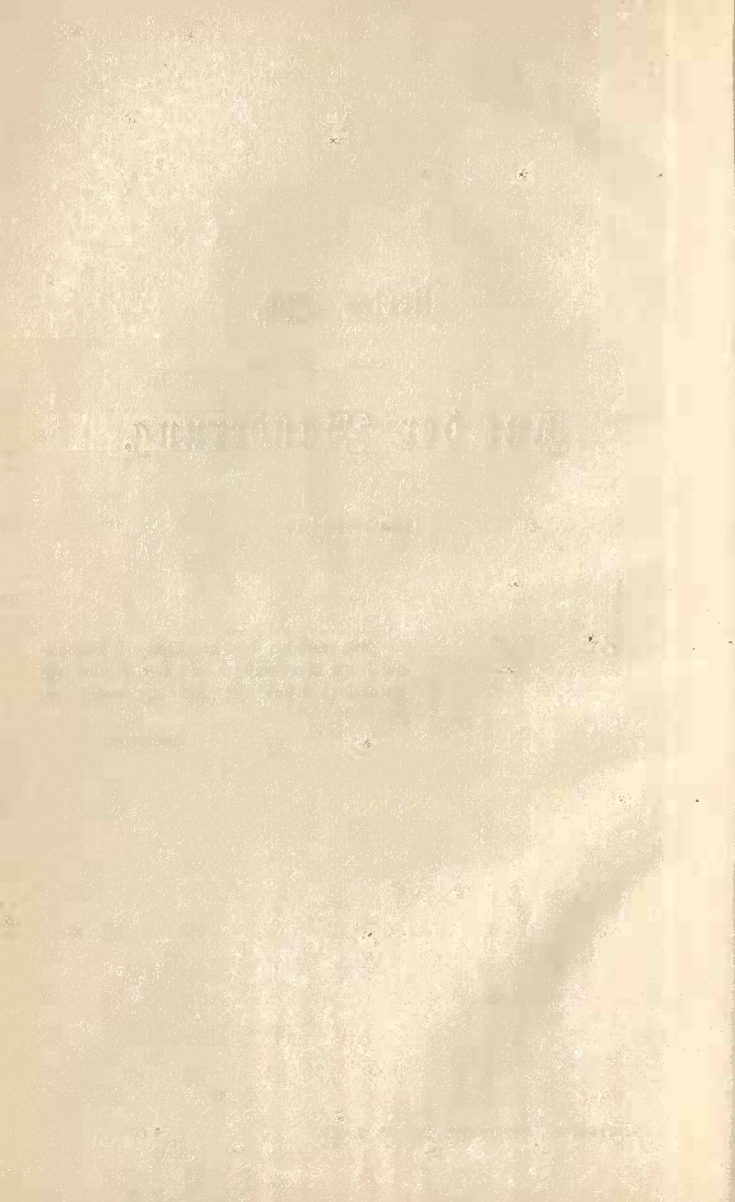
Viertes Buch.

Auf der Wanderung.

(1842—1845.)

Und ward der Kelch dem Gott vom Himmel
auf seiner Menschenlippe zu bitter, warum soll
ich groß thun und mich stellen, als schmeckte er
mir süß?

Goethes Werther.



Erstes Capitel.

Ein Winter in Kopenhagen.

Hebbel kam am Morgen des 13. November in Kiel an. Er besuchte den Dr. Olshausen, an welchen ihn Wienbarg adressirt hatte, mit dem er kurz vor seiner Abreise von Hamburg persönlich bekannt geworden. Bei Olshausen wollte er sich wegen der inzwischen vacant gewordenen Kanzel der Aesthetik erkundigen. Derselbe war Herausgeber des Kieler Correspondenzblattes und neben Beseler einer der Hauptführer der Opposition in der schleswig'schen Ständeversammlung, ein ausgezeichnete Redner voll Kühnheit und Leidenschaft. Hebbel, dem die politischen Vorgänge damals nicht nahe gingen, schien von diesen Eigenschaften Olshausens nichts zu wissen und beredete blos das kleine blasse Männchen mit der unangenehm eingedrückt Nase. Olshausen wieder wußte nichts von dem jungen holstein'schen Dichter, dem er im Uebrigen freundlich begegnete, aber vermuthlich den Rücken zugewendet haben würde, wenn er in unseres Freundes Reisezwecke eingeweiht gewesen wäre. Um das Gasthaus und zwar die dort drohenden Ausgaben zu vermeiden, spazierte Hebbel nach Düsternbrook hinaus, wo wenige Monate früher Umland zu Lande und zu Wasser festliche Ehren genossen hatte. Der Spät-

herbst lag in Millionen Blättern am Boden, ein Wolfenhimmel spannte sich über das vergilbte Wäldchen und die Meeresbucht. Ein todter Fisch, den das Wasser ausgestoßen, lag am Strande; es kümmerte sich nicht darum, wie er verende, sagte Hebbel. Gegenwart und Zukunft lasteten schwer auf des Wanderers Seele. So strich er bei tröpfelndem Regen herum, bis sich dieser in einem tüchtigen Gufe entlud und ihn zwang, vor dem Abgange des Schiffes dennoch das Wirthshaus zu betreten. Um zwei Uhr Nachmittags ging er an Bord. Er hatte einen Platz in der zweiten Cajüte genommen, welche derart überfüllt war, daß er die ganze Zeit über auf dem Verdecke blieb, wiewohl die See eine Weile lang stürmisch genug sich anließ.

Ich ahnt' es längst! die grollenden Titanen
Sind aus dem Schlummer wieder aufgestört,
Und haben, an die alte Nacht zu mahnen,
Jedwedes Element der Welt empört.

War's Empedokles, der die Stadt der Elbe
Mit seiner Aetnafackel angesteckt?
Und ist's ein And'rer oder ist's derselbe,
Der zürnend jetzt den alten Meergeist weckt?

Wohlauf! Zurückgeschlagen sind die Flammen!
Schwellt denn in Eins, ihr Meere, fern und nah,
Knüpft Wogentanz und Sternentanz zusammen,
Wie Aeschylos es im Prometheus sah!

Bei hellem Sonnenschein grüßte ihn am Morgen des vierzehnten November die Insel Moen, die er an ihren oft beschriebenen Kreideseffen sofort erkannte, und gegen Mittag stand er an der Zollbude in Kopenhagen. Er stieg im Hôtel d'Angleterre ab, welches Schütze in Hamburg ihm empfohlen hatte, einem Gasthofe ersten Ranges, weil er nach der Meinung seines Rathgebers

darauf Rücksicht nehmen müsse, daß er bei seinem Erscheinen in Kopenhagen, wo man viel auf Neußerlichkeiten gebe, nicht den Eindruck der Armseligkeit mache. Aber je bequemer er hier Alles fand, desto ängstlicher ward ihm zu Muth; jeder der Gänge an der trefflichen Mittagstafel vermehrte seine Besorgniß über die Höhe der ihn erwartenden Rechnung, und mißtrauisch betrachtete er das feierliche Wachlicht Abends auf seinem Tische. Eine Empfehlung Schüzges an einen Justizrath hatte für ihn die angenehme Folge, daß er durch diesen auf eine Privatwohnung aufmerksam gemacht wurde, welche sehr anständig und in Erwägung der ziemlich hohen Miethpreise Kopenhagens auch wohlfeil zu nennen war. Er nahm ein Zimmer, eigentlich einen Saal bei einer Witwe, welche mit ihrer Tochter und ihrem in der Hofkapelle angestellten Sohne einen bescheidenen Haushalt führte, Rnaebrestraede, Nr. 108. Während er im Hotel sich so unbehaglich gefühlt hatte, wie auf einem Schiffe, heimelte es ihn hier augenblicklich an, schon aus dem Grunde, weil ihm kein Kellner mehr auf die Finger paßte und er sich das materielle Leben wieder so knapp einrichten konnte, wie seine Umstände es erheischten. Von seiner Wirthin hörte er, daß der König in dem nämlichen Maße genau gegen die Armen sei, wie sie der vorige reichlich unterstützt habe, daß er aber hinwiederum Alles, was in Kunst und Wissenschaft sich auszeichne, protegire. Hebbel hatte wenig Zuversicht in das Gelingen seiner Reise, ob er sich gleich überall, wo er vorsprach, zuvorkommend aufgenommen sah.

Nun trat er den beschwerlichen Weg zu den hohen Würdenträgern des Reiches an, ausgerüstet mit den Empfehlungsbriefen des schleswig'schen Grafen Moltke und seiner eigenen Unerfahrenheit, wie Ungeschicklichkeit im Verkehr mit der vornehmen Welt. Jetzt hieß es: aus einer Antichambre in die andere. Der König befand sich nicht in Kopenhagen, sondern sollte erst in acht Tagen

zurückkommen. Diese Zeit benutzte Hebbel, um einigen der anwesenden Herren des Hofes und der Regierung seine Aufwartung zu machen. Bei dem Conferenzzathe Dankwart ward ihm nicht nur ein artiger, sogar ein herzlicher, Zutrauen erweckender Empfang zu Theil. Derselbe bat ihn dringend, den Besuch zu wiederholen, und versprach ihm, seine Pläne mit Rath und That zu befördern. Jedenfalls, so meinte er, müsse Hebbel dem Könige vorgestellt werden und dazu wolle er ihn behilflich sein. Da Dankwart schwerhörig war, so schrieb Hebbel, worüber er mündlich nur allgemeine Andeutungen gegeben, ausführlich an ihn und legte Exemplare seiner Dichtungen bei. Als er eine Woche darnach von Neuem bei Dankwart erschien, da war dieser noch um Vieles wärmer. Hebbel müsse die Herren von der Kanzlei kennen, sagte der Conferenzzath, er habe dem Minister Grafen von Reventlow-Criminil bereits von ihm erzählt, und der Minister wünsche ihn gelegentlich zu sehen; den Winter werde Hebbel wohl in Kopenhagen bleiben? u. dgl. m. Die Judith habe ihm gefallen, von den Gedichten habe er schon früher Auszüge gelesen. Hebbel müsse aber auch die Bekanntschaft der hiesigen Dichter und Gelehrten machen. Auf die Bemerkung unseres Freundes, daß er berühmte Autoren niemals aufsuche, sondern immer abwarte, ob ihn der Zufall mit ihnen zusammenführen wolle, versetzte Dankwart, daß Dehlenschläger sein Freund sei und daß er mit ihm über Hebbel sprechen werde. Indem er ihn aufforderte, recht bald wieder zu kommen und einen Gegenbesuch in Aussicht stellte, begleitete ihn Dankwart bis in den Vorfaal hinaus. Am selben Tage noch ging Hebbel zum Grafen Carl Moltke, einem Verwandten des schleswig'schen Grafen. Er war Anfangs sehr steif, doch thaute er allmählich auf und erbot sich gleichfalls, ihm zu einer Audienz bei dem Könige zu verhelfen; er wolle mit dem Hofmarschall darüber sprechen. Als Hebbel erwiederte, daß er mit

einem Briefe an ihn versehen sei, da meinte der Graf, daß dann nichts Weiteres nöthig wäre. Nach mehrfachen Versuchen, zum Hofmarschall Levezan zu gelangen, brachte Hebbel es endlich dahin, vorgelassen zu werden. Die Empfehlung hatte ihm der Vielbeschäftigte vor einigen Tagen persönlich an der Thür abgenommen und ihn auf heute zu sich beschieden. Er wohnte im königlichen Schloß; besternte und bebänderte Excellenzen gingen im Wartezimmer hin und wieder, unser Freund merkte, daß er sich im Vorhofe des Allerheiligsten befand. Sie wollen den König sprechen! Mit diesen Worten kam ihm der Hofmarschall entgegen; ich bin gerne bereit, Sie vorzustellen, wollen Sie sich also nur morgen Früh um halb zehn Uhr im Vorgemache seiner Majestät einfinden. Hebbel versetzte, daß dies allerdings sein Wunsch sei, und dankte für die ihm erwiesene Bereitwilligkeit, fügte aber hinzu, daß die Erfüllung seines Wunsches nur dann von Nutzen sein könne, wenn etwas Anderes vorhergegangen sei. Er bäte also den Hofmarschall, seine Arbeiten dem Könige vorzulegen und die Ehre der Vorstellung ihm später angedeihen zu lassen. Auch dazu, lautete die Antwort, bin ich gern erbötig, und wenn Sie mir heute im Laufe des Tages Ihre Schriften mittheilen wollen, so werde ich mir eine Freude daraus machen, sie schon morgen Früh dem König eigenhändig zu überreichen. Dann wird er Sie ohne Zweifel rufen lassen, und ich bitte Sie, mir für diesen Fall Ihre Adresse zu geben. Dies that Hebbel und schloß auch Exemplare für den Hofmarschall selbst bei.

Die dänische Höflichkeit, welche die einer jeden Aristokratie eigenthümliche feine Lebensart noch erhöht, brachte es mit sich, daß den Besuchen des holstein'schen Dichters Einladungen der adeligen Herren folgten. Dies aber war das Schlimmste, was Hebbel hätte widerfahren können. Ein Diner, zu welchem er beim Grafen Moltke gebeten ward, fiel in Rücksicht auf seine

Handhabung der gesellschaftlichen Formen mißlich genug aus. Er selbst bekannte, daß er im höchsten Grade mit sich unzufrieden sei. Wie ein Perpendikel habe er zwischen dem Rechten und dem Verkehrten hin und her geschwankt; nicht einmal ein Natursohn, sagte er, benehme sich so, denn der habe seine Sicherheit in seinem Nichtwissen; noch weniger ein Mann, der zeige, daß er ein Complimentirbuch gelesen habe: ein fremder Stein im Schachbrett, der allenthalben im Wege stehe und den auch der geschickteste Spieler nicht zu schieben wisse, dies sei nun einmal seine Rolle gewesen. Und da er an dem Gespräch, dem Einzigen, worin er sich mit einiger Freiheit bewege, keinen Antheil zu nehmen vermochte, weil es sich in die particularsten Interessen verlief, so habe er, wie auf einer Insel gestanden, an der Alles vorbei segelt. Beim Aufstehen von der Tafel vergaß er, sich vor den einflußreichsten Personen zu verbeugen, indessen er zwei gleichgültige Leute grüßte, und als ihm die Gräfin Moltke ein Logenbillet in die italienische Oper anbot, da lehnte er dasselbe gehorfanst ab, aus keiner andern Ursache als der, weil sie es schon Zweien vor ihm angeboten hatte. Dabei freute er sich noch der übel angebrachten stolzen Regung.

Nach angemessener Wartefrist meldete er sich wieder beim Hofmarschall, der ihm nun den Bescheid gab, daß Hebbels Werke dem König gleich vorgelegt worden und daß dieser darin gelesen habe, wenn er sie auch noch nicht ganz gelesen habe. In dem Falle, daß es jetzt Hebbels Wunsch sei, vorgestellt zu werden, wolle er bei dem Monarchen wegen der Stunde anfragen. Unser Dichter ersuchte darum und erhielt die Zusicherung einer rasch erfolgenden schriftlichen Anzeige. Verbindlich bemerkte der Hofmarschall noch, daß er jüngst mit ihm beim Grafen Moltke hätte zusammen essen sollen, daß es ihm jedoch unmöglich gewesen sei, zu kommen. Hebbel glaubte, der Hofmarschall werde voraus-

gesetzt haben, daß er darum wußte, und daß ferner Moltke ihm selbst habe Gelegenheit geben wollen, Personen von Einfluß kennen zu lernen. „Um so schlimmer für mich, wenn mein Benehmen wirklich so miserabel gewesen, als mein Gefühl mir sagte, daß es sei“. — Die Entscheidung war dicht vor der Thür, Pläne und Gedanken kreuzten sich in seinem Kopf. Worum den König bitten? Um Verleihung einer Professur in Kiel? Einer solchen waren seine Kenntnisse nicht gewachsen. Um ein Reisestipendium? Ist dies aber nicht ein allzu kühner Wunsch? Gleichviel — der Moment soll entscheiden und dem Moment durfte sich unser Freund immer ruhig anvertrauen, wenn es dabei nur nicht auf das genaue Einhalten der überlieferten gesellschaftlichen Formen ankam. Vor einem König steht man anders, als vor seidenen Herren im Salon, und vor dem kunstfönnigen, die Wissenschaften schützenden König Christian dem Achten wird vielleicht das Individuum etwas bedeuten! So mochte unser Freund gedacht haben. Als er vom Hofmarschall das versprochene Billet empfing, das ihn zur Audienz Tags darauf berief, da rollte in ihm, wie er bekannte, kein Blutstropfen schneller. Ich gehe zu einem Manne, sagte er sich, den ich allein treffe, nicht in einer großen Gesellschaft, es kommt auf Worte an, nicht auf Verbeugungen.

Am Vormittag des dreizehnten Decemher verfügte er sich in das königliche Schloß. Der Vorfaal war von Menschen aus allen Ständen gedrängt voll. Rothe Soldaten, Generäle und Gemeine, blasse Theologen, feiste Beamte, kummervolle Bürger, Statsräthe, welche unter der Last der Orden erlagen, Bettler, die ihre Lumpen kaum zusammenhalten konnten, ein tolles, verworrenes Gemenge, wie es sich bei allgemeinen Audienzen in jeglichem Lande zusammen findet. Der Hofmarschall Levekan erschien, ersuchte ihn, ihm zu folgen, und steuerte durch den ihm ehrfürchtsvoll ausweichenden Schwarm — Hebbel hinten nach, „wie die Zolle dem

stolzen Jagdschiff". An der Thür zum Gemache des Königs stellte er ihn dem Adjutanten du jour vor, der seinen Namen aufschrieb. Weil Hebbel ein Fremder war, so kam an ihn gleich nach den Generälen die Reihe. Er wunderte sich über sein Herz, das oft so unruhig schlug, wenn er Julius Campe um ein Darlehen anzusprechen sollte, und das jetzt so gleichmäßig Tact hielt. Der Adjutant winkte ihm, er war im Cabinet des Monarchen. Der König stand in der Mitte eines unscheinbaren kleinen Zimmers, er trug Uniform und Degen. Sein Gesicht fand Hebbel, en face gesehen, etwas verschwommen, wogegen es im Profil betrachtet, imponirende Züge wies. Der König trat auf ihn, den an der Thür stehen Gebliebenen, zu und fragte nach seinem Namen. Sie haben mir Ihre Werke gesandt. — Ich war so frei, Euerer Majestät meine ersten Dichtungen vorlegen zu lassen. — Es ist mir sehr angenehm gewesen, dieselben kennen zu lernen. Hierauf schwieg der König und sah ihn erwartungsvoll an. — Ich bin allerdings nicht ohne Pläne und Wünsche nach Kopenhagen gekommen. — Und diese bestehen in — —. Nur unter Einer Bedingung kann ich sie aussprechen, nur dann, wenn die dichterischen Arbeiten, die ich Euerer Majestät vorlegen ließ, auf Euerer Majestät einen anderen als den gewöhnlichen Eindruck gemacht haben, denn wäre dies nicht der Fall, so würde ich den Hunderten und aber Hunderten, die sich zum Throne drängen, nur noch eine Null hinzufügen und das möcht' ich nicht, denn dazu bin ich, wenn nicht zu stolz, so doch zu klug. Ohne Zweifel haben Euerer Majestät noch nicht Muße gefunden, meine Sachen anzusehen. — Wenn ich sie noch nicht ganz gelesen habe, so kann ich es ja noch thun. — Diese Antwort nahm Hebbel wahr, um zu prüfen, ob seine Schriften oder seine Persönlichkeit ein wirkliches Interesse bei ihm erregt hätten. Durch Wienbarg war Hebbeln bekannt, daß der König von Gardthausen sich habe vorlesen lassen. Er erwiederte daher:

Mein nächster Wunsch ist, Ew. Majestät meine Judith vorlesen zu dürfen. — Ich kann sie ja auch allein lesen. — Hebbel wußte genug, wie er meinte, und verbeugte sich. — Worin bestehen denn Ihre Wünsche? — Ew. Majestät haben für Kunst und Wissenschaft Manches gethan, die dänische Regierung hat sich dadurch überhaupt immer ausgezeichnet und einige Ihrer Vorhaben haben sich namentlich in der deutschen Literatur ein höchst ruhmwürdiges Andenken gestiftet. — Ja, aber nennen Sie mir die Richtung Ihrer Pläne und Wünsche. — Als ich aus Deutschland abreiste, hörte ich, daß in Kiel der Lehrstuhl der Aesthetik und deutschen Literatur wieder besetzt werden sollte; zu dieser Professur würde ich mich befähigt fühlen. — Das ist noch sehr ungewiß. — So hörte ich bereits, auch vernahm ich, daß Euere Majestät für den Fall der Wiederbesetzung schon bestimmte Absichten hätten; da will es sich denn geziemen, daß ich zurücktrete. Dagegen möchte ich bei Euerer Majestät die Erlaubniß nachsuchen, in Kiel als Privatdocent lesen zu dürfen. — Bedarf es dazu meiner Erlaubniß? — In meinem Falle allerdings. Ich habe erstlich nur im Auslande studiert und in Anlaß ganz besonderer Verhältnisse die Landesuniversität nicht besucht. — Ist das denn gesetzlich vorgeschrieben? — Ja. — Das wird aber nicht viel bedeuten. — Wenn Euere Majestät es sagen, so bedeutet es gar nichts mehr. Aber noch Eins. Ich bin in Kiel nicht examinirt. — So können Sie sich ja nur examiniren lassen. — Das ist, wenn man die Universität vier Jahre hinter sich hat, immer eine schwierige Sache und bei meinem exclusiven Studien- und Lebensgange so gut wie unmöglich. — Wenn die Gesetze es aber verlangen. — Euere Majestät wissen ohne Zweifel, wie es in den Examen hergeht. Man mag mich mit Schimpf und Schande vom akademischen Lehrstuhl wieder verjagen, wenn ich nicht in einer Frist von ein bis zwei Jahren durch ein wissenschaftliches Werk

vor dem öffentlichen Forum meine Competenz, die Aesthetik vorzutragen, und meine Befähigung, sie zu erweitern, darlege. Ich habe der Wissenschaft einige neue Begriffe zu vindiciren und es sei mir erlaubt, dies zu sagen; ich bin aber nicht im Stande, ein mikrologisches Examen zu bestehen und werde mich dem nicht aussetzen. — Warum sollte die Universität Ihnen ein solches Examen nicht erlassen? Ich begreife, daß Ihnen ein Studentexamen zuwider sein muß. Disputiren Sie! Eine Disputa — — . Hebbel unterbrach den König mit der Bemerkung, daß eine Disputation viel Geld koste und daß er nicht der Mann sei, der viel Geld habe. — Wenden Sie sich an die Herren von der Kanzlei! antwortete der König, reichen Sie ein Gesuch ein! Dann fuhr er, ohne Uebergang also fort: Ihre Judith kann aber nicht gespielt werden. Ich habe mit dem Theaterdirector darüber gesprochen. Es geht nicht an. — Ich bitte Ew. Majestät um Vergebung, aber dieser Ausspruch ist längst durch die That widerlegt worden, die Judith wurde in Berlin und in Hamburg gespielt. — Es stehen aber doch gräuliche Sachen darin. — Ew. Majestät meinen, es stehen starke, ungewöhnliche Dinge darin, solche, die man im conventionellen Sinn indecente nennt. — Ja, ja! — Die sind bei der Aufführung weggeblieben. — Sehen Sie, die sind weggeblieben, das konnte ich als Leser aber nicht wissen. — Freilich nicht. — Es ist überhaupt wohl Zweierlei, ein Stück zum Lesen und ein Stück zum Spielen zu schreiben. — Eigentlich nicht, aber so wie die Zeiten sind, allerdings. — Eine Pause entstand, und um der bekannten Handbewegung zuvor zu kommen, verbeugte sich Hebbel und ging.

Nie noch in seinem Leben, sagte unser Freund, sei er so völlig Herr seiner selbst, so ganz Reflexion gewesen, wie bei dieser Unterredung, welche der Evangelist Lucas nicht treuer hätte wiedergeben können, als es durch ihn geschah. Er schrieb diese

Ruhe dem Umstande zu, daß er das Spiel von vornherein verloren gegeben habe. „Dem König“, so meinte er, „fiel mein Benehmen auf, ich sah es, ob es aber angenehm oder unangenehm auf ihn wirkte, wüßte ich nicht zu sagen. Jedenfalls ist es besser, ein eckiges Etwas gewesen zu sein, als ein rundes Nichts“.

Christian der Achte, der nun zeitweilig Hebbels Schicksal vorstellte, war immerhin der Mann darnach, um zwischen Gesichtern und Farben unterscheiden zu können. In beständigem Umgange mit vorzüglichen Männern aus allen Lebenssphären gebildet und erzogen, auf ausgedehnten längeren Reisen den verschiedenartigen Sitten und Formen der Welt näher gebracht und mit aufgeweckten Sinnen ausgestattet, welche seinen regen Antheil an den geistigen Vorgängen unterstützten, Zeuge wie Pfleger der fruchtbaren Ansätze und Entwicklungen der Kunst und Wissenschaft in Dänemark, fiel es ihm durchaus nicht schwer, die Schriftzüge einer ausgeprägten Individualität zu lesen, wenn er gleich kein genialer Fürst war, dem der Blick in das Innerste der Menschen und Dinge erschlossen ist. Er hatte aber auch nichts vom Dilettantismus, der gerade unter den kunstsinigen Königen so viel Beliebtheit erlangt hat, sondern ihn erfüllte und veredelte ein rechtschaffener Eifer für die werthvollsten Güter des Daseins. Dies merkte man schon dem Kronprinzen an, welchem der richtige Ton und Tact des Wesens und Ausdrucks nachgerühmt wurde. Er beobachtete gut, was um ihn herum geschah, er hörte gerne zu, wenn Andere sprachen, das Schöne rührte ihn und für das Heitere war er von Herzen empfänglich. Als er zur Regentschaft kam, in bereits reifem Alter, da strafte er diejenigen Lügen, welche seine wissenschaftlichen und ästhetischen Neigungen als Vorboten eitlen Lebensgenusses bezeichnet hatten. Jeglichem Zweige der Verwaltung schenkte er ernste Aufmerksamkeit und ging mit Sachkenntniß selbst in die Einzelheiten der politischen

und administrativen Fragen ein. Freilich, wenn wir die Farben zu seinem Bilde von der Palette der Erbitterung hernehmen, welche gegen ihn in den Herzogthümern waltete, so werden wir ihm die Vorwürfe der Verschlagenheit und der Doppelzüngigkeit nicht ersparen können. Er war eben der Erbe des unseligen und unlösbaren Conflicts zwischen der dänischen Krone und Schleswig-Holstein; ja er war von dem Genius der Völkergeschichte dazu ausersehen, den bis zum Aeußersten geschärften Conflict, gewaltsam biegend oder brechend beendigen zu sollen. Während mit Thorwaldsen die milden Rüste des classischen Alterthums in seine nordische Heimath gleichsam herüber kamen und während sein eigener Ruhm die Thronbesteigung des Königs am schönsten verherrlichte, während der sanfte Dichter des Madrin die letzten Sabseligkeiten seiner Poesie vor dem Monarchen, der ihm von Jugend an zugethan war, ausbreitete, und Dersted die jüngsten Ergebnisse seiner Forschung dem seit jeher ihm gewogenen Fürsten als Weihegeschenk darbrachte, zu der nämlichen Zeit widerhallten die Landstuben in den Herzogthümern von den Rufen des Unwillens, den Protesten des Zorns über die Ungerechtigkeiten und Willkürlichkeiten, welche aus der deutschen Kanzlei in Kopenhagen gegen die Stammesehre und das Unabhängigkeitsgefühl der Niedersachsen gerichtet waren. Flüche durchschwirrten die Marschen, Moore, Wald- und Küstengegenden zwischen der Nord- und Ostsee, Verwünschungen auf das Haupt eines Königs, dem ein wohlwollender Sinn und ein weiches Gemüth nicht abzustreiten waren. Hebbel selbst erblickte in dieser verhängnißvollen Stellung Christians des Achten einen tragischen Zug, der ihm ein allgemein menschliches Interesse für den König einflößte. Daß auch die Stellung des holstein'schen Dichters, der im Kopenhagener Königsschlosse dazumal um eine Gnade bat, einen tragischen Anflug hatte, dies fügen wir schmerzlich bewegt hinzu.

Denn als er sich, von der Noth des Lebens dazu getrieben, um die Gunst des Kronenträgers und der Höflinge Dänemarks bewarb, da gab es keinen Schimpf und Unglimpf, der nicht in Schleswig-Holstein gegen die Grafen Carl Moltke und Heinrich Reventlow-Criminil geschleudert ward, die schleswig-holstein'schen Edelleute, welche sich der dynastischen Hofpartei angeschlossen hatten. Dem Rescript über die Einführung dänischer Gerichtssprache in den Landestheilen, wo dänische Kirchen- und Schulsprache herrschte, war bald darnach die schnöde Armeeverordnung gefolgt; den aus Eingebornen bestehenden Regimentern wurden mit ihren alten Namen zugleich ihre ruhmvollen Fahnen mit den eingestickten Länderwappen entrissen und der verhaßte Danebrog an ihre Stelle gesetzt. Auch die Civilbeamten im Lande mußten jetzt die roth-weiße dänische Cocarde anlegen, ja sogar dänische Kupfermünze versuchte man einzuführen, was jedoch an dem einmüthigen Widerstande der Bevölkerung scheiterte, wobei der wackere Tiedemann am kräftigsten wirkte. In ihrer Bedrängniß führten die Schleswig-Holsteiner den satyrisch-prächtigen Gedanken aus, dänisches Kupfergeld zu sammeln und es zum Einschmelzen für das Hermannsdenkmal zu verwenden. Gleichwohl war Christian der Achte so wenig ein harter Unterdrücker als Friedrich Sebbel ein Renegat gewesen ist.

Weder der Mensch, noch der Dichter fühlte durch den Gegensatz seiner Nationalität zu den Zwecken, die er in Kopenhagen verfolgte, sich irgendwie in seinem politischen Gewissen beunruhigt; ich zweifle sogar, daß er das Schneidende dieses Gegensatzes auch nur reflectirend sich klar gemacht habe. Für's Erste verbündete sich mit seinen Bemühungen um einen festen Haltepunkt im Leben ein ganz und gar naiver Zug, welcher ihn anlehrete, zu ergreifen, was ihn möglicher Weise aus seinen verworrenen Verhältnissen befreien konnte. Er hatte für Elise

und für seinen Knaben zu sorgen. Fünf Kinder sind auch ein Programm! sagte einmal der edle Heinrich Simon. Alsdann berührten ihn die politischen Angelegenheiten nicht anders als obenhin, und das Geschrei der zeitdienerischen Literaten, das er vernommen, klang ihm noch widerwärtig genug im Ohr, so daß er die Bedeutung jener Angelegenheiten unter dem Mißbrauch, den er mit ihnen getrieben sah, auf Momente völlig vergaß. Endlich war seine schleswig-holstein'sche Abkunft halb und halb ein Begriff für ihn geworden, weil Hebbel, durch das Zusammenwirken der Umstände längst ein entwürdigtes Landeskind vorstellte, das nicht erst auf die Dänen zu zeigen brauchte, wenn es seiner Wundenmale gedachte. „Meine Jugend war eine Hölle!“, wir erinnern uns noch dieses Worts, das er ausstieß, und wahrlich es ist ihm nicht als Schuld anzurechnen, daß er nicht in Mitleidenschaft aufflammete, als die Heimath, wo er selber rechtlos geseufzt hat, die Rechte Aller vertheidigte.

Im Uebrigen war es ein seltsames Zusammentreffen von Widersprüchen, woran wir zwar in der Geschichte dieses Menschenlebens schon gewohnt sind, daß Hebbel bald nach seiner Ankunft in Kopenhagen im Hinblick auf die Unsicherheit der nächsten Zukunft den Gedanken an den ditmarsischen Stoff wieder aufnahm, den er, wie wir uns entsinnen, zuerst romanzenhaft, dann dramatisch zu formen versucht hat. Der Wunsch, die Zustände des alten Ditmarschens dichterisch zu gestalten und seine persönlichen Eindrücke in das Gemälde zu verweben, war ihm zuletzt in Hamburg abermals nahe getreten und er dachte nun an einen ditmarsischen Roman. Da Campe ein solches Buch wünschte, so theilte ihm Hebbel seine Bereitwilligkeit mit, dasselbe zu schreiben, bedang sich aber ein Jahr dazu aus und vierzig Louisd'ors Honorar, wovon er gleich die Hälfte als Vorschuß erhalten müsse. Der frühere Vorschuß solle auf die künftigen Dramen berechnet

werden: Wenn er etwas beim König erreichte, so sagte er sich, dann bleibe der Roman ungeschrieben, schon der Rücksichten wegen, die er in diesem Falle auf seinen Mäcen zu nehmen hätte und bei einem Werke, welches ihm ja keineswegs ein inneres Bedürfniß befriedigen solle, sehr gerne nehmen würde.

Stärker als früher neigte er sich jetzt Elisen zu, leidenschaftlich innig, zärtlich, ich möchte sagen in voller Liebe, wenn nicht in den betreffenden Briefstellen ein leises Selbststacheln, der Athem überhitzter Empfindung fühlbar wäre. Mit ihr nur will er das Glück genießen, wenn ihm ein solches noch vergönnt sei, unter einer anderen Bedingung geboten verlangt er das Geschenk desselben nicht. Keinen Augenblick würde er zögern, sein Gefühl durch die That zu bekräftigen, hätte er nur erst das Fundament einer Existenz! Er nennt die Pflichten eingebildet, die er gegen die Kunst zu haben glaubte, welche er sogar ein hohles Abstractum schilt, das seines Schweißes am Ende gar nicht werth sei; wogegen er die Pflichten gegen Elise und seinen Sohn als wirkliche und wesentliche bezeichnet. „O Poesie, welch ein Moloch bist du! Du nimmst die Deinigen in glühende Arme und hast keinen Tropfen der Erquickung für sie!“ Elisens letzter Brief sei voll von stammelnder Poesie, so daß Hebbel einer tiefen Dichterseele in's Auge zu schauen wähnte, die nur darum nicht singe, weil sie ihr Innerstes durch Blicke ausdrücken könne. Auch ihre Träume wären dichterisch — brauchte er ja den einen, wie sie wisse, ganz einfach in die Judith hinein zu setzen — denn jeder sei in sich abgeschlossen und bringe seinen goldenen Rahmen gleich mit. Ob er sie glücklich machen werde, das wisse er nicht, dies aber wisse er, daß ihm im Pantheon der Geister ein Denkmal sicher sei, und darauf solle wenig von ihm, aber von dem Wesen viel zu lesen sein, das er nicht hlos am innigsten geliebt, sondern auch am meisten verehrt habe. Ergießungen dieser Art

sind in den Kopenhagener Briefen an Elise keine Seltenheit. Sie bilden aber dennoch keinen unbegreiflichen Contrast zu den grausam vernünftigen Auseinandersetzungen, welche wir aus der Münchener Zeit her kennen. Zwei verschiedene Felder eines und desselben Würfels.

Mehr als ein Mal war er mit sich zu Rathe gegangen, ob er nicht seinen Koffer packen und nach Hamburg zurückkehren solle, nur um nicht die mitgenommene Barschaft in einem abgesonderten Haushalt aufbrauchen zu müssen; aber immer wieder behaupteten die verständigen Einwendungen die Oberhand. An Sparsamkeit ließ er es nicht fehlen. Aber eine Ausschreitung in der Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse wäre ihm sicherlich von größerem Vortheile gewesen. Er aß nur drei, vier Male in der Woche ordentlich zu Mittag, sonst behalf er sich, wie in München, mit Brot, das er selber einkaufte, und wozu er Kaffee trank. Hin und wieder genoß er wohl auch einen Apfel oder eine Birne, weil die Früchte wohlfeil waren. Am Morgen ward das Zimmer ein wenig geheizt, und zwar nur des Morgens, da die Feuerung zu den hier kostspieligen Artikeln gehörte. Den Vormittag brachte er in der Regel auf seinem Zimmer zu, mit Hegels Aesthetik beschäftigt. Dann ging er gewöhnlich auf die große königliche Bibliothek im Schlosse Christiansburg, seiner Wohnung nahe. Hier, im wohlgeheizten Lesezimmer studierte er bis zwei Uhr fleißig und mit dem lebhaftesten Interesse die theologischen Streitschriften von David Strauß und Bruno Bauer. Während der Dämmerung machte er gerne einen Spaziergang in der Stadt und die ersten Abendstunden hielt er sich im Athenäum auf, einem reichdotirten Lesevereine, wo er die neuesten literarischen Erzeugnisse und eine stattliche Anzahl Zeitungen vorfand. Die mit diesem Besuche verknüpfte Geldausgabe durfte er sich schon erlauben, weil er hier behagliche Wärme hatte, die nicht um das

Dreifache des Betrages in seinem Zimmer zu gewinnen war. Er fror ohnehin zur Genüge, wenn er heimgekommen, nicht sofort unter die Decke schlüpfte, sondern wenn er am Tische las oder schrieb. Die seinen Trübsinn nährenden Einsamkeit der ersten Kopenhagener Wochen hatte in dem Bittstellerverkehr, den er mit Conferenzzräthen und Excellenzen unterhielt, nicht nur kein entsprechendes Gegengewicht: dieser Verkehr bildete vielmehr die Folie, von der sich sein trauriger Umgang mit sich selbst noch als wünschenswerth abhob. Als unser Freund eines Tages, visitenmäßig gekleidet von einem seiner „Gönner“ kam, da erinnerte er sich der wiederholten Aufforderung Dankwärts, Dehenschläger zu besuchen, und klopfte an dessen Thür. Er pries nachher den Himmel, es gethan zu haben, so wohlthuend und erfrischend war der empfangene Eindruck.

Dehenschläger wohnte nicht weit vom Christiansburger Schloß, und lebte, seit einem Jahre Witwer, in Gemeinschaft mit seinen zwei Söhnen, welche beide Hofjunker und candidati juris waren, à la garçon vor sich weg. Hebbel wurde von einer dänischen Magd in das Besuchszimmer eingeführt und besah sich dort Dehenschlägers Porträt, welches, nach seinen Worten ein Gesicht vorstellte, worin Behaglichkeit und Begeisterung sich wie ein Paar friedfertige Schwestern getheilt hatten. Bald erschien er selbst, ein trotz seines Alters jugendlicher, freundlich blickender Mann, etwas corpulent, aber nicht auf eine fatale, sondern auf eine Vertrauen einflößende Weise. Hebbels Name schien ihm entfallen, seine schriftstellerische Thätigkeit unbekannt zu sein. An den halb knabenhaften Brief, den der Kirchspielschreiber vor nun zehn Jahren aus Wesselburn an ihn gerichtet hatte, mahnte ihn Hebbel einstweilen nicht. Er verließ sich auf sich selbst und erinnerte ihn erst, nachdem er ihn sichtlich für seine Persönlichkeit eingenommen und für manche Idee, die er anregte, seinen Beifall

gewonnen hatte, an die vor einem Decennium statt gehabte kleine Correspondenz. Dehlenschläger war über die Maßen offen, so daß Hebbel darüber erstaunte, aber zugleich innig davon gerührt wurde. „Ich liebe die Deutschen“, fing Dehlenschläger an, „ich ehre und schätze Deutschland, seine Kunst und Wissenschaft, aber Deutschland benimmt sich nicht gut, nicht schwesterlich gegen Scandinavien. Auch Scandinavien, auch der Norden hat seine Poesie, seine Religion, seine bedeutende Natur. Wir schöpfen aus einer gemeinschaftlichen älteren Quelle, wir sollten Hand in Hand gehen, einander nicht verschmähen und zurückstoßen. Wir Dänen lernen eifrig deutsch, wo wäre der Deutsche, der dänisch lernte? Und dies will ich noch nicht tadeln, denn unsere Sprache hat Werth und Gehalt, aber sie ist die Sprache eines nur kleinen Landes. Aber warum so vornehm gegen unsere Literatur? Warum nimmt die neuere deutsche Kritik gar keine Notiz von uns? Da sind Gervinus und Mundt, sie führen Jeden auf, mich ignoriren sie, und wenn sie etwas von mir wissen, so erinnern sie sich, daß ich den Correggio geschrieben, meine nordischen Gedichte kennt Keiner. Nun freilich, habe ich etwas gemacht, so muß es in und durch sich selbst bestehen, taugt es nichts, so will ich nicht, daß es durch Recensionen aufrecht erhalten werde, doch wenn man so ganz ignorirt wird, so findet man zuletzt keinen Verleger mehr und muß aufhören, und das ist denn doch die Schuld der Kritik!“

— Hebbel gestand, daß er den Mann liebte, nachdem er dies gesprochen hatte, denn wiewohl auch etwas Eitelkeit durchblickte, so sei dies doch durch ein Gemüth, welches sich gegen ihn, den Fremden, so arglos und ohne Vorbehalt über so höchst delicate Punkte ausließ, in seinen Augen hundert- und tausendfältig aufgewogen. Er sagte ihm darauf: „Lieber Statsrath, etwas Anderes ist die Tageskritik, etwas Anderes ist die Stimme der Nation. Gervinus ist ein grundgelehrter Mann, aber man verliert seine

gesunden Augen bekanntlich öfter über Folianten, als man sie findet, und wer den Rhythmus der Grazien ergründen will, der muß mit ihnen getanzt haben. Von der jüngeren Kritik erwarte ich Gutes und jedenfalls Besseres, als sie bisher gebracht hat, aber sie ist noch nicht fertig, im Uebrigen werden die Raketen den Sternen nie schaden, wenn sie auch heller leuchten und dazu puffen und knallen; um sich ganz sicher zu fühlen, braucht man bloß — Stern zu sein“. So allgemein dies gesprochen und so wenig persönliche Beziehung es auf Dehlenschläger haben sollte, es gefiel ihm sehr und er sagte: Sie haben Recht. Er erzählte, daß er in Kopenhagen sein eigener Verleger sei und sich gut dabei stehe; dann ging er über sein Verhältniß zu dem deutschen Verleger Max in Breslau in die allergenauesten Details ein, so daß er, wenn ihn Hebbel gefragt hätte, ihm sicherlich bei Heller und Pfennig sein Honorar vorgerechnet haben würde. Solche Züge, meinte Hebbel, mögen sie dem Weltmanne immerhin zum Gelächter dienen, dürfen den Dichter rühren und das Herz ihm aufschließen. Er fragte ihn, ob er im letzten Sommer Umland in Kopenhagen gesehen habe. Ja und Nein, so lautete die Antwort Dehlenschlägers. Er habe ihn von Kind auf gekannt und ihn hier auf's Herzlichste aufgenommen, aber Umland sei verschwunden, wie er gekommen, Meer und Land, der ganze Norden scheine für ihn nicht so viel Reiz gehabt zu haben, wie eine kahle Bücher- notiz; diese eingepackt, sei er wieder davon gegangen. Dehlenschläger schien verlezt, nicht als Poet, sondern als Däne, und Hebbel konnte ihm nicht unrecht geben. An einem Stockgelehrten, meinte Dehlenschläger, könne er dies begreifen, aber nicht an einem Dichter. Hebbel führte Uhlands weltbekanntes menschen- scheues, gedrücktes Wesen zu seiner Rechtfertigung an. Dehlenschläger erwiederte: es gebe eine doppelte Befangenheit; die eine bedürfe keiner Entschuldigung, die weiche aber auch von selbst,

die andere entspringe aus zurückhaltendem Stolz, und er habe mehr Merkmale von dieser als von jener an Uhland bemerkt. — Sie kamen nun auf Tieck, auf dessen neueste Productionen, auf dessen Stellung zur Nation und zur Literatur. Hebbel sagte: „Sie sind sein Freund, ich weiß das, aber ich muß Ihnen aufrichtig bekennen, daß ich seit meiner kritischen Mündigkeit in diesem Schriftsteller noch immer viel Talent, aber auch keine Spur von Charakter finde, und daß ich den Charakter nicht allein im allgemeinen, sondern seit der Vittoria auch im speciell dichterischen Sinne vermissen“. Dehlenschläger setzte ihm hierauf sein Verhältniß zur romantischen Schule auseinander. „Steffens“, sagte er, „kam nach Kopenhagen und machte mich mit den Bestrebungen der Gebrüder Schlegel und Tiecks bekannt, die Richtung war mir neu, also gefiel sie mir sehr, ich war noch jung, hatte viel geträumt und wenig gelernt, kein Wunder, daß ich mich ohne Umstände in die Romantik hinein begab. In Deutschland lernte ich später die Schlegel und Tieck kennen, da ergaben sich denn bald Abweichungen und Mißverständnisse; ich liebte den Heiland auch, aber noch Manches außer ihm, auch ward ich mit Goethe bekannt, welcher der neuen Schule abhold war. — Die Schlegel unterschieden sich darin von einander, daß August Wilhelm immer sagte: mein Bruder und ich; Friedrich dagegen: ich und mein Bruder!“ Steffens sei geistreich, aber nicht tief und keineswegs so gelehrt, wie es scheine, auch sei er zerstreut und vergäße Alles. So — fuhr Dehlenschläger fort — spricht er in seinen Memoiren von meinen schwarzen Augen, da ich doch, wie Sie als Unparteiischer gestehen müssen, blaue habe, und wie diese, so sind die meisten seiner Notizen beschaffen. Auch auf Hegel kam das Gespräch und Hebbel berührte dessen Aesthetik, die er eben las. „Ich habe sie nicht gelesen“, sagte Dehlenschläger, „aber ich habe mich mit ihm selbst einmal eine Stunde lang über Goethes Götz

gestritten. Ich behauptete nämlich, dies sei ein bedeutendes dramatisches Werk und der Philosoph wollte es nicht zugeben". Dehenschläger konnte sich überhaupt mit der Philosophie der Kunst nicht befreunden. Der Philosoph möge immerhin in seinem Compendium auch über die Kunst eine Seite voll schreiben, nur solle er den Künstler ungeschoren lassen. Hebbel bemerkte, das Schlimmste an der Philosophie sei dieses, daß sie, die Allesumfasserin, in einen argen Widerspruch mit sich selbst gerieth, indem sie, welche keiner Disciplin ein Urtheil über sich gestatte, sich selbst doch ein solches über jede erlaube und so ihrem innersten Grundsatz des Selbst-Erfahrens und Selbst-Erlebens entgegen handle. Was Hegels Aesthetik beträfe, so habe er sie in allem Einzelnen geistreich gefunden, in der Hauptsache aber trivial, wenn auch nicht trivial im gewöhnlichen Sinne.

Dies waren die wesentlichen Momente des Gesprächs. Zwischen durch recitirte Dehenschläger Gedichte von sich, übersetzte aus dem alten dänischen Dichter Ewald eine Ode, holte seinen Baldur, den er Hebbel mitgab u. s. w. Auch einige Aeußerungen seines Selbstgefühls fielen vor. So erzählte Dehenschläger, als er in Italien seinen Correggio zum ersten Male vorlas, da habe bei einer Hauptscene Jemand ausgerufen: Das ist hübsch! Thorwaldsen aber sei aufgestanden und habe gesagt: Nein, das ist groß! Als Hebbel ging, da sagte er zu dem trefflichen Manne: Ich war erst zweifelhaft, ob ich Sie besuchen solle oder nicht; um das bloße Sich-sehen und -begrüßen ist mir nicht mehr zu thun und den Unterschied von Alt und Jung respective ich auf meinem Standpunkte sehr wenig, sondern nur das Verhältniß von Geist zu Geist. Jetzt, da ich Sie kenne, freut es mich jedoch sehr, Sie kennen gelernt zu haben, Sie sind selbst jung geblieben, die Jugend darf sich jung bei Ihnen fühlen! Und doch, versetzte Dehenschläger, bin ich dreiundsechzig Jahre! Darauf

muß ich Sie noch einmal genau ansehen, sagte Hebbel, trat zurück und musterte ihn vom Scheitel bis zur Sohle. In der That, er sah wie ein Fünfziger aus, sein Auge war Feuer und Flamme, kaum die Spitzen seiner Haare waren ergraut. Dringend bat ihn Dehlenschläger um die *Genoveva*, auf die er zuletzt noch die Rede gelenkt hatte. Ich will sie Ihnen schicken, erwiederte Hebbel. Nein, nein, rief Dehlenschläger, Sie müssen mir sie bringen. Wissen Sie was? Essen Sie Freitag bei mir, ich lebe freilich mit meinen beiden Söhnen ganz studentikos, aber ein paar Gerichte werden Sie finden. Je seltener es ist, daß ein so geistreicher Mann, wie Sie sind, zu uns Dänen herüber kommt, um so fester müssen wir ihn halten.

Tief ist er nicht, sagte sich Hebbel, aber empfänglich, keine gewaltige, aber eine schöne, kraftvoll in sich abgerundete Natur. Was ihm zum großen Dichter fehle, das habe ihm vielleicht geholfen, einen ganzen Menschen aus sich zu machen. Liebenswertig sei ein solcher Charakter jedenfalls und höchst respectabel dabei, dieses um so mehr, als er eitel sei und dennoch von der Eitelkeit sich nicht verleiten lasse, auf Stelzen zu gehen. Gibt es doch Kerle, meinte unser Freund, die keine Dehlenschläger sind und, wenn man sie zum ersten Male sieht, sich gebärden, als ob sie das Abendmahl austheilen sollten. Hebbel besuchte von nun an Dehlenschläger öfters und aß jeden Freitag in der Woche bei ihm zu Mittag. Derselbe hatte inzwischen *Genoveva* gelesen, an der er Manches lobte und Vieles tadelte. Das Lob galt dem Talente Hebbels, der Tadel seinem Stück. Ich sage zu Ihnen, wie Goethe zu mir, begann er: Sie sind ein Dichter. Dann erging sich Dehlenschläger in Erörterungen über das genannte Drama. Hebbel sei zu grausam und auch zu viel Metaphysik finde sich hier vor. Dehlenschläger erkannte Alles, was ihm beim einmaligen Lesen klar geworden und was ihn seiner eigenen Gemüths- und

Geistesrichtung nach nicht abstieß, mit Freuden an und suchte gerecht zu sein gegen das Uebrige. Hebbel dankte ihm für sein offenes Urtheil, da er die Biederkeit und Aufrichtigkeit desselben zu schätzen verstand und wohl wußte, wie leicht es wäre, seine wirkliche Meinung hinter allgemeinen Phrasen zu verbergen. Auch hütete er sich, irgend etwas zu bestreiten, denn zur Vereinigung hätten sie doch nicht kommen können und den Schein der Empfindlichkeit wollte Hebbel um so weniger auf sich laden, als er eine solche auch nicht im Entfernten verspürte. Nach Tische aber erlaubte er sich einen nach meiner Empfindung nicht geziemenden Poetenscherz, den er bei der Pietät, die seiner Natur eigen war, sich späterhin weder selbst gestattet, noch von einem andern ruhig hingenommen hätte. Dehenschläger bemerkte nämlich, daß die jüngeren deutschen Dichter dem Gemüthe nicht genug Spielraum gönnen; so z. B. Sie, sagte er, haben gewiß ein eben so tiefes Gemüth, als eine hohe Dichterkraft, und das will viel sagen, dennoch steigen Sie in ihrem Drama so tief in die Sünde hinab und verschmähen die Versöhnung. Warum thun Sie das, warum nehmen Sie sich gerade in diesem Punkt den alten Wolf (Goethe) nicht zum Vorbild? Nun fing er an, Lieder und Balladen Goethes zu recitiren. — „Auch diesen Zug“, meinte Hebbel, indem er die Scene brieflich schilderte, „diese unwandelbare Treue und Anhänglichkeit an Goethe, der sich in dem Briefwechsel mit Zelter doch so lieblos über Dehenschläger geäußert hat, finde ich äußerst schön und würdig, und schon deswegen hörte ich die Lieder, obgleich ich sie selbst auswendig weiß, gerne an“. Als Dehenschläger inne hielt, da fragte ihn Hebbel: ob er denn auch die drei Abschiedsgedichte Goethes kenne, welche aus dem Liederbuche der Sessenheimer Friederike erst kürzlich herausgegeben worden? Dehenschläger verneinte es. So hören Sie, versetzte Hebbel, und trug seine eigenen zwei Scheidelieder vor. Dehenschläger

sind in den Kopenhagener Briefen an Elise keine Seltenheit. Sie bilden aber dennoch keinen unbegreiflichen Contrast zu den grausam vernünftigen Auseinandersetzungen, welche wir aus der Münchener Zeit her kennen. Zwei verschiedene Felder eines und desselben Würfels.

Mehr als ein Mal war er mit sich zu Rathe gegangen, ob er nicht seinen Koffer packen und nach Hamburg zurückkehren solle, nur um nicht die mitgenommene Barschaft in einem abgeforderten Haushalt aufbrauchen zu müssen; aber immer wieder behaupteten die verständigen Einwendungen die Oberhand. An Sparsamkeit ließ er es nicht fehlen. Aber eine Ausschreitung in der Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse wäre ihm sicherlich von größerem Vortheile gewesen. Er aß nur drei, vier Male in der Woche ordentlich zu Mittag, sonst behalf er sich, wie in München, mit Brot, das er selber einkaufte, und wozu er Kaffee trank. Hin und wieder genoß er wohl auch einen Apfel oder eine Birne, weil die Früchte wohlfeil waren. Am Morgen ward das Zimmer ein wenig geheizt, und zwar nur des Morgens, da die Feuerung zu den hier kostspieligen Artikeln gehörte. Den Vormittag brachte er in der Regel auf seinem Zimmer zu, mit Hegels Aesthetik beschäftigt. Dann ging er gewöhnlich auf die große königliche Bibliothek im Schlosse Christiansburg, seiner Wohnung nahe. Hier, im wohlgeheizten Lesezimmer studierte er bis zwei Uhr fleißig und mit dem lebhaftesten Interesse die theologischen Streitschriften von David Strauß und Bruno Bauer. Während der Dämmerung machte er gerne einen Spaziergang in der Stadt und die ersten Abendstunden hielt er sich im Athenäum auf, einem reichdotirten Lesevereine, wo er die neuesten literarischen Erzeugnisse und eine stattliche Anzahl Zeitungen vorfand. Die mit diesem Besuche verknüpfte Gelddausgabe durfte er sich schon erlauben, weil er hier behagliche Wärme hatte, die nicht um das

Dreifache des Betrages in seinem Zimmer zu gewinnen war. Er fror ohnehin zur Genüge, wenn er heimgekommen, nicht sofort unter die Decke schlüpfte, sondern wenn er am Tische las oder schrieb. Die seinen Trübsinn nährenden Einsamkeit der ersten Kopenhagener Wochen hatte in dem Bittstellerverkehr, den er mit Conferenzzräthen und Excellenzen unterhielt, nicht nur kein entsprechendes Gegengewicht: dieser Verkehr bildete vielmehr die Folie, von der sich sein trauriger Umgang mit sich selbst noch als wünschenswerth abhob. Als unser Freund eines Tages, visitenmäßig gekleidet von einem seiner „Gönner“ kam, da erinnerte er sich der wiederholten Aufforderung Dankwarts, Dehlesschläger zu besuchen, und klopfte an dessen Thür. Er pries nachher den Himmel, es gethan zu haben, so wohlthwend und erfrischend war der empfangene Eindruck.

Dehlesschläger wohnte nicht weit vom Christiansburger Schloß, und lebte, seit einem Jahre Witwer, in Gemeinschaft mit seinen zwei Söhnen, welche beide Hofjunker und candidati juris waren, à la garçon vor sich weg. Hebbel wurde von einer dänischen Magd in das Besuchszimmer eingeführt und besah sich dort Dehlesschlägers Porträt, welches, nach seinen Worten ein Gesicht vorstellte, worin Behaglichkeit und Begeisterung sich wie ein Paar friedfertige Schwestern getheilt hatten. Bald erschien er selbst, ein trotz seines Alters jugendlicher, freundlich blickender Mann, etwas corpulent, aber nicht auf eine fatale, sondern auf eine Vertrauen einflößende Weise. Hebbels Name schien ihm entfallen, seine schriftstellerische Thätigkeit unbekannt zu sein. An den halb knabenhaften Brief, den der Kirchspielschreiber vor nun zehn Jahren aus Wesselburn an ihn gerichtet hatte, mahnte ihn Hebbel einstweilen nicht. Er verließ sich auf sich selbst und erinnerte ihn erst, nachdem er ihn sichtlich für seine Persönlichkeit eingenommen und für manche Idee, die er anregte, seinen Beifall

sind in den Kopenhagener Briefen an Elise keine Seltenheit. Sie bilden aber dennoch keinen unbegreiflichen Contrast zu den grausam vernünftigen Auseinandersetzungen, welche wir aus der Münchener Zeit her kennen. Zwei verschiedene Felder eines und desselben Würfels.

Mehr als ein Mal war er mit sich zu Rathe gegangen, ob er nicht seinen Koffer packen und nach Hamburg zurückkehren solle, nur um nicht die mitgenommene Barschaft in einem abgesonderten Haushalt aufbrauchen zu müssen; aber immer wieder behaupteten die verständigen Einwendungen die Oberhand. An Sparsamkeit ließ er es nicht fehlen. Aber eine Ausschreitung in der Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse wäre ihm sicherlich von größerem Vortheile gewesen. Er aß nur drei, vier Male in der Woche ordentlich zu Mittag, sonst behalt er sich, wie in München, mit Brot, das er selber einkaufte, und wozu er Kaffee trank. Hin und wieder genoß er wohl auch einen Apfel oder eine Birne, weil die Früchte wohlfeil waren. Am Morgen ward das Zimmer ein wenig geheizt, und zwar nur des Morgens, da die Feuerung zu den hier kostspieligen Artikeln gehörte. Den Vormittag brachte er in der Regel auf seinem Zimmer zu, mit Hegels Aesthetik beschäftigt. Dann ging er gewöhnlich auf die große königliche Bibliothek im Schlosse Christiansburg, seiner Wohnung nahe. Hier, im wohlgeheizten Lesezimmer studierte er bis zwei Uhr fleißig und mit dem lebhaftesten Interesse die theologischen Streitschriften von David Strauß und Bruno Bauer. Während der Dämmerung machte er gerne einen Spaziergang in der Stadt und die ersten Abendstunden hielt er sich im Athenäum auf, einem reichdotirten Lesevereine, wo er die neuesten literarischen Erzeugnisse und eine stattliche Anzahl Zeitungen vorfand. Die mit diesem Besuche verknüpfte Geldausgabe durfte er sich schon erlauben, weil er hier behagliche Wärme hatte, die nicht um das

Dreifache des Betrages in seinem Zimmer zu gewinnen war. Er fror ohnehin zur Genüge, wenn er heimgekommen, nicht sofort unter die Decke schlüpfte, sondern wenn er am Tische las oder schrieb. Die seinen Trübsinn nährenden Einsamkeit der ersten Kopenhagener Wochen hatte in dem Bittstellerverkehr, den er mit Conferenzzrätthen und Excellenzen unterhielt, nicht nur kein entsprechendes Gegengewicht: dieser Verkehr bildete vielmehr die Folie, von der sich sein trauriger Umgang mit sich selbst noch als wünschenswerth abhob. Als unser Freund eines Tages, visitenmäßig gekleidet von einem seiner „Gönner“ kam, da erinnerte er sich der wiederholten Aufforderung Dankwärts, Dehleschläger zu besuchen, und klopfte an dessen Thür. Er pries nachher den Himmel, es gethan zu haben, so wohlthuend und erfrischend war der empfangene Eindruck.

Dehleschläger wohnte nicht weit vom Christiansburger Schloß, und lebte, seit einem Jahre Witwer, in Gemeinschaft mit seinen zwei Söhnen, welche beide Hofjunker und candidati juris waren, à la garçon vor sich weg. Hebbel wurde von einer dänischen Magd in das Besuchszimmer eingeführt und besah sich dort Dehleschlägers Porträt, welches, nach seinen Worten ein Gesicht vorstellte, worin Behaglichkeit und Begeisterung sich wie ein Paar friedfertige Schwestern getheilt hatten. Bald erschien er selbst, ein trotz seines Alters jugendlicher, freundlich blickender Mann, etwas corpulent, aber nicht auf eine fatale, sondern auf eine Vertrauen einflößende Weise. Hebbels Name schien ihm entfallen, seine schriftstellerische Thätigkeit unbekannt zu sein. An den halb knabenhaften Brief, den der Kirchspielschreiber vor nun zehn Jahren aus Wesselburn an ihn gerichtet hatte, mahnte ihn Hebbel einstweilen nicht. Er verließ sich auf sich selbst und erinnerte ihn erst, nachdem er ihn sichtlich für seine Persönlichkeit eingenommen und für manche Idee, die er anregte, seinen Beifall

gewonnen hatte, an die vor einem Decennium statt gehabte kleine Correspondenz. Dehlenschläger war über die Maßen offen, so daß Hebbel darüber erstaunte, aber zugleich innig davon gerührt wurde. „Ich liebe die Deutschen“, fing Dehlenschläger an, „ich ehre und schätze Deutschland, seine Kunst und Wissenschaft, aber Deutschland benimmt sich nicht gut, nicht schweesterlich gegen Scandinavien. Auch Scandinavien, auch der Norden hat seine Poesie, seine Religion, seine bedeutende Natur. Wir schöpfen aus einer gemeinschaftlichen älteren Quelle, wir sollten Hand in Hand gehen, einander nicht verschmähen und zurückstoßen. Wir Dänen lernen eifrig deutsch, wo wäre der Deutsche, der dänisch lernte? Und dies will ich noch nicht tadeln, denn unsere Sprache hat Werth und Gehalt, aber sie ist die Sprache eines nur kleinen Landes. Aber warum so vornehm gegen unsere Literatur? Warum nimmt die neuere deutsche Kritik gar keine Notiz von uns? Da sind Gervinus und Mundt, sie führen Jeden auf, mich ignoriren sie, und wenn sie etwas von mir wissen, so erinnern sie sich, daß ich den Correggio geschrieben, meine nordischen Gedichte kennt Keiner. Nun freilich, habe ich etwas gemacht, so muß es in und durch sich selbst bestehen, taugt es nichts, so will ich nicht, daß es durch Recensionen aufrecht erhalten werde, doch wenn man so ganz ignorirt wird, so findet man zuletzt keinen Verleger mehr und muß aufhören, und das ist denn doch die Schuld der Kritik!“

— Hebbel gestand, daß er den Mann liebte, nachdem er dies gesprochen hatte, denn wiewohl auch etwas Eitelkeit durchblickte, so sei dies doch durch ein Gemüth, welches sich gegen ihn, den Fremden, so arglos und ohne Vorbehalt über so höchst delicate Punkte ausließ, in seinen Augen hundert- und tausendfältig aufgewogen. Er sagte ihm darauf: „Lieber Statsrath, etwas Anderes ist die Tageskritik, etwas Anderes ist die Stimme der Nation. Gervinus ist ein grundgelehrter Mann, aber man verliert seine

gesunden Augen bekanntlich öfter über Folianten, als man sie findet, und wer den Rhythmus der Grazien ergründen will, der muß mit ihnen getanzt haben. Von der jüngeren Kritik erwarte ich Gutes und jedenfalls Besseres, als sie bisher gebracht hat, aber sie ist noch nicht fertig, im Uebrigen werden die Raketen den Sternen nie schaden, wenn sie auch heller leuchten und dazu puffen und knallen; um sich ganz sicher zu fühlen, braucht man blos — Stern zu sein". So allgemein dies gesprochen und so wenig persönliche Beziehung es auf Dehlenschläger haben sollte, es gefiel ihm sehr und er sagte: Sie haben Recht. Er erzählte, daß er in Kopenhagen sein eigener Verleger sei und sich gut dabei stehe; dann ging er über sein Verhältniß zu dem deutschen Verleger Max in Breslau in die allergenauesten Details ein, so daß er, wenn ihn Hebbel gefragt hätte, ihm sicherlich bei Heller und Pfennig sein Honorar vorgerechnet haben würde. Solche Züge, meinte Hebbel, mögen sie dem Weltmanne immerhin zum Gelächter dienen, dürfen den Dichter rühren und das Herz ihm aufschließen. Er fragte ihn, ob er im letzten Sommer Umland in Kopenhagen gesehen habe. Ja und Nein, so lautete die Antwort Dehlenschlägers. Er habe ihn von Kind auf gekannt und ihn hier auf's Herzlichste aufgenommen, aber Umland sei verschwunden, wie er gekommen, Meer und Land, der ganze Norden scheine für ihn nicht so viel Reiz gehabt zu haben, wie eine kahle Büchernotiz; diese eingepackt, sei er wieder davon gegangen. Dehlenschläger schien verlezt, nicht als Poet, sondern als Däne, und Hebbel konnte ihm nicht unrecht geben. An einem Stockgelehrten, meinte Dehlenschläger, könne er dies begreifen, aber nicht an einem Dichter. Hebbel führte Umlands weltbekanntes menschliches, gedrücktes Wesen zu seiner Rechtfertigung an. Dehlenschläger erwiderte: es gebe eine doppelte Befangenheit; die eine bedürfe keiner Entschuldigung, die weiche aber auch von selbst,

die andere entspringe aus zurückhaltendem Stolz, und er habe mehr Merkmale von dieser als von jener an Uhland bemerkt. — Sie kamen nun auf Tieck, auf dessen neueste Productionen, auf dessen Stellung zur Nation und zur Literatur. Hebbel sagte: „Sie sind sein Freund, ich weiß das, aber ich muß Ihnen aufrichtig bekennen, daß ich seit meiner kritischen Mündigkeit in diesem Schriftsteller noch immer viel Talent, aber auch keine Spur von Charakter finde, und daß ich den Charakter nicht allein im allgemeinen, sondern seit der Vittoria auch im speciell dichterischen Sinne vermisse“. Dehlenschläger setzte ihm hierauf sein Verhältniß zur romantischen Schule auseinander. „Steffens“, sagte er, „kam nach Kopenhagen und machte mich mit den Bestrebungen der Gebrüder Schlegel und Tiecks bekannt, die Richtung war mir neu, also gefiel sie mir sehr, ich war noch jung, hatte viel geträumt und wenig gelernt, kein Wunder, daß ich mich ohne Umstände in die Romantik hinein begab. In Deutschland lernte ich später die Schlegel und Tieck kennen, da ergaben sich denn bald Abweichungen und Mißverständnisse; ich liebte den Heiland auch, aber noch Manches außer ihm, auch ward ich mit Goethe bekannt, welcher der neuen Schule abhold war. — Die Schlegel unterschieden sich darin von einander, daß August Wilhelm immer sagte: mein Bruder und ich; Friedrich dagegen: ich und mein Bruder!“ Steffens sei geistreich, aber nicht tief und keineswegs so gelehrt, wie es scheine, auch sei er zerstreut und vergäße Alles. So — fuhr Dehlenschläger fort — spricht er in seinen Memoiren von meinen schwarzen Augen, da ich doch, wie Sie als Unparteiischer gestehen müssen, blaue habe, und wie diese, so sind die meisten seiner Notizen beschaffen. Auch auf Hegel kam das Gespräch und Hebbel berührte dessen Aesthetik, die er eben las. „Ich habe sie nicht gelesen“, sagte Dehlenschläger, „aber ich habe mich mit ihm selbst einmal eine Stunde lang über Goethes Götz

gestritten. Ich behauptete nämlich, dies sei ein bedeutendes dramatisches Werk und der Philosoph wollte es nicht zugeben". Dehlenschläger konnte sich überhaupt mit der Philosophie der Kunst nicht befreunden. Der Philosoph möge immerhin in seinem Compendium auch über die Kunst eine Seite voll schreiben, nur solle er den Künstler ungechoren lassen. Hebbel bemerkte, das Schlimmste an der Philosophie sei dieses, daß sie, die Allesumfasserin, in einen argen Widerspruch mit sich selbst gerieth, indem sie, welche keiner Disciplin ein Urtheil über sich gestatte, sich selbst doch ein solches über jede erlaube und so ihrem innersten Grundsatz des Selbst-Erfahrens und Selbst-Erlebens entgegen handle. Was Hegels Aesthetik beträfe, so habe er sie in allem Einzelnen geistreich gefunden, in der Hauptsache aber trivial, wenn auch nicht trivial im gewöhnlichen Sinne.

Dies waren die wesentlichen Momente des Gesprächs. Zwischen durch recitirte Dehlenschläger Gedichte von sich, übersetzte aus dem alten dänischen Dichter Ewald eine Ode, holte seinen Baldur, den er Hebbel mitgab u. s. w. Auch einige Aeußerungen seines Selbstgefühls fielen vor. So erzählte Dehlenschläger, als er in Italien seinen Correggio zum ersten Male vorlas, da habe bei einer Hauptscene Jemand ausgerufen: Das ist hübsch! Thorwaldsen aber sei aufgestanden und habe gesagt: Nein, das ist groß! Als Hebbel ging, da sagte er zu dem trefflichen Manne: Ich war erst zweifelhaft, ob ich Sie besuchen sollte oder nicht; um das bloße Sich-sehen und -begrüßen ist mir nicht mehr zu thun und den Unterschied von Alt und Jung respective ich auf meinem Standpunkte sehr wenig, sondern nur das Verhältniß von Geist zu Geist. Jetzt, da ich Sie kenne, freut es mich jedoch sehr, Sie kennen gelernt zu haben, Sie sind selbst jung geblieben, die Jugend darf sich jung bei Ihnen fühlen! Und doch, versetzte Dehlenschläger, bin ich dreiundsechzig Jahre! Darauf

muß ich Sie noch einmal genau ansehen, sagte Hebbel, trat zurück und musterte ihn vom Scheitel bis zur Sohle. In der That, er sah wie ein Fünfsziger aus, sein Auge war Feuer und Flamme, kaum die Spitzen seiner Haare waren ergraut. Dringend bat ihn Dehlenschläger um die *Genoveva*, auf die er zuletzt noch die Rede gelenkt hatte. Ich will sie Ihnen schicken, erwiederte Hebbel. Nein, nein, rief Dehlenschläger, Sie müssen mir sie bringen. Wissen Sie was? Essen Sie Freitag bei mir, ich lebe freilich mit meinen beiden Söhnen ganz studentifos, aber ein paar Gerichte werden Sie finden. Je seltener es ist, daß ein so geistreicher Mann, wie Sie sind, zu uns Dänen herüber kommt, um so fester müssen wir ihn halten.

Tief ist er nicht, sagte sich Hebbel, aber empfänglich, keine gewaltige, aber eine schöne, kraftvoll in sich abgerundete Natur. Was ihm zum großen Dichter fehle, das habe ihm vielleicht geholfen, einen ganzen Menschen aus sich zu machen. Liebenswertig sei ein solcher Charakter jedenfalls und höchst respectabel dabei, dieses um so mehr, als er eitel sei und dennoch von der Eitelkeit sich nicht verleiten lasse, auf Stelzen zu gehen. Gibt es doch Kerle, meinte unser Freund, die keine Dehlenschläger sind und, wenn man sie zum ersten Male sieht, sich gebärden, als ob sie das Abendmahl austheilen sollten. Hebbel besuchte von nun an Dehlenschläger öfters und aß jeden Freitag in der Woche bei ihm zu Mittag. Derselbe hatte inzwischen *Genoveva* gelesen, an der er Manches lobte und Vieles tadelte. Das Lob galt dem Talente Hebbels, der Tadel seinem Stück. Ich sage zu Ihnen, wie Goethe zu mir, begann er: Sie sind ein Dichter. Dann erging sich Dehlenschläger in Erörterungen über das genannte Drama. Hebbel sei zu grausam und auch zu viel Metaphysik finde sich hier vor. Dehlenschläger erkannte Alles, was ihm beim einmaligen Lesen klar geworden und was ihn seiner eigenen Gemüths- und

Geistesrichtung nach nicht abstieß, mit Freuden an und suchte gerecht zu sein gegen das Uebrige. Hebbel dankte ihm für sein offenes Urtheil, da er die Biederkeit und Aufrichtigkeit desselben zu schätzen verstand und wohl wußte, wie leicht es wäre, seine wirkliche Meinung hinter allgemeinen Phrasen zu verbergen. Auch hütete er sich, irgend etwas zu bestreiten, denn zur Vereinigung hätten sie doch nicht kommen können und den Schein der Empfindlichkeit wollte Hebbel um so weniger auf sich laden, als er eine solche auch nicht im Entfernten verspürte. Nach Tische aber erlaubte er sich einen nach meiner Empfindung nicht geziemenden Poetenschertz, den er bei der Pietät, die seiner Natur eigen war, sich späterhin weder selbst gestattet, noch von einem anderen ruhig hingenommen hätte. Dehenschläger bemerkte nämlich, daß die jüngeren deutschen Dichter dem Gemüthe nicht genug Spielraum gönnen; so z. B. Sie, sagte er, haben gewiß ein eben so tiefes Gemüth, als eine hohe Dichterkraft, und das will viel sagen, dennoch steigen Sie in ihrem Drama so tief in die Sünde hinab und verschmähen die Versöhnung. Warum thun Sie das, warum nehmen Sie sich gerade in diesem Punkt den alten Wolf (Goethe) nicht zum Vorbild? Nun fing er an, Lieder und Balladen Goethes zu recitiren. — „Auch diesen Zug“, meinte Hebbel, indem er die Scene brieflich schilderte, „diese unwandelbare Treue und Anhänglichkeit an Goethe, der sich in dem Briefwechsel mit Zelter doch so lieblos über Dehenschläger geäußert hat, finde ich äußerst schön und würdig, und schon deswegen hörte ich die Lieder, obgleich ich sie selbst auswendig weiß, gerne an“. Als Dehenschläger inne hielt, da fragte ihn Hebbel: ob er denn auch die drei Abschiedsgedichte Goethes kenne, welche aus dem Liederbuche der Sefenheimer Friederike erst kürzlich herausgegeben worden? Dehenschläger verneinte es. So hören Sie, versetzte Hebbel, und trug seine eigenen zwei Scheidelieder vor. Dehenschläger

traten die Thränen in die Augen. Nun? fragte der Täufcher, als er fertig war. Wunderschön! antwortete Dehlenschläger und sein Freund, ein alter Componist, der gleichfalls zugegen war, wiederholte das Wort. Hebbel sprach dann: Das letzte Glas. Es schien Dehlenschläger noch tiefer zu bewegen. Was sagen Sie? fragte Hebbel. — „Man findet kaum Worte“. — Aber die Lieder sind gut? — „Unvergleichlich, einzig schön!“ — Dann verzeihen Sie, bester Etatsrath, den kleinen Betrug, sie sind nicht von dem alten Wolf, sondern von einem ganz jungen Wolf, sie sind von mir! Nun wahrlich, versetzte Dehlenschläger und küßte ihn. — „Das Tyrische ist ihm verwandt“, sagte Hebbel, „und öffnet ihm die Seele auf süßere Weise, als unsere neueren zweischneidigen Dramen; wer wollte darüber mit ihm hadern. Im Uebrigen ist auch Dehlenschläger als Dichter seines Volkes keineswegs gering anzuschlagen. Um gerecht gegen ihn zu sein, muß man nicht seinen Correggio, sondern seine nordischen Dichtungen lesen. Er ist in Dänemark, was Schiller in Deutschland: ein bedeutendes Culturmoment seiner Nation“.

Die Unbefangenheit der Persönlichkeit Dehlenschlägers, die Anmuth seines Enthusiasmus, wie seiner Narzißlaunen, hat nicht nur unser Freund mit der ganzen Wärme dieses Eindrucks, wohl Jeder hat sie empfunden, der zu engerem Verkehr mit ihm zusammengetroffen ist; ja, schon beim Lesen seiner Lebenserinnerungen oder beim Anhören der Zeitgenossen, die von ihm erzählen, wirken auf uns jene Eigenschaften Dehlenschlägers wie ein angenehmes Selbsterlebniß. Nicht in dem Maße seine Dichtungen, und es zeugt abermals für Hebbels verläßliches Urtheil, daß er nicht von der naiven Dichtung Dehlenschlägers sprach, wie er von der Unbefangenheit des Menschen gesprochen hat.

Als Dehlenschläger die dänische Poesie von der Herrschaft der Nützlichkeits- und Moralzwecke befreit hatte, da verlieh er ihr

dafür den Traumscepter, der durch Steffens aus Deutschland nach dem Norden gebracht worden war. Die Zauberlampe des orientalischen Märchens und die großen fremden Blumen der Inseln des Südmeers funkelten und schwankten durch seine Dichtung, italienische Maler, vom Gefühl ihrer eigenen Vollkommenheit trunken, neigten in ihr das gedankenarme Haupt. Sogar die Gestalten der skandinavischen Vorzeit nahmen unter seiner poetischen Beschwörung einen zärtlichen und schlummerföhligen Charakter an; immer und überall wird man hier an Holger den Dänen erinnert, „der traumwandelnd gegen die Saracenen focht“. Ohne die Farbentiefe und Sinnbildlichkeit der deutschen Romantik erfreut Dehlenschlägers Dichtung durch heitere Frische, liebliche Sorglosigkeit, welche mit der milden Schönheit und Lebhaftigkeit der Landschaft und des Stammes seiner Heimath im Einklange bleibt; auch entbehrt sie glücklicher Weise der speculativen Gespenster und der geilen Phantastik, welche die Mytstagen in der Mark und in Ostpreußen, dem deutschen Thessalien, ausgeheckt haben. Naiv aber ist die Dichtung Dehlenschlägers eben so wenig, als die Verstandesbildung Heibergs etwas mit der geistigen Freiheit Lessings gemein hat oder Andersens kinderkluge Märchen den einfältigen Kinder- und Hausmärchen der Gebrüder Grimm irgendwie ähnlich sind. Es gibt eine zwiefache Naivetät: eine vor dem Sündenfalle oder was das Nämliche besagt: vor der Erkenntniß, und eine nach ihr. Diese allein ist in der Poesie die echte. Den einfach unschuldigen Griff aus der Fülle des Erlebten und Geschauten heraus nennen wir naiv, und von dieser Naivetät hat der schwächliche Dehlenschläger so viel wie nichts. Mit der Harmlosigkeit eines Spaziergängers ist er auf kurzem Wege in die glänzende Vergangenheit und zu den Mythen und Sagen Scandinaviens zurück gegangen; mit dem unbeirrten wie unbeirrbarern Muth, der die Nachhilfe des geringeren Talents zu

sein pflegt, hat er die poetischen Erinnerungen und Instincte seines Volkes zu jenem Scheinleben erweckt, das bei einzelnen nationalen Dichtungen das ihnen allein gemäße ist. Die deutsche Romantik hingegen machte auf einer langgedehnten, von den verschiedenartigsten Systemen, Principien und Meinungen wimmelnden Literaturstraße plötzlich Kehrt, um die Anschauungen und Symbole ausgelebter Culturperioden künstlich wieder herzustellen. Die ganze Entwicklung eines Jahrhunderts mußte unterbrochen oder gekreuzt, die Gewinnste unsrer classischen Dichtung mußten eine Zeit lang preisgegeben werden; daher die Unruhe, die Krämpfe und Fieberschauer der deutschen Romantik. Was aber ihre Repräsentanten nicht als Leistende, was sie nicht als Dichter vermochten, das ist uns in Folge ihrer Versuche und Anregungen auf einem andern Felde zu Gute gekommen. Durch sie haben wir unsere Nibelungen, unsere Thierfabel, unsere Märchen und Volkslieder zu dauerndem Besizthume zurückgewonnen. An dieser Poesie aber lernten wir neben der Goethe'schen erkennen, was unbewußt ist und ursprünglich, einfach und naiv. Was hätte uns Dehlenschlägers Helge noch anzuvertrauen, nachdem wir bis zur Edda selbst vorgedrungen sind! wie sollten wir die Einfalt bei Andersen genießen, nun wir an dem Jungbrunnen unsrer Volksmärchen schöpfen dürfen!?

Dies Alles wird sich auch unser Freund, wenngleich mit anderen Worten gesagt haben. Dennoch sollte er bald nach Dehlenschläger jenen dänischen Künstler kennen lernen, mit dem an naiver Kraft und Schönheit Niemand in seinem Kreise seit Jahrhunderten sich zu messen vermochte: ich meine Thorwaldsen. Durch Dehlenschläger war Hebbel über den Lebensgang und das Wesen desselben im Einzelnen unterrichtet und aufgeklärt worden. Er hatte gehört, daß Thorwaldsen sich ganz von unten heraufgearbeitet habe und so unwissend in allen anderen Dingen sei,

wie groß in seiner Kunst: er könne kaum lesen, sagte Dehlenschläger. Hebbel verstand dies erst so, als ob es Thorwaldsen schwer fielen, seinen Geist auf ein Buch zu concentriren, denn dies, meinte unser Freund, könne er sich bei einem großen Künstler recht gut denken, der die krausen, willkürlichen Zeichen der Schriftsprache schon deshalb hassen müsse, weil er immer schöne, reine Formen vor sich sehe. Aber so war es nicht gemeint. Die Buchstaben, versicherte Dehlenschläger zu Hebbels Erstaunen, machten Thorwaldsen Schwierigkeit, und er brauche so viel Zeit zu einer Zeile, wie ein siebenjähriger Knabe zu einer Seite. Und zwar beurfundete er diese Unbehilflichkeit in den verschiedensten Lebenslagen. Er sollte einmal in seiner Jugend, so erzählte Dehlenschläger, auf einem von seinen Mitakademikern eingerichteten Liebhabertheater auftreten. Es hat unsägliche Mühe gekostet, ihn zur Uebernahme der kleinen Rolle zu bewegen; endlich hat er Ja gesagt. Nun ist er so weit, er soll hervor. Vier Worte nur hat er zu sprechen, aber der Muth verläßt ihn — man soufflirt ihm von allen Seiten, man sucht ihn mit Gewalt auf die Bühne zu stoßen — es hilft nichts, er klammert sich an die Coulissen, und wenn er nicht das ganze Theater niederreißen soll, so muß man mitten im Stück den Vorhang herunter lassen. Ein anderes Mal, als er schon auf der Höhe seines Ruhmes steht, macht er mit Dehlenschläger zusammen von Kopenhagen aus eine Wasserfahrt nach der Insel Moen. Wie wir ankamen, erzählt der Zweitgenannte, werden wir von einer Deputation mit Musik empfangen, ein Lied, voll von Lobsprüchen auf mich, wie auf ihn, wird abgesungen und uns Beiden ein Exemplar überreicht. Thorwaldsen sieht mit tiefem Ernst, so lange das Singen währt, in das Gedicht und scheint es gründlich durchzustudieren. Als die Leute endlich fertig sind, da fragt er mich heimlich: Hast Du das Lied gemacht? — Sind das nicht prächtige Züge! ruft Hebbel aus,

ganz den Genius bezeichnend, der Berge versetzen, aber keine Cravatte umbinden kann. Hebbel freute sich auf die Begegnung mit dem wunderbaren Alten und nahm sich vor, Thorwaldsen einige Fragen vorzulegen, worauf Dehlenschläger lächelnd erwiderte: es helfe zu nichts. Offenbar wollte unser Freund, wie er sich in München darnach gesehnt hat, als er an Cornelius dachte, Blicke thun in die Geheimnisse der Meister der Malerei und der Sculptur, zur Vergleichung mit den Mysterien des Dichters. Er ahnte nicht, daß nur Thorwaldsens Fingern Sprache verliehen ward, daß all sein Schauen und Fühlen, seine starke und keusche Sinnlichkeit in der bildnerischen Hand allein sich sammelte, daß der Athem seiner energisch empfindenden Seele, um einen Ausdruck Jakob Grimms anzuwenden, alle Mannigfaltigkeiten in eine einzige Bewegung versetzte, wie die Luft alle Seewellen nach einer Wellenlinie schmeidigt, alle Nebenhäupter nach einer Seite neigt, alle Wipfel des Waldes auf die gleiche Landschaftsseite wirft.

Zum ersten Male sah er Thorwaldsen bei einem Besuche bei Dehlenschläger. Er traf ihn dort in Begleitung der Baronin Stamp, der Freundin Thorwaldsens. Eine imponirende Gestalt, edle, gebietende Züge, im Gespräch einfach, aber markig, er hat ein Gesicht, dem gegenüber Niemand Complimente dreheln wird: so faßte Hebbel den Eindruck zusammen, indem er noch hinzusetzte, daß er einem großen Manne immer dankbar dafür sei, wenn er nicht aussehe, als ob ihn ein Töpfer aus Lehm gebacken hätte. A. Restner in seinen Römischen Studien bemerkte, daß Thorwaldsen, anstatt durch das Alter gebeugt, von Jahr zu Jahr an Schönheit zunahm und in den letzten Jahren wunderbar genug, immer mehr mit seinem vollen silbernen Mähnenhaar einem Löwen ähnlicher wurde, während der einbohrende Blick seiner durchsichtigen hellblauen Augen, die feine Spitze der Nase

begleitend, seine Erscheinung in die Adlernatur hineinspielte. Hebbel ward von ihm freundlich eingeladen, ihn in seinem Atelier zu besuchen, und der Alte wiederholte die Einladung, als er ging. Wenige Tage darnach sprach Hebbel mit Dehlenschläger bei ihm vor. Er wohnte sehr schön in dem Schlosse Charlottenburg, wo sich die Zeichenschule befand, in der er selbst als bedürftiger kleiner Junge aus und ein gesprungen war und das Zeichnen erlernt hatte. Thorwaldsen führte den Gast zuerst durch zwei Säle voll interessanter Gemälde, dann aus seinem Wohnzimmer eine schmale Treppe hinunter in's Atelier. Unter den vielen Bildsäulen und Figuren, die einen modellirt, die andern schon in Marmor, bewunderte Hebbel vorzüglich das Werk: Ganymed und der Adler, dem er zu trinken gibt. Der Vogel blickt gravitätisch, wie ein Großvater, der sich vom Enkel bedienen läßt — sagt der nachzeichnende Dichter — der Knabe ist von himmlischer Schönheit.

Knabe, süßer, wunderbarer,
 Unterm Kuß des Zeus gereift,
 Blüthe, die in leuchtend klarer
 Schönheit nie der Wind gestreift.

So lauten die Eingangsverse des Gedichts, welches Hebbel bald nach diesem Besuche auf die Ganymedgruppe gemacht hat. Versunken in den Anblick der drei Grazien, „eines wunderbar lebendigen Löwen“, der Venus und des Hirtenknaben mit einem Schäferhund, ruft Hebbel: Zu viel! zu viel! Thorwaldsen selbst, in großen wollenen Strümpfen und mit einer Art Pudelmütze auf dem Haupt, kam ihm wie ein patriarchalischer Erzvater vor.

Als Hebbel einige Wochen später abermals in sein Atelier kam, da traf er Thorwaldsen beim Modelliren an, in der Unterhose und bis über's Knie hinaufgezogenen Wollstrümpfen, auf

dem Kopfe die dicke Pudelmütze. In diesem Negligée empfing Thorwaldsen jeden Besuch, ob Damen oder Herren, vornehm oder gering. Unser Freund bat ihn, sich nicht stören zu lassen, und sah ihm eine Zeit lang andächtig zu, wie er in dem weichen Thon mit seinen Fingern die Gestalt, welche seinem Geiste vorschwebte, auszudrücken suchte. Waren es doch unvergleichliche Finger, im doppelten Wortsinne, welche hier sprachen! Denn sie entzückten, auch durch die Schönheit ihrer Form. Hebbel fragte ihn, ob er jedes Bild klar vor seiner Seele stehen habe, wenn er zur Ausführung schreite. Ja, erwiderte Thorwaldsen, und ich hüte mich sehr, anzufangen, ehe dies der Fall ist; Nebenzüge treten im Verlaufe der Arbeit wohl mehr hervor oder mehr zurück, aber die Hauptsachen müssen gleich beim Anfang da sein. Dann erhob sich Thorwaldsen, trotz des geäußerten Widerstrebens von Seite Hebbels, daß er die Ursache einer Störung abgeben solle, und führte ihn in die Säle vor die Venus, die Grazien und den Ganymed. Hebbel empfand es jetzt, daß, wer nicht die Meisterwerke der bildenden Kunst mit Augen gesehen, nichts von der Schönheit wisse oder doch nur so viel, als etwan Einer von dem Zauber der Sprache, wenn er sie nur auf der Straße, an der Börse oder im Gesellschaftszimmer vernommen, nicht aber von den begeisterten Lippen des Dichters. Thorwaldsen sagte jetzt, daß Gypsabgüsse wenig oder nichts fruchten. „Der Gyps ist todt, man sieht Bilderleichen, aber keine Bilder“. Dem gelehrigen Hebbel wurde die Wahrheit dieses Ausspruchs rasch einleuchtend, als ihn der Meister vor seine Venus hinführte und sie ihn erst in Marmor, dann in Gyps betrachten ließ. In einem der Säle stand ein kolossales Pferd, das ein junges Mädchen gearbeitet hatte. Thorwaldsen zeigte es ihm und Hebbel war gerade im Begriff, seine Verwunderung über die seltsame Wahl des Gegenstandes auszusprechen, als er noch eben zur rechten Zeit zwischen

die Beine des Pferdes hindurch die Künstlerin selbst erblickte, emsig beschäftigt mit einem kleinen metallenen Löwen. Die unerwartete, artige Erscheinung machte auf ihn einen poetischen Eindruck. Thorwaldsen stellte ihn dem Mädchen vor, einem Fräulein Herbst, wie er sie nannte. In dem letzten Saale, wo der Alte ihn allein ließ, war ein junger Künstler dabei, eine Figur zu copieren. Derselbe erinnerte unseren Freund lebhaft an so manchen Kunstjünger in München. Der Musaget wußte von nichts besser Rechenschaft zu geben, als von den Preisen, welche Thorwaldsen für seine Arbeiten bekommen habe; von seinem Genie sprach er wenig, wiewohl der Wackere Blick und Geist verrieth, viel hingegen von Thorwaldsens Reichthum und von seinem Geiz. Denken Sie sich, sagte er, was der Kerl aufgescharrt haben muß, seit vierzig Jahren hat er seinen europäischen Ruf; ist es nicht eine Schande, daß er für zwei Schillinge zu Mittag ißt und nur deshalb in Gesellschaften geht, um auch diese zu sparen?! Hebbel wußte allerdings, daß dies Alles keine Verläumdung war, da ihm Dehlenschläger Aehnliches erzählt hatte. Dennoch fand er anderswo dazu den Schlüssel, als in Geiz oder Habsucht: er fand ihn in dem Fluche der Jugendarmuth, welche Thorwaldsen nicht einmal erlaubt hat, Hemden zu tragen oder einen Kamn sich anzuschaffen. Wer Knecht des Geldes gewesen ist, folgerte der mit solchem Knechtthume nur allzu sehr vertraute Hebbel, der wird selten Herr desselben; er betrachtet es, wenn er es am Ende auch erobert, nicht als einen Sklaven, den er nutzen, sondern als einen gefangenen König, den er respectiren soll. Natürlich sei in diesem Falle nur von großen Geistern und Gemüthern die Rede. Nachdem Hebbel den erwähnten Kunstjünger auf dessen Ausflug in die raisonnirende Psychologie so zu sagen mit behaglicher Betrachtung begleitet hatte und sich nebenbei einzelne technische Handgriffe der Bildhauerei von ihm hatte erklären lassen, kehrte

Thorwaldsen, immer noch in der Unterhose, zurück, diesmal mit einer vornehmen Dame. Diese entfernte sich bald und nun nahm er die Figur, woran der junge Mann arbeitete, in Augenschein. Er sagte nichts, schüttelte nicht einmal den Kopf, aber sie mußte ihm doch nicht recht zusagen, denn er legte selbst Hand an's Werk. Wenn die Kritik doch immer so ausgeübt würde! bemerkte Hebbel in einem Briefe an Elise. Wie hätte ihm erst die Antwort gefallen, die Thorwaldsen einst auf die Frage gab: Mit welchen Kräften und Mitteln er denn so vorzügliche Werke zuwege bringe? Er streckte nämlich dem Fragenden sein Schabholz entgegen: „Mit dem da“. An solchen Improvisationen, sei es der Satyre oder der Bewunderung oder des Unwillens, fehlte es bei Thorwaldsen nicht. Sieh, sagte er einmal in Rom zu Dehlenschläger, als sie das Atelier Canovas besuchten, der Riese da steht so schlecht auf seinen Füßen, daß er umfällt, wenn ich ihn mit dem Finger berühre. Diese Gewänder sind Kohlblätter! Da haut ein Fechter auf den andern ein, während dieser auf der Erde liegt; ein Straßenjunge würde doch warten, bis er aufgestanden ist. Ein anderes Mal, als er die Stube eines Freundes in Rom verließ und eben zur Thür ging, da fiel ihm der auf dem Kamin stehende, halb aufwärts blickende Jünglingskopf in die Augen, der unter der Benennung des Athleten bekannt ist. Er schaute einige Minuten darauf hin, stand so eine Weile, dann wandte er sich um zur Thüröffnung, schlug fast heftig mit der rechten Hand an seine Stirn und sprach mit einiger Bewegung zu sich selbst: Das können wir nicht! Die tiefsten Erschütterungen seines Gemüths flüchteten sich zuweilen in die Pantomime; so bei seiner Begegnung mit Walter Scott, den er hoch verehrte und mit dem er in keiner Sprache sich verständlich machen konnte. Da bediente er sich denn der vielsagenden Händedrucke, streichelte die Schultern Scotts, indem er mit seinen Augen, welche

unablässig auf dem Antlitz des Dichters verweilten, rührend nachhalsf.

Als ob die Fülle des Geschauten all' das Sinnen Hebbels in Aufruhr gebracht und sein eigenes Verhältniß zur Kunst vor Gericht geladen hätte, bricht er in die nachstehenden Worte aus, welche ihn und Thorwaldsen zugleich charakterisiren: „Thorwaldsen hat ein Gesicht und eine Gestalt, wie Jupiter. Ein Göttervater, wandelt er mit seinen langen Locken unter all den Götterbildern umher. Das tiefste Bedürfniß meiner Natur ist: zu verehren und zu bewundern. Die Stunden, die ich bei dem herrlichen Alten zubringe, sind voll andächtiger Wollust; man genießt und wird zugleich aufgelöst, aber nur um etwas Besseres zu werden. Denn der letzte Eindruck der Kunst ist immer ein tief sittlicher ein maßgebietender und klärender. Nur dann ist er es nicht, wenn sie es darauf anlegt; ich meine, wenn sie die Elemente nicht in ihrer Gährung hinzustellen wagt und uns statt der tobenden See, die sie mit ihrem Del besänftigen soll, uns prahlerisch ihr Del selbst vorzeigt; denn sie erstickt dann das Leben im Keim und verfährt . . wie ein feiger Duellant, der dem Gegner vor Beginn des Kampfes ein Spiat beibringt und ihm nun, dem Schlaftrunkenen, Ohnmächtigen, an den Leib rückt. Genug davon. Das ist mein Unglück, daß ich von keinem Gegenstande reden kann, ohne mich in ein Gewirre von Gedanken und Bildern zu verlieren. Könnt' ich Dir statt dessen die Venus oder die Grazien vor die Augen stellen! Doch dies ist unmöglich. Höchstens lassen sich solche Werke poetisch reproduciren, und ich will gar nicht verschwören, daß mein Gedicht Ganymed nicht noch einen Bruder erhält“.

Lehrreich heben sich hier der im Kampfe sich besinnende Dichter und der still bewegte Künstler von einander ab. Ich vermag nicht zu beurtheilen, ob Dersted Recht hat, indem er die

milde bescheidene Ruhe, welche Thorwaldsens feurigen, weitumfassenden Geist umgab, ein dänisches Gepräge nennt; daß aber innerhalb derselben dem Genie ein Sitz eingeräumt werden darf, dies wird auch ein Nichtdäne bereitwillig zugeben. Ja, vielleicht ist gerade der ruhig überschwebende Geist das Kennzeichen der Ersten und Reinsten, und nicht umsonst legte Goethe, als er anerkennend über Carstens sprach, den Ton auf jenes Hohe und Stille in der Kunst, zu welchem dieser doch niemals habe vordringen können. Daß in der Berührung Hebbels mit Thorwaldsen die unserm Freunde angeborene Ehrfurcht vor der Natur wieder deutlich hervortrat, wie sie nur derjenige empfinden kann, welcher sie als die Geberin des Besten zu würdigen versteht, diese Wahrnehmung wird dem aufmerksamen Leser der vorangeschickten Mittheilungen gewiß nicht entgangen sein. Und daß der vertrauliche Verkehr Thorwaldsens mit der Natur in der Persönlichkeit, wie in den Werken des Meisters, Hebbel als das wünschenswertheste Künstlergut und =Glück erschien, das wird der zartsinnige Beobachter aus der nicht schmerzlosen Stimmung entnommen haben, welche die Bekenntnisse des Dichters athmen. Wie bei keinem anderen nordischen Künstler bewahrheitet sich an Thorwaldsen, freilich mit einiger Einschränkung, der Ausspruch Bacon's: daß, wenn einmal ein Nordländer von der Natur hochbegabt wird, dies alsdann einen Grad erreichen kann, bis zu welchem kein Südländer je gelangt.

Der Umgang mit Dehlenschläger und dessen freundschaftliche Gesinnungen gewährten unserem Freunde nicht nur Anregungen und Genüsse seltenster Art, sie waren auch in der wichtigen Lebensangelegenheit, um deretwillen er die Reise nach Kopenhagen unternommen hatte, für ihn von außerordentlicher Bedeutung. Als er dem liebreichen Manne seine ganze Lage eröffnete, da sprach ihm dieser Trost ein und ermuthigte ihn zum

Ausharren, ja er bot ihm sogar, weil er ihn in augenblicklicher Verlegenheit zu glauben schien, seine Börse an. Er meinte, daß der König ihm auf jeden Fall ein Reisestipendium bewilligen werde, besonders jetzt, wo es ihm bei der zwischen den Dänen und den Schleswig-Holsteinern eingetretenen Spannung nur lieb sein könne, wenn er Gelegenheit erhalte, für einen holstein'schen Dichter etwas zu thun. Dehlenschläger selbst wolle sich in einem offenen Briefe an den König auf das Wärmste und Anerkennendste über ihn aussprechen; er erachte dies als seine Schuldigkeit. Auch wolle er feinetwegen mit dem Conferenzzathe Collin, welcher dem Stipendiumsfonds vorgesezt und sein langjähriger Freund sei, reden. Hebbel setzte nun ein Gesuch an den König auf und Dehlenschläger gab ihm den Empfehlungsbrief, dänisch abgefaßt, welcher in der Uebersetzung ungefähr so lautet:

„Allergnädigster König! Der deutsche Dichter Friedrich Hebbel, welcher sich diesen Winter hier aufhält und Euerer Majestät um ein Reisestipendium ersucht, hat mich gebeten, dieses Gesuch mit einer allerunterthänigsten Empfehlung zu begleiten, welche ich ihm mit Freuden und von ganzem Herzen gebe. Herr Hebbel ist gewiß ein Dichter von seltenen Talenten und echtem Genie. Dieses Zeugniß haben ihm auch bereits viele Kunsttrichter ertheilt, sowohl für seine Tragödien Judith und Genoveva, wie für seine lyrischen Gedichte. Sollte er in den angeführten Dramen noch allzu stark zu dem Gewaltfamen hingerrissen sein, so beurkunden doch diese Werke zugleich den gesunden kräftigen Keim zur reifen Schönheit und Meisterschaft in künftigen Arbeiten. Es würde daher jammerschade sein, wenn dieses schöne Talent nicht gedeihen und bei seinem Fürsten Hülfe und Unterstützung finden sollte. Glücklicherweise ist Hebbel ein Unterthan Christians des Achten und wird daher Beistand und Pflege gewiß so wenig entbehren, wie sein dänischer Bruder in Apoll diesseits der Ostsee.

Es war schon lange der Ruhm dänischer Könige, daß sie deutsche Dichter unterstützten, welche das große Germanien Noth leiden ließ. Klopstock in dem reichen Hamburg, Claudius in Wandsbeck dankten dänischen Königen ein sorgenfreies Leben; der große Schiller in Weimar dänischen Adelligen die nöthige Hilfe und Trost in seiner Krankheit. Aber Hebbel ist als Ditmarscher ein unter dem Scepter Eurer Majestät geborener Unterthan und hofft daher mit dem freudigen Muth eines Sohnes, daß sein Landesvater, der königliche Freund der Poesie, zum Wohle seiner und zum Gedeihen seiner Kunst etwas thun wird. Allerunterthänigster Adam Dehlenschläger“.

Mit dieser Empfehlung meldete sich Hebbel zum zweiten Male zur Audienz, die über Erwarten gut ausfiel. Der König war sehr freundlich, als er eintrat, und rief ihm zu: Nun, wie steht es mit Ihrer Angelegenheit? Hebbel erwiederte, daß er dieselbe aufgegeben, hingegen wage er, der Majestät ein Gesuch um ein Reifestipendium zu überreichen. Auf die noch immer in freundlichem Tone gesprochene Frage, zu welchem Zwecke Hebbel reisen wolle, gab dieser dem König den Brief Dehlenschlägers. Er machte Eindruck auf den Fürsten und dieser meinte, dies werde sich thun lassen, wenn er gleich nicht im Augenblick die Entscheidung abgeben könne. Viele wollten reisen und es handle sich darum, auf wie lange das Stipendium zu bewilligen wäre. Hebbel versetzte, daß, wenn er nur über einige Jahre hinaus sei, er ganz anders dastehen werde. Dann haben Sie Namen und Ruf? sagte der König. Wenigstens so weit, lautete die Antwort, um von meinen Arbeiten leben zu können. Mit der Versicherung: „Nun, gerne werde ich unterstützen!“ entließ ihn der König. Zu Hause angelangt, ward Hebbel auf das Angenehmste durch einen Brief Campes überrascht, welcher freundschaftlicher an ihn schrieb, als jemals. Er nehme den ditmarsischen Roman an, den, nebenbei

bemerkt, auch Dehlenschläger geschrieben wünschte, und sei bereit, das ganze Honorar, vierzig Louisd'ors, voraus zu bezahlen. Hebbel müsse ohne Sorgen sein, um arbeiten zu können. Auch mit dem Plane einer Reisebeschreibung, Kopenhagen betreffend, worüber Hebbel sich geäußert, erklärte Campe sich einverstanden. „Drei Werke verlegte ich von Ihnen, das vierte und fünfte ist im Anzug. Sie schließen sich fest an mich, soll ich es etwan nicht erwiedern? Noch ist an Ihnen kein Gewinn zu machen, aber die Zukunft bietet Ausichten, nicht allein für mich, auch für Sie. Sie kennen meine Ansichten, bei solchen Voraussetzungen ist ja keine Frage nöthig. Es versteht sich von selbst, daß ich dasjenige drucke, was Sie mit Ihrem Namen der Literatur zu übergeben sich gedrungen fühlen“. Nun laß' mir Einer wieder über Campe losziehen! ruft Hebbel aus. Zudem theilte ihm der in lauter Wohlwollen sich erschöpfende Campe mit, daß Wilibald Alexis ihm angezeigt habe, er werde im Conversationsblatt eine Besprechung der Gedichte Hebbels liefern, mit der sie Beide zufrieden sein würden. Auch kündigte er ihm die Zusendung der von Gutkow herrührenden Recension der Genoveva an, welche nicht so schlimm sei, wie unser Freund vermuthete; sie sei ein Muster der Mißgunst, in die Lappen der collegialischen Liebe gewickelt. In einigen Punkten treffe er psychologisch richtig, das fühle man. Endlich langte am nämlichen Tage noch ein Brief aus Straßburg ein, worin ihm ein junger elsässischer Poet ein Lobgedicht sendete. Die Stunden überboten sich mit einem Male an gütigen Spenden.

Die veränderte Lebensdecoration mit ihren freundlichen Zukunftsbildern stimmte ihn freier und heiterer. Nach erschrecklich und erschreckend langem Schlafe, wie er sagt, gab jetzt auch der poetische Quell wieder ein paar Tropfen. Aber die entstandenen Gedichte hatten sich, bis auf zwei, zu denen das schon erwähnte

auf Thorwaldsens Ganymed gehört, nicht spielend losgelöst von seinem Herzen. Ein heller Sonnenblick nach Wochen und Monaten ängstlicher und getäuschter Hoffnungen, dumpfer Noth und bitterer Demüthigung reichete eben nicht hin, alle Dünste zu zerstreuen und dem Glückgefühl unbehindert Zugang in die Seele zu öffnen. Die Spaziergänge, die er jetzt an den entlaubten Wäldern und am grauen Meere entlang unternahm, weckten Dämmerempfindungen in ihm, aber nicht solche, welche wie Elfen-
schleier ein fremdartiges und schüchternes Leben umfassen und es gleichsam vor zu fecker Berührung schützen: nein, nur jenes unbestimmte und unbestimmbare Weben zwischen Gemüth und Geist, die unheimliche Zwiesprache zwischen Phantasie und Reflexion: „Dieses Dämmersein auf Erden, wähnt ihr, es erlischt zu bald? Ach, der Wunsch, verzehrt zu werden, ist sein einziger Gehalt!“ — „Jungfrau'nbilder, früh erblichen, in dem Haar den Myrthenkranz, dämmernd schwebende Gestalten, steigen auf bei Mondenglanz. Wollt ihr mit den weißen Händen, die den Knaben nie gedrückt, halb verwelkte Rosen brechen, weil kein Fröhlicher sie pflückt?“ —

Was treibt mich hier von hinnen?
Was lockt mich dort geheimnißvoll?
Was ist's, das ich gewinnen,
Und was, womit ich's kaufen soll?

Trat unsichtbar mein Erbe,
Ein Geist, ein lust'ger, schon heran,
Und drängt mich, daß ich sterbe,
Weil er nicht eher leben kann?

Und winkt mir aus der Ferne
Die Traube schon, die mir gereift
Auf einem andern Sterne,
Und will, daß meine Hand sie streift?

Gegen diese schattenhaften Gebilde hebt sich das hymnische Lied: Gebet in Ton und Zeichnung so klar und leuchtend ab, als ob Thorwaldsens Hände darüber hingeglitten wären. Dieses Elisen geweihte Gedicht scheint mir in seiner edlen Milde von dem gemäßigten Strome skandinavischer Schönheit und Sitte getragen. Es lautet folgendermaßen:

Die du, über die Sterne weg
 Mit der geleerten Schale
 Aufschwebst, um sie am ew'gen Born
 Eilig wieder zu füllen:
 Einmal schwenke sie noch, o Glück,
 Einmal, lächelnde Göttin!
 Sieh, ein einziger Tropfen hängt
 Noch verloren am Rande,
 Und der einzige Tropfen genügt,
 Eine himmlische Seele,
 Die hier unten in Schmerz erstarrt,
 Wieder in Bonne zu lösen.
 Ach, sie weint dir süßeren Dank,
 Als die Andern alle,
 Die du glücklich und reich gemacht;
 Laß' ihn fallen, den Tropfen!

Allmählich begann jetzt die Eigenthümlichkeit des dänischen Stammes lebhafter zu ihm zu sprechen. Etwas Wunderbares hatte für ihn vor Allen das dänische Nationalgesicht, das weibliche, das zwar nicht auf seine Seele, aber auf seine Phantasie gewaltig wirkte. „Diese scharfgezackten stolzen Züge erinnern mich an Korallen, wie sie tief unten im Meeresgrunde wachsen. Der blasse klare Teint scheint, wie ein Grenzdamm, die rothe Lebensblume nach Innen zurückgedrängt zu haben, um sie frisch und unvergänglich zu erhalten, aber auf der rothen Lippe knospet sie in ihrer Fülle doch hervor, wie wohl eine einzelne vorciligte Kirsche

die unter dem Blätterschmuck des Baumes verborgenen still gereiften Schwestern an den künftigen Knaben verräth. Das Auge dagegen, nicht blau und nicht grau, hat einen seltsamen trockenen Glanz, es scheint darauf zu deuten, daß das Zauberwesen, dem es angehört, sich zuweilen in die Fluth niedertauchen muß, wenn die Luft, die scharfe, schneidende, es nicht verzehren soll. Man sieht solche echt dänische Gesichter, die mich in frühesten Jugend schon aus einer alten Chronik angeschaut haben, hier übrigens sehr selten, die meisten Weiber sind hübsch auf deutsche Weise, wenn ich aber eins erblicke, so fühle ich mich wirklich in eine phantastische nächtliche Welt entrückt und der versiegelte Brunnen der Poesie sucht den Bann zu sprengen". — Das Winterbild Kopenhagens, die beschneiten Buchenhaine und die wolkenüberhangene Seefläche mit den melancholischen Segeln, welche der Küste nahe kamen oder im Nebel der Ferne verschwammen, versetzten ihn mitunter in eine feierlich träumerische Stimmung. Schon fing der Frost an, eine Brücke zu schlagen zwischen Dänemark und Schweden, und unser Freund hoffte auf die Arbeitsamkeit der „hahnebüchernen“ Kälte, weil er es dann miterleben könne, wie dänische Studenten zu Fuße nach Upsala wandern, während die schwedischen Bäuerinnen mit ihrem gesponnenen Garn nach Kopenhagen kommen. Eine solche Tour hinüber in das Schwesterland wollte er gar zu gerne mitmachen; ein gefrorener Fluß, jagte er, habe für ihn immer etwas Reichenhaftes gehabt, aber das gefrorene Meer müsse ein imposanter Anblick sein, besonders, wenn man sich einen nordlichterhellten Himmel hinzudenke.

Zu seiner Verwunderung und Freude nahm Hebbel wahr, daß seine dichterischen Leistungen in Kopenhagen nicht unbekannt geblieben waren, wie er anfänglich geglaubt hatte. Dies bewies ihm eines Tages der Besuch des jungen Schriftstellers P. L. Møller, des nämlichen Autors, der nachmals durch die Einleitung in die

deutsche Ausgabe der Charaktere und Reden Dersteds in unserer Literatur sich bemerkbar gemacht hat. Der in seinem Außern sehr gefällige, in seinem Wesen feine Mann drückte dem Verfasser der Judith in seinem und seiner Freunde Namen die lebhafteste Anerkennung aus. Das genannte Stück, so versicherte er, habe auf ihn und auf seinen Freund Christian Winther, der sich späterhin als Erzähler auszeichnete, bedeutenden Eindruck gemacht; von Winther, der davon entzückt gewesen, habe er es zuerst erhalten und nun konnte er nicht mehr dem Drange widerstehen, den Dichter zu begrüßen. Die Gedanken, welche Möller in dem Gespräch mit ihm entwickelte, waren das Product eines reifen Geistes, der sein Recht zu loben, wie Hebbel sagte, durch seine Fähigkeit, ihn zu tadeln, documentirte. Möller hatte allerlei Pläne mit der Judith, namentlich den, sie zu übersetzen und in Kopenhagen auf die Bühne zu bringen. Auch erbot er sich, unsern Freund in den großen Studentenverein einzuführen, wo er noch mehr Journale und Bücher als im Athenäum vorfinden würde. Die Judith ginge hier bei der Jugend von Hand zu Hand, auch Hebbels Gedichte seien angeschafft und würden fleißig gelesen. Hebbel legte auf diesen kleinen Vorfall einiges Gewicht, denn ihm waren, wie er bemerkte, keine Trommelschläger und Trompeter vorangezogen, die meisten deutschen Blätter schwiegen über ihn, als ob Jeder ein Apoll und er allein ein Marsyas wäre, darum durfte er einen Beweis der stillen Wirkungen seiner Dichtungen darin erblicken, daß die Jugend einer fremden Nation sich ihm mit Achtung näherte. Inzwischen hatte er Gutzkows Kritik seiner Genoveva kennen lernen, welche dem früher hervorgehobenen Urtheile Campes durchaus entsprach. Er rächte sich männlich brav an ihr, indem er einen vor längerer Zeit angefangenen Aufsatz über das Drama vollendete, worin auch Gutzkows Stücke besprochen werden, und zwar gerecht, ohne Voreingenommenheit,

und diesen Aufsatz an das Morgenblatt sendete. „Seine Eitelkeit wird nicht damit zufrieden sein“, heißt es in einem Briefe Hebbels, „denn die verlangt mehr, aber sein Gewissen wird ihm sagen, daß gerechten Ansprüchen genügt ist. Ich habe gesprochen, wie die Nachwelt über ihn sprechen wird. Sie wird ihn dem Chor der großen Dramatiker nicht einverleiben, sie wird ihn aber auch nicht ganz verwerfen, sondern sie wird sagen, daß er mit vielem Geist die dramatische Form benutzt habe, um die gesellschaftlichen Zustände unserer Zeit zur Anschauung zu bringen, und dies unterscheidet ihn zu seinem Vortheil nicht bloß von dem großen Haufen, sondern auch von einigen wirklich poetischen Talenten, wie z. B. Moser, in dem die Poesie nicht zu verkennen, aber auch nicht zu erkennen ist. Denn mehr und mehr überzeuge ich mich davon: viel Geist ist mehr werth, als etwas Poesie; was hilft der Ton, wenn nicht eine ganze volle Musik daraus wird . . . Ich habe meinem Herzen genügt, was mir gegen Gutzkow seit lange etwas vorwarf. Du weißt, wie oft ich Dir dies sagte. Jetzt ist mir leicht.“

Viele Wochen waren nach der zweiten Audienz beim Könige verstrichen, der Winter hatte seine Mienen einige Male gewechselt, bald in wärmlichen Lüften, bald in klirrendem Froste sich gefallen, aber noch immer blieb die von Hebbel ersehnte Entscheidung aus. Er hoffte und hoffte, es solle sich irgend etwas ereignen, er wartete, wie er wohl als kleiner Junge zuweilen auf dem Rücken im Grase gelegen und in die Wolken geguckt habe, weil er dachte, die lieben heiligen Engel könnten, wenn sie spielen, aus Unvorsichtigkeit einmal ein goldenes Spielzeug zur Erde fallen lassen. Aber seine Erwartung wurde jetzt, wie ehemals, getäuscht. Er wiederholte nun seinen Besuch beim Grafen Moltke, der bei der jüngsten Begegnung im Hause des Finanzministers ziemlich unfreundlich gewesen, und sich nun sehr artig gegen ihn benahm. Man glaube es nicht, klagte Hebbel, ja man könne es als ver-

nünftiger Mensch nicht begreifen, an welchen Fäden in dieser Gesellschaftsphäre die Gewichte hängen. Einen kleinen Statsrath habe er dadurch gegen sich aufgebracht, daß er vergaß, ihm nach dem Diner gesegnete Mahlzeit zu wünschen; der Graf habe eine veräumte Visite übel genommen; ein Dritter, der Anfangs voll Liebenswürdigkeit gegen ihn war, vergebe ihm eine unterlassene Verbeugung nicht, und der Adjutant sehe, wenn er ihn wo treffe, zur Seite, weil ihn Hebbel aus bloßer Vergeßlichkeit auf der Straße nicht gegrüßt habe. Vieles, was er bisher in Dramen und Romanen für Uebertreibung und Carricatur gehalten, müsse er jetzt als Wahrheit anerkennen. Es wundere ihn nur, daß die „Hochstehenden“ nicht einsehen, wie abhängig sie sich solchermaßen von uns „Niedriggestellten“ machen, indem sie so deutlich an den Tag legen, daß ihr Glück von unseren äußerlichen Achtungsbezeugungen abhängt. Im Uebrigen nahm er sich vor, künftighin besser auf dergleichen bedacht zu sein. Liebe, Ehrfurcht, wirkliche Theilnahme solle man sparen, wohin sie gehören, und statt dessen süß lächeln, sich tief verbeugen und in Krankheitsfällen angesehenener Personen jeden zweiten Tag seine Karte beim Portier abgeben. Alle diese Formen hätten aber auch eine ernste Seite, die man schätzen müsse, und er werde alles Mögliche thun, sich dieselben auf der hohen Schule, die er jetzt bezogen habe, anzueignen.

Der rasche, unvermittelte Umschwung der Witterung in dem naßkalten Winter Kopenhagens führte während der ersten Märzwoche des Jahres 1843 eine rheumatische Erkrankung Hebbels herbei, welche von Tag zu Tag an Heftigkeit wuchs. Das Uebel war beinahe schon verschwunden gewesen, als es in Folge seiner Unvorsichtigkeit von Neuem hervorbrach. Er konnte weder gehen, noch sich bewegen, er litt Höllenschmerzen, welche der Anwendung heißen Sandes, wie der Transpiration spotteten. Der Krankheits-

stoff, den er den ganzen Winter hindurch eingesogen, wollte nun aus dem Leibe wieder heraus. Um das Bischen Feuerung zu sparen, hatte er Nachmittags immer in der kalten Stube gefessen, nun sollte er vielleicht sieben Mal so viel ausgeben, als für Holz und Torf nöthig gewesen wäre. Seine Wirthin war aufmerksam und theilnehmend, bereitete ihm täglich das Essen — aber was wird das kosten! seufzte er. In seiner tiefen Verstimmung tauchten all' die bösen Rückblicke wieder auf, gleich wohlbekanntem Unglücksgestalten, welche sofort sich einfanden, wo Leidtragende einen Sarg auf den Kirchhof begleiten. „Ich habe der Zukunft gegenüber gar keinen Muth und ich weiß wohl warum!“ rief er aus. Nun zählte er sich vor, wessen er zum Fortkommen in der Welt durchaus bedürfe, ohne daß er es mit dem besten Willen sich noch aneignen könne. Er vergegenwärtigte sich, wie stark seine untergeordneten Seelenkräfte: Gedächtniß und Erinnerungsvermögen in seiner Jugend gewesen, und wie er jede Schwierigkeit besiegt hätte, wenn ihm damals Unterricht zu Theil geworden wäre, während sie jetzt Magnete seien, die nicht mehr tragen wollen, weil man sie nicht gebraucht habe. „Ich kann nichts mehr lernen, und Sprachen, die mir doch am nothwendigsten wären, am wenigsten“. Nur deshalb, weil das Alter sie von ihm fordern werde, lege er sich nun selbst so viele Entbehrungen auf, denn ein Mensch, der sich kein warmes Zimmer und keinen Mittagstisch verdienen könne, müsse sich bei Zeiten an's Frieren und an geringe Speisen gewöhnen. Aber auch dies wolle nicht gehen: die paar Groschen, die er erspart zu haben glaube, fielen in die Tasche des Apothekers. Weil er nicht mehr warm zu Mittag essen und keinen Torf mehr verbrennen wollte, war er zu früh ausgegangen und mußte es nun theuer büßen. Trotz seines Widerstrebens sah er sich endlich doch gezwungen, den Arzt zu rufen. Die Hüfte mit Kampherbestrichenem Filz umwickelt, in Decken gehüllt, bittere

Tropfen vor sich, so lag er zu Bette. Er war außer Stande, die Arme ausgenommen, ein Glied zu rühren, transpirirte fortwährend und litt dabei den empfindlichsten Mangel an Leibwäsche, denn er besaß nur drei Hemden. In diesem schauerlichen Zustande überfiel ihn so zu sagen der Furore des Dichters. Das bürgerliche Trauerspiel Klara, das er nunmehr als Maria Magdalena bezeichnet, hatte sich zum plastischen Körper empor gearbeitet und erfüllte seine ganze Seele. Nie noch hat er aus einer so bizarren Situation heraus und mit so diabolischem Humor einen Brief geschrieben, wie jenen, dem die folgende Stelle entnommen ist:

„ . . . der Mensch muß krank werden, um sich zu überzeugen, daß er wirklich gar nicht so wenig ist, um — nicht noch weniger werden zu können. Es hat mich oft amüsirt, wenn ich ein Stück Zucker in's Wasser warf und zusah, wie es sich auflöste. Ein Quirlen und Perlen, ein Auseinanderfahren in Strahlen, aber immer regelmäßig und schön. Wenn wir so in's Wasser geworfen werden, so gibt's keine Krystallbildungen in der Auflösung, keine Harmonie. Und doch kann man's nicht wissen, denn der Ton hört sich nicht selbst. Vielleicht sind unsere Seufzer und Klagen die Musik, wornach die Engel tanzen, und wenn's einmal einen rechten Ball gibt, so muß ein König oder ein Bürgermeister den Sanct Veitstanz bekommen. Den Menschen sich erkälten lassen, heißt dann das Instrument stimmen und die Krankheit ist der Finger auf der Laute. Närrische Gedanken! Göttliche Dummheiten! . . . Worüber ich mich freue, ist dies: daß ich in gesunden Tagen das Capital meiner Geduld nur so selten angreife, nun hab' ich in der Krankheit denn doch etwas auszugeben. Du merkst es auch wohl an dem Ton, in dem ich schreibe, daß ich noch bei Weitem nicht abgebrannt bin. Freilich darf mir nicht einfallen, daß ich, statt hier wie ein Sieb, durch welches ein Meer von Schweiß hindurchgetrieben wird, zu liegen, auch im Athenäum

sitzen und Zeitungen lesen könnte, denn alsdann werde ich grimmig. — Eben war mein Arzt hier, eine lange, hagere Gestalt, mit sehr rothen Backen. Ich glaube, wenn ich ihm meine schönsten Gedanken, den ganzen poetischen Reichthum, den ich aufspeichere, mittheilte, er würde Alles für Fieberphantasien halten. Ich hüte mich auch wohl, meine Zunge anders, als zum Ausstrecken zu gebrauchen, denn er könnte gegen meine sublimsten Ideen mit einer Batterie von Medicinflaschen zu Felde ziehen und ich müßte die Kriegskosten bezahlen. Hätte ich vorgestern Abend einen Secretär bei mir gehabt, so hätte ich den ganzen ersten Act meiner Maria Magdalena dictiren können. Denn kaum hatte ich die Tropfen im Leibe, als mein so lange trockenes Gehirn Funken zu sprühen anfang, aber ich habe das Meiste festgehalten und gestern und heute zum Theil schon aufgeschrieben. Mir geht es, wie Du weißt, immer so, daß mein inneres Leben in krankhaften Zuständen nicht abnimmt, sondern sich steigert. . .“ Wenige Wochen bevor sein bürgerliches Trauerspiel zu dichterischer Form erwachte, war das Lied: Aus der Kindheit entstanden, welches das rührend holde Erlebniß mit dem Käzchen beschreibt, das ertränkt werden soll; und auch in seine nächtlichen Träume drängten sich Jugendvorstellungen hinein. So umgaukelten die frühesten Eindrücke seines Lebens das strenge und düstere Heimathsbild.

Da die Visiten des Arztes sich in dem Grade häuften, als die Nutzlosigkeit seiner Mittel und Rathschläge sich bewährte, so verabschiedete Hebbel denselben und gerieth schon deshalb in bessere Laune. Hin und wieder verließ er das Bett und schlich an zwei Stöcken im Zimmer umher, eine wahre Sammergestalt. Möller suchte ihn von Zeit zu Zeit auf, überbrachte ihm auch einmal die Bitte der Studenten, daß ihnen Hebbel einige Vorlesungen in ihrem Verein halten möge, worüber unser Freund nicht wenig erfreut war, wiewohl seine Krankheit sich dermaßen in die Länge

zog, daß er seine Zusage nicht einlösen konnte. Brüderlich herzlich benahm sich Dehlenschläger. In mancher Woche war er zwei Mal bei Hebbel, ungeachtet seiner alten Beine, die an Podagra litten und denen er drei Treppen zumuthen mußte. Dann und wann verweilte er in dem Krankenzimmer viele Stunden, indem er Hebbel mit ernstern oder heiteren Gesprächen und Geschichten anregte und ergötzte. Auch sein neuestes Lustspiel: *Garrick in Bristol* las er ihm vor. Einmal forderte er ihn zum Duell auf den Stock heraus und trieb Poffen, wie ein Jüngling. Unser Freund sagte lachend: Sie müssen mir Ihren Tausschein zeigen, wenn ich Ihnen Ihr Alter glauben soll! Sie werden's noch sechzig Jahre forttreiben! Da ward Dehlenschläger plötzlich ernst und antwortete: Haben Sie nie das Ausgießen einer Weinflasche beobachtet? Im Anfang geht's langsam, dann schnell und immer schneller, man könnte meinen, es werde gar kein Ende nehmen, so reichlich fließt der Strom; aber plötzlich heißt es: Glück, glück! und der letzte Tropfen ist heraus! Die Augen wurden ihm feucht, er drückte Hebbeln die Hand und eilte fort. „Er ist der herrlichste Mensch“, schreibt Hebbel, „den ich je kennen gelernt habe, und ich weiß nicht, ob ich ihn mehr liebenswürdig oder verehrungswürdig nennen soll, er ist alles Beides und ich glaube auch, daß der echte Mensch Beides zugleich sein muß“. Hebbel schrieb diese Worte in Dehlenschlägers Schlafrock. Mit einem allerliebsten Billet hatte er ihm denselben zugeschickt: es sei die beste Waffe gegen Rheumatismus. Hierauf kam Dehlenschläger wieder selbst, um sich zu überzeugen, ob Hebbel ihn auch wirklich angezogen habe.

Niemand Anderer als der treue Dehlenschläger sollte der Ueberbringer der glücklichen Botschaft sein, welche das ersehnte Ergebniß der Bemühungen Hebbels beim Könige meldete. Am Nachmittage des vierten April brachte ihm Dehlenschläger einen Brief

Collins an ihn, des Inhalts: „Seine Majestät der König haben Hebbel allergnädigst ein Reisestipendium von sechshundert Reichsthalern jährlich auf zwei Jahre bewilligt“. Er las ihm das Billet mit Thränen in den Augen vor, und Hebbel dankte gerührt dem Alten, welchem der Hauptantheil an dem Gelingen der Angelegenheit zuzuschreiben war. Nie hätte ich gedacht, sagte Hebbel, daß es glücken würde; wohl mir, daß Emil Rousseaus tiefes Wort nicht eingetroffen ist: Mein hartnäckiges Mißtrauen werde den Genius meines Lebens beleidigen!

Zwei sorgenfreie Jahre — so wähnte er — habe er vor sich und die wolle er redlich nutzen. Er müsse frisch in die Welt hinaus und sich tausend Dinge erwerben, die ihm fehlen. Bei erhöhter Ausbildung und erweiterten Kenntnissen erlange er dann vielleicht in Kiel oder Kopenhagen eine Professur, da die dänische Regierung nie wieder Jemand fallen lasse, mit dem sie sich einmal befaßt habe. Seine Gedanken waren zuvörderst auf Paris und Italien gerichtet. Bald kam ihm auch die officiële Anzeige des bewilligten Reisestipendiums zu. Wie gerne wäre er gleich nach den noch nöthig gewordenen Besuchen und „Vorstellungen“ abgereist! Aber sein physisches Leiden hielt ihn bis Ende April hier fest. Er gebrauchte Dampfbäder, die ihm viele Unkosten verursachten und vor der Hand nicht einmal recht fruchteten. Der Frühling allein, so meinte ein zweiter, einsichtiger Arzt, den er consultirt hatte, werde das hartnäckige Uebel in die Flucht jagen. Elise hatte ihm sofort, nachdem er über den Mangel an Leibwäsche geklagt, ein ganzes stattliches Paket Linnenzeug gesendet, das ihm hoch willkommen war, wiewohl er die Geldausgabe und den beträchtlichen Zoll dafür als etwas Unverantwortliches ansah. Mit Genugthuung nahm er wahr, daß sein im Morgenblatte veröffentlichter Aufsatz über das Drama in's Dänische übersetzt worden, und an zwei durch Campe ihm übermittelten Recensionen

über seine Gedichte und Genoveva, deren eine von Wilibald Alexis stammte, hatte er aufrichtige Freude.

Am 27. April, Abends sechs Uhr, reiste er mit dem Dampfschiffe Christian der Achte von Kopenhagen ab. Die Sonne vergoldete die Stadt, die ihm ewig theuer sein werde, wie er sich ausdrückt. Er hatte die herrlichste Reise. Das Schiff schwamm dahin, wie auf einem Spiegel. Am nächsten Morgen halb elf war er in Kiel, wo ihn die wärmste Luft umfächelte, die er wie Medicin einathmete. Rechts und links blühende Bäume. Abends nach neun Uhr begrüßte er wieder Elisen in Hamburg.

Zweites Capitel.

Pariser Aufenthalt.

Des Dichters Absicht, so rasch als irgend möglich nach Paris zu kommen, ließ sich nicht im Augenblick verwirklichen. Manche Lücken in seinem und Elisens Haushalte mußten geschlossen, allerlei nothwendige Vorkehrungen für die nächste Zukunft überdacht und getroffen werden. Offenbar trug Elisens sehnlicher Wunsch, den Freund bei sich festzuhalten, zur Verzögerung seiner Abreise namhaft bei. Freilich sah sie ein, daß er nicht deshalb ein Reisestipendium erhalten habe, um hinter dem Ofen sitzen zu bleiben, und ihm selbst kam es gewiß nicht in den Sinn, aus freiem Antriebe auf die frischen Athemzüge verzichten zu wollen, die ihm der Wechsel der Landschaft und der Menschen, die ihm ein Aufenthalt in der Weltstadt verhieß. Was hatte er auch in Hamburg außer Elisen? Der Verkehr mit den Schriftstellern war ausgegangen, wie ein Licht, das nie recht geflammt hat, die Beziehungen zu Gönnern und Schulfreunden glichen in ihren unnützen Nesten den herausstehenden Fäden auf der Rehrseite des Teppichs. In Theilnahme, ja Anhänglichkeit ihm verbunden war Janinski allein, aber dieser hatte am Ende den Umgang mit ihm als einen Lehnstuhl betrachtet, darin er sich bequem

anregen ließ, ohne die Fähigkeit zu einer Gegengabe zu beurfunden und ohne das Bedürfniß nach einer solchen bei Hebbel voranzusetzen. Ja, von Natur grillenhaft und hypochondrisch, hatte er das Gemüth des Dichters noch mehr verdunkeln helfen, und nicht wohl gelitten bei Anderen, die Hebbels Umgang wünschten, sei es aus freundlichen, sei es aus eigennütigen Motiven, hatte er es verstanden, sich seiner als ausschließlichen Besizthums zu bemächtigen. So war denn der bevorstehende Abschied von Hamburg die Aussicht auf Befreiung von lästigen Fesseln. Fühlte er sich doch nicht einmal bei Elisen glücklich! Die Zärtlichkeiten, die er zuweilen hervorsprudelte, wenn er in der Fremde weilte, wo die idealisirende Ferne ihre unermessliche Güte vergoldete, hatten die Wahrheit der Stimmung, nicht einer ihn ganz erfüllenden Neigung. Sobald er wieder mit ihr zusammen lebte, machte sich das Uhrwerk der mahnenden Pflicht hörbar und dieses Ticken that ihm wehe, und zwar nicht ihm allein.

Ohne Freud' und Leid kamen und gingen die Sommermonate des Jahres 1843. Der poetische Geist hatte sich jetzt so tief versteckt, daß Hebbel nicht einmal zu einem kleinen Gedicht angeregt wurde. Freilich, ein Werk weniger, sagte er einst in Kopenhagen, sei eine Gelegenheit weniger, gemißhandelt zu werden; wer keinen Rücken habe, der könne keine Prügel bekommen. Da sah er sich unvermuthet von dem dänischen Kritiker und Vaudevillendichter J. L. Heiberg angefallen und zur Abwehr gezwungen. Heiberg, der in Dänemark die erste kritisch-philosophische Instanz vorstellte, hatte den von Hebbel im Morgenblatte veröffentlichten Aufsatz: Ein Wort über das Drama, nachdem derselbe in's Dänische übertragen worden, zur Zielscheibe seiner halb pathetischen, halb spöttelnden Angriffe gewählt und den Verfasser in dem nämlichen Augenblick als Dichter wie als Denker herunterzusetzen gesucht, als ihm durch die Großmuth Christians des

Achten ein Reisestipendium, also eine Auszeichnung verliehen worden war. P. L. Möller selbst bezeichnete in einem Briefe an Hebbel, dem er die Polemik Heibergs gesendet, diese als eine ästhetische Schändlichkeit, welche ihn hoffentlich nicht erbittern werde. Dazu komme aber noch, wie Möller weiter bemerkt, die moralische Schändlichkeit, indem Heiberg als Directionsadjunct des Theaters in Kopenhagen das privat eingeschickte Manuscript der Judith zu seinen öffentlichen Ergießungen benutzt habe. Was Heiberg gegen die, wie wir wissen, Hebbel von den Bühnen abgenöthigte Verstümmelung der Judith einwendete, kümmert uns hier nicht. Wohl aber müssen wir einen raschen Blick auf seine Zurechtweisung der ästhetischen Grundsätze des Dichters werfen, schon deshalb, weil in diesen Grundsätzen das künstlerische Glaubensbekenntniß Hebbels liegt.

Hebbel hatte in dem genannten Aufsatze, der eigentlich ein Aphorismus ist, mehrere Hauptfragen der dramatischen Poesie berührt: Die Behandlung der Charaktere, den Schuldbegriff, das Verhältniß des Dramatikers zur Geschichte, und alsdann ein Streiflicht auf die Richtungen fallen lassen, welche das deutsche Drama der Gegenwart einschlug, wobei er auch auf seine eigenen dichterischen Versuche mit zwei Worten hindeutete. An diesen Aphorismus, der in lauter Freimaurerzeichen sich bewegt, trat Professor Heiberg mit seiner Kathederweisheit heran, bald schulmeisternd, bald beschimpfend, was er nicht verstanden oder was er in dem einen Falle absichtlich, in dem andern voll arnigeliger Naivetät mißverstanden hatte. Wo Hebbel sich an den Contour seiner Skizze hielt, da verlangte Heiberg die Unrisse eines ausgebildeten Systems, wo Zener sich eines Farbenstrichs bediente, da warf ihm dieser vor, daß es keine Linie sei, wo Hebbel, auf den guten Willen des Lesers rechnend, mit Holzstiftchen sich behalf, um zu markiren, was er hier nicht ausführen konnte, da stellte sich Heiberg,

als ob der Skizzist glaube, niet- und nagelfest gehämmert zu haben. Die gewöhnliche jämmerliche Methode der Polemik, die dem Ehrlichkeitsgeföhle nicht weniger Ekel bereitet, als sie dem kundigen Geiste Widerwillen einflößt. Hebbel hatte gesagt, daß man aufhören solle, nach der gemeinen Identität zwischen Kunst und Geschichte zu forschen, weil dabei denn doch nur die fast gleichgültige Uebereinstimmung zwischen dem ersten und dem zweiten Porträt, nicht die zwischen Bild und Wahrheit überhaupt herausgebracht werden könne, und daß die Geschichte für den Dichter ein Vehikel zur Verkörperung seiner Anschauungen und Ideen, nicht aber umgekehrt der Dichter der Auferstehungengel der Geschichte sei. Dabei hatte sich Hebbel auf Aristoteles und auf das Wort Napoleons berufen, welcher die Geschichte die Fabel der Uebereinkunft nannte. Er hätte sich auch auf Heines betreffende Aussprüche im Beginn des zweiten Theils der Reisebilder berufen können. Dies schalt nun Professor Heiberg eine kümmerliche Anschauung und verdrehte zugleich Hebbels Ausdruck, indem er von einem „todten Porträt der Begebenheiten“ sprach und die alberne Versicherung hinzufügte: es verhalte sich anders und die Poesie solle und könne sich die Geschichte aneignen. Daraufhin gab ihm der Angegriffene die Belehrung, wie unbegreiflich es sei, ihn behaupten zu lassen, nachdem er die materielle Hälfte der Geschichte durchstrichen habe, um der geistigen, welche durch die Kunst wiedergeboren werden soll, die ihr gebührende Bedeutung zu erobern, daß die Geschichte nichts sei als das todtte Porträt der Begebenheiten. „Nach der von mir entwickelten Ansicht ist sie zugleich mehr, unendlich viel mehr, aber auch weniger als das. Weil sie weniger ist, weil Karl der Große unstreitig größer war, als das Bild, das sein Schreiber den Jahrhunderten von ihm überlieferte, spreche ich den Dichter von der Verpflichtung frei, dieses Bild ängstlich zu copieren und die Gestalt des Kaisers, wie

sie in seinem eigenen Geist aufdämmert, wenn er sich in die von Karl beherrschte Zeit versenkt, zu ersticken; weil sie mehr ist, weil eine ganz andere Wahrheit durch sie hindurch geht, als die mit Brief und Siegel zu belegende und deshalb auch mit Brief und Siegel zu verfälschende, durfte ich ihm jene Verpflichtung erlassen, ohne der Geschichte und dem Utilitätsverhältniß, worin das Drama zu ihr steht, etwas zu vergeben“. Hebbel hatte die tragische Schuld aus dem Willen des Individuums selbst abgeleitet, nicht aus einer bestimmten Richtung des Willens, wie dies die christliche Erbsünde thut, und den Satz ausgesprochen, daß die dramatische Schuld unmittelbar aus dem Willen selbst hervorgehe, aus der starren eigenmächtigen Ausdehnung des Ichs, und daß es demnach dramatisch völlig gleichgültig sei, ob der Held an einer vorztrefflichen oder an einer verwerflichen Bestrebung scheitere. Professor Heiberg fand diese Definition dunkel, das Resultat derselben bizarr, ja er faselte sogar von einer Begriffsverwirrung des Verfassers, da nach der Conclusion Hebbels die Schuld unaufgehoben stehen bleibe, „ohne Veröhnung“, und „das Ziel des neueren Dramas folglich in eine Dissonanz gesetzt werde“. Dies aber sei „natürlicher Weise offenbar falsch“, denn eine Dissonanz könne das Höchste eines nothwendigen Durchgangspunktes sein, aber nie das Ideal, wornach ein Zeitalter in irgend einer Richtung strebe. Wie hätte auch das Hegelthum in Heiberg eine Anschauung, gleich jener über die Schuld, verstehen, geschweige in seinem logischen Fächerkasten unterbringen können! Hebbel nahm sich die freilich nutzlose Mühe, die Mittelglieder, welche Heiberg ironisirend vermifste, nachzutragen und in das angebliche „Chaos“ Ordnung zu bringen. Die bedeutungsvolle Stelle lautet also:

„ . . In der Maßlosigkeit liegt die Schuld, zugleich aber auch, da das Vereinzelte nur darum maßlos ist, weil es als unvollkommen keinen Anspruch auf Dauer hat und deshalb auf seine

eigene Zerstörung hinarbeiten muß, die Versöhnung, so weit im Kreise der Kunst darnach gefragt werden kann. Diese Schuld ist eine uranfängliche, von dem Begriff des Menschen nicht zu trennende und kaum in sein Bewußtsein fallende, sie ist mit dem Leben selbst gesetzt. Sie zieht sich als dunkelster Faden durch die Ueberlieferungen aller Völker hindurch und die Erbsünde selbst ist nichts weiter als eine aus ihr abgeleitete christlich modificirte Consequenz. Sie hängt von der Richtung des menschlichen Willens nicht ab, sie begleitet alles menschliche Handeln, wir mögen uns dem Guten oder dem Bösen zuwenden, das Maß können wir dort überschreiten, wie hier. Das höchste Drama hat es blos mit ihr zu thun, und es ist nicht blos gleichgültig, ob der Held an einer vortrefflichen oder einer verwerflichen Bestrebung zu Grunde geht, sondern es ist, wenn das erschütterndste Bild zu Stande kommen soll, nothwendig, daß Jenes, nicht Dieses geschieht. Professor Heiberg findet die meisten der obigen Sätze, namentlich aber das letzte Resultat, absurd. Ich will ihm glauben, daß er, da er statt des allgemeinen Schuldbegriffs nur einen dürftigen speciellen Sündenbegriff in sich ausgebildet zu haben scheint, sich von der Wahrheit meiner Aussprüche nicht überzeugen konnte, denn allerdings ist nicht gesagt, daß wir, weil wir leben, auch morden und rauben müssen, und wenn er mich so verstand, so hatte er alle Ursache, darauf zu bestehen, daß die Schuld nur möglich, keineswegs aber unvermeidlich sei . . ." Nachdem Hebbel zur näheren Aufhellung des Gegenstandes das Beispiel der Antigone herbei gezogen hat, fährt er folgenderweise fort: „ . . das Drama, wie ich es construirt, schließt keineswegs mit der Dissonanz, denn es löst die dualistische Form des Seins, sobald sie zu schneidend hervortritt, durch sich selbst wieder auf, es stellt, wenn ein Gleichniß erlaubt ist, die beiden Kreise auf dem Wasser dar, die sich eben dadurch, daß sie einander entgegen schwellen, zer-

stören und in einen einzigen großen Kreis, der den zerrissenen Spiegel für das Sonnenbild wieder glättet, zergehen. Aber es läßt allerdings eine Dissonanz unerledigt, und zwar die ursprüngliche Dissonanz, die es von Anfang an überging, indem es die Vereinzelnung, ohne nach der *causa prima* zu forschen, als mit oder ohne Creation unmittelbar gegebenes Factum hinnahm, es läßt daher nicht die Schuld unaufgehoben, wohl aber den innern Grund der Schuld unenthüllt. Doch dies ist die Seite, wo das Drama sich mit dem Weltmysterium in eine und dieselbe Nacht verliert. Das Höchste, was es erreicht, ist die Satisfaction, die es der Idee durch den Untergang des ihr durch sein Handeln oder durch sein Dasein selbst widerstrebenden Individuums verschafft, eine Satisfaction, die bald unvollständig ist, indem das Individuum trotzig und in sich verbissen untergeht und dadurch im Voraus verkündigt, daß es an einem andern Punkt im Weltall abermals kämpfend hervortreten wird, bald vollständig, indem das Individuum im Untergang selbst eine geläuterte Anschauung seines Verhältnisses zum Ganzen gewinnt und in Frieden abtritt. Doch dies genügt auch im zweiten Fall nur halb, denn wenn der Riß sich auch wieder schließt, warum mußte der Riß geschehen? Hierauf habe ich nie eine Antwort gefunden und Keiner wird sie finden, der ernstlich fragt. — Auch in kleinen schnöden Fechterstreichen excellirte der Angreifer. Wo Hebbel den Ausdruck „Charaktere“ gebraucht hatte, da machte er „Menschen“ daraus, wo „Fabel“, da setzte er „Geschichte“ und der Bezeichnung der Historie als des Niederschlags der wandelnden Zeit legte er die Bedeutung Hefe und Bodensatz unter. Der auf solche Art wohlfeil Verspottete mußte ihm zu verstehen geben, daß der Astronom Gruithusen die Sterne den Niederschlag des Aethers, daß Immermann die Lehre den Niederschlag der Forschung genannt habe, und er selbst in keinem geringeren Sinne die Geschichte den

Niederschlag der Zeit. Hebbels skizzenhafter Aufsatz war eben nicht der schlappe Handschuh, den man mir nichts dir nichts vom Gelenk ziehen kann, ohne daß der Muskel Widerstand leistet, wie sich Heiberg alles Ernstes einzubilden schien. Schade, daß Heibel, als er seine Entgegnung verfaßte, nichts von der lobpreisenden Recension Heibergs über Halms Sohn der Wildniß gewußt hat, über jenes Drama, welches lange Zeit hindurch das Wahrzeichen dramatischer Schwächlichkeit und gefallsüchtiger Sentimentalität für jeden gesund Denkenden und Empfindenden gewesen ist. Wenige Wochen vor seiner Polemik gegen Heibel hatte Heiberg im Intelligenzblatte den Sohn der Wildniß als eine Gewitterwolke begrüßt, welche nach Jahren der Trockenheit plötzlich und unerwartet aus den österreichischen Wäldern aufsteige, um fruchtbaren Segen zu verbreiten und die drückende Luft zu reinigen. In dieser Kritik kommt auch die lustige Bemerkung vor, daß Goethe in Hermann und Dorothea und in seiner Behandlung des Reineke Fuchs es verstanden habe, den Homer romantisch zu machen. Am Schlusse seiner Kritik erzählt der Professor den Dänen, daß der wirkliche Name des Autors Münch-Bellinghausen, daß dieser ein Baron, österreichischer Regierungsrath, daß dessen „Bruder“ kaiserlicher Minister in Frankfurt und daß der Dichter im vorigen Jahre zum Ritter des Danebrogs ernannt worden sei. Alle diese Züge muß man sich vergegenwärtigen, um die Kühne Entschlossenheit zu würdigen, womit einer unserer heutigen Schriftsteller von Heiberg behauptet, daß er an innerem Gleichgewicht, unbeirrter Verstandesklarheit und überlegener olympischer Ruhe mit Goethe verwandt sei, „dem er freilich an genialer Ursprünglichkeit der Natur bei Weitem nachstand“, ferner, daß dieser Geistesverwandte Goethes in seinen literarischen Streitschriften an urbaner Feinheit und schlagendem Witz nur mit Voltaire verglichen werden könne. Anderen Augen wird Heiberg vermuthlich

als ein mit dem Schematismus Hegels nobilitirter Gottsched erscheinen.

Hebbel sendete seine Abwehr, welche als Broschüre bei Hoffmann und Campe heraus kam, an Dehlenschläger, an Möller und an mehrere der einflußreichen Personen des Hofes und der Regierung in Kopenhagen, um auch nach dieser Seite hin den auf ihn geführten Schlag zu pariren. Mit Widerwillen sah er auf die Arbeit zurück, bei der er genöthigt war, den leichtesten Anschauungen seine eigenen entgegen zu setzen. Nie noch, sagte er, habe er so klar erkannt, daß auch im Wort die Unschuld zu respectiven ist und daß, wer es nothzüchtigen mag, jeden beliebigen Bastard damit erzeugen kann. Vom Kampfplatze hinweg setzte er sich auf die Schulbank und trieb einige Wochen lang französisch, welches herzlich schlecht ging, so daß er daran zweifelte, ob ihm der Aufenthalt in Paris zu der Sprache verhelfen werde.

Am 28. August sah er Emma wieder. Nichtswürdige Dinge hatten sich — wie er jetzt noch beklagte — zwischen sie und ihn gestellt. Der Neid eines alten Weibes wußte sie auseinander zu bringen, ja noch mehr, er wußte das Bild des Mädchens in unseres Freundes Seele zu verdunkeln, indem ihr Reden über ihn und Elisen in den Mund gelegt wurden, die sich mit einem edlen jungfräulichen Gemüthe nicht vertrugen. Emma sprach sich an jenem Tage gegen Elise aus, Alles war Lüge und Verleumdung, und Hebbel that es unendlich wohl, „daß er nun doch wenigstens ihr Bild gerettet habe“. Die arme Elise, wir dürfen schon so sagen, wie viel sie auch besürchten mochte, ahnte doch nicht, daß der diesmalige Abschied ihr ganzes inneres Glück mitnehmen sollte. „Fahr zu, wir haben Eil!“ heißt es in dem schönsten und ergreifendsten der Lieder Ahlands. Am neunten September Morgens verließ Hebbel mit dem Dampfer, der nach Havre steuerte, den Hamburger Hafen.

In leidlich guter Gesellschaft, deren annehmbarstes Mitglied ein deutscher Russe war, kam er nach einer von kleinen Mißhelligkeiten nicht gänzlich verschonten Seereise in Havre an, wo er nächtigte, um in den Vormittagsstunden des andern Tages mit der Deligence nach Rouen weiter zu fahren. Er hielt sich an seinen gleichfalls nach Paris gehenden Russen, weil dieser vortrefflich französisch sprach und ihm so aus der Noth half. Bei freundlichstem Wetter genoß er den Anblick der anmuthigen Landschaft, welche die Seine bewässert. Er sah in den unermesslichen Reichthum der Natur Frankreichs hinein, indem er auf der mit schwellenden Fruchtbäumen bepflanzten Straße dahin rollte. Pflückt doch, pflückt aus Barmherzigkeit! schienen sie dem Wanderer zuzurufen. Von Rouen setzte er nach kurzem Aufenthalt die Fahrt mittelst Eisenbahn fort und langte am vierzehnten September Nachts in Paris an. Er stieg mit seinem Weggenossen im Hôtel de Manchestre ab, trennte sich am folgenden Morgen von ihm und machte sich über die Boulevards, die er nur wie im Vogelfluge streifte, zum Bahnhof auf, um nach St. Germain en Laye zu kommen, das ihm ein Bekannter in Hamburg als Wohnort während der noch warmen Zeit angerathen hatte. Auf dem Gange dahin gerieth er, ehe er sich dessen versah, in eine Straße hinein, in deren Mitte er die Vendomesäule erblickte. Da sich Napoleon mir in den Weg stellte, sagte er, so wollte ich an ihm nicht vorbei gehen und lenkte meine Schritte auf die Säule zu. Es war ihm eigen zu Muthe, als er die erste Spur des „Mannes“ gewahrte, und er empfand es lebhaft: so gewiß das Leben mehr ist, als sein Schatten, so gewiß ist es größer, der Poesie Stoff zu geben, als Poesie zu machen. Auf dem Tuilerienplatz stieg er in einen Omnibus, der ihn nach dem Bahnhofe brachte. In St. Germain en Laye suchte er den Musiker Hagen auf, an den er empfohlen worden, welcher auch bereits ein Zimmer hier für ihn

gemietet hatte und mit ihm dann nach Paris fuhr, um Alles zu ordnen. Hier ging er mit ihm zu Gathy, dem Hebbel eine lustige Darstellung der deutschen Literatur gab, welche den Zuhörer, der ihm seine Dienste anbot, höchlich ergötzte. Da er bei Gathy vernahm, daß Heine wieder in Paris sei, so ging er mit den Beiden zu ihm. Sie trafen ihn im Hausflur, als er eben im Begriff war, einen Besuchenden, den er unserem Freunde später als A. Weill nannte, bis an die Thür zu begleiten, und ließ die Fremden in sein Visitenzimmer eintreten. Nachdem er wieder gekommen, gab ihm Hebbel den Brief Campes. Heine hatte kaum einen Blick hinein gethan, als er das Blatt sofort aus der Hand legte und mit den Worten auf ihn zueilte: Sie sind Hebbel? Ich freue mich außerordentlich, Sie persönlich kennen zu lernen. Sie sind Einer von den sehr Wenigen, fügte er hinzu, die ich schon zuweilen beneidet habe; ich kenne Ihre Judith noch nicht, nur Ihre Gedichte, aber die haben den entschiedensten Eindruck auf mich gemacht, ich hätte Ihnen manches Sujet stehlen mögen, namentlich den Hexenritt. Er recitirte aus diesem Gedicht einige Strophen. Hebbel unterbrach ihn mit der Bemerkung, daß die Kritiker gerade dieses phantastische bizarre Gewächs zum Tode verurtheilt hätten. Es kam nun gleich ein lebhaftes Gespräch zwischen ihnen in den Gang, „wir wechselten die geheimen Zeichen, an denen die Ordensbrüder sich einander zu erkennen geben, und vertieften uns in die Geheimnisse der Kunst“. Hebbel bekannte, wieder einmal die Freude einer Unterhaltung gehabt zu haben, wo man bei dem Anderen nur anzutippen brauche, wenn man den eigensten Gedanken wolle aus seinem Geiste hervortreten lassen. Mit Heine könne man das Tiefste besprechen. Er erzählte ihm seltsame Dinge über Zimmermann und Grabbe, welchen er sehr hoch hielt. Von Zimmermann behauptete er, derselbe habe sich dadurch getödtet, daß er das Jahre lang bestandene Verhältniß

mit der Frau v. Lützow aufgehoben und ein neues mit einer jungen Person angeknüpft habe. Der Tod, sagte Heine, ist nicht so zufällig als man annimmt, er ist das Resultat des Lebens, und man bedenke sich wohl, wenn man in späteren Jahren noch eine Hauptveränderung machen will. Gegen Gutzkow zog er mit allen Waffen seines Witzes zu Felde. Ein Dichter, der keine Gedichte mache, sei wie ein Baum ohne Blüthen, aber Gutzkow, meinte er, werde nicht zu kurz kommen, denn wenn er stürbe, so werde Wihl sich hinsetzen und die zur Completirung nöthigen Gedichte aus Freundschaft für ihn abfassen und seinem Nachlaß einverleiben. Heine haßte Gutzkow so grimmig, daß er sogar derartige Vorwürfe gegen ihn gebrauchte, welche seinen herzlieben Freund Laube nicht minder empfindlich treffen mußten; oder wäre dieser wirklich ein Singvogel zu nennen? Ein Mal sagte Heine zu Hebbel in einem solchen Anfalle der Erbitterung: „Glauben Sie mir, der Mensch wird nicht wiedergeboren; nur in Napoleons Zeitalter war er möglich, denn wie die Natur in Napoleon alles Große, so faßte sie in Gutzkow alles Kleine zusammen. Und eigentlich hat ihn gar nicht die Natur gemacht, sondern Schiller hat ihn auf dem Gewissen; er ist der Schusterle aus den Räubern“. Auch auf einen sehr kitzlichen Punkt, auf sein Buch über Börne, wobei er gleichfalls an Gutzkow sich erinnern mochte, brachte Heine in seiner ersten Unterredung mit Hebbel das Gespräch, aber dieser verhehlte ihm seine Ansicht nicht, welche, wie der Leser wohl voraussetzt, die entgegengesetzte war. Heines gehässige Erbitterung gegen Gutzkow beruhte zumeist darauf, daß er dessen Häscherauge erkannte, welches die sittliche Schmuggelwaare des Verfassers der Reisebilder und der neuen Gedichte unter den trügerischen Zollmarken sofort bemerkte; eben so wie er nur deshalb dicke Freundschaft mit Laube hielt, weil dieser aus der Abhängigkeit seiner dünnen Nachahmungen

des Vorbildes kein Fehl machte. Dazu kam noch das neidisch Gereizte und das Formlose der Arbeiten Gutzkows, was Heine abstieß, während er an der tapfern Mittelmäßigkeit Laubes, welche lebte und Leben ließ, kein Aergerniß nahm. Im Allgemeinen empfing Hebbel einen unerwartet günstigen Eindruck von Heine. Er sei allerdings etwas angeründet, meinte er, aber keineswegs dick und in seinem Gesichte mit den kleinen scharfen Augen liege etwas Zutrauen-Erweckendes. Daß er Dichter sei, tiefer Dichter, der sich nicht bloß auf gut Glück in's Meer hinunter tauche, um einige Perlen zu stehlen, sondern der unten bei den Nixen wohne und über ihren Reichthum gebiete, dies trete aus seiner Gestalt, wie aus seiner Rede hervor. Seine Bemerkungen über Grabbe, Kleist und Immermann hätten jedes Mal den innersten Lebenspunkt getroffen. Er scheine der unerbittlichste Feind aller Mittelmäßigkeit zu sein, auch der wahrhaft poetischen, die es zu nichts bringe, wogegen er die Kraft zu respectiren wisse. Das „Zutrauen-Erweckende“ war freilich eine Täuschung und die Kraft wußte er zwar zu respectiren, bethätigte dieses Gefühl aber nur dann, wenn es ihm klug und ersprießlich dünkte. Hebbel kehrte wieder nach St. Germain en Laye zurück, wo er bis in den October hinein blieb.

St. Germain war ihm unvergeßlich, aber im schlimmen Sinne des Wortes. Ohne Bücher, ohne Gesellschaft, ohne die Fähigkeit zu arbeiten, hatte er sich dort grenzenlos gelangweilt; über seinen Tag war wirklich nichts weiter zu sagen, als daß er aus vierundzwanzig Stunden bestand. Einen schlechteren Rath hätte ihm Niemand geben können; in Wessalburen, so meinte er mit Recht, wäre er eben so gut aufgehoben gewesen. Auch gespart hatte er dabei nichts. Nur um müde zu werden, lief er fünf bis sechs Stunden im Walde herum und pflückte Brombeeren. Dann aß er entweder Brot und Weintrauben oder ging in eine

Restauration, wo er für sehr viel Geld ganz erbärmlich speiste. Nun wieder fort, auf die Terrassen oder sonst wohin; zuletzt that die Sonne ihm den Gefallen und ging unter. — Der nach Pariser Eindrücken sich sehrende Hebbel, der unbemittelte deutsche Dichter! und ein idyllischer Gartenstreck bei Paris: das war eine Lächerlichkeit, wie sie eben nur ein Deutscher als prächtiges Auskunftsmitel vorschlagen kann. Dem Hungrigen eine Blumen- vase verehren für die Rosen, die er nicht hat, wäre schwerlich dünner zu nennen. In seiner Verzweiflung champêtre gerieth er eines Tages auf den abenteuerlichen Einfall, eine Fußtour nach dem zwei bis drei Meilen entfernten Paris zu unternehmen. Früh Morgens war er aufgebrochen, Nachmittags um drei Uhr langte er dort todtmüde an. Da er für's Fahren keine anderthalb Franken ausgeben wollte und ein Nächtigen im Hotel ihm mindestens drei Franken gekostet hätte, so legte er sich auf der Straße schlafen; zuerst auf einer Bank an den Boulevards. Aber es fing zu regnen an. Er bettete sich nun auf das Portal einer Kirche, d. h. auf die Schwelle derselben, wo er durch das vorspringende Dach vor dem Regen geschützt war. Aber die Steine waren zu kalt. Nach einer halben Stunde stand er wieder auf und suchte sich einen anderen Platz. Endlich fand er ein Haus, woran gebaut wurde. Er kletterte hinein und setzte sich auf eine Leiter. Als es vier Uhr schlug, machte er sich wieder auf den Weg nach St. Germain, wo er mit blutenden Füßen ankam. Nicht so betrübend komisch war sein Ausflug nach Versailles, das er in wenigen Wegstunden erreichte. Bei dem Gedränge der Eindrücke, die ihn überwältigten, suchte er sich das Verwandteste heraus und klammerte sich an dieses an. Das Verwandteste auf diesem Boden aber war für ihn das Historische. Er vertiefte sich in die Porträts der geschichtlich bedeutenden Personen, die zu seinem Geiste vernehmlich sprachen.

Um die Mitte Octobers siedelte er nach Paris über und nahm eine angemessene Wohnung in der Rue les petites Ecuries, im Faubourg Poissonière. Bald lernte er durch Hagen einen Dr. Felix Bamberg kennen, der sich ihm sofort auf's Engste anschloß. Er warnte ihn vor Hagen, über den schon Heine gegen Hebbel geäußert hatte, daß er bereits Broschüren über Gutzkow geschrieben habe. Nun weiß ich freilich Keinen, meinte unser Freund, der für ihn selbst garantirt, aber es steckt jedenfalls mehr in ihm, wie in dem Andern. Bamberg ging Tag für Tag mit Hebbel aus, führte ihn herum und ertheilte ihm allerlei nützliche Winke. Er hatte noch nichts von ihm gelesen, wohl aber Manches wider ihn, welches ihm keine günstige Meinung über seine ästhetische und moralische Bildung einflößte. Er hielt mit dieser Meinung gegen Hebbel nicht zurück und derselbe hörte sie ruhig an. Dann forderte er den Sprecher auf, seine Judith zu lesen. Bamberg wurde nach der Lectüre des Stückes der begeisterte Anhänger des Dichters. Wer Hebbel sah, so schrieb er nachmals, der konnte über das Schöne und Originelle seines Geistes nicht in Zweifel sein. Niemand konnte den großen Künstler, den wahrhaften Dichter, in diesen ausdrucksvollen Zügen verkennen, in seinem blauen hellen Auge, seiner hohen, von blondem Haar unrahmten Stirn, seiner elastischen und kraftvollen Taille, in dem sichern und stolzen Gange, der das Bewußtsein des Genies verrieth, und in der biegsamen und sonoren Stimme, in der seine großartigen und edlen Gedanken dahin strömten. An der Seite seines Cicerone, denn mehr war Bamberg unserem Freunde einstweilen noch nicht, suchte dieser die denkwürdigen Stätten der Revolution auf, die mächtigen architektonischen Monumente einer ungeheuern Vergangenheit. Seine Phantasie hielt gleichsam ein Löwenmahl. Schaurig erhebend wirkte auf ihn die Notre-dame-Kirche, das schwarze, finstere, schnörkelhafte Gebäude des Mittelalters, das

ihm wie eine verspätete Krähe vorkam, die mit blinden Augen in den rings aufgeblühten Mai hinein stiert. Auf dem Wege zum Pantheon kamen sie an der Kirche der heiligen Genoveva vorüber, und er versäumte nicht, das Grab der Heiligen zu betrachten. Im Angesicht des Pantheon rief er aus, daß dieses Werk allein eine Reise nach Paris verdiene; wenn Einer hieher käme, sich gleich nach dem Pantheon fahren ließe und nachdem er das Bild desselben in den Schrein seiner Seele aufgenommen, wieder abreiste, er würde belohnt sein. Die einfach großen Verhältnisse, Säulen, wie Eichen, Wände, wie geglättete Felsen, und im Innern das ausgedehnte heiter stille Oval, erschienen ihm als das Sinnbild abgethaner Kämpfe, erprobter Kraft. Nach einer flüchtigen Besichtigung der Tafeln, welche die Namen der Juli-Gefallenen trugen, stieg er in die dämmerigen Gewölbe hinunter, an deren Eingang zu beiden Seiten Rousseau und Voltaire ruhen. Die ernste Stimmung, in der sich Hebbel befand, ward durch den bezahlten Merkwürdigkeitsseifer des Castellans unterbrochen, welcher ein Echo bewundert wissen wollte. Hebbel aber spähte und fragte nur nach Mirabeau. Er ward an den Ort, wo die Asche liegt, geleitet, doch der Name war überpinselt, man konnte ihn nicht mehr lesen. Er würde den Zeitungen dieses Factum nicht geglaubt haben, sagte Hebbel entrüstet, aber er habe es gesehen, das sei Louis Philipp! Der erste Tag, den ich wirklich in Paris verlebte! rief er, berauscht von der Fülle des Geschauten. Denn nur bei hoher Woge war er glücklich, auch wenn er sonst Mangel litt, nur wenn die Wellen über ihm zusammenschlugen, empfand er den Vollwerth des Daseins.

Er hatte nicht viele solche Tage genossen, da traf unerwartet aus Hamburg die Nachricht ein, daß sein Knabe Max gestorben sei, und an diese Todesnachricht ward die Kunde geknüpft, daß Elise sich abermals in gesegneten Umständen befinde. Zudem

hatte ihn die Botschaft mitten in dem Productionssturme überrascht, als er eben vor den letzten Scenen seines bürgerlichen Trauerspielles stand. Sein ohnehin leichtlich in Siedhitz aufwallendes Blut ergoß sich jetzt glühend über sein Gehirn. Ich theile den Monolog, den das Tagebuch enthält, seinem schrecklichen Wortlaute nach mit, weil er ein biographisches Actenstück ersten Ranges ist.

„Mein Max, mein holdes, lächelndes Engelfind mit seinen tiefen blauen Augen, seinen süßen blonden Locken, ist todt. Sonntag den 22., Mittags um ein Uhr erhielt ich die Nachricht. Da liegt seine kleine Locke vor mir, die ich schon nach Kopenhagen mitnahm und die ich seither — es stehe hier! — noch nie betrachtete. Sie ist das Einzige, was mir von ihm übrig blieb. O, wenn ich mir das denke, daß dieses Kind, das Keiner — mich selbst, den Vater, den großen Dichter ausgenommen, es stehe auch hier! — das Keiner ohne Freude und Entzücken betrachten konnte, so schön, so anmuthig war es, daß dieses Kind nun verwesen und sich von Würmern fressen lassen muß, so möcht' ich selbst ein Wurm sein, um mitzuessen, um als scheußliches Thier meinen Antheil dahin zu nehmen, den ich als Mensch, als Vater verschmäht habe. Ich könnte diese Locke hinunterschlingen, ich könnte etwas noch Aergeres thun, ich könnte sie verbrennen, weil ich sie nicht verdiene! O mein Max, umschwebe mich nicht, auch keine Minute, bleibe bei Deiner Mutter, tröste sie, lindere ihren Schmerz durch Deine geisterhafte Nähe, wenn Du es vermagst, nur nicht meinen, nicht meinen! „Ich habe mich versteckt, sucht mich, der wird mich nie wieder finden, der mich nicht genug geliebt hat!“ Das ist der Trost, der aus der Ewigkeit zu mir herüber klingt. Ich sehe Dich, Kind, süßes aufquellendes Leben, wie Du Mittags an Deinem kleinen Tisch saßest und mir zunicktest und sagtest: Ich mag auch Wein! und wartetest, ob ich einen Tropfen für Dich übrig ließe. Und das Gesicht, das süße,

süße Gesicht! O Gott! Du stelltest den Engel vor meine Thür und er lächelte mich an und sagte: Willst Du mich? Ich nickte nicht Ja, aber er kehrte doch bei mir ein, er dachte: sieh mich nur erst recht an, dann wirst Du mich schon behalten, mich nicht wieder lassen wollen. Aber ich hatte selten einen andern Gedanken als den: wie soll ich ihn ernähren, und in meiner unmännlichen Verzagtheit war ich stumpf und dumpf gegen das Glück, das sich um mich herum bewegte, das ich nur in die Arme zu schließen brauchte, um einen Schatz für alle Zeiten zu haben. Da rief Gott ihn wieder ab, und er ging doch nicht gern, denn er hatte eine Mutter, die ihm zum Ersatz für den Vater zwei Mal Mutter war. Nun helfen keine Klagen, keine Schmerzen, keine Thränen! O, es ist wahr, ich zittere vor der Zukunft, ich weiß nicht, woher ich den Bissen Brod nehmen soll, dessen ich bedarf, ich habe eine größere Angst als der Bettler am Wege, denn ich fürchte das zu werden, was er schon ist. Aber ich hätte mich auf das Aergste gefaßt machen, ich hätte den Entschluß fassen sollen, das Kind mit Betteln durchzubringen und ihm den Bettelstab als Erbtheil zu hinterlassen, dann hätt' ich meine Pflicht gethan, dann brauch' ich mich nicht vor jedem Arbeitsmanne, der mir im Schweiß seines Angesichts begegnet, zu schämen, dann könnt' ich jetzt ruhig sein und sprechen: Der Herr hat ihn gegeben, der Herr hat ihn genommen, der Name des Herrn sei gepriesen! Und wie oft war ich hart, grausam hart gegen das Kind, wenn es mir in meinen finstern Stimmungen in seiner rührenden, unschuldigen Lebenslust entgegen trat! O, daß ich nie geboren wäre! Der Seufzer kommt mir aus tiefster Brust. Und nicht einmal den kleinen Trost hab' ich, daß es leicht gestorben ist, daß es seine Seele spielend ausgehaucht hat. Es hat furchtbar gelitten, acht Tage lang, an der Gehirnentzündung, gequält von zwei privilegirten Mördern, deren einer die Mutter sogar einmal, als sie in Person zu ihm

eilt und er noch nicht mit der Toilette fertig ist, in ihrer Todesangst empörend angefahren hat. Und nun, in meinem tiefen Weh, in meiner durch kein Bewußtsein erfüllter Pflicht und bewiesener reiner Menschlichkeit gelinderten Verzweiflung, muß ich einen noch härtern Schlag fürchten. Was hat Elise ausgehalten! Welch' einen Brief hat sie mir geschrieben! So schreibt kein Held! Diese Fassung flößt mir Entsetzen ein, Gott, Du hättest ihr das Kind lassen sollen, als Du sahst, was sie litt, was sie that, was sie ertrug. Hätte sie's durchgebracht, so wollt' ich hoffen; kann und wird sie's jetzt verwinden? Wenn ein Funke Erbarmens für mich übrig ist, wenn alle Geschöpfe versorgt sind und es blieb noch ein Rest, so muß ich mich täuschen! Ich bin so lange, bis ich wieder einen Brief aus Hamburg erhalte, wie Einer, der mit dem Kopf auf dem Block liegt — fünf Tage läuft mein eigener Brief, fünf Tage die Antwort, also zehn solcher Tage stehen mir bevor und dann werd' ich erfahren, ob das Haupt mir abgeschlagen wird. oder ob ich es wieder aufrichten darf. Am zweiten October starb mein Max; vor vier Jahren starb an demselben Tage mein Freund Rousseau. Du hast Recht, Elise, September, October, das sind für mich verhängnißvolle Monate. Erst am zweiundzwanzigsten October, nachdem er längst zur Erde bestattet war, erfuhr ich's. Ich hatte nicht die geringste Ahnung gehabt, und weil ich erst von St. Germain nach Paris hinein ziehen mußte und also die Adresse veränderte, konnte Elise mir nicht eher schreiben. O Gott, fröhlich war ich in der Zeit nicht, aber ich arbeitete doch, ich dichtete an meinem Trauerspiel, ich that mir vielleicht in demselben Augenblick auf eine gelungene Scene etwas zugute und freute mich, als das Kind mit dem Tode kämpfte. Schrecklich! Ja, ich erinnere mich, den Abend des ersten Octobers war ich auf einem Balle und sah den Cancan tanzen! Freilich gefiel mir nicht der Tanz, aber doch die

Musik! Einmal haben sie dem Kinde mein Bild gereicht, da hat das süße Wesen es mit Lebhaftigkeit erfaßt und es an seine Lippen gedrückt und geküßt und wieder geküßt. Ach, alle Liebe der Mutter wohnte in ihm, ich hab' es wohl gemerkt. Und auch das hat nicht in die Ferne auf mich gewirkt. Nein, Elise, es gibt keine Ahnung. Darf ein Trost, ein kleiner Trost in meiner Angst um Dich sein? O, Du theueres, liebevolles Kind! Könnte ich wenigstens Dein Bild in mir hervorrufen. Ich kann's nicht, ich hab's nie gekonnt. — Da geht der Bamberg an mir hin und her und spricht: Fassen Sie sich, bedenken Sie, was Sie sich und der Welt schuldig sind! Mir! Mich in allen Tiefen aufzuwühlen und mich zu zernagen, so lange der letzte Zahn noch nicht verstumpft ist. Der Welt! Ein Mensch muß sein, nicht ein solcher, der sich durch das, was man Kraft und Talent nennt, über die einfach ewigen sittlichen Gesetze hinaus zu schrauben sucht, sondern ein solcher, der sich dahin stellt, wo ihm alle Messer mitten durch die Brust schneiden. O, ich bilde mir nicht ein, daß ich durch meinen Schmerz etwas abbüßen kann. Aber ich werde mir auch nie einreden lassen, daß Gefühllosigkeit Kraft ist und daß man Fassung hat, wenn man seine Thränen im Glase auffängt und nachzählt und spricht: Es ist genug, nun schone die Augen, denke daran, daß du blind werden kannst und dann eines Führers bedarfst, der Welt also eine Last aufbürdest, indem sie den Führer hergeben muß". — Nur die Guten sterben früh! heißt es in einem seiner Briefe an Elise, — ein unbewußter oder nicht gewußter Nachklang der Worte des Philoktet:

Wohl muß er leben, weil ja noch nichts Böses starb.
 Mit zarter Sorgfalt hegen das die Himmlischen,
 Sie lieben Tüchevolles und Verschlagenes
 Zurückzuführen aus des Hades Nacht, und stets
 Hinabzusenden, was gerecht und edel ist.

Aber am Ende, was bedeuteten seine Schmerzen gegen jene Elifens, was seine schwarzen Stunden, verglichen mit der ununterbrochenen Nacht ihrer Zustände! Sie hatte in ihrem Kinde Alles verloren, was ihr allein Kraft und Muth gab, um ihr Geschick mit Würde zu tragen und drohendes Unheil gefaßt herankommen zu sehen. Jedem Weibe, das an einem Manne wahrhaft hängt, ist das Kind die Versiegelung seines Besitzes und ein letztes geheimes Glück dazu, das der Frau, wenn sie es in dem Manne selbst zu haschen wähnt, immer wieder tückisch entgleitet. Denn er hat es aufgezehrt in der ersten seligen Umarmung, und nur als Denkmal, als ein Hauch oder Lichtschein taucht es dann noch mitunter in seltenen Augenblicken der Ehe empor. Elise aber hatte es seit jeher nur als einen fernen Schimmer erblickt und bei dem innigen und langen Zusammenleben mit Hebbel, bei ihrer Kenntniß seiner Leidenschaftlichkeit und deren Machtfülle den Segen des Geschenke, das er ihr vorenthielt, in eben dem Grade ersieht als entbehrt. Darum war ihr sein Kind mehr als tausend Müttern das ihrige sein kann, Versprechen und Erfüllung, Räthsel und Auflösung, Wahrheit und Täuschung zugleich. Dieses Kind sollte Angefangenes fortsetzen und es war doch nichts als der Anfang, es sollte fester knüpfen was längst geschwunden ward, und wenn sie sich in der harten Wirklichkeit umsah, so mußte sie sich gestehen, daß ihr Verhältniß zu Hebbel eine lose zusammengelegte Schleife vorstellte. Jahre hindurch war sie ihm mit halb geblendetem Bewußtsein nachgegangen, nachgeschlichen, ob er vielleicht in einem unbewachten Moment jene entzückende Unbesonnenheit offenbaren werde, in welcher Liebe begonnen und beschlossen ist; Liebe, nicht edle Neigung, nicht heilige Freundschaft, nicht geistige Gemeinschaft und wie die Werthsachen alle heißen mögen, die Hebbel wohl am wenigsten als einen gleichwiegenden Ersatz für das süßeste Gut der Ver-

gänglichkeit angesehen, die er aber mit sophistischer Ueberredungskunst als einen solchen Ersatz ihr unaufhörlich angerühmt und vorgewiesen hat. Nun war ihr mit dem Kinde der Trost der Geliebten und auch das Heil der Mutter entrissen. Wer wird sich wundern, daß sie ihr Kind hegte und pflegte mit der schauerlich stillen Kührigkeit eines ausgeraubten Gemüthes, daß sich ihre Seele einen ganzen Haushalt an Selbstpeinigung einrichtete und daß jeder Beschwichtigungsversuch, den Heibel anwendete, mißlang, noch bevor er auch nur die Oberfläche ihres Kummers gestreift hatte. In dem kleinen ergreifenden Tagebuche, worein sie die Züge und den Verlauf der Krankheit des Knaben verzeichnete, der innerlich wie äußerlich das Ebenbild des Vaters war, lautet eine Stelle folgendermaßen: „Ich bin nicht besser als so viele zärtliche Mütter, die ihr liebes Kind geben müssen, aber sie stehen nicht so allein, wie ich — an mein Kind wollt' ich mich ketten mit grenzenloser Liebe, er sollte es fühlen, würde es fühlen und dafür mich lieben und darum auch gut werden und bleiben, er sollte ein festes Band werden, so dacht' ich — andere Mütter haben Kinder, bekommen eines wieder und mit ihm ist Freude da — ich mit meinem eine neue Schande, neue Qualen und Wirren“. Von October bis Weihnachten verbrachte sie so zu sagen eine einzige Passionswoche. Als der Geburtstag des Kindes wiederkehrte, da besah sie sich seine Höschen und Mützchen und seinen zerbrochenen Spielkram; als der Christabend vor der Thür war, da wandelte sie in den neblicht kalten Nachtstunden an den erleuchteten Buden entlang und kaufte bunte Säckelchen, womit sie arme Kinder beschenkte. Nie ging in der ganzen Zeit die Sonne unter, ohne daß sie an dem Grabe geweint und gebetet hätte. Um sie herum aber zischelten nun die Zungen der Verwandten und Bekannten, welche von Moral und Ehre sprachen

und unablässig fragten, wann sie denn nun endlich die Frau Doctorin Hebbel werden würde.

Hebbel hinwiederum marterte sie ohne es zu wollen auf seine Weise, wobei es ihm selbst freilich nicht wohl erging. Von der ersten Erschütterung der Todesnachricht übermannt und dem Druck der Situation gehorchend, deren Schwere er fühlte, hatte er Elisen aufgefordert, unverzüglich zu ihm nach Paris zu kommen. Doch eben so plötzlich schickte er die Mahnung nach, sie möge den Schritt, der zuletzt viel Bedenkliches habe, reiflich überlegen. Ihre bescheidenen, aber deshalb nicht minder drängenden Andeutungen, daß ihr nach all' dem Entsetzlichen noch Entehrendes bevorstehe, wenn sie abermals eines Kindes genehe, erwiederte er mit der ziemlich bestimmten Zusicherung, sie so rasch als irgend möglich heirathen zu wollen, aber nur um in einem nächsten Briefe die zwingenden Gegengründe geltend zu machen, welche eine so überstürzte Verheirathung als verderblich erscheinen ließen. So spannte er jeden Nerv, jede Faser des unglücklichen Mädchens auf die Folter. Ich getraue mich nicht, mit Bestimmtheit zu sagen, daß der Gedanke, sich dauernd mit Elisen zu verbinden, unter allen Umständen ihm einen leisen Schauer eingeflüßt haben würde, aber ich möchte dieses immerhin annehmen. Wie die Dinge gegenwärtig lagen, so mußte für ihn die gewünschte und nach dem Gesetzbuche des sittlichen Uebereinkommens gebotene Heirath mit der gewissen Aussicht auf eine schmäbliche Existenz und auf seine innere Zerstörung Eins und daselbe sein. Es war mehr als eine Hyperbel, wenn er meinte, daß sich über ihm ein Himmel wie von Backsteinen wölbe, den Sonne, Mond und Sterne nicht mit ihren Strahlen durchdringen, und er sprach die Wahrheit, indem er sagte, daß ihm seine Talente vielleicht einen Platz am Kreuz neben seinen Vorgängern verschaffen, daß aber gleichwohl der gemeinste Tagelöhner besser wisse als er, wo er für morgen

Brot hernehmen werde. Er stimmt ihr völlig bei, daß man nicht ohne die tiefste Erschütterung daran denken kann, wie schwer dem Kinde, dessen Hingang Elise ohne Aufhörens bejammert, Ausgang und Eingang gemacht wurden, denn spielend hätte es bei einem so kurzen Dasein in die Welt hinein, spielend hinaus hüpfen sollen. Aber er fragt auch die Jammernde, ob diese Leiden anderer Art als körperlich gewesen und ob sie dem unsterblichen Geiste, der sich aus dem Kerker des Leibes geflüchtet, Wundenmale aufgedrückt hätten? „Wer tilgt aus eines Mannes, wer tilgt aus meiner Seele alle die Risse und Blutspuren wieder weg, die sie nun schon seit zwanzig Jahren entstellen?“ Trotz seiner Gaben nennt er sich den Unglücklichsten der Erde. Geisteskraft, sagt er, ist nur dann das Höchste, wenn das Niedrigste sich damit vereinigt, wenn das Lächeln des Glücks die Gunst der Natur vergoldet; im entgegengesetzten Fall verstärkt sie nur das Empfindungsvermögen für die Schläge des Geschicks und führt zu verdoppeltem Elend. Nun gib dem Kinde Alles, ruft er, was ich habe, und gib ihm mehr dazu, gib ihm aber auch das, worin er, da er mein Sohn und so ganz mein leibliches und geistiges Ebenbild war, mir gewiß auch gleich gewesen wäre, gib ihm meine ungeheure Reizbarkeit und den possierlichen Segen des Glücks: Alles nur darum empfangen zu haben, um auch nicht das Geringsste damit auszurichten, und frage Dich dann, ob nicht eine einzige Stunde, wie Du solche Stunden bei mir kennst, worin er dies so recht bis zur Vernichtung, bis zur innersten Selbstverhöhnung gefühlt hätte, mehr der Qual enthalten haben würde, als die Krankheit, die ihn in Gottes Arme zurückgeführt hat! — Ihren Vorstellungen von dem wohlfeilen Leben in Paris, wovon man ihr in Hamburg geschwatzt hatte, hielt er seine ärmliche Wirthschaft entgegen, zu der er gezwungen sei und die man, wie er hinzufügte, allerdings auf einem Dorfe leichter führe, als in

der Weltstadt, wo man sich mit lechzender Seele zwischen tausend Genüssen durchdrängen müsse. Denn zu den genügsamen Leuten, die dafür nicht Augen und Ohren haben oder die sogar daran sich ergötzen, daß Andere sich ergötzen, rechne er sich nicht. Wenn es jetzt auf Elisen angekommen wäre, sie hätte ohne Weiteres gewünscht, daß er nach Hamburg zurückkehre und sie zu seiner Frau mache, des dänischen Stipendiums ungeachtet, das ihm zu Reisezwecken verliehen worden und das er nicht nach seinem Gutdünken verwenden durfte. Wer möchte es ihr auch verargen! Hebbel, dessen einzige sichere Einnahmequelle vor der Hand dieses Stipendium war, setzte dem gütigen Dehlenschläger brieflich seine Lage auseinander und bat ihn um seinen Rath. Mit dem ersten Dampfschiffe, so schrieb er an Elise, würde er von Havre abreisen, wenn er auch nur das schmalste Fundament vor Augen sähe, worauf er eine bürgerliche Existenz begründen könnte. Diese Vorbedingung jedoch fehle eben. Die Freunde und Bekannten in Hamburg setzten fälschlich bei ihm Gelehrsamkeit voraus, bei Elisen einiges Vermögen, darum komme ihnen ungreiflich vor, was sie sonst erklärlich fänden. Wovon in der Ehe existiren? Handwerkschriftsteller könne er nicht werden, auch wenn er es wollte, ihm gebreche die Fähigkeit, mit Dingen aufzuwarten, die, so hübsch sie sein mögen, doch vor der Kunst in Nichts zerflattern. Er könne nur Eins, dies Eine bringe ihn gewiß nach und nach zum Ziel, nur nicht augenblicklich, aber augenblicklich sollte es sein, sobald er sich verheirathe. Wenn man gar nichts habe, so komme man auch mit dem Einschränken nicht durch; die Folge sei dann Elend im Hause, Geringschätzung außer demselben. „Wir sind arme Teufel.“ Sorge und Noth können einem Handwerker, einerlei, ob sein Handwerkszeug die Bibel, das corpus juris oder ein Hobel sei, zu größerer Thätigkeit anspornen, ihn könnten sie nur ersticken. Er werde thun, was

er dürfe und solle, sich aber gewiß nichts in dieser wichtigen Angelegenheit von dem erbärmlichen Moralcodex vorschreiben lassen, den die Klatschbasen und die Pfaffen ablesen. Lessing, der bei seiner Gelehrsamkeit noch immer tausend Mal sicherer war, sich durchzuschlagen, als er, habe sieben Jahre gezögert, ehe er das Ehebündniß mit Madame König definitiv abzuschließen wagte, Hegel habe lange vor seiner Verheirathung ein Kind gehabt, Goethe sich erst verhehelicht, als sein Sohn zwanzig Jahre alt war. Thorwaldsen habe eine Tochter, aber noch immer keine Frau, und Hamann hatte sieben Kinder und sei, wiewohl ein orthodoxer Christ, bis an sein Ende in einer Gewissensehe geblieben; ja, er erkläre sich in einer Briefstelle mit großer Hestigkeit gegen die pöbelhaften Ansichten, wie er sie nennt, die zwischen einer Gewissensehe und einer formellen Ehe einen Unterschied finden wollen.

Ich habe hier das Wesentlichste aus den Gedanken und Erwägungen hervorgehoben, welche sich durch die auf Monate vertheilten Briefe Hebbels an Elisen über die entscheidende Frage hinziehen. Aufgeklärt war von seiner Seite überhaupt genug worden, aber eine Klärung des Verhältnisses hatte sich daraus nicht ergeben; wie denn auch das Eine mit dem Andern in der Regel nicht zusammen hängt. Elise, welche eigentlich nur aus Empfindung bestand, konnte aus ihrem Zustande nicht heraus. Hebbel beurtheilte sie schlecht, als er ihr empfahl, sie solle, um sich gewaltsam von ihren düstern Phantasien zu befreien, die Erinnerungen an den Hamburger Brand niederschreiben und große Dichter lesen. Ja, als er sich thörichter Weise einbildete, ein philosophisch=mysstisches Gedicht, das er ihr zum Weihnachtsabend schickte, müsse sie wie lindernder Thau die halb verwelkte Blume tränken, da wendete sich der naturvolle Schmerz Elisens gelassen fremd davon ab. Welch eine seltsame Tröstung war thatsächlich dieses Gedicht: Das abgeschiedene Kind an seine Mutter

betitelt! ein frostiges, metaphysisches Glaubensbekenntniß, das in gequälten Terzinen Wunder der Erquickung wirken sollte! Dar- nach könnte auch ein gemalter Regen verdorrte Fluren lezen. Aus einer erkünstelten Seligkeit heraus redet das der Erde ent- rückte Kind die Mutter an, preist ihr das Loos, nun in keiner Form mehr gefangen zu sein, denn wer alle bis zur höchsten durchgegangen, der werde in keine wieder eingehäkelt. Alles Leben sei gefrorne Liebe, sei vereister Gotteshauch, erstickt in tausend Flocken und Zacken, darin er starren bliebe, wenn nicht im Tiefsten ihn ein dunkler Drang erregte, der ihn immer weiter und weiter lockt und den größeren Ring stets um den engeren tauschen läßt, bis er zu der Ringe letzten gelangt und sich mit dem Odemzuge Gottes wieder vereinigt. Gott selber aber habe nur zu seiner eigenen Aufhellung die Welt geschaffen, sie sei nichts als die Fackel, sein Inneres zu durchleuchten. — Mystisch-pan- theistische Propfpreiser auf Schelling'schem Stamm. Ausdrücklich nennt Schelling einmal die Natur gefrorenen Geist. Nie war Hebbel kälter als diesmal, wo er recht warm zu sein glaubte, nie abstracter als bei diesem Anlaß concretesten Leids.

Gleichwohl sprach in jenen kummerstheren Tagen auch der Dichter aus dem tiefen Gemüth heraus, als er nämlich die letzten Scenen seiner Maria Magdalena schrieb. „Die ewigen Schmerzen“, so lautet eine Brieffstelle, „diejenigen, die sich nie ganz verlieren, vertheilen sich allmählich, während sie Anfangs auf einen einzigen Punkt zusammengedrängt sind, über unser ganzes Ich und stellen dadurch die aufgehobene Harmonie zwischen Geist und Herz, wenn auch um einen Ton tiefer herabgestimmt, wieder her“. Diesen vertheilten Schmerz spüren wir, diesen tief gefärbten Ton hören wir in feinem bürgerlichen Trauerspiel, dessen Entstehung zum größten Theil in die Wochen vor und nach dem jüngsten traurigen Erlebniß fiel. Ein Schatten-

gewimmel, wie wir es auf Heiligengemälden wahrnehmen, ein wolkiger Schwarm ernster und wehmüthiger Gestalten bricht aus dem Hintergrunde dieses tragischen Bildes hervor. Mit Eindrücken aus den verschiedensten Lebensperioden ward die einfachste, unscheinbarste, eindringlichste, aber auch am meisten verleumdete und gemißdeutete seiner Dichtungen gespeist, der wir jetzt unsere Aufmerksamkeit zuwenden müssen.

Eine kleine norddeutsche Stadt und in dieser ein enges Bürgerhaus, wo Arbeitsamkeit und harte Grundsätze herrschen, ein von Rechtschaffenheit und Vorurtheilen, Gottesfurcht und Menschenfurcht eingefriedigtes Familienleben: dies ist der Boden, auf dem sich die finstere Fabel von dem Tischler, Meister Anton und den Seinigen abspielt. Er lebt mit Weib, Sohn und Tochter ein ehrsam freudloses Leben. Er hat die schlimmsten Angriffe der Noth abgewehrt, ohne das Lächeln der Genügsamkeit dabei gewonnen zu haben. Du sollst! und du mußt! sind seine Morgenwecker und seine Taggenossen, alles Läßliche ist ihm verhangen, jeder Athemzug der Lust benommen. Aber dabei schleppt er nicht sein Leben weiter, sondern er trägt es, und auch nicht mürrisch, sondern streng. Dies hat er in der Schule einer bitteren und trüben Jugend gelernt, deren rauhe Zucht und Pflichtgebote in seiner Empfindung mit der Zeit zu einem heiligen Vermächtniß verwandelt wurden, daran Niemand tasten, geschweige rütteln darf. Die einstmaligen Verkürzungen und Unterschlagungen des Glücks sieht er nunmehr als die rechten, ja allein fördernden Lehrmeister der Seele an. Unnachsichtig, wie gegen sich selbst, kennt er auch an Andern nichts Entschuldigbares, sobald sein Ehrgefühl, das öfters Wesen und Schein verwechselt, in Mitleidenschaft kommt, und weichgearbeitet nach Innen, hält seine schrofpe Außenseite Jedermann, auch seinen Angehörigen, eine regungslose Maske entgegen. „Mir ging's in jungen Jahren schlecht“,

lautet eines seiner Bekenntnisse, „ich bin so wenig, wie Er, als ein borstiger Igel zur Welt gekommen, aber ich bin nach und nach einer geworden. Erst waren all' die Stacheln bei mir nach Innen gerichtet, da kniffen und drückten sie alle auf meiner nachgiebigen glatten Haut herum und freuten sich, wenn ich zusammenfuhr, weil die Spitzen mir in Herz und Eingeweide drangen. Aber das Ding gefiel mir nicht, ich kehrte meine Haut um, nun fuhren ihnen die Borsten in die Finger und ich hatte Frieden“. Wohl, aber einen düstern Frieden, der den Krieg in seinem Schooße birgt. Zwar im Hause waltet kein Zwist, so ungleichartig auch die dort vereinigten Elemente sind, aber doch nicht die schöne Eintracht, die freundlich und willig die Theile zum Ganzen verbindet. Eher könnte man von einem permanenten Waffenstillstand oder von einem Stunden lang am Himmel wartenden und nur sehr leise ziehenden Gewitter sprechen. Keines seiner Familienglieder steht unbefangen zu ihm, obgleich er nichts vom Wärfwolf oder vom Haustyrannen hat, ein geheimer Druck lastet auf ihnen allen, ein stilles Bangen schneidet dem Wunsche des Einzelnen die Rede, der Frage das letzte Wort ab und hält die erleichternde Vertraulichkeit in der gepreßten Brust zurück. Voll Fügsamkeit, gutmüthig ergeben, hat sich seine Ehefrau mit ihm abgefunden, wobei ihr ein geduldiger und einfacher Sinn behilflicher ward, als das Verständniß für ihren Mann, und eine schwächliche Güte mehr mitwirkte, als das Einvernehmen der Gesinnungen Beider. Denn wiewohl an ihrer Ehrbarkeit kein Makel haftet, so hatte sie doch an dem vergnüglichen Beiwerk des Lebens Gefallen, als sie noch jung war, und darum möchte sie jetzt gar zu gerne den Kindern geben, was sie selber hat entbehren müssen. Ihnen ist sie wenigstens Anhalt und Zuflucht für ihre Jugendläunen und Irrthümer, insbesondere dem Liebling Karl, der in seiner leichten Lebensauffassung und seiner Hinneigung zum

Leichtsinn das Widerspiel des Vaters bildet. Unablässig muß sie beim Sohne vertuschen und verdecken, was der Vater nicht sehen oder erfahren soll, ihn nicht selten gegen den Alten entschuldigen und vertheidigen. Klara, welche insoferne die leibhaftige Tochter des Meister Anton ist, als auch sie schweigsam mit sich allein fertig werden kann und vom echten wie vom falschen Ehrgefühl gleicher Weise ihr inneres Glück abhängig macht, die härtere Klara hat doch zuweilen Augenblicke, wo schon das liebevolle Antlitz der Mutter ihr Beschwichtigung oder Trost gewährt. An der Bevorzugung des Bruders nimmt sie so wenig ein Aergerniß, daß sie rührend mädchenhaft ihre eigenen zarten Spenden für die seinigen ausgibt: „Alles muß von Karl kommen, wenn es ihr Freude machen soll“. Freilich thut sie dies wehmüthig verzichtend, weil sie schon auf Höheres verzichten gelernt hat. So schmal der um ihr Dasein gezogene Kreis ist, so groß und schwer ist das Erlebniß ihrer jüngsten Vergangenheit. Je besser sie den Vater versteht, sie allein, die er ohnehin, mit der Unmerklichkeit seiner warmen Empfindungen begünstigt, desto schrecklicher lastet das Geheimniß auf ihr, das sie nicht einmal der Mutter zu enthüllen den Muth hat. — Von ihrem Gespielen und Geliebten vor Jahren verlassen und, wie sie wähnte, vergessen, der spöttischen Nachrede und dem Hohn der Leute preisgegeben, welche in kleinen Städten mit den Lappen fremden Leumunds ihre Kurzweil ausstatten, hat Klara sich mit einem Schreiber, Leonhard, verlobt, einem Menschen aus dem Duzend, bei dem sie ihre Versorgung zu finden hofft. Da kehrte im un rechten Moment der vermeintlich Treulose von der Akademie zurück, um sofort einen Secretärs-posten anzutreten. Die alte Liebe schlug in Klara, indem diese den Mann ihrer Wahl erblickte, die Augen wieder auf, zugleich aber erwachte in ihr der Stolz des beleidigten Herzens. Leonhard, der dies bemerkte, der sich ihrer nun um jeden Preis versichern wollte,

forderte von ihr in einer verwirrenden Stunde das Letzte, was ein Weib zu geben hat. Und Klara, um ihm zu beweisen, daß der Verdacht ihres Schwankens grundlos, um sich selbst zu beweisen, daß es nicht so ist, ja um es zu ersticken, wenn es so wäre, gab das Letzte hin, so zu sagen hinter dem Rücken ihrer Seele, ihrer Weiblichkeit. Aus mißverstandnem Ehrgefühl ist sie gefallen, in einem sonderbaren Wirbel von Berechnung und Gefühl ist sie untergesunken. Leonhard hat sie jetzt in der Hand, ein Individuum, dessen Armseligkeit ihr vom ersten Augenblick an deutlich geworden und dessen Gemeinheit sich in dem Maße entpuppt, als ihr Geschick sich verfinstert. Bedeutet ihm doch ihre Aussteuer so viel, wenn nicht mehr, wie ihr Besitz — aber um diese Aussteuer eben ist er, ohne es zu ahnen, bereits gekommen. Der Vater hat seine sauer ersparten tausend Thaler dem Wohlthäter seiner Jugend geopfert, weil er ihn nur dadurch vor dem Selbstmorde retten konnte. Dies Alles und Mancherlei sonst noch liegt hinter dem Drama; jede einzelne Scene desselben hebt gleichsam den Schleier von den Begebenheiten, welche mit den eintretenden Folgen, mit dem aufdämmernden Verhängniß rückweise klarer werden. Dieser analytische Gang, sagt Friedrich Vischer, indem er an das hier angewendete Mittel der antiken Tragödie erinnert, welche eine Thatsache als geschehen voraussetzt, um sie erst im Verlaufe der Handlung zu motiviren, sichere dem Dichter an festem Bande die volle Theilnahme des Zuschauers. Wir könnten kaum erwarten, bis man uns Schritt vor Schritt das Dunkel von dem Bilde hinweg reibe. Doch sei dies nicht ein bloß technischer Kunstgriff; dieses Rückwärts im Vorwärts sei zugleich geistiger, ethischer Schicksalsgang und wie das Unglück vorwärts schreite, werde auch die Schuld offenbar.

An einem sommerlichen Morgen, den die von schwerer Krankheit kürzlich genesene Mutter, mit ihrem salben Hochzeits-

kleide angethan, feierlich begeht, indem sie zur Kirche wandelt, bringt Leonhard der Verlobten die Nachricht, daß er den Cassierposten erlangt hat. Er war einige Wochen weggeblieben, um die dazu nöthigen Schliche zu betreiben, und ängstlich hatten Mutter und Tochter denjenigen vermißt, der dem Herzen Klaras nicht fehlte. Widerwillig, ja empört, vernimmt sie seine glückhafte Geschichte und der Ausruf des Entsetzens entfährt ihr: Gott, Gott! an diesen Menschen bin ich gekettet! Leonhard aber nimmt dergleichen nicht genau. Mit der Miene der Alltagsredlichkeit hält er beim Vater in aller Form um die Tochter an, erfährt jedoch in dem Gespräche mit dem Alten, der ihn wahrlich nicht höher ansetzt, als ihm gebührt, wo die für Klara bestimmte Mitgift geblieben ist. Mißmuthig würgt der Schreiber die Nachricht hinunter, die seiner feigen Denkart noch nicht den Muth zu geben scheint, von seinem Eheversprechen zurückzutreten, worauf der Vater gefaßt war. Da wirft das täppische Ungefähr, womit das Schicksal zu würfeln pflegt, dem Schreiber den erwünschten Anlaß hin, aber auch Tod und Verderben fallen in das Haus herein. Beim Kaufmanne Wolfram, wo Karl vor wenigen Tagen einen Schrank polirt hat, sind Juwelen gestohlen worden und der Sohn des Meisters Anton ward als des Diebstahls verdächtig eingezogen. Leonhard liest in dem eben gebrachten Wochenblatt, das den Juwelendiebstahl meldet, während der Vater von der über den Kirchhof heimgekommenen Mutter sich erzählen läßt, daß der Todtengräber frevelhafter Weise ein Grab auf Vorrath ausgeschaufelt und daß sie ihre Blumen hineingeworfen habe. Da schellt es an der Hausthür und zwei Gerichtsdienere treten ein, deren einer rohe Worte ausstößt, um sodann das Haus wie eine Gaunerherberge zu durchsuchen. Die Mutter fällt um und stirbt. Leonhard macht sich davon und sendet seinen Scheidebrief. Der Vater aber, welcher seiner Erschütterung ungeachtet die Bestürzung

Klaras über diesen Absagebrief gewahrt, faßt die Tochter mit schlecht verhehltem Entsetzen bei der Hand und räth ihr, dem Bruder zu Hilfe zu kommen, der denn doch nur ein Stümper sei, er habe die Mutter umgebracht; der Vater wäre noch am Leben. Sie brauche nicht nach der Art zu langen, ihr hübsches Gesicht, Nase und Mund würden gewiß Beifall finden. Verzweifelt sinkt Klara an der Leiche nieder, indem sie den Kinderlaut: Mutter! schreit.

Meister Anton. Fass' die Hand der Todten und schwöre mir, daß Du bist, was Du sein sollst!

Klara. Ich — schwöre — Dir — daß — ich — Dir — nie — Schande — machen — will!

Meister Anton. Gut! (Er setzt seinen Hut auf.) Es ist schönes Wetter! Wir wollen Spießruthen laufen, Straß' auf, Straß' ab! (Ab.)

Nun leben sie im Hause des Meister Anton zu Zweien; neben dem zerschmetterten Vater, der sich tapfer aufrecht hält, die sich verzehrende Klara, welche in's Leere hinein starrt. Eines buchstabirt im Andern sein Schicksal, mit der halben Besinnung und gräßlicher Bangigkeit, welche die Gestalten und Töne des kranken Halbschlummers mitunter hervorrufen. Werde Du ein Weib, so bittet er die Tochter, wie Deine Mutter war, dann wird man sprechen: an den Eltern hat's nicht gelegen, daß der Bube abseits ging, denn die Tochter wandelt den rechten Weg und ist allen Andern voraus. Was ihn betreffe, fügt er kalt hinzu, so wolle er das Seinige dazu thun, er wolle ihr die Sache leichter machen, als den Uebrigen. In dem Augenblick, wo er bemerke, daß man auch auf sie mit Fingern zeige, werde er sich rasiren, und dann, dies schwöre er ihr zu, rasir' er den ganzen Kerl weg. Sie könne sagen, es sei aus Schreck geschehen über ein auf der Straße durchgegangenes Pferd oder über eine Katze, die auf dem

Boden den Stuhl umwarf — wer ihn kenne, der werde freilich den Kopf dazu schütteln, denn er sei nicht sonderlich schreckhaft, aber er könne es in einer Welt nicht aushalten, wo die Leute mitleidig sein müßten, wenn sie nicht vor ihm ausspucken sollen.

„Alles, Alles kann ich ertragen und hab's bewiesen, nur nicht die Schande. Legt mir auf den Nacken, was ihr wollt, nur schneidet nicht den Nerv durch, der mich zusammenhält!“ —

Die Leute, welche den Kopf schütteln, die Schande vor den Leuten, das ist es. Nicht er bewacht die Ehre, vielmehr die Ehre bewacht ihn, sie hat ihn zu ihrem Knecht und Leibeigenen gemacht. Mit

der Bosheit der Menschen in seinem bedrängten Leben wohl vertraut, steht er ihnen zwar stachlicht und widerborstig gegenüber, aber diese Schroffheit hindert ihn nicht, die Meinung der Men-

schen schlechtweg als eine gebieterische und geheiligte Macht anzusehen und den Begriff der Schande mit ihrem Maß zu messen. Was ist ihm das Leid Karls, der doch auch die ihm angethane

Beschimpfung spürt, da er nicht zu den Verächtlichen zählt und obendrein unter einer grundlosen Anklage, wie der Vater bald erfahren sollte, den Kelch der Schmach hat trinken müssen.

Was ist ihm Klara, von deren Gesicht er ablesen könnte und zum Theil wirklich abliest, was namenloses Weh hinein geschrieben! Er fühlt eben nur sich, auch in den Seinigen nur sich,

seine eigene Schaamröthe allein, niemals auch das von einem gemißhandelten oder irgeleiteten Herzen vergossene Blut. Die Charitas ist ihm fremd. Darum bemerkt er nur das Nächste und

Größte, zu keiner Zeit den goldenen Faden, wenn dieser durch ein schwarzes Gewebe läuft, darum weiß er nicht, daß Gut und Böse hin und wieder Wandnachbarn sind. O, ich hab' so groß

Unrecht erlitten, seufzt er gegen Klara, daß ich Unrecht thun muß, um nicht zu erliegen, wenn's mich so recht ansaßt. Er thut aber nicht nur Unrecht, indem er mit seiner unbarmherzigen Strenge

der Unglücklichen jeden Ausweg verlegt, er ist auch der Mitthäter des Unrechts gewesen, das dem Anscheine nach ganz von Außen über ihn hereinbrach. Das erste Wort, das ihm die Kunde von dem beim Kaufmanne Wolfram verübten Juwelendiebstahl entpreßte, war die Beschuldigung gegen den Sohn. Was der lieblos oder gleichgültig Fernstehende ohneweiters folgern kann, sobald er die Verdachtgründe gegen einen leichtgearteten jungen Menschen vernimmt, das hat der eigene Vater gleichfalls gefolgert. Und das erste Wort, womit einer der Gerichtsdiener in die Stube des Meister Anton trat, war nichts als der Widerhall der Beleidigung, welche ihm der Alte einst am Wirthshauustische in hochmüthiger Hinweisung auf sein unehrliches Gewerbe zugesügt hat: „Lente im rothen Rock mit blauen Aufschlägen sollten Ihm nie in's Haus kommen! Hier sind wir unserer Zwei!“ Ja, durch die ganze Stadt, den längsten Weg zum Bürgermeister hat die kleinliche Nachgier den Sohn des ehrlichsten Mannes geführt. Er aber erkennt nicht, daß das aller Orten auf ihn lauende Schicksal ein Bündniß mit seiner verstockten Tugend eingegangen ist und sein düsteres Rechtthun heimlich und tückisch in Unrecht umschmiedet. Gold' ein Charakter ist die Metallspeise der tragischen Kunst.

Noch ist das Verbrechen, dessen sein Sohn geziehen wird, nicht erwiesen, ja der prophetische Traum, der dem Meister Anton jetzt, wie er sagt, mit seinem Blutsinger häßliche Dinge zeigt, hat ihn in der letzten Nacht den Sohn schauen lassen, eine Pistole gegen sich abdrückend, aber aus dem sich verziehenden Dampfe blickte ihm das ruhige Gesicht eines redlichen Mannes an, der Goldstücke aus einer Hand in die andere zählt. (Nebenbei bemerkt ein dramatischer Zug vom ersten Range.) Aber des Vaters bittere Neden verschneiden die freundliche Verheißung des Traums. Karl könne nicht rein aus dem Prozesse hervor-

gehen; von dem komme ihm nun und nimmer ein Trost. Darum möge Klara nicht vergessen, was sie ihm schuldig sei, sie möge ihren Schwur halten, damit er den seinigen nicht zu halten brauche. Während er zum alten tauben Holzhändler in's Gebirge geht, dem Einzigen, der ihm noch wie sonst in die Augen sehe, weil er noch nichts von seiner Schande wisse, bleibt Klara mit ihrer Todessehnsucht die Hüterin des Hauses. Die Mutter im Grabe, der Bruder gefangen, so hat sie schon Tage um Tage veressen und verdacht, den Mittagstisch bestellt und nichts gegessen, dem Vater zugehört und nur Eins verstanden. Endlich löst sich die zusammengedrückte Seele in einem lindern Schmerzenston.

„O Gott, o Gott! Erbarme Dich! Erbarme Dich über den alten Mann! Nimm mich zu Dir! Ihm ist nicht anders zu helfen! Sieh, der Sonnenschein liegt so goldig auf der Straße, daß die Kinder mit Händen nach ihm greifen, die Vögel fliegen hin und her, Blumen und Kräuter werden nicht müde, in die Höhe zu wachsen. Alles lebt, Alles will leben, tausend Kranke zittern in dieser Stunde vor dir, o Tod, wer dich in der beklommenen Nacht noch rief, weil er seine Schmerzen nicht mehr ertragen konnte, der findet sein Lager jetzt wieder sanft und weich, ich rufe dich. Verschone den, dessen Seele sich am tiefsten vor dir wegkrümmt, laß ihm so lange Frist, bis die schöne Welt wieder grau und öde wird, nimm mich für ihn! Ich will nicht schaudern, wenn du mir deine kalte Hand reichst, ich will sie muthiger fassen und dir freudiger folgen, als dir noch je ein Menschenkind gefolgt ist“.

Mit den unerwarteten Gästen, welche jetzt bei ihr einsprechen, scheint das Drama sich günstiger anschicken zu wollen. Die im ersten Acte fest zugezogenen Maschen werden im zweiten plötzlich gelockert, aber nur zu dem Ende, um dann erst recht den unauflösllichen Knoten zu bilden. Zuerst erscheint der Kaufmann

Wolfram, welcher den Juwelendiebstahl aufklärt, den seine wahnsinnige Frau begangen habe, und welcher die hastige Verhaftung Karls auf den Gerichtsdienner wälzt, der beim Bürgermeister viel gelte. Nun sollt' ich mich freuen, meint Klara, nachdem der Kaufmann sich entfernt hat, aber ich kann nichts denken als: nun bist du's allein. Dennoch ist ihr zu Muth, als ob ihr gleich etwas einfallen müsse, das Alles wieder gut mache. Da bietet ihr der Secretär guten Tag. Rasch wickelt er sich von den anfänglich unnützen Reden der Schüchternheit, der Beklommenheit und des erkünstelten Frohsinns los und nimmt den vor Jahren abgerissenen Faden wieder auf. Zwar empfindet er, daß etwas zwischen ihm und Klara steht und über seine halb fragenden, halb vorwurfsvollen Worte gleitet ein trüber Hauch. Aber die Heiterkeit seiner Natur, deren Vorzüge dem edlen Menschenthume und deren Fehler jener Jugendlichkeit angehören, die bei ihm nie welken kann, lacht ungeduldig hinter der gedeckten Stellung hervor. Neugierig und vertrauensvoll, unvorsichtig und treuherzig, wie er in die Welt hinein schaut, blickt er in die Verwirrungen Klaras, die so wenig von seinem Herzensfommer angesteckt wird, als von den Blumen und Kräutern draußen vor ihrem Fenster. „O, dieser festgenagelte Sonnenschein und all' die Heiterkeit um mich her!“ — Als ihr der Secretär die Hand reicht, um sie nie wieder zurückzuziehen, da deutet sie ihm an, warum sie diese Hand nicht nehmen wird und darf. Aber allso gleich folgt das erneute Geständniß ihrer Liebe den dunklen Andeutungen. „Dich, Dich lieb' ich! Da! Da! Ich ruf's Dir zu, als ob ich schon jenseits des Grabes wandelte, wo Niemand mehr roth wird, wo sie Alle nackt und frierend an einander vorbeischleichen, weil Gottes furchtbar heilige Nähe in Jedem den Gedanken an die Andern bis auf die Wurzel weggezehrt hat“. — Schmerz und Grimm, Liebe und Mitleid, der Entschluß sie zu

retten und der Schauer vor dem Rettungsmittel kämpfen in ihm den Kampf der Männlichkeit und der Treue. Aber ihm ent-
 schlüpft das böse Wort: „Darüber kann kein Mann weg“. —
 Er würde der Mann darnach sein, darüber weg zu kommen,
 wenn sein Blick so großartig überschauend und Alles rasch ver-
 knüpfend wäre, wie sein Naturell liebenswert ist und lauter
 sein Gemüth. Gedanken spinnend, Anschläge erwägend enteilt er.
 Freilich, er ist nur obenhin in Alaras Lage eingeweiht, er kann
 nicht wissen, welche Schwüre dieses arme Leben zermalmen. Zu-
 dem hat er sich noch vor Kurzem im Geräusch der Welt getum-
 melt, in seinen Studien den Gesichtskreis erweitert und den
 Maßstab, wie das Gefühl für enge Verhältnisse und dumpfe
 Zustände verloren, wie sie in dem Hause des Tischlers walten.
 Das entscheidende Wort aber klingt und dröhnt in Alara nach.
 Nein, murmelt sie lächelnd, darüber kann kein Mann weg. Doch
 macht sie dieses Wort mit dem besseren wett: „Hättest du den
 Muth eine Hand zu fassen, die — Nein, nein, diesen schlechten
 Muth hättest du nicht! Du müßtest dich selbst einriegeln in
 deine Hölle, wenn man dir von außen die Thür öffnen wollte“.
 — Sie wird die Hand des Secretärs nicht fassen und sie wird
 den Vater nicht zum Selbstmord treiben, sie wird gehen. Vorher
 aber will sie noch um ihr Elend betteln, um ihr tiefstes Elend,
 wie sie sagt, als sie den Gang zu Leonhard antritt. „Drei
 Brunnen triffst du auf dem Weg zu ihm — daß du mir an
 keinem stehen bleibst! Noch hast du nicht das Recht dazu!“

Nun ist der tragische Knäuel derart geflochten und ver-
 flochten, daß nur ein Wunder ihn entwirren könnte. In der
 Tragödie aber gibt es solche Wunder eben so wenig, als in der
 Natur. „Mich selbst erschüttert diese Alara gewaltig, wie sie aus
 der Welt gedrängt wird“, so lautet eine Briefstelle des Dichters
 aus der Zeit, als er an dem Stück arbeitete. Und in der That,

wenn jemals bei einer dramatischen Gestalt jener Ausdruck zutreffend war, so ist es hier der Fall: Aus der Welt hinaus gedrängt.

Als Bettlerin überschreitet Klara die Schwelle Leonhards, um das Almosen der Ehe bittend. Er ist eben guter Dinge gewesen. Warum auch nicht? Hat er doch heute den sechsten Bogen beschrieben. Wie fühlt sich der Mensch, wenn er seine Pflicht thut, so sagte er zu sich selbst, der polizeilich unbescholtene und bürgerlich zu allen Ehren befähigte Lump in Amt und Würde, hinter dem eine große Majorität steht. Nicht einmal vor dem König, wenn er in die Thür träte, meint er, würde er in Verlegenheit gerathen, Einen ausgenommen, vor dem alten Tischler. Freilich auch, denn der jagt ihm Schrecken ein. Die arme Klara dauert ihn nur, er kann nicht ohne Unruhe an sie denken und er verflucht jene Abendscene, an der die Eifersucht mehr Antheil hatte, als die Liebe — „und sie ergab sich gewiß nur darein, um meine Vorwürfe zu widerlegen, denn sie war kalt gegen mich, wie der Tod“. Ihr stünden böse Tage bevor, aber auch er werde noch viel Verdruß haben. Trage Jeder das Seinige. Dieses Selbstgespräch hat Klara unterbrochen. Heirathe mich! denn mein Vater schneidet sich sonst die Kehle ab, heirathe mich und bring' mich nachher selber um, ich will Dir für das Eine noch dankbarer sein, wie für das Andere. In diesem Hauptaccord sammelt sich ihr Kummer und ihre Schaam. Leonhard glaubt nicht an den Schwur des Alten — wie vermöchte dies auch ein Geschöpf seiner Art! — und er fragt sie listig, weil er ihre Antwort zum Voraus weiß, ob denn sie ihm schwören könne, daß sie aus Liebe zu ihm die ewige Verbindung mit ihm wünsche? Nein, erwiedert Klara und Alles was Spitze und Schneide in ihr hat, bricht aus ihrem gemarterten Gemüth hervor und springt mitunter in die Sprache des Vaters um. Nein, erwiedert sie, das

kann ich nicht schwören! Aber er solle nie erfahren, ob sie ihn liebe, ob nicht. Sie wolle ihm dienen, sie wolle für ihn arbeiten und wenn sie nichts zu essen habe wortlos hungern. Wenn er sie schlage, weil sein Hund nicht bei der Hand sei, so solle Niemand einen Schrei von ihr hören, und wenn Jemand die Striemen ihrer Haut erblicke, so wolle sie sagen, daß sie mit dem Kopfe gegen den Schrank gefahren oder auf dem glatten Estrich ausgeglitten wäre. Sie werde nicht lange leben, wenn's ihm aber dennoch zu lange dauere und er die Kosten der Scheidung nicht aufwenden möge, so solle er Gift hinstellen, als ob es für die Ratten wäre, sie wolle es nehmen, ohne daß er auch nur zu nicken brauche, und im Sterben zu den Nachbarn sagen, sie hätt' es für zerstoßenen Zucker gehalten. „Ein Mensch, von dem Du dies Alles erwartest, überrascht Dich doch nicht, wenn er Nein sagt?“ versetzt Leonhard. Ihrer Ankündigung, daß sie des Vaters wegen den Tod wählen müsse, stellt er die weltläufigen Betrachtungen entgegen: wie oft dergleichen Unfälle den Mädchen passirt seien und wie die rauhesten Väter zuletzt die vormals unwillkommenen Enkel selbst glücklich gewiegt hätten. Auch habe er inzwischen ein neues Verhältniß mit der verwachsenen Nichte des Bürgermeisters eingefädelt, denn er sei ja durch das Mißgeschick Karls frei geworden und mit dem Bürgermeister sei nicht zu spaßen. Die Schwüle, die Andere zu ersticken droht, ihm lockt sie ein paar Schweißtropfen auf die Stirn, die fürchterliche Stunde, die über Klaras Haupt zusammenschlägt, ihm ist sie eine unerwünschte Trübung seines Cassierer- und Bräutigamslebens. Aber er hat sich verrechnet, die nächste Stunde hat Fäuste, denn der Secretär regiert sie. „Man müßte den Hund, der's weiß, aus der Welt weg schießen!“ mit diesem Gedanken hat der Secretär Klara verlassen und Waffen zum Zweikampfe geholt. Die Wahrnehmung, daß Klara umsonst hier gewesen, daß sie ungetröstet

wieder gegangen sei, bringt sein Mannesgefühl in Aufruhr. Der Ueberfall und die Todesgefahr entpressen dem verzagten Leonhard die Zusage, die er Klara verweigert hat: Noch heut Abend verlob' ich mich mit ihr! Das thu' ich, oder Keiner, antwortet sein Richter. Und wenn die Welt daran hinge, nicht den Saum ihres Kleides sollst Du wieder berühren! Dann faßt er den Winselnden und sich Sträubenden unter den Arm und führt ihn — der Abend dunkelt schon herein — den Weg hinten zum Hause hinaus durch die Gärten in den Wald, wo die Kugeln gewechselt werden sollen.

In dem Hause des Tischlers aber vollzieht sich jetzt das Unabänderliche und Unabwendbare. Der Bruder Klaras ist heimgekommen in die öde Wohnung. Hätt' er das Rattenloch unter der Thürschwelle nicht gewußt, wo sie den Schlüssel zu verbergen pflegen, wenn sie Alle davon gehen, er hätte nicht hinein können. Ihm ist zu Muth, als ob jetzt nur ein Gefängniß mit dem andern vertauscht wäre. Mehr als je wird ihm das Unerträgliche seiner bisherigen Existenz deutlich. Was er ansieht, das schärft ihm die peinliche Ordnung ein, die hier den Gang des Lebens geregelt, ja die Ordnung an die Stelle des Lebens gesetzt hat. Nicht ohne den Anflug der Lottrigkeit, die ihn dem Vater entfremdete, und von einem zuchtlosen Schmerz um die Mutter, wie von Haß gegen den Rothrock ergriffen, mit dem er abzurechnen hofft, macht er sich über die zwei Mal zehn Gebote lustig, die sie hier im Hause haben: Der Hut gehört auf den dritten Nagel, nicht auf den vierten, vor Martini darf man nicht frieren, nach Martini nicht schwitzen, das steht in einer Reihe mit: Du sollst Gott fürchten und lieben! Am Donnerstag wird Kalbfleischsuppe gegessen, im Winter Kohl, vor Fastnacht weißer, nach Fastnacht grüner, das steht so fest, als daß der Donnerstag wiederkehren muß, wenn der Mittwoch da gewesen ist. In diesen

Förmlichkeiten und Gewohnheiten glaubt er seit jeher den Charakter des Vaters begonnen und beschlossen; das altmodische Gewand der Sitte, in das der Meister Anton die Häuslichkeit gekleidet hat, ist ihm der Kern und das Wesen seines Charakters. Wie der Alte aus den Aeußerlichkeiten des Sohnes unberechtigte Schlüsse auf dessen innere Beschaffenheit zieht, so vermag Karl in den Geboten und Handlungen des Vaters Spreu und Weizen nicht zu sondern. Nun der Schutzgeist, nun die Mutter geschieden ist, hält ihn an dieser Stätte nichts mehr fest. In abgerissenen Worten theilt er der Schwester, auf die er mit Ungeduld gewartet hat, die erlittenen Unbilden der jüngsten Tage und alsdann den Entschluß mit, demnächst zur See zu gehen. Hobeln, Sägen und Hämmern, dazwischen Essen, Trinken und Schlafen, um immer fort hobeln, sägen und hämmern zu können, Sonntags ein Kniefall obendrein: ich danke Dir, Herr, daß ich hobeln, sägen und hämmern darf! das ist fortan seine Sache nicht mehr. Der Vater und er, sagt er, passen ein- für allemal nicht zusammen; er könne es nicht eng genug um sich haben, er möchte seine Faust zumachen und hinein kriechen, während Karl wenn's nur ginge, seine Haut abstreifen möchte, wie den Kleinkinderrock. So redet er, von Zeit zu Zeit einen Schluck trinkend und Strophen eines Schifferliedes einstreugend, aufgereggt und erhitzt in die zerrüttete Schwester hinein, die gleichfalls reisefertig ist und bei einzelnen Worten des Bruders, welche ohne sein Wissen ihre Lage treffen, krampfhaft aufzuckt. Sie muß die Stube verlassen, um sich nicht zu verrathen.

Karl. Die kommt mir ganz sonderbar vor. (Singt.)

Ein kühner Wasservogel

Kreist grüßend um den Mast!

Mara (tritt wieder ein). Das Letzte ist gethan, des Vaters Abendtrank steht am Feuer. Als ich die Küchenthür hinter mir

anzog, und ich dachte: Du trittst nun nie wieder hinein! ging mir ein Schauer durch die Seele. So werd' ich auch aus dieser Stube gehen, so aus dem Hause, so aus der Welt!

Karl (singt, er geht immer auf und ab, Klara hält sich im Hintergrund).

Die Sonne brennt herunter,
Manch Fischlein blank und munter
Umgaulekt feck den Gast!

Klara. Warum thu' ich's denn nicht? Wird' ich's nimmer thun? Wird' ich's von Tag zu Tag aufschieben, wie jetzt von Minute zu Minute, bis — Gewiß! Darum fort! — Fort! Und doch bleib' ich stehen! Ist's mir nicht, als ob's in meinem Schooß bittend Hände aufhöbe, als ob Augen — (Sie setzt sich auf einen Stuhl.) Was soll das? Bist du zu schwach dazu? So frag' dich, ob du stark genug bist, deinen Vater mit abgeschnittener Kehle — (Sie steht auf.) Nein! Nein! Vater unser, der Du bist im Himmel — Geheiligt werde Dein Reich — Gott, Gott, mein armer Kopf — ich kann nicht einmal beten — Bruder! Bruder! — Hilf mir —

Karl. Was hast Du?

Klara. Das Vaterunser! (Sie besinnt sich.) Mir-war, als ob ich schon im Wasser läge, und untersänke, und hätte noch nicht gebetet! Ich — (Plötzlich.) Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern! Da ist's! Ja! Ja! ich vergeb' ihm gewiß, ich denke ja nicht mehr an ihn! Gute Nacht, Karl!

Karl. Willst Du schon so früh schlafen? Gute Nacht!

Klara (wie ein Kind, das sich das Vaterunser überhört).
Vergib uns —

Karl. Ein Glas Wasser könntest Du mir noch bringen, aber es muß recht frisch sein!

Klara (schnell). Ich will es Dir vom Brunnen holen!

Karl. Nun, wenn Du willst, es ist ja nicht weit!

Klara. Dank! Dank! Das war das Letzte, was mich noch drückte. Die That selbst mußte mich verrathen! Nun werden sie doch sagen: sie hat ein Unglück gehabt! Sie ist hinein gestürzt!

Karl. Nimm Dich aber in Acht, das Brett ist wohl noch immer nicht wieder vorge nagelt!

Klara. Es ist ja Mondschein! — O Gott, ich komme nur, weil sonst mein Vater käme! Vergib mir, wie ich — Sei mir gnädig — gnädig — (ab):

Karl (singt).

Wär' gern hinein gesprungen

Da draußen ist mein Herz.

Ja, aber vorher — (er sieht nach der Uhr). Wie viel ist's?
Neun!

Ich bin ja jung von Jahren,
Da ist's mir nur um's Fahren,
Wohin? Das gilt mir gleich!

Ergreifender und schöner ist nirgends in der neueren Poesie die Umbildung des väterlich Herben, sittlich Grausamen in das weiblich Gesänftigte und menschlich Barmherzige anschaulich gemacht worden, als bei der Schöpfung der Klara. Die schlackige Innerlichkeit des Meister Anton hat sich in der Tochter zum reinen Glockengut geklärt und wo seine maßlose Zurechnung, die große Idee des Protestantismus verzerrend, unter der Verläugnung oder Mißachtung der menschlichen Bedürftigkeit dem Einzelnen die ganze ungeheurere Bürde der Schuld und der Sühne auflädt, da athmet in Klara ein Gefühl der Verantwortlichkeit, welche nicht darum schlaffer wird, weil sie über eigenen wie fremden Fehl den letzten Spruch demüthig dem göttlichen Richteramt

anheim gibt. Daher ihr holdes Wort, das sie einst, gen Himmel schauend, aussprach: ich wollt', ich hätt' einen Glauben, wie die Katholischen, daß ich Dir Etwas schenken dürfte! Es ist die Sehnsucht der mit ihrer Schuld und ihrem Unglück auf sich allein gestellten Seele nach den weichen Gnadenarmen des Katholizismus. Während die Unduldsamkeit des Alten und dessen trockene Phantasie keine heitere, mit der Welt umgängliche Andacht kennt, wie er denn zum Beweise für die Verwerflichkeit solcher Andacht über die neue Mode sich ausläßt, welche die Bitten des Vaterunser in ein Wirthshausgespräch verwebt; während er seine religiöse Erhebung nur zwischen hohen, düstern Kirchenmauern finden kann, die sich um ihn zusammendrängen müssen, nachdem die schweren eisernen Thüren hinter ihm zugefallen sind, steigt in Klara auch beim Anblick des kleinen katholischen Mädchens, das die ersten Kirschchen, die es zu essen brannte, schnell zu den Füßen Marias hinwarf, der Schauer süßer Erbauung auf. Ja, als sie zum letzten Male das Gebet des Herrn spricht, so inbrünstig, wie es jemals über eine Menschenlippe gekommen ist, da geschah es voll tragischer Ironie in dem Moment, nachdem sie den Abendtrank des Vaters an's Feuer gestellt und den Weg zum Brunnen, wo sie Wasser holen sollte, angetreten hat. Sogar an der Häßlichkeit der Umstände, unter denen sie fiel, klebt das Naturerbe ihres Vaters, wogegen die rührende Schönheit des in ihrem Elend sich entfaltenden Gemüths ihr eigenstes Eigenthum ist. Der Meister Anton würde das ganze Haus seinem Ehr- und Pflichtgefühl zum Opfer bringen. Klara hingegen hat sich selbst als Opfer dargebracht. „O Gott, ich komme nur, weil sonst mein Vater käme —“, so lautete ihr letztes Geständniß; um ihrer selbst willen hätte sie die Erde nicht verlassen. Lächelnd wiederholte sie das Wort des Secretärs: Darüber kann kein Mann weg! Deshalb lächelnd, weil sie im Innersten empfand, was ihr der Raub jener

unseligen Stunde nicht entrissen hat. Gleichwohl suchte sie nichts von ihrer Schuld abzuwenden oder auszuweichen, nicht einmal vor sich selbst, gleichwohl schalt sie den Kelch nicht zu bitter, den sie trank, den sie bis auf die Reige geleert hat. Aber in der Finsterniß ihrer Anklagen und ihrer Leiden leuchtete ihr immer wieder der Rest von Schuldblosigkeit entgegen, der ihrer Buße entrückt blieb.

Der Gerechtigkeitsinn der Tragödie erheischte, daß der Untergang Klaras das Gegentheil dessen für den Vater ward, wovor er ihn behüten sollte. Als der Doppelgänger des Schicksals, das er fortwährend spielte, nahm sich der Meister Anton aus, bis das Allen erkennbare Schicksal selbst seine untrüglichen Zeichen aufpflanzte. — Mit dem an dem harten Manne ungewohnten Laut: Dir hätt' ich etwas abzubitten — tritt der aus dem Gebirge heimkehrende Vater ein, um gleich die lieblose Versicherung folgen zu lassen, daß er sich's aber werde ersparen dürfen, wenn er dem Sohne die heimlich gemachten Schulden verzeihe und sie noch obendrein für ihn bezahle. Das Eine sei gut, antwortet Karl, das Andere sei nicht nöthig, mit dem Erlös aus seinen Sonntagskleidern könne er die Fordernden selbst befriedigen, als Matrose habe er sie nicht mehr nöthig. Dem Stutzen des Vaters setzt er gelassen seinen Entschluß entgegen, den der Alte, indem er abermals seine innere Bewegung mit der Bemerkung verdeckt, daß er den Gefellen nun nicht wieder abzulohnen brauche, den er für ihn eingestellt habe; „was ist's denn weiter?“ Noch sind die Wechselreden über den Gerichtsdiener, der Karl erniedrigt hat, nicht verklungen, als auch schon der Secretär, ein Tuch gegen die Brust drückend, hereinwankt. Seine Kugel hat zwar den Buben hingestreckt, aber auch er selbst ist zu Tode getroffen. Geb' er mir die Hand darauf, sagt er zitternd zu Meister Anton, daß er seine Tochter nicht verstoßen will, wenn

sie —. Er werde ihr Platz machen und dies wisse sie, versetzt der Alte, indem er beide Hände in die Taschen steckt. Da gellt der Ruf des zurückkommenden Bruders, der unruhig geworden nach der Schwester gesehen hat, durch die Stube: Es liege Jemand im Brunnen! Die große Leiter her, Haken, Stricke! Was säumst Du? Schnell! Und ob's der Gerichtsdiener wäre! Mit diesem unbewußten Prahlerwort unbengsamer Redlichkeit erwiedert Meister Anton jenen Schreckensruf. Die Nachbarn kamen vor mir, versetzt Karl, wenn's nur nicht Klara ist. Sie sei um Wasser schöpfen gegangen, man habe ihr Tuch gefunden. Sieh doch zu, ich kann nicht! sagt der Alte, indem er sich setzt. Aber er steht wieder auf und meint, zum Secretär gewendet, wenn er ihn recht verstanden habe, so wäre Alles gut. Das Schicksal jedoch sagt: Es soll nicht gut sein in deinem Sinne! — Vater, jammert Karl, sie ist nicht hinein gestürzt, sie ist hinein gesprungen, eine Magd hat's gesehen! Die solle sich's überlegen, eh' sie spreche, grollt der Alte, es sei nicht hell genug, daß sie das mit Bestimmtheit habe unterscheiden können. — Der sterbende Secretär aber schüttet jetzt die falschen Münzen sammt und sonders auf den Tisch: der Meister Anton habe die Tochter auf den Weg des Todes hinaus gewiesen, er habe ihren Jammer ahnend nur an die hinter ihm zischelnden Zungen, nicht an die Schlangen gedacht, wie er selber nur an den Buben dachte, der dazu ein Gesicht ziehen könnte, anstatt sie in seine Arme zu schließen, als ihr Herz in namenloser Angst vor ihm aufsprang. Er bezahle diese Abhängigkeit von Einem, der schlechter war als er, mit seinem Leben; wer wisse, ob nicht auch der Meister Anton dereinst wünschen werde, daß ihm die Tochter das Achselzucken der Pharisäer nicht erspart hätte. „Sie hat mir nichts erspart — man hat's gesehen! —“ „Sie hat gethan, was sie konnte, Er war's nicht werth, daß ihre That gelang. —“ „Oder sie nicht.“ — Mit dem

Stoßseufzer des Alten: Ich verstehe die Welt nicht mehr! endet das Trauerspiel.

Dem Leser sind vielleicht Bau und Charakteristik des Stückes bei der Decomposition desselben deutlich geworden. Aber der Eindruck der reizenden Schnelligkeit des Schicksalsganges mußte unter der Erzählung des Dramas empfindlich leiden. In keinem seiner Stücke sonst hat der Dichter die tragische Unwiderstehlichkeit mit so sicherer Hand gezeichnet und den Zwang der Voraussetzungen so bildlich und dabei so sehr im Schein des Zufälligen zu lösen vermocht. Durch das Letztere insbesondere wird das Knirschende der Grundstimmung erträglich. Wir könnten es nicht aushalten, wir wären zum mindesten aus der künstlerischen Spannung in die Folterkammer des Realismus geworfen, wenn uns nicht die unvorhergesehenen Zwischenfälle, die leichten Hilfstruppen der Nothwendigkeit, über das Gefühl der Unmöglichkeit einer milderen Ausgleichung des Conflicts zeitweilig hinweg hoben. Der Dichter riskirte darum nicht das Erwecken unerlaubter Täuschung, geschweige eine nachtheilige Lockerung des tragischen Gewebes. Er durfte immerhin, wie er es in einem seiner Briefe that, dieses Stück der Form nach das Beste nennen, was er bis jetzt gedichtet habe, aber er brauchte nicht auch zu besorgen, daß dies schwer zu erkennen sein möchte. Er hatte in der That eine der höchsten Aufgaben des Dramas glücklich gelöst, die Aufgabe: äußere und innere Motive bis zur völligen Unzertrennlichkeit in einander zu verflechten, so daß es nach seinen Worten allerdings auf den ersten Blick, obgleich auch nur auf den ersten, scheinen kann, als ob da, wo ein äußeres Motiv in den Vordergrund tritt, kein inneres vorhanden sei, da der Triumph der Behandlung doch gerade darin liegt, daß dieses versteckt ist. Ein eben so bedeutender Vorzug des Werkes besteht darin, daß die Handlung, welche sich in der niedern Lebenssphäre ereignet, nur den Saft

des Erdreichs an sich gesogen, aber alles Lehmnige abgestoßen hat, und daß bei der Enge der geschilderten Verhältnisse, welche die Einseitigkeit der tragischen Contraste begünstigt, ja schärft, uns nicht zugleich die stoffliche Dürftigkeit dieser Verhältnisse den Athem benimmt. Das ist es, was Vischer im Auge hat, wenn seine schon citirte Kritik des Stückes von dem neuen Geiste spricht, den Hebbel dem bürgerlichen Trauerspiel eingehaucht habe, welches an der komödischen Kleinlichkeit seiner Motive und an der grobsinnlichen Abwägung der tragischen Gerechtigkeit hingeseht war. Er stellt das Verdienst des Dichters mit dem des Malers Leopold Robert zusammen, der aus einem ähnlichen Grunde die Genremalerei zum historischen Styl erhöht habe.

Ein solches Familienleben, wie das in der Maria Magdalena dargestellte, wirkt schon an und für sich tragisch, auch wenn kein specielles Ereigniß hinzu tritt. Streicht irgend eine Zufälligkeit in diesem Drama, vertauscht unter der Hand das Unglück, das die Handelnden trifft, gegen ein Glück, füllt ihre leeren Truhen oder laßt sie im Lotto gewinnen: ihr werdet ihnen dennoch nicht helfen. Denn die Tragik beruht nicht auf dem, was ihnen passirt und was sie thun, sondern auf dem, was sie sind und daß sie dies neben und mit einander sind. Friedrich von Uechtritz verglich die knappe dramatische Gliederung dieses Stückes den ringgeübten Formen des Borghesischen Fechters, welche, alles unnützen Fettes entkleidet, die gestählten Sehnen einer edlen Menschennatur in gefälliger Rundung zeigen.

Aus den Bekenntnissen des Dichters über die Stimmung, in der er das Drama geschaffen, und über die künstlerischen Zwecke, die ihm dabei vorgeschwebt, sollen die wichtigsten hier ihre Stelle finden. Ihm kam es darauf an, durch das einfache Lebensbild selbst zu wirken und alle Seitenblicke des Gedankens und der Reflexion zu vermeiden, da sie mit den dargestellten

Charakteren sich nicht vertragen. Und bei seiner Gewohnheit, die Erscheinungen und Gestalten, die sich in ihm erzeugten, immer auf die sie repräsentirenden Ideen, überhaupt auf das Ganze und Tiefe des Lebens und der Welt zurückzubeziehen, war ihm dies eingeständenermaßen schwerer geworden, als man denken mag. Er mußte sich demnach sorgfältig hüten, sich bei der Arbeit zu erhitzen, um nicht über den beschränkten Rahmen des Gemäldes hinweg zu sehen, und Dinge hinein zu bringen, die nicht hinein gehören, obgleich es eben diese Dinge seien, die ihn am meisten reizen. Denn das Hauptvergnügen des Dichters bestehe für ihn darin, einen Charakter bis zu seinem Höhepunkte zu führen, den er anfangs selbst nicht berechnen könne, und von da aus die Welt zu überschauen. Er glaube, daß ihm diese Selbstaufopferung hier geglückt sei. — Bei Dramen, wie Genoveva und Judith, habe er so zu sagen auf jeder Seite das Resultat des Dichtungsprozesses gezogen; bei der Maria Magdalena sei es anders. Der Gehalt könne nur im Ganzen, in der vollendeten Geschlossenheit der Form gesucht werden und deshalb habe er auch vor dem völligen Abschlusse nicht zu wissen vermocht, wie er mit sich selbst daran sei. Nun sei er zufrieden, besonders damit, daß die Personen eigentlich alle Recht haben, sogar Leonhard, wenn man nur nicht aus den Augen lasse, daß er von Haus aus eine gemeine Natur sei, die sich in höhere nicht finden und an sie nicht glauben könne, daß also die Gebundenheit des Lebens in der Einseitigkeit, aus der von vornherein alles Unheil der Welt entspringe, so recht schneidend hervortrete. Weshalb er sich denn auch wohl gehütet habe, den Hauptcharakter, den eisernen Alten, am Ende, als der vom hereinbrechenden Tode auf den Punkt der Uebersicht erhobene Secretär die Wurzeln des Unheils entblößt, unsicher, geschweige gebrochen erscheinen zu lassen. Der Meister Anton dürfe nicht weiter kommen, als zu einer Ahnung seines Mißver-

hältnisses zur Welt, zum Nachdenken über sich selbst. — Hebbel hoffte, daß man von nun an in seinen künftigen Dramen seine individuellen Schmerzen nicht wieder erkennen und daß man finden solle, er vollziehe die tragischen Sentenzen nicht mehr mit seinem vom eigenen Krampfe zitternden Arm. In dieser Beziehung sei die Maria Magdalena gleichfalls eine gute Arbeit für ihn gewesen. „Denn hier war auch nicht die geringste Gelegenheit, persönlich hervorzutreten“.

Gleichwohl hatte das wirkliche Leben diesem Stücke die ergiebigste Beisteuer gegeben, und der Werthgrad, wie die reine Bildlichkeit desselben wird nicht geschmälert, wenn wir an diese Beisteuer erinnern. Wer der biographischen Erzählung mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt ist, der hat längst Localitäten, Zustände und Gestalten aus dem Leben unseres Dichters in diesem Drama wahrgenommen, bald halbdeutlich, wie einen landschaftlichen Streifen, den man bei einer Abendreise wieder erkennt, bald in voller Klarheit, wie ein Porträt, das einen uns lieben Menschen, nur ein wenig verändert, idealisirt, wie man zu sagen pflegt, vor's Auge zaubert; hier als ein Vertrautes, aber mit ganz fremden Farben gemischt, dort nur als Ton oder Duft, der uns zu den Gegenständen, durch die er hervorgerufen worden, wieder leise zurückführt. In einem solchen Winkel deutscher Erde, wie das Städtchen ist, wo die Maria Magdalena spielt, hat Friedrich Hebbel seine Kindheit und Jünglingszeit verlebt: so ungefähr, wie in dem Hause des Tischlermeisters hat es in dem Hause seines Vaters ausgesehen. Einen Sklaven der Ehe nannte ihn der Dichter, von eisernen Fesseln sprach er, die den Vater an die baare Noth geschmiedet hätten, von Haß gegen die Freude, die eben so wenig Zugang zu seinem Herzen gefunden als er sie auf den Gesichtern seiner Kinder habe dulden wollen; Hang zum Spiel habe für ihn auf Leichtsinn, Scheu vor grober Arbeit auf

angeborene Verderbniß gedeutet; die Armuth habe in dem herzensguten, wohlmeinenden Manne die Stelle seiner Seele eingenommen. Das war nun freilich das Modell eines aus dem Groben gearbeiteten Ehrenmannes. Nun aber kam der Meißel des Künstlers, um auszuscheiden und zu steigern, wie es der sinnbildlichen Gestaltung frommt. Das Widerwärtige der Noth verstand aus dem Charakter des Meister Anton und das ungebändigte Ehrgefühl trat dafür in die entstandene Lücke. Der verdüsterte, rechtschaffene Handwerker, welcher seine Straße dahin feucht, machte dem hartnäckigen geringen Manne Platz, welcher seinem innern Troß gegen den Anprall der Welt Ausdruck und Form zu geben weiß. Alles was wehrhaft und zusammengekommen im Meister Anton heißen kann, was an Selbstpeinigung und krankhafter Zurechnung in ihm wütht, war ihm aus des Dichters eigener Gemüthsart zugewachsen. Den Zerrwürnissen Karls mit dem Alten, dem leidenschaftlichen Bestreben des Sohnes, den knappen Verhältnissen zu entkommen, ist nicht un schwer die Aehnlichkeit mit den häuslichen Zwistigkeiten unseres Freundes zu entnehmen, als er unter der Härte des Vaters litt und späterhin als er die Enge Wesselsbürens vermüschte; während wiederum Einzelheiten, die aus der Kindheit des Meister Anton berichtet werden, Striche zu dem Knabenbilde des Dichters darbieten. Wie der junge Anton dem Meister Gebhard, dem nachmaligen Apotheker, folgend, zu ihm in die Lehre trat, mit Kost und Kleidern von ihm versehen ward, damit die arme Mutter, die sich durch Spinnen fortbrachte, eine Bürde weniger trüge, so ist auch einst unser Freund, wie wir uns erinnern, in die Kirchspielvogtei getreten, angethan mit den abgetragenen Kleidern seines Brotherrn. Der Meister Anton hört immer noch das halbzornige: „Tonerl, unter die Sacke damit, daß meine Frau es nicht sieht“, das der Meister Gebhard sprach, wenn er ihm Sonntags ein

kleines Trinkgeld und einen Schinken für die Mutter heimlich zugesteckt hatte. Und vom jungen Hebbel ist uns im Gedächtniß, wie er, einem Maikäfzchen gleich, an den Wagenschlag des gemüthlichen Bühmann gesprungen ist, um dem Stiefvater Mohrs beim Aussteigen behilflich zu sein, und wie er dann das ihm belohnende Dritthalbschillingstück langen fliegenden Haars seiner Mutter gebracht hat, daß sie sich ein Loth Thee oder Feuerung kaufe. Nicht der hochmüthige Kirchspielvogt in Wesselburen, nein, der würdige, unserm Freunde gewogene Bühmann, der Kirchspielvogt aus Neuenkirchen, schwebte dem Dichter bei dem Apotheker in der Maria Magdalena vor. Daß der Frau des Meister Anton die Mutter Hebbels über die Achsel blickt, ist wohl keinem der Leser entgangen. Das tapfer Ausharrende, Hestige und Reizbare des Originals aber hat sich in dem Nachbilde zu völlig leidender Güte verflüchtigt. Von dem possierlichen, nicht eben muthigen Gerichtsboten Gammerat ist nur der amtliche Scharlachrock in das Stück hinein gerathen, denn an dem boshaften Gerichtsdiener Adam hat Jener keinen Theil. Auch das locale Zubehör in dem Drama versetzt uns an die Jugendstätte des Dichters. Aus den Fenstern der Tischlerwohnung fällt der Blick auf den angrenzenden Gottesacker; an Hebbels Vaterhause wurden die Leichen vorüber getragen auf den nicht entfernten Kirchhof. Der Brunnen mit dem noch immer nicht vorgeagelten Brette, in den Klara springt, gemahnt an den tiefen Brunnen, von Bäumen beschattet, die hölzerne Bedachung gebrechlich und dunkelgrün bemoost, welchen das Kind nie ohne Schauer betrachten konnte. Sogar der große Birnbaum in dem Gärtchen der Hebbel'schen Eheleute, der für den kleinen Friedrich keine geringe Bedeutung hatte (der Meister Anton erwähnt seiner einmal), ist in dem bürgerlichen Trauerspiele nicht vergessen. Mehr aber als alles Dieses ist es die Heimaths- und Familienlust,

welche in die Maria Magdalena herüber weht, der Vogelwind, ornithias, wie die Griechen den Frühlingsathem bezeichneten, mit dem die Zugvögel ankamen. Die Heldengestalten der ditmarfischen Vorzeit hat kein Vogelwind unserem Dichter bringen wollen, aber den Geist der in dem Ländchen zwischen Eider und Nordsee noch nicht erstorbenen Volkskraft und Sitte hat Hebbel in seinem Gedicht allerdings eingefangen. Doch mußten diese Zustandsbilder, ehe sie plastischen Körper gewannen, vorher noch andere Verbindungen eingehen, noch mit anderen Erlebnissen des Dichters sich paaren. Die Verhaftung des leichtfertigen Tischlersohnes in München, der eines Diebstahls halber gefaßt wurde, und Hebbels lockere Liebenschaft mit der Schwester jenes Burschen, mit der ihm ergebenen Beppi, haben das grobe Garn zur Fabel des Stückes, wie der Vater der Genannten, der brave Schreiner Anton Schwarz, den Vornamen für den männlichen Hauptcharakter hergegeben. Die frische, vertrauensvolle, leicht entzündliche und in ihrer Anhänglichkeit leuchtende Natur seines Freundes Emil Rousseau scheint mir zweifellos das Urbild des Secretärs zu sein. Den Lebens- und Charakterfaden Klaras endlich haben zwei Mädchen gesponnen: die herzensgute schlichte Münchnerin und die innige, edle Elise. Der Einen verdankt Klara den etwas derben, sinnlichen Untergrund ihres Wesens, das volksthümlich Unzerbrechliche ihres Seins und die katholischen Anwandlungen; der Andern den lang aushaltenden Athem der Seele, die Unererschöpflichkeit des Gemüths und die Herz und Phantasie gleichmäßig durchdringende Frömmigkeit. Nach und nach mochten in Hebbel Einzelzüge der Beiden in einander geschmolzen sein, wobei die erschütternde Weiblichkeit Elisens oben auf blieb. ✕

Nicht oft haben sich so viele entscheidende Eindrücke und innere Erfahrungen eines Poeten in einem einzigen Drama

gesammelt, sind so viele von einander entfernt gewesene Quellen an einem und demselben Brunnenmunde zusammen geströmt, wie in der Maria Magdalena.

In München erfonnen, in Hamburg gereift, in Kopenhagen angefangen, war das glanzlose, auf das Sparsamste eingerichtete Stück in dem rauschenden, funkelnden Paris vollendet worden; am 4. December 1843. Hatte sich Hebbel mit seiner Judith und seiner Genoveva vielfach in die Zustände noch hineingedichtet, deren Physiognomie diese Productionen tragen, so hatte er sich diesmal aus seinen Zuständen herausgedichtet. Unvermerkt war er mit Pflichten und Fragen fertig geworden, die ihm Jahre lang zu schaffen gemacht haben. Das scharfe Messer, das der Dichter in seinem bürgerlichen Trauerspiel handhabte, war nun scharf genug, daß auch der Mensch den Knoten eigener Verwirrungen zerschneidet. Es ist dem Biographen erlaubt, hier auf eine abschließende Wendung in Hebbels Leben hinzuweisen, auf eine Wendung, deren sich unser Freund noch nicht bewußt geworden. Er tritt, nicht sittlich rein in neue Entwicklungskreise. Jetzt erst hat er die Kraft und den Muth abzuwerfen, was den Dichter, wie den Menschen umgebracht hätte. Wie er im künstlerischen Bilde sittlich grausam die anscheinend gewöhnlichen Conflict löst, so zeigt sein ferneres Leben, daß er sich in die elendesten, aufreibendsten Verhältnisse nicht mehr hinein drängen läßt. Die Kraft, die ihm zu Gebote stand, das Zerstörende kleinlicher Lebenslagen darzustellen, verleiht ihm rückwirkend auch die Kraft, Collisionen zu brechen, in denen er durch die Fügung der Umstände der Schuldige geworden.

„Jedes echte Talent, dies fühle ich immer mehr, ist die innerste Lebensader dessen, der es besitzt; Alles, Lust wie Leid strömt in sie hinein und verwandelt sich in ihr zu rothem oder schwarzem Blut“. So lautet ein Wort Hebbels. Wie bekennniß-

artig auch die Maria Magdalena ist, gegen seine bisherigen dramatischen Productionen gehalten, spricht sie freier die Sprache tragischer Bildlichkeit aus. Wenn dieses Stück nicht bühnenfähig ist, meinte der Dichter, so weiß ich nicht welches! Stoff und Form desselben ließen ihn glauben, daß die deutschen Theater keine Schwierigkeit machen würden, es aufzuführen. Aber er vergaß den bösen Flecken des Stückes: Klaras Fall unter so häßlichen Umständen. Einen Immermann, welcher vor der Darstellung des Calderon'schen Schultheißen von Zalamea nicht zurückschreckte, trotzdem daß die Handlung hier aus dem denkbar rohesten Motiv aufsteigt, gab es in Deutschland nicht mehr, weder 1844, noch später, und so war es natürlich, daß die deutschen Bühnenleiter vor der bloßen Zumuthung, die Maria Magdalena geben zu sollen, beinahe in Ohnmacht fielen. Früher hatten die Monarchen Hofnarren, Hofzwerge, schrieb ihm launig der alte Campe, jetzt, in einem edlen Zeitalter, rücken dafür die Dramaturgen in's Budget. Die erste Bühne, an welche Hebbel das Manuscript seines bürgerlichen Trauerspiels schickte, war die Berliner, wo sich längst die Grelinger, wie wir wissen, für den neuen Dichter erwärmt hatte, wo der erste Versuch einer Auf- führung der Judith gewagt worden und geglückt war. Aber die bedenkliche Situation der Heldin erwies sich als unüberwindbares Hinderniß der Annahme. Hebbel vertheidigte abermals den angegriffenen Posten, wie er es bei der Judith gethan, so gut er konnte. In einem Briefe an die Künstlerin hob er den Umstand hervor, daß ein Fehltritt, der eigentlich gar keiner sei, weil das unglückliche Wesen ja nicht sowohl vom geraden Wege abweiche, als aus diesem Wege hinaus gedrängt und gestoßen werde, nicht entsetzlicher gebüßt werden könne und daß das Tragische der ganzen Situation, das sich mit dem Bedenklichen zugleich, nicht erst hinterher entfalte, jeden Gedanken an dieses entfernt halten sollte. Er

erinnerte daran, daß nur dort, wo das Leben sich breche, wo die inneren Verhältnisse sich verwirren (die äußeren seien für den Handwerker da), die Aufgabe der tragischen Dichtung wäre und daß das Theater, wenn es dem Poeten verwehren wolle, mit der Krankheit, mit dem Fieber sich einzulassen, auf die Tragödie selbst verzichten müsse. Umsonst. Der Appell an die Aufgabe und das Recht des Dramatikers, dem deutschen Theater seit jeher wenig imponirend, fruchtete nicht das Mindeste. Zu einer bühnlichen Abänderung aber, wie sie beim letzten Acte der Judith unternommen ward, bot die Maria Magdalena keine Handhabe dar. Daß die pathologischen Wurzeln, welche dieses bürgerliche Trauerspiel, nach dem feinsinnigen Ausdrucke eines Kritikers, tief in unser Fleisch hineintreibt, zu Blumen ausblühen, an denen uns nur die Schönheit gefällt, davon bemerkte dazumal die Berliner Intendanz durchaus nichts. Ihr stach nur das mißliche Motiv in die Augen und sie lehnte das Stück verbindlich ab. Zudem geschah dies gerade in der Epoche, als von Paris her der Export französischer Dramen an das deutsche Theater begann, jener Dramen, über welche Heine sagte, man wisse selten, wo die Actrice und die Courtisane ihre Rollen wechseln, wo die Komödie aufhöre und die liebe Natur wieder anfange, wo der fünffüßige Jambus in die vierfüßige Unzucht übergehe.

Hebbel mußte wieder an den Druck des Stückes denken, als an das einzige ihm unverkümmerte Mittel, um seine Dramen in's Publicum zu bringen. Leider gab er dem Drängen Bamberg's, seines spiritus familiaris in Paris, nach, das Stück mit einer Vorrede zu versehen, welches seine ästhetischen Grundsätze, wie die Gesichtspunkte, unter denen die Kritik seine dichterische Praxis aufzufassen habe, des Langen und Breiten darlegen sollte. Die Crelinger, so hatte er eines Tages zu Bamberg gesagt, bedauert es, daß ich mit meinem angeblich großen Talent, anstatt

es dem Theater zuzuwenden, denselben den Rücken kehre, und halb lächelnd, halb unwillig bat er den Freund, in bitterem Tone, ihn doch zu rathen, wie er es anstellen solle, ein Meisterwerk zu Stande zu bringen, das willkommen geheißen werde. Er sei überzeugt, wenn er es wie hundert Andere machen würde, den ersten besten Vorfall des Tages dramatisch zuzustufen, so sprängen sofort sämtliche deutsche Theaterpforten vor ihm auf. Er wäre doch wahrlich ein Thor, sich die Sache nicht leichter zu machen. Darauf hin rieth ihm Bamberg, die Maria Magdalena mit einer Vorrede einzuleiten. Ungeachtet seines Widerstrebens, selbst zu erörtern, welche Grundsätze hinter seinen dramatischen Compositionen sich verbergen, gab er zuletzt die Nützlichkeit des Vorschlags zu und lud auf seinen eigenen Rücken die Maulthierlast der Commentirung. Diese Vorrede enthält bedeutende Ideen und Apperçus über das Verhältniß des Dramas zur Zeit und gibt am Schlusse eine scharfe und wahre Charakteristik des bürgerlichen Trauerspiels, wie der Ursachen, warum es in Verruf gerathen. Aber alle diese Auseinandersetzungen, namentlich in den ersten zwei Dritttheilen der Abhandlung, sind so sehr mit Hegel'schen Begriffsspißfindigkeiten durchsprengt und in einem so lasterhaften Deutsch vorgetragen, daß dadurch die Vorrede sich in den Ankläger des Dichters verwandelt und daß seine Befähigung zur wissenschaftlichen Prosa, darnach gemessen, mehr als bezweifelt werden müßte, wenn wir nicht längst Proben von ihm hätten, welche das Gegentheil darthun. Die Erfahrung belehrte ihn bald über den unglücklichen Versuch der Auslegung seiner selbst. Mit diesem Vorworte ward eine Drachensaat gesäet, die in Verdrehungen und Beschuldigungen aufging, welche ihn Jahre lang später bald aus dieser, bald aus jener Winkelrecension giftig anhauchte. Jeder Einsichtige hätte auch ohne die Vorrede gespürt, daß Maria Magdalena nicht aus der rührseligen Misere hervorwuchs, welche

bürgerliches Trauerspiel hieß; derjenige aber, der den Unterschied nicht empfand, wird auch nicht durch die persönliche Nachhilfe des Autors andern Sinnes geworden sein. „Man ist jeziger Zeit nicht zufrieden“, sagt Friedrich Vischer, den wir bisher nur als den Anwalt des Stückes vernahmen, „von einem Kunstwerke zu rühmen: es ist gut, es bereichert seine Gattung, gibt ihr einen neuen Schwung, erfreut, erschüttert, erhebt die Menschenherzen, nein, es muß heißen: es ist absolut modern, es begründet eine absolut neue Epoche und zwar nicht nur in der Kunst, sondern im Leben selbst, es macht Geschichte, es schlägt dem Faß der veralteten Welt den Boden aus, kurz es ist messianisch“. Man könne dem Dichter kein größeres Unrecht thun, als wenn man sein Werk, vorausgesetzt, es sei an sich unbefangen, in diesen befangenen und stoffartigen Gesichtspunkt des Interesses rücke. — Wie aber, fährt Vischer fort, wenn der Dichter sich selbst dieses Unrecht thue? — Die Maria Magdalena sei im Geiste seiner Zeit nur ebenso gedichtet, wie jedes gute Drama und sein Verdienst, nicht sein Mangel wäre es, daß es aus moderner Tendenz keinen besondern Lebttag mache. „Hebbel ist zu gut zur Tendenz; er ist voll Tendenz im guten Sinne, wenn man das Tendenz nennen darf, daß er ein Inneres, das vom Geist der Gegenwart erfüllt ist, unabsichtlich in die Werke seiner Phantasie niederlegt, er ist zu gut, um ihnen noch zum Ueberfluß den Hieb der eigentlichen, der absichtlichen Tendenz zu geben. Ihn hat nur das Feuerjoh unserer Literatur verführt, daß er in seiner Vorrede uns ausdrücklich sagen zu müssen meint, was sich von jedem echten Gedichte von selbst versteht, auch die feinnigen seien Opfer auf dem Altar der Zeit“. Das Gejohle der Literatur und Bambergers undvorsichtiger Rath, setzen wir hinzu. Freilich hätte Hebbel leichtlich auch ohne diesen Rath auf seine Vorrede verfallen können, schon vermöge des krankhaften Antriebes, sich zu expliciren um

jeden Preis. Viel schlimmer noch war das speculative Tränklein, zu dessen Genuß er durch Bamberg ermuntert, ja angestachelt ward, das hyperphilosophische sich=Bespiegeln im Symbolischen und Beziehungsvollen, das schwelgerische sich=Vertiefen in die künstlerische Synthese des Allgemeinen und Besondern, Abstracten und Sinnlichen, welche in ihrer naiven Geschlossenheit eben so sehr das dichterische Wunder vorstellt, als ihre Erklärbarkeit der Bemühungen des Begriffs spottet. In dem intimen Umgange mit Bamberg, dem geistreichen, enthusiastischen, aber von der Kritik durchbeizten und von Kategorien beherrschten literarischen Freunde, begann für Hebbel die Periode des heillosen Nachgehens hinter den Problemen und Welträthseln in der Kunst. Als er anfing, den Prozeß, in dem er steckte, zu analysiren, um ihn alsdann wieder vor dem Publicum zu rechtfertigen, da war der dichterische Abweg betreten.

Was Bamberg in seiner zwei Jahre nach Hebbels Pariser Aufenthalt herausgegebenen Schrift über den Dichter vorbringt, das gestattet uns einen die obigen Bemerkungen vollkommen bekräftigenden Rückschluß. Schon der Titel der Schrift: Ueber den Einfluß der Weltzustände auf die Richtungen der Kunst und über die Werke Friedrich Hebbels. Da werden Holofernes und Judith zuvörderst in ihrer geschlechtlichen Symbolik als „Hauptpotenzen“ des Stückes aufgefaßt und als die „gestalteten Ausdrücke der Entzweiung im Künstler“ bezeichnet; da wird behauptet, daß Hebbel sich bei seinem ersten Auftreten den Zeitzuständen gegenüber auf einen noch entschiedeneren Standpunkt gestellt, als Schiller und Goethe, ja daß er in seiner Judith kühner, als dies in den Räubern und im Götz geschah, der Natur das Wort gesprochen habe; „Hebbel ging in seiner Judith weniger gegen etwas Specielles als gegen ein Ganzes an, so daß er bereits mit seinem ersten Stücke einmal

den Kreis schließt, dessen einzelne Punkte er in der Folge wieder aufzunehmen und zu speciellen Kreisen zu gestalten haben wird". Ueber den Grundton im Golo und die Steigerung, womit er sich fortbewegt, heißt es, dies Alles sei so gewaltig, daß man sagen könne, Golo sei weniger ein leidenschaftlicher Mensch, als die personifizierte Leidenschaft, wie Holofernes weniger eine kräftige Person, als die personifizierte Kraft sei. — Welch' ein seltsames Lob! Das ist ja gerade der Mangel, nicht nur in den bestimmten Charakteren, sondern in der Poesie Hebbels überhaupt, daß er so gerne jede Ziffer zur Totalsumme, jedes Beispiel zum Gesetze, das es anschaulich macht, erhöhen will. In dieser undichterischen Neigung bestärkte ihn Bamberg, so daß Hebbel viele Jahre später erst des kräftigen Zusammennehmens alles Gesunden in sich bedurfte, um die Krankheitsstoffe, so weit dies möglich war, wieder auszustößen. Nach all' dem klingt es wie ein Wort des Mephistopheles, wenn ihm Bamberg eines Tages zurief, als er ihn in Schweiß des Angesichts an dem Vorwort arbeiten sah: „Verantworten Sie sich noch immer, daß Sie Gedichte geschrieben haben?“ Dem Vorworte hinkte obendrein ein Widmungsgedicht an den König von Dänemark in verzwickten Ottave rime voraus, das Hebbel selbst nachmals schlecht nannte, weil es metaphysisch sei.

Durch Bamberg lernte er Arnold Ruge kennen, der damals in Paris lebte. Nicht ohne Hebbels Veranlassung hatte Bamberg den Halle'schen Löwen besucht, weil unser Freund etwas über Ruges Persönlichkeit zu erfahren wünschte. Ruge, der jetzt an Politik allein Antheil nahm, kannte ihn nur wenig. Bamberg predigte des Dichters Evangelium und schickte an Ruge die Dramen desselben. Gleich darauf empfing er einen Brief, worin Ruge den Wunsch aussprach, die Bekanntschaft des Verfassers zu machen und zu diesem Zweck ein Rendez-vous in einem Café vorschlug. Hebbel jedoch ging zu ihm in dessen Wohnung

und traf dort einen derben, handfesten Mann, der sich gerade mit seinem Tischler abzankte. „Er ist ein Pommer, und hat Begriffe von der Kunst, wie jeder Philosoph, der nicht eben Hegel oder Schelling selbst ist, aber dabei hat er eine Offenheit und Ehrlichkeit, die man achtungs-, ja liebenswerth nennen muß, und wir wurden bald warm mit einander“. Sie blieben gleich fünf Stunden zusammen, bis acht in seinem Hause, dann in einem Café, und beim Weggehen lud Ruge unsern Freund dringend zum Wiederkommen ein. Hebbel und er waren schnell gute Freunde geworden und dies, wie der Erstgenannte sagte, indem sie einander gegenüber standen und sich wechselseitig, der Eine mit seinen pommerischen, der Andere mit seinen ditmarsischen Hörnern zerstießen. Sie sahen einander nun öfters, wobei die Gegensätze ihrer Ansichten und Ueberzeugungen immer schroffer hervor kamen und der Ausdruck dieser Gegensätze auf beiden Seiten an Heftigkeit zunahm. Sogar Eßbesteck und Gläser wurden einmal in die hitzige Debatte hinein gebracht. Ruge stand auf dem Vorposten der gewaltthätigen Gleichmacher und behauptete ihn mit der seiner Natur eigenen zähen Rücksichtslosigkeit und mit schlagfertigem Witz; Hebbel hatte den Standort des Künstlers nicht verlassen; Ruge war exclusiv, wo es sich um seine radicalen Gesinnungen handelte, Hebbel war es in den Fragen des höchsten geistigen Lebens. Als sie eines Tages auf dem Père la Chaise auf und ab gingen und Ruge über die vielen Unsterblichen sprach, die hier gebettet lägen, da erwiederte Hebbel was er nach Jahren in einem Epigramm folgendermaßen ausdrückte: „Kennst du die Tafel, auf welche die unbestechliche Clio — Einst die Unsterblichen bringt? Freund, auf den Nagel des Daums“. Und als bei Gelegenheit eines Streites über politisch gesellschaftliche Grundsätze das Zurückhaltende und Fügsame bei Hebbel im Gegensatz zu dem Unaufhaltsamen und Niederwerfenden, was in Ruge vorherrschte,

zum Vorschein kam, da meinte dieser, wenn er in einem Nationalconvent säße, so würde er Hebbel, schon um dessen großer Begabung willen, unbedingt guillotiniern lassen. Ich aber, gab Hebbel zurück, würde, mit der Machtfülle Napoleons bekleidet, Ihnen in Frankreich gewiß kein Haar krümmen!

Wo hätte auch eine innere Uebereinstimmung der beiden Männer herkommen sollen! Ruge studierte eben an den demokratischen und reactionären Typen in Paris die Physiologie der socialen Ordnung, auf deren abermaligen Umsturz alle Vorzeichen hindeuteten. Er war eben so wohl der aufmerksame Beobachter im Salon der Democratie pacifique, wo die Lehren Fourriers fortwucherten, wie er einem aufgeklärten und aufklärenden Arbeiter lauschte, um dessen Rede über die Ehe zu vernehmen, Nachklänge der apostolischen Symphonie, welche die Erneuer der Gesellschaftsmoral in der Straße Taranne aufgeführt hatten. Er sah sich in den Pariser Pensionen um, wo katholische und protestantische Knaben unter einem Abbé dressirt wurden, er verkehrte mit Lamennais, Ledru-Rollin und Louis Blanc zugleich. Heute saß er bei Edgar Quinet oder bei Michelet im Collège de France und erbaute sich an den hinreißenden Wendungen des Vortrags, wie er sich an dem Muthwillen der Damen ergözte, für welche ein eigener Halbkreis von Stühlen hergerichtet ward; morgen wiederum besuchte er die Predigt des Dominikaners Lacordaire in der Notre-Dame, um, wenn er in seine Stube zurückkehrte, Max Stirners Entwicklungen über den „Einzigsten und sein Eigenthum“ zu verfolgen. — Seine Urtheile über Poesie, immer scharfsinnig, aus Eigenem geschöpft, hin und wieder treffend, nicht selten brillant, konnten doch in vielen Fällen jenen barbarischen Zug nicht verleugnen, welchen der Mangel an Ehrfurcht verschuldet, und waren unduldsam oder gar roh, wenn er den Urheber eines Gedichts zu den Widersachern dessen zählte,

wofür er politisch einstand. So erklärte er rundweg, was in Raphaels Compositionen schön sei, das sei gerade das Humane und Rationale; die Mutter mit dem Kinde an der Brust sei wahrlich keine Jungfrau, und das Kind, wenn es ein wirkliches Kind bleibe, kein Christus. Wo es aber einen überkindischen Ausdruck erhalte, wo es strenge und aberweife aussehe, wie auf dem Arm der Sixtinischen Madonna, da werde selbst Raphael unnatürlich. Jeder fromme Blick überhaupt sei seelenlos und keine fromme Gebärde gebe es, die den Menschen nicht verunstalte. Tief ist ihm ein Kinderspott und Schelling mit ihm, weil sie bei der Wiederherstellung des Christenthums und des Mittelalters in Preußen thätig gewesen, während ihm die Unantastbarkeit Hegels, auf den sich denn doch die allein selig machende Lehre der Staatsidee bequem gestützt hat, als ein Dogma gilt. Nur dort läßt er auch Gnade für Recht ergehen, wo ihm kein politisches oder kirchliches Bedenken ernster Art aufstößt; z. B. bei Heine, dessen gewissenlose Satyre er erkennt, aber zu entschuldigen versteht. Daß die deutschen Regenten nichts lernen und nichts vergessen: dies ist das durchtönende Feldgeschrei in den Schriften, die jetzt von ihm ausgehen: er aber hat noch immer nicht die Unterdrückung der Jahrbücher ein klein wenig verschmerzt, sein Zorn gegen Sachsen loht in der alten Mächtigkeit empor. Ja, sein grimmiger Eifer gegen die Pedanten hat nicht einmal die Kraft der späten Nachwirkung auf sein persönliches Verhalten zu abgethanen Dingen. Denn noch im Jahre 1867 nimmt „die Unterdrückung der Jahrbücher durch die sächsische Regierung“ den Rang eines Abschnittes in der Abhandlung: „Die Philosophie und ihre Befreiung“ ein, und zwar mit dem komischen Motto: 1843 mir! 1866 dir! so daß man billig darüber erstaunt, daß der Weg dieser Befreiung nicht nur durch die Polemik der Halle'schen Jahrbücher gegen Leo und Görres, Tief und Novalis sich schlängelt,

sondern daß er auch durch die böhmischen Grenzpässe geht, das Hauptquartier des Grafen Moltke berührt und im „Rebel bei Chlum“, wenigstens für die Oesterreicher, verschwindet. Da ist unserem Freunde wahrlich schlimmer im Leben bisher mitgespielt worden, ohne daß darum sein Pathos für das Allgemeine, wie bei Ruge, die fleckige Färbung persönlicher Gereiztheit und Gehässigkeit angenommen hätte. Allerdings war sein Pathos von vorn herein das der Zwecklosigkeit, weil der künstlerischen Zwecke.

Als Hebbel das eben erschienene erste Heft der deutsch-französischen Jahrbücher Ruges las, welches zugleich ihr letztes bildete, da es nach Deutschland nicht hineinzubringen war, da rief er aus: das ist wahrhaft böotisch! Ruges Ernst, meinte er, sei ursprünglich ein lauterer gewesen, aber es habe sich so viel Bitterkeit hinein gemischt, daß Ruge nicht allein kein Maß mehr halte, sondern auch kaum noch nach einem Ziele frage. „So wenig Kunst und Wissenschaft, als Religion soll noch bestehen, die Geschichte soll bleiben und ihr Gehalt doch wegfallen — ich könnte, obgleich wir persönlich ganz gute Freunde sind, keine zwei Schritte mit diesen Leuten gehen, denn sie treiben sich in lauter Widersprüchen herum und sehen gar nicht ein, daß alles Politisiren und Weltbefreien doch nur Vorbereitung auf das Leben, auf die Entwicklung der Kräfte und Organe für That und Genuß sein kann. Ich sagte ihm neulich: die Welt, die Sie aufbauen, wird über kurz oder lang auch wieder in zwei Parteien zerfallen, in die der Gejagten und der Jagenden, denn die Menschen werden sich in Ihrem Staat so vermehren, daß sie sich nothwendig selbst auffressen müssen, und dann haben wir wieder eine Aristokratie die frißt, und einen Pöbel, der gefressen wird“.

Trotz dieser Contraste und der dadurch erzeugten Reibungen verlor der Umgang Hebbels mit Ruge nichts an menschlich friedfertigem Charakter und gewährte er unserem Freunde willkommene

Anregungen. Aber schon das die Menschen auseinander drängende Paris machte diesen Umgang zu einem spärlichen. Der nämliche Grund erschwerte auch die oftmalige Zusammenkunft Hebbels mit Heine. Doch gesellte sich hier noch ein anderes Motiv hinzu. Wenn zwischen Ruge und Hebbel der Unterschied der Grundansichten waltete, welcher einen erfreulichen Einklang unter den Beiden verhinderte, so war hingegen die trennende Schranke zwischen Heine und Hebbel in ihrem verschiedenartigen Naturell begründet. Der Ernst des pathetischen Dichters der Maria Magdalena und der überschauende Geist des humoristischen Dichters des Atta Troll wichen einander vorsichtig aus, wie sie sich gegenseitig vortrefflich kannten. Sie zielten ein Jeder gleich gut, aber was bei dem Einen immer ein munterer Zeitvertreib blieb oder doch zu sein schien, das wollte bei dem Andern nie oder doch nur selten die Merkmale der Arbeit abstreifen. Die Ausübung der Kunst, die denn immerhin zuletzt nichts als eine Jagd vorstellen soll, ward bei Hebbel allzeit unversehens der Krieg. In Heine und Hebbel standen sich Jäger und Krieger gegenüber. Jenen traf das tapfere selbstlose Ringen Hebbels, wovon er nichts hatte, halb und halb wie ein Vorwurf, den er rasch genug mit einem zufriedenen Blick auf seine leichte, wohlerprobte Flinte entkräftete. Dieser empfand die spielerische Begabung Heines im Erfassen des Tiefsten und im Gestalten des Anmuthigsten, eine Begabung, die ihm bis auf das letzte Körnchen fehlte, als eine Demüthigung, wobei er sich sagen durfte und sicherlich auch gesagt hat, daß Heines Leichtigkeit und Grazie nicht auf den Vollbesitz der dichterischen und sittlichen Kräfte ihre Kränze legen, sondern daß sie hier und dort Unvollkommenes verdecken und innere Gebrechen in einen äußern Blumen- und Maskenscherz zu verwandeln suchen. Ueber Mangel an Anerkennung von Seite Heines hatte unser Freund sich nicht zu beschweren. Nachdem Heine die Judith gelesen, da sagte er

dem Dichter derselben, daß sie auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht habe. Ein Urtheil über das Werk als ein Ganzes wolle er noch nicht geben, aber über Einzelnes sei ihm schon Manches klar geworden. Daß dies Werk in unserer Zeit möglich gewesen, sei ihm wunderbar; Hebbel gehöre mit seiner außerordentlichen Gestaltungskraft noch unserer großen Literaturepoche an; in die gegenwärtige der Tendenzen passe er nicht hinein. Das Schöne des Stücks, besonders das Große, wäre ihm gleich entschieden entgegen getreten; Vieles habe er bewundert und angestaunt. Es sei aber auch etwas Gespenstisches darin und jedenfalls mehr Wahrheit als Natur. Dies Gespenstische walte vorzüglich in der Schilderung der ersten Hochzeitsnacht, die sehr schön sei. Auch Holofernes in seiner Selbstvergötterung sei sehr tief angelegt und Hebbel hätte ihm, dem blassen jüdischen Spiritualismus gegenüber gern noch mehr feste Lebenslust geben können. Doch sei Holofernes nicht ganz so, wie das Uebrige, zum Vorschein gekommen, sondern gebrochen. Wenigstens die Masse werde ihn nicht verstehen. Die Darstellung der Zeit und des Volks sei ihm ebenfalls, ohne daß er nach Art der Romantiker in weitläufigen Einzelheiten luxuriirt hätte, in hohem Grade geglückt; ein einziger Zug gebe oft das Bild. Er ginge den selben Weg, den Shakespeare, Heinrich von Kleist und Grabbe gegangen. — Gleichermassen sprach sich Heine damals gegen Andere über Hebbel aus, und in der Vorrede zur französischen Ausgabe des Buches: Ueber Deutschland, wo Hebbel als „Geistesverwandter“ Kleists bezeichnet wird, lautet das kurze allgemeine Urtheil nicht anders. Als Heine von seiner jüngsten Reise nach Deutschland wieder nach Paris zurückkam, da wurden die Begegnungen zwischen ihm und Hebbel etwas häufiger, aber die Beziehungen darum nicht enger. Es begann sein Leiden, das sich so martervoll steigern und so lange zur Katastrophe hinaus dehnen sollte, das aber in seiner

jezigen Form nichts weniger als ernsthaft ausfah. „Er hat immer Kopfweh“, lautet eine Bemerkung Hebbels, „aber in dem Sinne, wie man Visite hat. Ich war gerade sehr gut aufgelegt und trug die Kosten der Unterhaltung ganz allein. Ich glaube, das innere Leben ist in ihm so ziemlich erloschen und nun schützt er beständig Krankheit vor, damit man nicht merke, daß er todt ist“. Das war ein voreiliges Wort, welches bald durch das Wintermärchen und namentlich durch den Atta Troll, diesen Opal in dem Schatzkästlein der humoristischen Dichtungen der Völker, ein thörichtes werden sollte. Heine schützte nicht Krankheit vor, so wenig als er todt war. Ja selbst der Sterbende, der Sänger des Romanzero, wußte nachmals die Gefunden an Lebendigkeit zu übertreffen und zu beschämen, indem er seine ironischen Leichentücher auseinander schlug (ein Ausdruck Ruges), aus denen alle Lebenswunder, über die er zu gebieten hatte, noch einmal hervorgingen.

Wir dürfen, ja wir müssen an diesem Punkte der Erzählung, um dem Dichter gerecht zu werden, welcher die damalige Epoche unserer Literatur beherrschte, einige Schritte vorausgehen, bis an das Sterbelager Heines. Denn sein Sterben ist der Schlüssel zu seinem Leben, ist die Erklärung und Berichtigung seines Räthsels gewesen. Heinrich Heine spöttelte über Heiliges und Profanes, über große und kleine Leute, erweiterte muthwillig alle Risse, fahndete arglistig nach jedem Mißklang, aber er hörte auch die schrillen Töne im eigenen Innern, er zuckte selber im Krampf empor, den die Uneingeweihten nur für ein neues Kunststück des Possenreißers hielten. Heine log mitunter, aber er ist kein Lügner gewesen, er beging zu Zeiten was Gemeines, ohne daß er darum im Gemeinen gewohnt hätte. Heines Verhängniß war eine verfrühte Lachlust. Kein Himmel voller Geigen spannte sich über seine Jugend, keine hochfliegenden Träume, keine

unmöglichen Wünsche umgaukelten seinen Frühling und die Jakobleiter seines Jünglingsalters war umgestoßen. Schon am Morgen seines Lebens hatten sich Parodist und Zerstörer dem Dichter und Bildner schadensfroh angeschlossen, Märchen und Wunder mit Larven und Koboldgesichtern um seinen Besitz gestritten, Formgefühl und Schelmenlaune einander die Wage gehalten. Der gewissenhaften Strenge spinnefeind, pietätlos und mit geistiger Freiheit ausgestattet, übte er schon als junger Mensch eine persönliche Macht aus, nahm er immer weniger Respekt vor der Pflicht auf seine Entwicklungsstufen hinüber, spielte er immer verwegener mit sich und den Menschen, bis er am Ende selber vogelfrei geworden. Aber auch vogelfrei und auf dem Siedebette ist Heine der Alte; auch in den Krallen der Krankheit ist die diabolische Einheit seines Wesens ungebrochen und hier erst gewahrt man deutlich, daß sein Dämon, sein unreiner Dämon, einem dunklen Gesetze gehorcht, das ihn nicht weniger bindet, weil es sich in die festste Ungebundenheit kleidet. Es sei nicht seine Schuld, wenn er jetzt keine heitern Bärenjagden und Wintermärchen schreibe, denn er leide. Er könne fast gar nicht sehen und seine Rippen seien so gelähmt, daß ihm das Klüffen verleidet werde, was für ihn noch unentbehrlicher als das Sprechen wäre. Er sehe seine lange trübselige Agonie voraus, aber was gehe ihn dies an? Dies sei die Sorge der ewigen Götter, die ihm nichts vorzuwerfen hätten und deren Sache er immer mit Muth und Liebe auf Erden vertreten habe. Und so stimmt er denn auch noch ein mit Zötchen untermischtes Loblied auf den Tempel an, der in Gräcia, auf Mont Parnasß gestanden. Viel gehe mit ihm zu Grabe, was die Menschen erfreut hätte, aber da sei nicht zu jammern. Wenn es schon theuer genug sei, schreibt er 1849, in Paris zu leben, so sei es noch unendlich kostspieliger in Paris zu sterben. Und dennoch könnte er jetzt in Deutschland oder in

Ungarn so wohlfeil gehenkt werden. Unter all' den Schwänken und Späßen jedoch vollzieht sich in ihm eine religiöse Verwandlung, welche mit ähnlichen Metamorphosen eines Augustin, Gretti oder Zacharias Werner nichts gemein hat, welche vielmehr der Bewegung des Kranken gleicht, der sich zur Abwechslung einmal auf die andere Seite legt und dort die Mienen und Gebärden von früher her wiederholt. Er sei kein frommes Lämmlein geworden, wie die umlaufenden Gerüchte verkünden, wie nahe er auch der Gottheit gekommen, so stehe ihm doch der Himmel noch ziemlich fern. Die religiöse Umwälzung, die sich in ihm ereignete, sei eine bloß geistige, mehr ein Act seines Denkens, als des seligen Empfindens, und das Krankenbett habe, wie er sich dessen fest bewußt sei, durchaus wenig Antheil daran. Große, erhabene, schauerliche Gedanken wären über ihn gekommen, wirkliche Gedanken, Blitze des Lichts, nicht die Phosphordünste der Glaubenssp —. Er erdulde wahrhaft prometheische Schmerzen, durch Ranciune der Götter, die ihm grockten, weil er den Menschen einige Lämpchen und Pfenniglichtchen mitgetheilt habe. Er sage die Götter, weil er sich über den lieben Gott nicht äußern wolle. Er kenne jetzt seine Geier und habe allen Respect vor ihnen.

Lahn, halb erblindet, ein modernes Lazarushaupt, durch jeden Lichtstrahl, der in's Zimmer dringt, eine Pein, durch jeden Tritt im Nebengemach eine Marter erdulnd, jedes Halbjahr die Wohnung und mit ihr nur die Plagen der Außenwelt wechselnd, von nichts sagenden Burschen überlaufen, in seiner nächsten Umgebung nur „Schrappel“ sehend, schreibt und sammelt er für sein Buch *Eutetia*, läßt er den Doctor Faust tanzen und die keusche Diana Liebesunfug treiben, singt er die unheimlichen, übermüthigen, frechen, die rührend schönen, die gemüthereschütternden Gefänge des Romanzero. Rasend vor Schmerzen wirft sein Kopf sich hin und her in den schrecklichen Nächten und die Glöckchen

der alten Kappe klingeln alsdann mit unbarmherziger Lustigkeit. Seine Phantasie spielt ihm in schlaflosen Nächten die lieblichsten Komödien und Possen vor; sein Körper erleidet Qualen, aber seine Seele ist ruhig, wie ein Spiegel, und hat manchmal auch ihre schönen Sonnenaufgänge und Sonnenuntergänge. Dies Alles bekennt er selbst. Dabei führt er den freundschaftlichen Hader mit seinem Verleger, zäh und gewandt, wie ein Advocat, durch alle erdenklichen Phasen, sicht er mit den reichen Erben seines Oheims um die armselige Pension, die ihm rechtmäßig zukommt, wehrt er Journalangriffe ab, füttert er seine Eitelkeit und seine Ruhmsucht und überwacht er die Interpunction und Orthographie auf den Correcturbogen seiner neuen Bücher, weil er immer honnet und proper vor dem Publicum erscheinen wolle und nirgends ein Knopf an seiner geistigen Toilette fehlen dürfe. Sogar seine beliebten Nichtsnutzigkeiten gegen Personen, die er einst in die Acht erklärt, gehen auf seinem Krankenlager nicht leer aus, nicht einmal seine alten Bosheiten gegen Maßmann und die preussischen Könige. Um keines Haares Breite innerlich verändert siedt er dem Tode entgegen, der in seinem Humor gefangene Dichter und Parodist, der jeden Vogel an sein Gitter locken und jeden wieder scheuchen mußte, weil gerade in diesem Widerspruche sein Wesen gesponnen und geknüpft war. Unbekümmert um den eigenen Leib, der gleichsam versengt sich von ihm ablöste, spielte dieser Geist in Spott und Anmuth nach wie vor. Den ätzenden Knochen gelang es nicht, die Bitterniß der Seele als Leidensgefährtin wachzurufen, und nicht dem zerschmelzenden Fleisch, dem Herzen Mitleid abzubetteln. Die Mythe von Psyche in der Unterwelt kehrte sich hier um: Heines Geist schwelgte am Gastmahle der Proserpina, während sein Leib, am Boden kauern, schwarzes Brot genoß. Wer wollte diesen Geist vor das sittliche Gericht fordern, auf daß er sich wegen des vielfach schnöden

Mißbrauchs seiner Kräfte verantworten?! Hat er doch seines eigenen gemißhandelten Körpers gespottet und gelacht!

Einstweilen war der Selbstspötter weder todt, noch lag er im Sterben. Aber auch dem im Leben sich tummelnden Heine war mit krittelnnder Moral nicht beizukommen. Wer einer unbefangenen Beurtheilung der Menschen fähig ist, der mußte sofort erkennen, daß Heine etwas geisterhaft Enteilendes und Untreffbares hatte, was freilich die Pedanten und Pastoren unter unsern Literaturhistorikern nicht abhielt, mit der Hellebarde nach ihm zu schlagen. Auch Hebbel erkannte es, aber er fühlte sich nicht aufgelegt, noch weniger verpflichtet, die von Heine empfangenen Eindrücke zu prüfen und zu sondern, um alsdann das Gesammtergebniß derselben seinen Einsprüchen und Abneigungen ausgleichend vorzuhalten. Das Durcheinanderwerfen würdiger und niederer Interessen verdroß ihn an dem Dichter der Meerlilie, das unbegreifliche Zusammengehen stylistischer Gewissenhaftigkeit und gewissenlosen journalistischen Treibens, Heines Lauern auf Lob und sein rachsüchtiges Nachschleichen hinter seinen Feinden, dies Alles, welches Hebbel in nächster Nähe beobachten konnte, war so vollständig wider seine eigene Natur, daß von seiner Seite nichts geschah, um den oberflächlichen Verkehr mit Heine zu einem regeren zu gestalten. Und Heine war es gleichfalls nicht darum zu thun.

So hatte denn Hebbel Verbindungen mit zwei deutschen Schriftstellern bedeutenden Ranges angeknüpft, ohne durch den einen oder anderen auch nur ein wenig den geistigen Mittelpunkt des Pariser Lebens und der Pariser Gesellschaft genähert worden zu sein, wo sich die Beiden bewegten. Nicht die politischen, nicht die literarischen Kreise der Stadt waren für ihn vorhanden, keinen der berühmten und hochbegabten Staatsmänner, Publizisten, Geschichtschreiber, Philosophen und Poeten des Louis

Philipp'schen Frankreichs lernte er kennen. Noch dufteten die letzten Blumen aus dem Salon der von den Edelsten ihres Volkes allzeit umgebenen Madame Recamier, in der Abbaye aux bois, welche die liebenswürdigste Weichheit der Weiblichkeit und der Umgangsformen mit jener schonenden Satyre mischte, die das Salz der Griechen heißt. Noch bligte das Feuer Chateaubriands, dessen innere Entwicklung eine Odysseusfahrt gewesen, und dem das Glück beschieden ward, in seiner Unanfechtbarkeit „zu den großen Gestorbenen gerechnet zu werden“. Der junge Alexis von Tocqueville und Saint-Beuve rückten jetzt allgemach auf die ersten Plätze vor, welche Villemain und Thierry längst schon einnahmen, Balzac und Georges Sand dictirten den Geschmack, indem sie sittliche und sociale Probleme mit allem Reiz des Gefährlichen und mit der ganzen Zudringlichkeit des starken Talents darstellten, wobei sie, um dem gallischen Bedürfniß nach dem Gefälligen nicht weh zu thun, das Leichte und Vergnügliche einer Reisebeschreibung auf die Schilderung des Psychischen übertrugen. Victor Hugo und Lamartine breiteten vor dem Publicum die vergoldete und versilberte Poesie der französischen Romantik aus, während Alfred de Musset fein unverfälschtes Edelmetall zu feinen künstlerischen Gebilden ausprägte. Davon wußte, davon bemerkte unser Freund kaum etwas obenhin. Zu nicht geringem Theile hatte seine Isolirung darin den Grund, daß er der französischen Sprache nicht mächtig war und seine materiellen Umstände ihm nicht erlaubten, die in Paris zum Besuche der guten Gesellschaft unerläßliche Sorgfalt auf seine Kleidung zu verwenden. Ein Gespräch mit dem Concièrge erschöpfte beinahe seinen Wortvorrath, und ob er sich einen neuen Leibrock, ja nur einen neuen Hut anschaffen sollte, dies kostete ihm Wochen des Zweifels und der Ueberlegung. Sogar die Ereignisse im Théâtre français, in der Oper und im Concertsaale rauchten und ver-

rauschten hinter ihm, wie hinter der Blouse, welche an ihm vorüber streifte. Was sich mit Meyerbeer und Berlioz begab, die Triumphe Liszt's und Mendelssohns, Aubers und Scribes erfuhr er, wenn ihm nicht Bamberg davon erzählte, aus Heines prickelnden und stechenden Berichten für die Allgemeine Zeitung allein. Nur gelegentlich fiel ihm ein Antheil an den Specialitäten des Pariser Lebens zu. So wohnte er einmal mit Bamberg der Probe eines großen Instrumentalconcerts bei, so schlüpfte er zuweilen in den Zuschauerraum des Palais de Justice, um Zeuge einer Assisenverhandlung zu sein, weil ihn merkwürdige Kriminalfälle seit jeher und bis an sein Ende auf das Lebhafteste erregten und beschäftigten. In den Guckkästen des Carnevals mit seinen Wunderlichkeiten und Schalkspossen konnte er gratis sehen, weil derselbe in den Straßen und Cafés aufgeschlagen war. Aber er faßte sich auch einmal ein Herz und ging auf den Ball der großen Oper. Hier machte er die richtige Bemerkung, daß die Lust und Ausgelassenheit nicht aus der Weinflasche, sondern unmittelbar aus dem heißen südlichen Blut kämen; man habe kaum etwas getrunken, höchstens zur Erfrischung eine Orange verzehrt; in Hamburg hätte dieses auf siebentausend Personen berechnete Buffet etwan für siebzig ausgereicht. — Die Rachel sah er einmal im Cinna des Corneille. Sie traf ihn als eine außerordentliche Erscheinung, welche vom Tragischen umflossen sei, welche nicht erst auf den Brettern darnach zu jagen brauche, und er wünschte sich eine solche Schauspielerin für seine Judith. „Sie ist wie eine marmorne Statue, es wird Einem gespenstisch zu Muth, wenn man sie stehen sieht, man erschrickt, wenn sie sich zu bewegen oder wenn sie zu reden anfängt, das Tragische, das sie umfließt, wie eine dunkle Wolke, die ihre Schönheit umsonst zu durchbrechen sucht, läßt sie von vorn herein als Opfer erscheinen, das schon halb gebracht ist und nur noch halb gebracht werden soll,

und so sehr sie durch ihre im höchsten Grade ausgezeichnete Recitation wirkt, so erschüttert sie doch fast noch mehr durch die Art, wie sie sich in jeder Situation hinzustellen weiß. Es ist, als ob jedes Mal die entsprechende Statue, die das vorüberrauschende Leben verewigen soll, aus ihr herausgehauen würde. .“ Als charakteristischen Vorzug der Schauspieler bezeichnete er jene Freiheit und scheinbare Unabhängigkeit vom Publicum, die man in Deutschland, wo die Leute sich ihr Bischen Existenz kümmerlich aus den Gesichtern im Parterre und in den Logen herauslesen, so selten antreffe. Mademoiselle Georges sah er als Lucrezia Borgia im Théâtre de la Gaîté. Er bewunderte an ihr einzelne Momente, wogegen ihn das Stück anwiderte und empörte. Einer seiner Briefe enthält eine ausführliche kritische Glosse darüber, so productiv war seine Entrüstung. Die Phantasie des Verstandes, sagte er unter Anderem, habe diese Ungeheuer erzeugt, denn die rein dichterische Phantasie, auch wenn sie von der höheren Kunstvernunft nicht geleitet werde, bringe nur das Regellose, Wilde, aber nicht das mit aller Natur im Widerspruch stehende Absurde hervor. Lucrezia nennt er ein triviales Schensal, ihre Liebe zu dem Sohne eine unmögliche. Wie sie zu dieser Liebe komme, wie sie in ihr entstehe und sich ernähre, das bekümmere Herrn Hugo nicht, und wenn er die Kraft hätte, dies anschaulich zu machen, dann würde ihm auch die Erkenntniß nicht fehlen, um einzusehen, daß damit noch gar nichts geleistet wäre. Im Uebrigen sei es lächerlich, einen solchen Dichter nach dem Wozu und Warum zu fragen: er denke auf sein Publicum, dem die Haare zu Berge stehen.

Offenbar kannte Hebbel nichts von den erzählenden und lyrischen Dichtungen Victor Hugos, sonst hätte er sich des verächtlichen „Herrn Hugo“ sicherlich enthalten. Seine Dramen haben es auf die grelle, künstlich zubereitete Antithese abgesehen, mag diese nun in der nach der einstmaligen geschichtlichen Ueber-

lieferung blutigen Lucrezia, welche die innigste Mutterliebe empfindet, gesucht werden oder in dem Liebesverhältniß eines Reitknechts und einer Königin, mag sie Hofnarr und zärtliche Vaterjorge heißen, mag sie im Räuberwamms oder im Courtisaneinkleide stecken. Dieses Antithesen-Gift hat, wie wir Alle wissen, eine Epidemie von dramatischen Contrasten verzerrtester Art hervorgerufen, die Tragik des Bajazzos auf den Localbühnen, die Collisionen zwischen seelischer Pauterkeit und sinnlicher Verworfenheit auf den vornehmen Theatern, wo sie noch jetzt, von Sardou und dem jüngeren Dumas geschildert, das ruchlose und unwahre Zusammenspiel zwischen Wollust und Sitte des Herzens, Unzucht und Entfagung vorstellen. Aber dem Verfasser des *Notredame*-Romans, der die mächtige Architectonik der Kathedrale in der an ihr sich aufrankenden phantastisch düstern Geschichte gleichsam zum Reden bringt, wengleich willkürlich und ungeheuerlich, und dem Dichter der *Orientales*, wie des *Chant du Crépuscule*, die bald durch ihr tiefes Incarnat der Schilderung, bald durch ihren fecken oratorischen Flug, bald durch die lyrisch-plastischen Profile der Darstellung wirken, dem Autor dieser Werke hätte Hebbel die gebührende Achtung gewiß nicht verweigert. Außerdem wäre es für seine Production selbst vortheilhaft gewesen, wenn er sich mit den geschmackvollen Franzosen der Restaurationszeit und des Juli-Königthums vertraut gemacht, wenn er die maßvolle Kunst ihrer Erzähler, z. B. Prosper Mérimées, mit den Ueberfällen ihrer Einbildungskraft verglichen, wenn er ihr kluges Balanciren zwischen Uebertreibung und Zurückhaltung, Anspannung und Gelassenheit aufmerksam betrachtet hätte. Ist doch der Unterricht der Franzosen unserem ersten Dichter, ist er doch Goethen zu Gute gekommen.

Nach Herzenslust trank er dafür an dem Quell der bildenden Kunst. Im Louvre war er, wie in der königlichen Bibliothek,

wo er sein Lesebedürfniß befriedigte, der tägliche Gast. Es sind Sachen unter diesen Schätzen, rief er, indem er hier ein Wort der Alten auf den Jupiter des Phidias anwendete, welche nicht gesehen zu haben und aus der Welt gehen zu müssen, ein Unglück ist. Unter den Bildern fesselten ihn besonders Gérards Amor und Psyche, deren Schönheit ihn durchschauerte, ferner zwei Landschaften von Ludwig Robert: eine italienische Ernte und eine italienische Weinlese. Man fühle auf jener den Sonnenbrand, man athme auf dieser den abendlichen Duft der Reben. Wenn Hebbel erst gewußt hätte, was wir aus der Biographie Ludwig Roberts erfahren haben, wie viel verwandtschaftliche Elemente diesen Maler mit Hebbel und Seinesgleichen verbanden. Das Bild Lethières: Brutus, wie er seine Söhne verurtheilt, machte durch die dramatische Charakteristik einen so starken Eindruck auf ihn, daß er es als ein Maximum in seiner Art bezeichnete, worüber durchaus nichts gehe und woran Weniges hinan reiche. Aus der trefflichen Reproduktion dieses Bildes hebe ich eine einzige, auch Hebbels Eigenthümlichkeit charakterisirende Stelle hervor: „ . . Brutus stößt die Flehenden nicht zurück, er schüttelt nicht den Kopf, er blickt nicht auf seine Söhne, so wenig auf den todten als auf den lebendigen, noch weniger (der Künstler fühlte sich dem Höchsten gewachsen und war darum nicht feig) sieht er vor sich nieder, er schaut gerade aus, gleichgültig was ihm in's Auge fällt, ob ein Sperling, ein Bittsteller oder ein abgehauener Kopf, der ehemals auf den Schultern eines Menschen saß, von dem er fast glauben möchte, daß er ihn seinen Sohn genannt hat. Dabei ist er aber eben so wenig todt und starr, als leidenschaftlich bewegt, er sieht aus, wie die Nothwendigkeit selbst, es ist der Geist der römischen Geschichte, der ruhig und groß aus seinen Augen schaut, man fühlt: nur wer diesen Preis zahlen kann, wird die Welt erobern, aber man fühlt auch: um diesen Preis ist sie noch immer

zu haben . . ." Als im Frühling 1844 die Gallerie des Luxemburg, welche den Winter über nicht zugänglich war, wieder offen stand, da eilte Hebbel dahin, schon um der Gemälde des Horace Vernet willen. Der Anblick der neueren französischen Kunst entpreßte ihm den Ausruf, daß sie jener der Deutschen weit voraus sei. Horace Vernet vor Allen wog in seinen Augen Cornelius auf, weil sein Blick auf das Lebendige, nicht auf das Todte gerichtet sei. Möchte auch die Begabung gleich sein, Höhenpunkte wären sie alle Beide, der Eine jedoch sehe hinter sich, der Andere vor sich und dies bedinge einen großen Unterschied. Natürlich fand er sich zuerst vor der Judith des Meisters ein und verweilte lange vor dem Bilde. Könnte ich französisch, sagte er, und Vernet deutsch, so würde ich ihn auffuchen; in des Künstlers Bilde seien dieselben Motive ausgedrückt, die er selbst in der Tragödie in Bewegung gesetzt habe, und er und Vernet würden einander gewiß verstehen. Er meinte den Ausdruck des vom Genuß noch zitternden Leibes und der im Mädchen aufflammenden Nachelust über den beleidigten Leib. Entzücken sog er aus dem von Kennern der Kunst vielfach angefochtenen Gemälde Bernets: Raphael und Michel Angelo. Eine Schönheit! so schwärmte Hebbel, daß sich durch Worte, ja durch den Grabstichel nichts davon überliefern lasse! Aber er übersetzte das Bild gleichwohl in Worte: „Ein freier Platz, auf dem sich allerlei italienisch Volk durcheinander heruntreibt, im Vordergrund eine schlafende junge Mutter, ihr Kind im Schooß, der junge Raphael, von seinen Schülern umgeben und durch die Schlafende wahrscheinlich zu einer Madonna begeistert, umreißt, indem er sich das Portefeuille durch einen der Schüler halten läßt, sein Gemälde; ein Cardinal betrachtet das Entstehende mit größter Aufmerksamkeit von der Gallerie seines Hauses herunter. Michel Angelo steht ziemlich verlassen (denn nur ein einziger Schüler steht ihm zur Seite) im Hinter-

grunde, aber er sieht ganz gelassen drein, und daran erkennt man, daß Raphaels Bild schon ziemlich weit vorgerückt sein muß, denn sonst würde Meister Michel finster blicken, jetzt macht er eine Miene, als ob er eben sagen wollte: Ich vergeb' es dir, daß du da bist! Und der Kopf des Raphael! Freilich der wahre, also Copie, aber welcher Ausdruck! Ein erhabener Unwille, als ob es ein Schmerz für ihn sei, daß die Idee nicht von selbst aus ihm heraustrete und sich verkörpere, eine stolze Unzufriedenheit, nicht mehr zu können, als — Alles — genug, durchaus göttlich! Leben! Leben! das ist's! O, dies wird mehr und mehr mein Evangelium! Ob ich den Kopf oben halten werde, wer kann's wissen, aber auch wenn das Element mich verschlingt, werd' ich dabei bleiben . . .“

Die hohe Woge und das unübersehbare Wellenspiel dieser Stadt trug ihn als die allein angemessene Schaukel seiner Daseinsform. Wo in Andern die Behaglichkeit erlischt und das Existenzgefühl unsicher wird, dort erst ward ihm in der Seele wohl, dort gelangte er zum vollen Gebrauch seiner Kräfte, ja zur nachträglichen Rechtfertigung, wie Stillung jener unbestimmten Sehnsucht, die nicht nach irgend einem was immer für Namen habenden Genuß ausgriff, sondern nur den breiten Strom des Lebens beehrte mit entfernt hinausgerückten Ufergrenzen.

Götter, ich ford're nicht viel! Ich will die Muschel bewohnen,
Aber ich kann es nur dann, wenn sie der Ocean rollt.

Wahrlich, er lebte in Paris enge genug. Wiederum, wie in Kopenhagen, fror er in seinem Zimmer, weil er am Holze sparte, wiederum war er, wenigstens für seine Abendmahlzeit, sein eigener Küchenbesorger und Aufwärter. Die einzige kleine Nebenfreude, die er dem Gaumen gönnte, bestand in sogenannten Galetten, einem pfannkuchenartigen Gebäck, das er sich Morgens und

Abends in einer von Käufern wimmelnden Bude an den Boulevards kaufte, die Portion für einen Sous. Weil aber eines der Mädchen seiner Person gewogen zu sein schien, so erhielt er für einen Sous immer so viel, wie Andere für zwei, und er freute sich der ledern Zinsen eines wohlgefälligen Eindrucks. So reichlich war der Ersatz, den ihm das bloße Athemholen und Schauen in Paris für die tausenderlei Abstriche gewährte, welche er sich bei den bescheidensten Anforderungen an das Leben mußte gefallen lassen, daß er nicht nur weniger denn je klagte, sondern daß die gehobene Stimmung in ihm vorherrschte. Sogar während der Verfinsterung seines Gemüths, nach dem Tode seines Knaben, hatte er den Werth, in Paris leben zu dürfen, noch immer stark empfunden und den elastischen Boden unter sich gespürt, der Einen nicht bloß trage, sondern emporschnelle. Wie ein Wunder kam es ihm dann und wann vor, daß er, dem Jugend und Jünglingszeit so traurig verfloßen waren, nun dennoch in der Stadt sein könne, wohin er sich nicht einmal in seinen Träumen gewagt hatte. Wenn er diese Straßen durchwanderte oder in eines dieser weltberühmten Gebäude eintrat, so erfaßte ihn ein zugleich stolzes und demüthiges Gefühl, so daß er mitunter ausrief: Ich freue mich! wobei er im Stillen den Fürsten segnete, der ihm die Mittel dazu gegeben. Anfänglich war ihm die ungewohnte, von seiner früheren ganz und gar verschiedene Lebensweise und Einrichtung unbequem gewesen, nun aber hätte er nicht mehr davon abweichen mögen, auch wenn er es gekonnt hätte. „Sich in dieser Stadt auch nur als armer Teufel zu bewegen, ist viel werth!“ so rief er Elisen nach Hamburg hinüber. Zuerst kühl und ein wenig mißtrauisch, war er allmählich zum Lobredner und Enthusiasten geworden, war seine Theilnahme von Tag zu Tag gewachsen, und sein Preis Frankreichs kam jetzt aus voller Brust. In einem aphoristischen Aufsatze über Paris, den er 1850 schrieb, vergegen-

wärtigte er sich die Empfindungen des Kummers und des Neides, die er als Deutscher hatte, indem er nach Paris hineinfuhr. Denn die Metropole eines Landes sei die verkörperte Spitze seiner Geschichte und seines Entwicklungsprozesses, wie ihm dies kurz vorher Kopenhagen gepredigt hatte, wo sich eben die numerisch geringfügigen Dänen zu energischen Lebensäußerungen des Nationalgefühls aufrafften, und wo die stolzesten Erinnerungen an die Seekönige und an Knut den Großen nichts geholfen hätten, wenn Kopenhagen nicht eben ein Bienenkorb wäre, in dem Alles, was im kleinen Reich Stacheln hat, sich zusammensindet. Wie erst mußte die stolze Bignette des centralisirten und deshalb zu Schutz und Trutz, ja selbst zu kühnen Griffen und zur Befriedigung seltsamer Gelüste gerüsteten Frankreichs den deutschen Ankömmling in Paris bewegen, der sich so oft in seinen patriotischen Träumen die architektonischen Trophäen deutschen Geistes: den Wiener Sanct Stephan, die Straßburger und Freiburger Münster, den Kölner Dom, die Hamburger Petrikirche innerhalb der Ringmauern einer einzigen Stadt vereinigt gedacht und gefragt hatte, ob sich in dieser Stadt denn nicht nothwendig auch eine granitne Kaiserburg erheben mußte. „Was würden wir zu Stande gebracht haben, wenn wir, unsere miserabeln Privatstreitigkeiten auf den müßigen Sonntag verschiebend, Hand in Hand gegangen und bei Zeiten bemüht gewesen wären, das Haus, das uns Alle schützen soll, unter Dach zu bringen!“ In diesem Aufsatze, worin der Puls nicht mehr fliegt, wie in einzelnen seiner Briefe aus Paris, vergißt er zwar nicht, die schwarzen Kreuze des Tadelns anzubringen, aber er sagt noch immer, daß sich in dieser Stadt wohl nicht die Welt, aber doch so viel von der Welt zusammen dränge, als ein Mensch mit seinen Organen auf einmal in sich aufzunehmen vermag.

Mit Schmerz dachte er daran, wie schwer ihm der Abschied von Paris auf die Seele fallen werde, ob er gleich nur von der Stadt, aber von keinem einzigen Menschen darin, der ihm an's Herz gewachsen wäre, zu scheiden habe. Wie wenig von einem Jean Paul in ihm stecke, von dem Dichter, der sich vor den großen Städten scheute und immer wieder in einen kleinen Winkel zurückfroh, dies fühlte er gerade hier. Jeder Tag brachte ihm etwas Neues, entweder Verse oder eine Ideenader. Zwei seiner werthvollsten Gedichte: Liebeszauber, Der Haidelnabe, entstanden hier. Im Tuileriengarten oder in den gedeckten Gängen des Palais royal, im Gedränge auf den Boulevards oder an der Seine entlang schritt der schlanke Holsteiner, Gedanken spinnend oder Bilder ründend, umher, heimischer und zufriedener, als er jemals in seiner Heimath gewesen. Einmal setzte er sich, die Ilias aufschlagend, in sein gewöhnliches Café in der Passage du Panoramas und las dort den vierten und fünften Gesang der Ilias mit einer, wie er versichert, in so hohem Grade noch nie gefühlten Bewunderung Homers. Dieses unvergängliche Gedicht stelle er über Shakspeare und Alles, denn es hänge nicht, wie jede spätere Dichtung, von dem menschlichen Gedanken über die Welt ab, nur von der Welt selbst. Unsäglich groß ward der Wunsch in ihm, die Tragödie Achill zu dichten, zu der er längst den Plan mit sich herum trug. Die Situation, in der er las, war eigen genug: lauter Dominospieler um ihn her, die mit ihren elfenbeinernen Steinen auf den Marmortischen klapperten, vor ihm zwei verwundert auf ihn herüber blickende Comptoir-Damen, und er mit Hector und Achill vor Troja.

Als der Frühling anbrach, der wunderbare Pariser Frühling, der vom Süden die Wärme und vom Norden die Beständigkeit des Herbstes gelernt zu haben scheint, da ward Hebbels ganze Laune wie in Gold gefaßt. Die Fische heben ihre Köpfe

aus den Wellen empor, schreibt er am 2. April 1844, die Mädchen stecken sie aus den Fenstern heraus, die Glücklichen sind noch einmal so glücklich, die Unglücklichen nur halb so unglücklich, wie zuvor. — Es ist ein wahrer Genuß, diese durchglühte Luft zu trinken! Jeden der tausend und aber tausend Veilchensträuße, welche zierliche Hände der Armuth feilboten, sah er beinahe wie ein Liebesgeschenk an, das er selbst empfangen oder geben sollte. Die blühenden Bäume in den Elysäischen Feldern, die über Kirchen und Palästen kreuzenden Tauben und Schwalben: Alles erschien ihm doppelt so schön als sonst irgendwo, denn er mußte sich noch jetzt den Nebel aus den Augen wischen und mühselig Athem schöpfen, wenn er hinter sich schauend in die Frühlinge Hamburgs zurück ging. — Seine Lust, sich in den Strom der Menschen zu mischen und dichterische Sinnbilder festzuhalten, während um ihn herum die Geschöpfe des Augenblicks fröhlich gaukeln, konnte er in der schönen Jahreszeit doppelt so gut genießen. Am Gründonnerstag bot sich ihm obendrein ein Extrafchauspiel dar, denn man feierte in den Elysäischen Feldern Longchamp, „wo zwar noch Christus nicht, doch heiß erleht schon die Pariser Mode aufersteht“. Drei Tage nach einander wurden dort die neuen Roben und Hüte, die demnächst zur Regentschaft gelangenden Farben der Welt gezeigt. In den Elysäischen Feldern herrschte bei dieser Gelegenheit ein so ungeheures Gedränge, daß die Nationalgarde von der Place de la Concorde bis zum Arc de Triomphe Spalier bilden mußte. Die Equipagen nahmen die Mitte ein, zu beiden Seiten der Wagen breitete sich das Volk aus, mit seinen Lustbarkeiten, Buden und Marktschreiern. Hebbel gerieth in poetische Stimmung, kaufte sich Veilchen, sah allerlei equilibristische Kunststücke an, ergötzte sich an dem Durcheinanderfluthen von dreißig verschiedenen Musiken und blieb bis zum späten Abend. „An Hoftheatern komm' ich leicht vorbei, doch eine

Bude bleibt mir ewig neu". Dann ging er nach Paris zurück, trat in sein gewöhnliches Café ein, ergriff die erste beste französische Zeitung, überflog die *Fait divers*, erblickte Thorwaldsens Namen und las seinen Tod. „So sterben die Götter! so starb Goethe, Shakspeare — so würden wir Alle sterben, wenn das Leben sich naturgemäß entwickelte. Geht in's Theater, setzt sich nieder, lebt — ist todt! Gleich in meinen ersten Schauer mischte sich der Neid!" Dieser Spaziergang, an all' den bunten, glänzenden Flittern, den lärmenden Volkstheatern, der *Gloire de France* mit dem alt napoleonischen Tambour vorüber, bis zu jenem theuern Schatten, dem er zuletzt am Abend begegnete, formte sich in seiner Seele zu einem Gedicht, das die verschiedenartigen Erlebnisse und Figuren jener Stunden, zu Festons und Arabesken verflochten, gleichsam als einen Gräberschmuck zu Häupten Thorwaldsens hinlegt. Nun ständen alle Kaiserstühle leer, heißt es am Schlusse des Gedichts, seitdem Raphael und Beethoven geschieden, seit Goethe heimgegangen.

Thorwaldsen folgt, der letzte wohl im Zug,
 Der aus dem Marmor griech'sches Feuer schlug,
 Der das, was werden sollte und nicht ward,
 Weil es im Werden selbst schon halb erstarrt,
 Das ungeschaffne Urbild alles Seins,
 Erlöste aus dem spröden Schooß des Steins.

Fahr wohl! Noch nicht! So lang' ich dieses Wort
 Nicht sprach, so lange kannst Du noch nicht fort.
 Das ist, die Liebe hat es wohl erkannt,
 Der letzte Zauber, der die Schatten bannt,
 Sie kehren um, wenn's nicht ertönt, man sieht
 Das Liebste noch einmal, bevor es flieht.

So trittst auch Du vor meinen innern Sinn,
 Damit ich Abschied von Dir nehme, hin;

Wie ich Dich einst bei Dehlenschläger sah,
 So stehst Du herrlich wieder vor mir da,
 Schon ungenannt erkannt, und anzuschau'n,
 Als hätt'st Du selbst Dich aus dem Fels gehau'n.

Er hatte sich schon zu lange fallenfroh im Luftraume gewiegt, als ihn bereits die Misère wieder zum Boden herab zog; aber freilich sie trug das Antlitz der Pflicht. In seine Briefe an Elise war die von Paris angeregte heitere Stimmung hie und da übergegangen, und fast vorwurfsvoll kam zu ihm die Bemerkung zurück, daß er sich in Paris so wohl befinde! Diese Stimmung sei keine bleibende, antwortete er, was biete ihm die Stadt? Ihre Straßen, ihre Plätze, ihre Umgebungen! Dies ernte sich in einem halben Jahre ab. Hingegen habe er kein einziges inneres Verhältniß hier angeknüpft und weil er sich bis auf den Pfennig einschränken müsse, so wäre dazu auch gar kein Weg gebahnt. Hätte er zweihundert Franken, anstatt hundert monatlich gehabt, so würde er sich einen Sprachmeister genommen, nach und nach etwas gelernt und sich fähig gemacht haben, mit Franzosen in Verbindung zu treten. Seine ärmliche Toilette sei gleichfalls in Paris ein schlechter Empfehlungsbrief gewesen und die kleinen häuslichen Freuden, die er in Hamburg mit Elisen genossen, wären obendrein weggefallen. „Ach, wenn ich so einmal in meine Brust hinein greife und Alles, was drin verdorrt, versengt und erfroren ist, das ganze Herbarium einer blühenden Welt hervorziehe, so kann ich doch nicht anders, ich muß die Faust ballen und mit den Zähnen knirschen . . . denn so lange ich dieser specielle Mensch bin und in dieser speciellen Haut stecke, lebe ich nur, wenn ich mich entwickle, wenn dies aber nicht geschieht, wenn Alles in mir mit einer eisernen Faust zusammengedrückt wird, so ist mein Leben nur noch ein langes, langes Sterben, und dieser Todeskampf, wenn so einzelne Blüthen schlamm- und

schmutzbedeckt wieder auftauchen, dieser Troz, dieses Versinken in die gräulichsten Untiefen der Sinnlichkeit, um den Zustand nur einmal zu vergessen, das ist noch bitterer wie der leibliche Todeskampf. . Ich bin ja kein Narr, der sich die innere Lücke durch ein Wenn — So — ausflückt, ich habe die Beweise meiner Kraft gegeben und gebe sie täglich, aber die Früchte sind bitter, ich selbst schmecke den steinigen Boden, auf dem der Baum gewachsen, das naßkalte Wetter heraus, und ich fürchte sehr, dies bringt mich auch noch um das letzte Resultat meines jämmerlichen Daseins: um eine gesunde und wahrhaft bedeutende Poesie. Das Weltverachtungswesen, so sehr es sich aufspreizt, ist gar nichts und hat nicht mehr Wahrheit und Bedeutung, als eine Fiebertaferei, mag man es nun bei Lord Byron, bei mir oder wo sonst finden; O, Au und Ach ist keine Musik. .“ Nichtsdestoweniger wurde Hebbel jetzt zur Heirath fortwährend gezerzt, wiewohl seine äußere Lage sich auch um keinen Schimmer mehr aufgehellt hatte. Zu derselben Zeit trafen die erbetenen Rathschläge Dehlenschlägers, durch Zufälle verspätet, bei ihm ein. Ob Hebbel nach Hamburg zurückkehren und heirathen könne, ohne den Verlust des Stipendiums zu riskiren, darauf wisse Dehlenschläger nichts zu antworten. Er habe ihn als Dichter dem König empfohlen, der König habe ihm ein Reifestipendium gegeben, damit er als Dichter Welt- und Völkerkenntniß gewinne, nicht um sich in Hamburg bürgerlich niederzulassen, was der Monarch sicherlich übel nehmen würde. Und auf Fortsetzung des Stipendiums, welches ja auch noch zweifelhaft sei, könnte Hebbel dann gar nicht hoffen. Im Uebrigen müßte er auf die Verheirathung viel Zeit und Geld verwenden. „Gott behüte mich“, fügt Dehlenschläger hinzu, „daß ich mich als Scheidewand zwischen Sie und Ihre Braut drängen sollte. Handeln Sie nach Pflicht und Gewissen, aber auch nach Vernunft und Besonnenheit. Was hilft es gleich, Ehegatte zu

sein, wenn Sie Frau und Kinder nicht versorgen können? Bedenken Sie wohl, was Sie thun und lassen Sie nicht den Vogel, den Sie doch schon in der Hand haben, gleich wieder wegfliegen. Es wäre ein schlechter Ersatz für Ihre arme Braut, in häusliches Elend gezogen zu werden; täglicher Mangel an dem Nöthigen wird ein schlechter Ersatz für den erlittenen Schmerz und Kummer sein". — Nachdem Elise diese Ansichten vernommen, kammerte sie sich an andere Vorschläge und Möglichkeiten. Campe nämlich hatte unserem Freunde dunkle Andeutungen über den vacant werdenden Redacteurposten an seinem Telegraphen gemacht, und Elise meinte, seine Zweifel mißverstehend, daß er ihn annehmen solle, wenn ihm Campe denselben förmlich antrüge. Was könnte ich auch anders thun, als den Antrag abwarten! erwiederte Hebbel, nicht ohne Mißmuth. Es handle sich darum, ob er überhaupt Ja sagen könne: er sei im Stande über bedeutende Dinge gut, aber nicht über unbedeutende viel zu schreiben. Das Letztere jedoch sei das Talent, welches man an einem Redacteur verlange. Er brauche zu Allem Stimmung, zu einem Briefe, zu einer Notiz, er habe Tage, ja Wochen, wo er keine Zeile zu Stande brächte. Das Blatt aber wolle gefüllt sein. „Hältst Du es für denkbar, daß ich jede Woche vier halbe Druckbogen (etwan zwölf Schreibbogen) Telegraphenfutter liefere?" Dieses Unvermögen theilte Hebbel mit Vielen. Friedrich Creuzar z. B. gestand, daß er die Schriftstellerei nie als Gewerbe habe betrachten können und es sich habe gefallen lassen, wenn geschentere Leute ihn manchmal mit dem gemeinen Sprüchworte strafen wollten: Wenn es Brei regne, hätte er keinen Topf. Es sei eine schlimme Eigenschaft seines Geistes, bemerkte Hebbel an einer andern Stelle, daß er sich zu sehr in sich selbst vertiefe und zu wenig von der äußern Welt Notiz nehme. Was gebe es in Paris Alles zu sehen und also auch zu schreiben, und nur selten gehe etwas davon in seine

Briefe über. Er fürchte, daß er dies noch einmal sehr bereuen werde, und doch könne er nicht anders. „Ich lasse die Dinge auf mich wirken, ich genieße mich selbst, indem sie mich erweitern, ich komme zu neuen Ideen, aber ich kann mich nicht an sie hingeben. Darum bin ich leider auch so unfähig zum deutschen Schriftsteller. Ein Schriftsteller *comme il faut* muß gar nicht sprechen, er muß nicht einmal denken, denn Beides heißt verschwenden. Er muß bloß schreiben, muß jeden Einfall, der ihm kommt, arretiren, ehe er noch zum Gedanken werden oder sich der Form gegenüber, die ihn zum Gedanken erheben will, in's Nichts auflösen kann. Und ich denke und spreche viel und schreibe wenig“. — Die geradezu thörichte Zumuthung Elizens: er solle noch einmal nach Kopenhagen reisen und abermals als Supplicant auftreten, um eine Professur oder um eine Pension, wies er mit sichtlichem Unwillen zurück. Daran sei nicht zu denken. Um eine Professur könne er sich nicht bewerben, denn ihm fehle dazu die nöthige Gelehrsamkeit; um eine Pension aber bewerbe man sich durch Werke, nicht durch Visiten! Man könne sie annehmen, aber wer werde sie nachsuchen?! —

In den ersten Tagen der zweiten Mithälfte erhielt er die Nachricht, daß Elise am vierzehnten ihm abermals einen Knaben geschenkt habe. Der Oberadvocat Schütze in Wandsbeck, an dem Elise, wie auch an dessen Frau, wohlmeinende, hilfreiche Freunde hatte, theilte ihm das Ereigniß in vollkommener Verkennung der Gemüthsart Hebbels und der ganzen Lebenssituation mit dem Ausrufe mit: „Hurrah! mein theurerer Freund! Ein liebliches kleines Söhnchen, das Ihnen Ihre Elise diesen Morgen geboren hat, liegt gesund und wohl in der Wiege neben seiner Mutter Bett, die sich ebenfalls wohl befindet. Welcher Himmel liegt in den wenigen Worten“. Er sei voller Jubel gewesen, versichert Schütze, als er die Botschaft erfuhr, Hebbel aber müsse es noch

weit mehr sein. Er liebe es, stets die heitere Seite des Lebens fest zu halten und so gedenke er auch der für Hebbel so unaussprechlich frohen Gegenwart. — Das Echo in Hebbel war natürlicher Weise kein Jubel und kein Hurrah. Er dankte dem Geschick, daß Alles gut abgelaufen, da doch Elisens erlittene Seelenqualen das Gefährliche der Entbindung beträchtlich gesteigert hatten. Er hieß das Kind in seinen Briefen an sie willkommen, ging treulich auf ihre Muttergefühle ein, aber unwahre, erzwungene Empfindungen spannen sich nun gleichfalls durch die wahren, vom Augenblick eingegebenen, und seine Vaterfreude hatte eine säuerliche Miene. Es war schlimm, daß sein Naturell, im Hinblick auf Elisens Hoffnungen und Erwartungen, die nun verstärkt, wenn auch schweigsamer sich geltend machten, nicht die Kraft gehabt hat, Nein zu sagen und daß er mit einer Lüge aus Paris fortgegangen ist.

Die indessen mit Campe angeknüpften Verhandlungen wegen der Maria Magdalena, die Vorbereitungen zum Druck derselben, die Schritte bei der dänischen Gesandtschaft in Betreff der Dedication des Stückes an den König, und die gleichzeitigen Bemühungen zur endlichen Erlangung des Doctorgrades nahmen ihn jetzt dermaßen in Anspruch, daß er aus den fatalen Zuständen wieder herausgewirbelt wurde. Campe sprach voll Anerkennung über das Drama, war sogar mit der Vorrede einverstanden und wendete nichts gegen die Honorarforderung Hebbels ein (vierzig Louisd'ors). Einem Literaten, von welchem Campe gefragt worden: Ob Hebbels neues Stück dasjenige „mit der Schwangerschaft sei?“ hatte der Verleger geantwortet: „Ja, aber warten Sie mit Ihrem Urtheil, bis Sie es gedruckt sehen, dann wird das, was Sie sagen wollen, anders ausfallen. Herr Gutkow würde glücklich sein, hätte er das Stück geschrieben, das nehmen Sie als vorläufige Notiz von mir an“. Hebbel ersehe daraus,

schrieb ihm Campe, indem er den kleinen Dialog mittheilte, welche Gerüchte im Gange seien; wie sie entstanden, wisse er nicht, aber daß sie als Schlagbäume vor die Bühnen gerichtet wären, scheine ihm ziemlich verständlich. Offenbar hatten sich jene Gerüchte von Berlin aus verbreitet, wo eine Abschrift des Stückes eine Weile lang bei der Intendanz des Hoftheaters sich befand. — Die Promotionsangelegenheit war durch den alten Rousseau betrieben worden. Die Facultät in Erlangen erklärte sich bereit, Hebbel auf Grund einer wissenschaftlichen Abhandlung den Doctorgrad zu ertheilen. Hebbel schweißte die Hauptzüge seines Aufsatzes: Mein Wort über das Drama mit Erläuterungen und Ergänzungen aus dem Vorworte zur Maria Magdalena zusammen und beantwortete überdies die ihm eingesendeten „kindleichten“ Fragen. Die Abhandlung wurde approbirt; weil jedoch Hebbel in diesem Moment die Taxen nicht bezahlen konnte — denn er hatte erst vor Kurzem einen Theil seiner Schuld an Rousseau abgetragen und mußte zum Mindesten die Hälfte der Haushaltungskosten in Hamburg bestreiten — so gelangte das Diplom erst zwei Jahre später in seinen Besitz.

Für andere Ablenkungen von seinen häuslichen Kummernissen und dem unfruchtbaren Nachsinnen darüber sorgte das jeden Augenblick die Beduten wechselnde Paris; heute das imposante Leichenbegängniß Lafittes, des ersten Banquiers der Stadt und des Hauptbegründers des Juli-Thrones, morgen das Julifest, mit dem dazumal pomphaften Gottesdienst, den das Volk seiner eigenen Gottähnlichkeit zu Liebe in's Werk setzte. Hatte doch Rousseau das Volk im Contrat social „le prince“ genannt. Da Napoleon über Lafitte gesagt hatte: daß er ihn für den ehrlichsten Mann in Frankreich halte, so ging Hebbel zeitig aus, um dem Leichenbegängniß beizuwohnen. In allen Straßen, durch die der Zug kam, waren die Häuser von oben bis unten

mit Zuschauern besetzt, welche Hebbel eifrig musterte, wobei er in der Rue Dauphine die Wohnung eines der schönsten Mädchen entdeckte, die er, nach seinen Worten, in Paris und überhaupt in seinem Leben gesehen. Sie war ihm schon öfters im Tuileriengarten begegnet und nun machte es ihm Vergnügen, sie in ihrem Familienkreise von fünf bis sechs Schwestern, von Vater, Mutter und Basen umgeben, zu betrachten. Der Poet, oder wenn man will der Mensch schlechtweg, fand eben überall Muße, ein grünes Blatt zu erhaschen, auch wann der ehrlichste Mann Frankreichs zu Grabe getragen und die Feldzeichen der Julitage aufgepflanzt wurden. Zwar führten königliche Equipagen den Zug an, der Louis Philipps Leibkutscher, mit seinem breiten Gesicht und dem dreieckigten Hut an der Spitze, aber die Arbeiterbevölkerung von Paris mit ihrer tendenziösen Trauer tauchte die ganze Feierlichkeit in ihre Farbe. Die ungeheuere Ausdehnung der Boulevards entlang erwartete das Volk den Zug schweigend und theilnehmend. Vom Boulevard du Temple bis zur Madelaine drängte sich eine so dichte Masse, worin die Blousen überwogen, daß kein Wagen passiren konnte. Eine furchtbare Macht, sagt Kuge, indem er von dem Leichenbegängniß erzählt, so viel tausend starke Männer, meistens edle, ernste Köpfe, die Alle das Eine Gefühl der Trauer um Lafitte und zugleich um die verlorenen Früchte ihres eigenen Sieges belebte. Wie viele Regimenter und Batterien im Gefolge des Leichenzugs auch waren, diese Vorsicht hätte Louis Philipp nicht gerettet, wenn die Bevölkerung von Paris sich in den Kopf gesetzt hätte, seine Sünden an Lafitte und an der Juli-Revolution zu rächen. Der König wußte dies auch, indem er sich alle Viertelstunden Nachricht durch seine Adjutanten geben ließ. So habe er an diesem Tage zwanzigfach die Wahrheit des modernen Frankreichs gefühlt, daß er nicht durch Gottes, sondern durch die Gnade von Paris König der Franzosen sei. Dies waren die

Gedanken Ruges. Hebbel aber meinte, indem er die getroffenen Sicherheitsmaßregeln beobachtete, diese seien nicht nöthig gewesen, das Volk habe sich nur eingefunden, um den schönen Tag zu genießen und auf gute Art faulenz zu können. Hätte es geregnet, wie die Tage vorher, so würde Niemand gekommen sein. Auf diese sehr zahme Auffassung der demokratischen Lebensäußerungen der Franzosen dürfte allenfalls jenes schönste Mädchen in der Rue Dauphine Einfluß geübt haben. Denn daß es gleichsam eine revolutionäre Kunstpause war, in der dieses Königthum gedieh, darüber konnte Hebbel so wenig als irgend ein Anderer im Zweifel sein. Wie geringes Zutrauen der König selbst in seine Erwähler hatte, dies konnte Hebbel von Zeit zu Zeit an dem Umstande des von Reitern umringten und bewachten dicht verschlossenen Wagen bemerken, der ihn auf seinen Spazierfahrten so eilig durch die Straßen rollte, als ob er auf der Flucht wäre, wie der sechzehnte Ludwig in der „Nacht der Sporen“. Wenn Hebbel späterhin auf Louis Philipp zu sprechen kam und harte Beschuldigungen oder gar Schmähungen gegen ihn vernahm, so ergriff er jedesmal des Königs Partei und versicherte, daß Alles, was ihm über seinen Charakter bekannt geworden, in Verbindung mit dem Eindrücke, den er von dem Louis Philipp'schen Frankreich empfangen habe, sein eigenes günstiges Urtheil durchaus rechtfertige. Victor Hugo nannte den König in seiner antithesenhaften, aber scharf umrissenen Charakteristik desselben (in den *Misérables*) einen bewunderungswürdigen Repräsentanten der Mittelklasse, der sie aber in aller Weise übertraf und größer war als sie, den Gründer und Anwalt einer Dynastie, welcher etwas von Karl dem Großen und etwas von einem Advocaten hatte, einen König des hellen Tages, der die Nagkraft des Lichtes erkennend, welche sich an den Privilegien bewährte, gleichwohl bereit war, seinen Thron allzeit in vollem Lichte stehen zu lassen.

Die Herrlichkeiten des Julifestes, namentlich die verschwenderische Pracht der Illumination, erregten in Hebbel das Gefühl, als ob er seine Jugendträume, die tollen Phantasien, welche ihn umschwirrten, als er die asiatische Banise las, den alten Roman voller Wunder und Seltsamkeiten, nicht bloß verwirklicht, sondern überboten, ausgezischt und verspottet sähe. Er für seine Person feierte das Julifest, indem er auf einem Steine an der Seine sitzend und vom Vollmond beschienen, frische Feigen aß. Er verzehrte an die drei Duzend und um die Unmäßigkeit bei sich selbst zu entschuldigen, sagte er, dies sei eine gute Vorbereitung für Italien.

Die erste italienische Sprachstunde nahm er bei sich selbst. Er ging auf die königliche Bibliothek, ließ sich ein Wörterbuch und das Decamerone geben und fing zu lesen an. Der erste Versuch gerieth schlecht, denn dieser Schriftsteller bereitete ihm zu viel Schwierigkeiten, weshalb Hebbel am andern Tage nach dem Goldoni griff. Aber diese Wahl war nicht minder verfehlt, schon des eingestreuten venezianischen Dialects wegen; übrigens ist in jeder Sprache das Lustspiel die am wenigsten geeignete Gehschule für den Anfänger. Im Allgemeinen war Hebbels Methode die richtige, und er sagte mit Recht, daß für ihn und seines Gleichen dies der einzige Weg wäre, der zum Ziele führe. Den ganzen Winter hindurch hatte er sich mit der französischen Grammatik abgequält und nichts als dumpfen Kopfschmerz von jeglicher auf solche Weise verbrachten Stunde als Frucht geerntet. Als er hingegen während des Sommers die *Mystères de Paris* zu lesen angefangen, da war er schon nach vier Wochen so weit, um durch leichte Bücher ohne besondere Anstrengung zu kommen. Rousseaus *Confessions* z. B. las er jetzt wie Deutsch. Er unterhielt sich mit dieser Lectüre, dieser großen Advocatenschrift, wie er sie nannte, in der Bibliothek Mazarin im Institut de France, wo er um des schönen Saales und der unvergleichlichen Aussicht willen,

welche sich dort ihm darbot, gerne verweilte. Vor ihm die Seine mit dem wunderlichen und immer lebendigen Pont-neuf, von dem er in Ditmarschen in einer Erzählung Wilhelm Hauffs zum ersten Male gelesen hatte, ohne damals zu ahnen, daß er sich darauf so oft Apfelfuchen kaufen sollte; auf der andern Seite der Pont-royal, und wenn man an's Fenster trat, das rege Leben auf dem Fluß.

Trotz der drückenden Hitze, „für welche der Champagner dem Himmel danken mag, nur nicht der Mensch“, dachte er mit Wehmuth an den Abschied von Paris. Alle Lieblingssorte suchte er nun noch einmal auf und auch die Freuden der holden Umgegend las er, um Versäumtes einzubringen, ab. Wiederum durchschritt er den gewaltigen Gräbergarten Père la Chaise, wo er im letzten Frühling aus allen Büschen und Gesträuchen das junge Leben hervorbrechen sah und die schönsten Verse seines Gedichts auf Thorwaldsen machte. Diesmal legte er sich auf der Terrasse vor der Betkapelle in's Grüne, sah auf Paris mit seinen Kuppeln, Thurmspitzen und Millionen Schornsteinen, wie auf ein großes Theater hinab, in die Vorstellung vertieft: wie dort vielleicht unaufhörlich jede Scene sich ereignet, die im Menschenleben vorkommt. Eine der Gräberinschriften hatte ihm erzählt, daß in Zeit von vierzig Tagen zwei blühende Mädchen, das einzige Glück ihrer Eltern, nach einander gestorben seien. Betet für ihre Seelen! hieß es, und hinzugefügt war das höfliche *s'il vous plaît*. Er habe sich nicht umsonst, sagte unser Freund, zu diesem Liebesdienst auffordern lassen und auf seine Weise für zwei unschuldige Mädchen gebetet, deren Andenken seine Seele trübte und deren Staub ihn vielleicht schon im Sonnenschein umspielte. — Mit Ruge und dessen Frau unternahm er einen Ausflug nach Versailles, um die Wasser springen zu sehen, was ihm aber wenig Antheil abgewann. Einmal wanderte er nach St. Cloud, ein

anderes Mal nach Vincennes. Die das alte Schloß umzingelnden breiten Gräben, die unheimlichen Zwinger, die spizigen, zackigen Thürme wirkten auf ihn, wie der Bericht aus einer mittelalterlichen Chronik. Der auf Napoleons Befehl dort erschossene Herzog von Enghien verfolgte ihn bis in den Park. Auch in Neuilly war er und im Bois de Boulogne. Er erinnerte sich hier der unzähligen Duelle, zu denen das allerliebste Wäldchen in den Tagen des vierzehnten und fünfzehnten Ludwig auserkoren ward, und erfreute sich an dem Anblick der Damen, welche auf kleinen Miethpferden oder auf Eseln den Park durcheilten. Die Esel meinte er, trügen überhaupt alles Schöne in Frankreich, Pfirsiche, Aprikosen, Trauben (zur Stadt), junge Mädchen und Frauen (wohin sie wollen). In Neuilly, nachdem er den Ort besehen und sich an der wunderbaren Brücke geweidet hatte, bog er von der Straße ab, setzte sich auf ein an der Seine sich hinziehendes hölzernes Geländer und genoß an dem heißen Augustnachmittag, der ihn aber an dem gewählten Platze gar nicht belästigte, einmal die so seltene reine Freude am Dasein.

„Furcht und Angst, sonst so lebendig in meiner Seele, waren eingeschlafen, Begierden, ungeduldige Wünsche, die jene gewöhnlich ablösen, waren noch nicht aufgewacht, die süße Ermattung meines ganzen Wesens hielt sie zurück, und mich bewegte nichts, als der stille Gedanke, daß mich nichts bewegte. Weiße Schmetterlinge spielten um mich herum, gelbliche Blumen neigten sich im Winde, auf dem grünen Fluß schoßen Boote, von raschen Ruderern gelenkt und von Herren und Damen angefüllt, vorüber, über die Brücke spazierte oder eilte, was von Paris kam oder nach Paris wollte, ein Fabrikschornstein blies seine dicke, schwarze Rauchwolke dem Wind entgegen in die Luft hinaus und schloß den Prospect. Hinter mir eine Häuserreihe mit Gärten, die sich unschuldig hervordrängten, vor mir, am anderen Ufer der Seine

ein waldähnlicher Park mit seinem bald helleren, bald dunkleren Laub. . Ich blieb lange sitzen, dann ging ich an den Gärten vorbei und lauschte hinein. Brennende Blumen nickten mir zu, aber die Gitter, die mich am Eintritt verhinderten, machten es mir unmöglich, sie zu pflücken. Doch ich tröstete mich, denn es geht mit allen Blumen so, sogar mit den inneren, auch diese sieht man lange vorher, ehe man sie zum Kranze winden kann“.

Wenige Wochen vor seiner Abreise kam Dehlenschläger in Paris an. Der wohlwollende, treffliche Alte war freundlich gegen Hebbel, wie in Kopenhagen, und dennoch schien sich etwas Fremdes an sein Benehmen gehängt zu haben, welches Hebbel augenblicklich bemerkte. Hatte er das Schweigen unseres Freundes über die in einem Briefe gegebenen Andeutungen: Hebbel solle einmal Dehlenschlägers Thätigkeit im Zusammenhange besprechen, übel genommen? oder waren die intimen persönlichen Geständnisse Hebbels leise Störenfriede gewesen? Gleichviel, das Verhältnis war kühler geworden. — Bamberg, der ihm von Anfang bis Ende treulich in Paris zur Seite gestanden und ihm mehr als eine der kleinen Mühen, die für Hebbel große waren, abgenommen hatte, unterstützte ihn auch mit Rath und That bei seinen Anstalten zur Reise, deren vorläufiges Ziel Rom hieß. Von Campe und Rousseau hatte er einige Empfehlungen dahin erhalten.

Zweiundzwanzig Jahre auf einem Fleck in Ditmarschen und jetzt doch im Begriff nach Rom zu gehen! Es ist wie ein Traum! Mit diesem Gedanken fuhr er am Morgen der Abreise, am sechsundzwanzigsten September, aus dem Schlaf auf, sprang aus dem Bett und kleidete sich an. Nachmittags fünf Uhr reiste er ab. Nach einigen Regentagen schien die Sonne wieder lieblich, als ob sie ihm die Stadt, die er verlassen mußte, noch einmal im glänzendsten Lichte hätte zeigen wollen, damit er sie nicht vergesse.

Das ist unnöthig, sagte er, Paris wird immer der Mittelpunkt aller meiner Wünsche bleiben. Lebe wohl, du schöne, herrliche Stadt, die mich so gastfreundlich aufnahm! Empfange meinen wärmsten Segen! Blühe länger, als alle Städte der Welt zusammen genommen!

Als er auf der Messagerie, bis wohin ihm Bamberg das Geleite gegeben, bereits im Wagen saß, da reichte ihm ein Arbeitsmann noch ein Briefchen und ein sonderbar versiegeltes Paket hinein. Das Briefchen enthielt einige sinnvolle Verse Bambergs, die sich auf die ernstesten Gespräche der Beiden bezogen, das Paket eine prächtige Adlerfeder, welche Hebbel einst auf einem Spaziergange mit dem Freunde in einem Schaufenster der Rue de la Paix gesehen und sich gewünscht hatte. Die Verse lauten:

Der Klaue, wenn sie das Lebend'ge faßt,
Nimmt selbst der Flügel halb nur ab die Last,
D'rum, wenn sich schwer Geschaff'nes auf Dich legt,
Denk' an den Adler, der die Beute trägt.

Drittes Capitel.

Italien.

Die ganze Reise hatte Hebbel, wie er sagte, in einer Kleinkinder-Stimmung gemacht. Es war ihm nämlich zu Muth, als ob er ein Märchen erlebte. Zweiundzwanzig Jahre in Ditmarschen auf einem Fleck, und nun doch auf dem Wege nach Rom! dies summt ihm von Paris aus beständig im Kopf. Das lieblichste Herbstwetter hatte die Fahrt begünstigt, die er nach den Zuständen und Eindrücken, welche sie mit sich brachte, in einem auf dem Schiffe entstandenen Diarium festhielt.

Die Rhone hinab, an Auxerois und Chalons vorbei, kam er nach Lyon, wo ihn die Flußlandschaft an das Neckarthal, besonders an Heidelberg, erinnerte. Nachdem er in Lyon nothgedrungen einen Tag gerastet, fuhr er nach Avignon weiter, wo er abermals zu kurzem Aufenthalte gezwungen ward. Er durchschweifte die alte Residenz der Päpste mit ihren schönen Mädchen, ihrem schlechten Straßenpflaster, ihrer Kathedrale, den Festungswerken und zinkenartigen Warttürmen, welche als Stachelgürtel die Stadt umschließen. Gerne wäre er nach dem nahen Vaucluse gewandert, zu der Quelle Petrarcas, denn die Spuren eines großen Daseins, sagte er, seien für ihn nicht bloß magnetisch,

sondern auch elektrisch. Aber da er schon das Schiff in Avignon, wenn auch ohne sein Verschulden, versäumt hatte, so wollte er wenigstens jenes in Marseille erreichen, und setzte also mit der Deligence den Weg dahin fort. Die nun überall hervortretenden fremdartigen Bäume und Gesträuche und die hier und dort an den Stationen feilgebotenen gelblich-weißen Trauben mit taubeneiergroßen Beeren bewegten ihn seltsam als die Vorboten des Südens. In Marseille, wo er sofort einen Platz nach Civitavecchia nahm, um alsdann das Paßvisum einzuholen, erfuhr er durch den dortigen hamburgischen Consul, der die Geschäfte des dänischen mit versah, nicht nur keine landsmannschaftliche Behandlung, er fand es auch merkwürdig, daß der einzige ungefällige, ja plump rohe Mensch, den er in ganz Frankreich getroffen, ein Deutscher und dann noch wieder ein Hamburger sein mußte. Die allgemeine Geringschätzung, welche unsere Nation vormals den übrigen Völkern Europas einflößte, schien der einzelne Deutsche dann und wann in einem prozigen Benehmen gegen seinen Stammesgenossen, sobald er ihm in der Fremde begegnete, gleichsam pariren zu wollen. Auf dem Verdeck des Schiffes umherwandelnd, empfand Hebbel, die letzten Eindrücke in sich zum Brennpunkte sammelnd, so wie das in leisen Umrißen aufdämmernde Kommen ahnungsvoll im Voraus genießend, Stunden lang eine solche Seligkeit des gesättigten Daseins, „wie er sie noch nie empfunden habe und sie vielleicht auch nie wieder empfinden werde“. Er ging, ohne rasten zu können, auf und nieder, er hatte das Gefühl, daß er den höchsten Augenblick seines Lebens genoß und daß die längere oder kürzere Dauer dieses Augenblicks sogar von der durch das Gehen bedingten Rhythmik seines Leibes abhänge. Das war der erste October. Am nächsten Tage erblickte er schon Vormittags die Küste von Korsika und Nachmittags kam ihr das Schiff so nahe, daß man in die wilden, schauerlichen

Bergschluchten, woraus sie besteht, deutlich hinein schauen konnte. Vor Korsika zog er den Hut ab, oder vielmehr die ihm von Bamberg geschenkte Reiseumütze. Bald darnach sah ihm Elba in's Gesicht. Weder in der ersten, noch in der zweiten Nacht hatte er eine Umwandlung von Seekrankheit, kurz nach seinem Erwachen stand das Schiff still. Hurtig eilte er auf's Verdeck, Civitavecchia lag vor ihm unter einem reinen, übermäßig blauen, von keiner Wolke getrübbten Himmel. Der Anblick gemahnte ihn seltsamer Weise an eine Theaterdecoration aus der Victor Hugo'schen Lucrezia, in der er zu Paris die Georges gesehen. Er belegte gleich für den Mittag einen Platz auf der päpstlichen Deligence nach Rom und besah sich hierauf das knapp zwischen das Meer und das dicht hinter diesem emporschwellende Land hinein gefeilte Städtchen. Auf dem von regem Treiben erfüllten Markte fiel ihm vor Allem die große Anzahl der Geistlichen und Mönche und ihr von dem Wesen ihrer französischen Brüder grell abstechendes Benehmen auf. Wenn diese, so meinte er, das heilige Haupt bescheiden senkten, heben jene es feck empor, wenn diese sich eines Bändchleins und strogend feister Backen schämen, sind jene stolz darauf.

Pfaffen sah ich in Frankreich und sah in Italien Pfaffen,
 Jene beugen das Haupt, diese doch heben es stolz.
 Dort, ach, sind sie verdammt den Herrn zu tragen und das ist
 Schwierig, hier trägt sie der Herr, das ist denn sanft und bequem.

Eine Weintraube verzehrend strich er am Meeresstrande entlang, den raschelnden Eidechsen ausweichend, weil er in seiner seit der Jugend ihm anhaftenden Furcht vor Gewürm dachte, daß der schillernden Cousine die Schlangenumhme folgen könne. Bei einer in der Ferne liegenden Villa erblickte er die erste im Freien wachsende Palme. Mittags fuhr er von Civitavecchia ab und kam mit einem vor Schmerz fast zerspringenden Kopf Abends

zwischen acht und neun Uhr vor den Thoren Roms an; am 3. October 1844. Es war völlig finster, kümmerliche Laternen wurden eben langsam angezündet, einmal aus dem Wagen schauend, bemerkte er eine Reihe kolossaler Säulen. „St. Pierre! näselte ein Franzose, ich hatte die Peterskirche im Fluge erblickt“.

Ja, es ist Alles belebt in deinen heiligen Mauern,
Ewige Roma, nur mir schweiget noch Alles so still.

Dieses Distichon aus den römischen Elegieen eröffnete seine Tagebuchaufzeichnungen in Rom. Jene Kleinkinder-Stimmung hatte ihn hier verlassen. Er erfuhr, nach seinem Geständniß, jetzt an sich die Wahrheit, daß der Mensch zu einem Sprunge nie die Kraft habe, daß er ganz wie die Blume oder die anderen Gewächse sei, welche in einen frischen Boden gepflanzt, immer einen Tag lang die Blätter hängen lassen. Aber er sei klüger, als in Paris, wo er den dummsten Eindruck für einen dauernden gehalten. Im Uebrigen drängte sich ihm der Unterschied zwischen Paris und Rom entschieden auf. „Paris ist ein Ocean, Rom das Bett eines Oceans. In Paris kann man mitschwimmen, in Rom muß man untersuchen, wie Andere vor Jahrtausenden geschwommen haben. Für mich ist nun aber das Leben die Hauptsache und selbst meine Träume werden durch das Leben, durch das wirkliche, gegenwärtige, angeregt“. Was jetzt das Beste für ihn wäre, das wußte er wohl: geistreiche und vornehme Gesellschaft. Die gewaltige Springsluth, die ihn in Paris über das Gefühl einer beklemmenden Einsamkeit so weit hinausgehoben hatte, war nun weggefallen und kein entsprechender Ersatz dafür noch eingetreten. Er brauchte sich also nicht zu schämen, daß er sich in Rom nicht augenblicklich wie im Himmel fühlte. Auffallender Weise trat ihm auch der Geist der Geschichte nur langsam, erst nach und nach nahe, während in Paris das Umgekehrte

der Fall gewesen war. — Zudem übten Wetter und Wohnung nichts weniger als belebende Wirkungen auf ihn aus. Es regnete Tage lang, der Hamburger Himmel hing über der schmalen Straße *Vicolo della Frezza*, wo er interimistisch ein Zimmer gemiethet hatte. Endlich theilte er den Trübsinn, der ihn im Beginne seines römischen Aufenthalts umsing, mit allen denen, welche ihre in die ewige Stadt gebrachten Erwartungen und Wünsche gleich Schlüsseln an versperrten Pforten versuchen, die geraume Zeit hindurch der Anstrengung des Arbeitenden spotten. Die römische Realität wehrt sich sozusagen gegen ihre Vorstellungen und Traumbilder, und zwar insolange, bis diese den ihnen entsprechenden Wirklichkeiten gemäß verändert und berichtigt worden sind; ja Mancher kommt über den Eindruck der Enttäuschung gar nicht hinaus.

Gleich nach seiner Ankunft hatte Hebbel mit den deutschen Künstlern im *Café greco* Bekannthschaft gemacht, doch fand er sie im Durchschnitt ohne Talent und Geist, wie ohne Bildung. Was zehn Jahre früher der Hamburger Maler Erwin Speckter über sie im Allgemeinen geurtheilt hatte, das paßte auch jetzt noch so ziemlich auf sie. Die Mehrzahl, ohne höheren Trieb, ohne ernstes Streben und edle Absicht, arbeite nur maschinenmäßig fort, um zu leben und ausruhen zu können von der Arbeit, die ihnen mehr eine Nothwendigkeit, als eine Freude scheine. Nicht einmal die Ausnahmen von dieser Masse böten eine sehr wohlthätige Genossenschaft. Denn die Gemeinheit des Haufens erkennend, stiegen sie, um aus diesem Sumpfe sich zu erheben, die Leiter der Sentimentalität bis auf die höchste Stufe hinauf. Hier, weil sie nichts Häßliches unter sich sehen wollten, drückten sie die Augen zu, nur in ihrer Einseitigkeit lebend, oder blickten schmachtend, fromm-äugig in das neblicht leere Gebiet der Sehnsucht, indessen wieder Andere, die sich besser als den Haufen dünkten, sich in

Hochmuth und herzloser Schmähung aller Erscheinungen verhärteten. Auf die Ausnahmen freilich, welchen Hebbel in diesem Kreise begegnete, war die obige Charakteristik nicht anwendbar; weder auf den Maler Wiegand, in dem er einen sehr gebildeten Mann erkannte, noch auf den feinfühligem Louis Gurlitt und gewiß nicht auf Carl Rahl. Zu den beiden letztgenannten Künstlern trat Hebbel in freundschaftliche Beziehungen, zu Gurlitt schon in Rom, zu Rahl erst mehrere Jahre später.

Als Gurlitt eines Abends Wiegand besuchte, da fragte ihn dieser, ob er den Dichter Hebbel kenne? Auf die verneinende Antwort Gurlitts versetzte Wiegand, daß Hebbel ihm auf das Angelegentlichste und als ein bedeutender Poet von Campe empfohlen worden. Er scheine ein närrischer Kauz zu sein, sehe eigentlich wie ein Handwerker aus, aber wenn er zu sprechen anfange, dann merke man sofort, daß es kein gewöhnlicher Mensch sei. Bald nach dieser Ankündigung klopfte es und Hebbel trat ein. Die etwas gebückte Haltung, der unmoderne, sehr abgetragene Rock und die grobe Wäsche machten auf Gurlitt einen unscheinbaren Eindruck, den das im Gespräche sich belebende Gesicht rasch in einen günstigen verwandelte. Beim Fortgehen erkundigte sich Hebbel nach Gurlitts Wohnung und erbot sich, ihn dorthin zu begleiten. Seine Unterhaltung, die schon am Abend Gurlitt gefesselt hatte, ward diesem unter vier Augen noch ungleich interessanter, so daß er, bei seiner Wohnung angelangt, sich wieder erbot, ihn zu der seinigen zu bringen. So gingen sie von zehn Uhr Nachts bis in den nächsten Tag hinein die Straßen und Plätze auf und nieder. Aufgeregt von vielen neuen Gedanken und Ideen, vermochte Gurlitt den Rest der Nacht nicht zu schlafen, und der Wunsch, etwas von Hebbel zu lesen, war so lebhaft, daß er ganz gegen seine Gewohnheit gleich am frühen Morgen ausging, um von Hebbel eines seiner Werke zu entleihen.

Derselbe gab ihm nach einigen Zögern die Judith, nachdem er viele mit Bleifeder in dem Buche gemachte Notizen sorgfältig entfernt hatte. Dieses Drama, von einem Dichter herrührend, den Gurlitt niemals hatte nennen hören, überraschte ihn, er las dann noch Genoveva und Maria Magdalena und allmählich gestaltete sich der Verkehr zwischen dem Dichter und dem Maler, die noch dazu Landsleute waren (Gurlitt stammt aus Altona), zu einem wahrhaft innigen.

Ungefähr um dieselbe Zeit und auf ähnliche Weise knüpfte sich ein, wenngleich loferes Verhältniß zwischen Hebbel und einem Oesterreicher, Robert Kolbenheier, an, der sich gleichfalls unter den Künstlern, aber als Amateur bewegte. Kolbenheier saß an einem Octoberabend im Café delle belle Arti, als die Thür weit und geräuschvoll geöffnet wurde und mit gewichtigem Schritt, wie Kolbenheier es schildert, in etwas vorgebeugter Haltung ein junger Mann eintrat, dessen zarter Teint und schlichtes blondes Haar den Norddeutschen bezeichneter. Er ließ sich mit seinem Begleiter, einem österreichischen Maler, in Kolbenheiers Nähe nieder und da seine Erscheinung ihn etwas Ungewöhnliches, Bedeutendes ahnen ließ, so heftete sich Kolbenheiers Blick, fast unwillkürlich betrachtend und messend, längere Zeit auf ihn. „Sein Schädel fiel nicht durch Größe, wohl aber durch ungewöhnlich schöne Form und feine Modellirung auf. Der obere Rand seiner Augenhöhlen bildete eine seltsam geschwungene Linie, die durch ihre Form an die Büste Homers erinnerte. Die tiefblauen Augensterne waren von wunderbar schillerndem Glanze, der Blick wechselnd, aber überwiegend etwas träumerisch; die Nase fein, aber nicht hoch, die Nasenflügel im Gespräche fortwährend vibrirend; die wohlgeformten, etwas aufgeworfenen Lippen verriethen durch die Art ihres Schlusses Beredsamkeit und Geschmaç. Die ganze mehr als mittelhohe, feinknochige, hagere Gestalt schien,

wie die Ufer eines Bergstromes fortwährend leise zu erzittern und ward oft beim Aufblitzen eines Gedankens oder dem Hervorquellen eines Gefühls von leichten Zuckungen durchflogen". Während Kolbenheier solchermaßen seine Erscheinung studierte — was ein sprechend ähnliches Porträt zur Folge hatte — schilderte Hebbel seinem Begleiter den Eindruck, welchen die Peterskirche, die er an jenem Tage zum ersten Male besucht, auf ihn gemacht hatte. Hebbel sprach, indem er die Wirkung des Doms auf sich beschrieb, mit sonorer, etwas modulirender Stimme, in so wohlgeformten Perioden und so treffenden Bildern und Worten, flocht so viele tiefe Bemerkungen über Kunst und künstlerisches Schaffen in seine Rede, daß Kolbenheier, ohne es zu wissen, näher rückte und in das Gespräch sich mischte. Dieses wendete sich bald zu den bildenden Künsten in der Gegenwart. Kolbenheier meinte, daß uns heutzutage die Ideen zumeist interessiren und daß zur künstlerischen Reproduction der Individuen und Scenen, welche nichts als das Erscheinen dieser Ideen seien, skizzenhafte Zeichnungen beinahe genügten. Wenn ein heutiger Künstler den, gewiß nicht gelingbaren Versuch wage, die der Idee charakteristischen Formen in der Schönheit der menschlichen Gestalt aufzulösen, oder Menschen mit blühendem körperlichen Leben als Träger der Ideen darzustellen, so bringe er in das Bild hinein, was nicht in dessen Wesen liege und daher als ein Fremdes störend wirke. Sogar die Farbe werde eigentlich nur noch von dem Porträt, dem Genre- und Landschaftsbilde getragen als das der unbestimmten subjectiven Stimmung geeignetste Darstellungsmittel. In Ihrer Behauptung ist ein Körnchen Wahrheit enthalten, entgegnete Hebbel, welcher der Auseinandersetzung geduldig zugehört hatte, doch was halten Sie von den Leistungen der Gegenwart in der höchsten Kunstform, ich meine im Drama? Kolbenheier gestand, daß er keine derselben kenne,

ja nicht einmal das Verlangen verspüre, diese Bekanntschaft zu machen. Im Uebrigen glaube er, daß das Gesagte auch von der dramatischen Kunst gelte. Man verlange vom dramatischen Künstler jetzt nicht mehr, wie ehemals, die Darstellung des Verhältnisses des Einzelnen zum menschlichen Ideal, wie dieses jeweilig erfaßt werde, sondern die Darstellung des Kampfes, des Aneinanderprallens der alten und der neuen Form, in Rücksicht auf die staatlichen, socialen, religiösen Ideen. Dann, fiel Hebbel ein, wäre also gerade die Zeit der höchsten Leistung des Dramas günstig, denn der von Ihnen soeben erwähnte Kampf ist der höchste Vorwurf für dasselbe. Das Gespräch ging nun auf den Gegensatz der modernen Anschauungen zu der griechischen Tragödie über, und Hebbel, indem er seinem Selbstgefühl starken Ausdruck lieh, verwies auf seine eigenen dramatischen Productionen. Kolbenheier ironisirte und bat ihn um Mittheilung derselben. Am nächsten Abend überreichte ihm Hebbel im Café delle belle Arti ein Büchlein mäßigen Umfangs, das Kolbenheier gleichgültig in die Tasche schob. Es war Maria Magdalena, die er am Morgen darauf in einem Zuge, Frühstück und Mittagmal ver-gessend, wie er sich ausdrückte, zu Ende las. Er sprach gegen Hebbel von dem Eindruck tiefen Mitgefühls, das, wunderbarer Weise, diese magern Gestalten in ihm erweckt hätten, und auch die Genoveva wirkte auf ihn durch die eigenthümliche Art, wie der Dichter das einfache, schöne Kindermärchen von Seelenreinheit und treuer Liebe des Weibes zur Darstellung des Verhältnisses des christlichen Ideals zu diesem Erdenleben benutzt habe. Seit jenem Abende, erzählt Kolbenheier, waren wir Freunde. Sie trafen einander täglich beim Mittagessen. Nachmittags besuchten sie zusammen Gallerien, Museen, Studien deutscher und italienischer Künstler. Kolbenheier bekannte, nie einem Menschen begegnet zu sein, der wie Hebbel, selbst im Geplauder,

den daran Theilnehmenden so tiefe Gedanken und drastische Bilder in den passendsten Ausdrücken und in fließender, wohl gesetzter Rede wie spielend geboten hätte. Wahrlich, sagte er, die Menge Gehirns substanz, die Hebbel während einer Stunde Gespräches verbrauchte, reicht hin, den Bedarf, welchen davon ein gewöhnlicher Mensch für seine geistige Gesamttthätigkeit während vieler Tage nothwendig hat, reichlich zu decken.

Bei ihren Streifereien in die Ateliers lernte Hebbel den bedeutendsten unter den dazumal dort sich aufhaltenden deutschen Malern kennen: Carl Rahl, den die Freunde an einem Gemälde emsig arbeitend fanden: „Ueberfall der zum Gottesdienste in den Katakomben versammelten Christen durch römische Beamte und Soldaten“, dem Bilde, das er im Auftrage eines norddeutschen Handelsherrn malte. Die Verständigung zwischen Rahl und Hebbel erfolgte rasch, sicherlich wie eine ohne vorhergängige Ueberraschung oder Verwunderung augenblicklich sich vollziehende Verbindung verwandter Lastwerkzeuge und Organe. Wer die Beiden jemals zusammen gesehen hat, der wird ungefähr den Eindruck von Geistern empfangen haben, die gemeinschaftlich auf Raub ausgehen, auf den Raub künstlerischer Bildlichkeit. Der Eine, wie der Andere, wälzte die schwere Last spröder Aufgaben und idealer Zwecke, welche sich dem Geschmack ihrer Zeit nicht einordnen wollen. Aber der Ueberschuß des Sinnenden bei Hebbel verdüsterte dessen Arbeitsmiene in dem nämlichen Grade, als die in Rahl vorwaltende Sinnlichkeit diesem eine feste Entschlossenheit des Kampfes verlieh. Was dem Dichter Schmerz erregte, das stachelte den Zorn des Malers an, dem überdies ein tapferer Körper und ein Zusatz von Egoismus zu Statten kam. Im Protestiren gegen den gedankenlosen Schlendrian in der Auffassung und Ausübung der Kunst gaben sie einander nichts nach. Rahl war schon zum zweiten Male in Rom, wo er sich heimischer

fühlte, denn in irgend einer Stadt sonst. Als der Sohn des berühmten Kupferstechers in Wien hatte er unter des Vaters Leitung einen strengen Zeichenunterricht begonnen (Michel Angelos Anatomie war die erste Vorlage), an der Wiener Akademie seine Studien fortgesetzt und nach kurzem Verweilen in München, sich in Stuttgart aufgehalten, wo er von dem alten Eberhard Wächter, dessen Werke er schon als Knabe in den Kupferstichen seines Vaters verehren gelernt hatte, durch manchen guten Rath persönliche Förderung empfing. In Paris, wohin er sich nachmals wendete, war er vorzugsweise den Spuren der italienischen Renaissance nachgegangen, die er im Louvre antraf, während ihn die französischen Maler der Neuzeit, Delacroix ausgenommen, wirkungslos entlassen hatten. Erst auf römischem Boden und in dem vertrauten Umgange mit Joseph Koch, 1836, gelangte er zu klarer Einsicht in das Kunstwunder und zum Gebrauche seiner eigenen Kräfte. Tirolisch derb, wie Koch sich gab, hatte er ihn bei der ersten Begrüßung, als er die Vaterstadt des Ankömmlings nennen hörte, gesagt: „Das ist ein schlechter Empfehlungsbrief für einen Künstler. In diesem verfluchten Neste ist seit jeher ein schändlicher Geschmack gewesen“. Doch bald überzeugte sich Koch von der kräftigen, in Nerv und Faser selbständigen, den großen Mustern ursprünglich zugeneigten Natur Rahls, dessen wienerische Mitgift nur in dem unbefangenen zugreifenden, vergnügnungsfüchtigen Naturell, wohl auch in dem Gebrauch des unartigen, wie auf einem Lotterbettchen sich streckenden Dialekts bestand. Er hatte, wie Paul Henje ihn vortrefflich schildert, die Genußkraft des alten Heidenthums nicht bloß deshalb, um desto schmerzlicher zu entbehren, sondern er schlürfte die Lebensfreuden in vollen Zügen. Er habe in Erstaunen setzen können durch die unerhörten Massen Fleisches, die er ruhig, ohne viel Aufhebens von seinem Appetit oder der Zubereitung zu machen, rein zur

Stellung des dringendsten Bedürfnisses zu sich nahm. Ihm sei etwas vom Löwen eigen gewesen, der mit gleicher Würde und Kraft, ohne Gier und Feinschmeckerei seine Kost zermalme. Aber als er dann satt war und sich nun in die Unterhaltung mischte, habe man merken können, daß der Leib nicht auf Kosten des Geistes so heroisch genährt worden. Denn unmerklich, ohne rhetorische Künste, mit der unscheinbaren Gewalt eines reichen Wissens und eines hellen Verstandes, der allen Ideenstoff sofort in Saft und Blut verwandelte, fing er an, das Gespräch zu beherrschen, so daß Alle an seinen Lippen hingen, während es von der kahlen Stirn des geistreichen Satyrgeichts wie eine prophetische Flamme leuchtete. — Den Cynismus in Redewendungen und Gewohnheiten nicht verschmähend, ohne darum Diogenisch damit zu prahlen, ging er, als die römische Hitze hereinbrach, in seinem Atelier zuweilen paradiesisch costümirte umher, zum Staunen der schönen Nachbarinnen gegenüber, die durch das offene Fenster herein sahen, und zu großem Aergerniß ihrer signori mariti, die endlich den Herrn Pfarrer des Viertels an ihn abschickten, um ihn zu christlich ehrbarer Zucht und Bekleidung zu ermahnen. Da ging denn der Schalk dem Biedermann um den Bart, indem er ihm mit gutem Schinken aufwartete und mit Orvieto so lange einheizte, daß auch dem Pfarrer endlich die Glut zum Dach herausschlag und er sich zureden ließ, eines seiner Gewänder nach dem andern abzulegen, bis er in der selben einfachen Sommertracht, wie sein Wirth, auf den kühlen Fliesen herum spazierte.

Geistreiche Gesellschaft, wie Hebbel sie sich gewünscht hat, fehlte ihm jetzt nicht, und da Gurlitt und Nahl anregende Führer durch die Welt der bildenden Kunst abgeben konnten, so schien der Vortheil ein doppelter zu sein. „Von allem Literarischen“, sagt Goethe, „ja selbst von dem Höchsten, was sich mit Wort und Sprache beschäftigt, von Poesie und Rhetorik, zu den bildenden

Künsten überzugehen, ist schwer, ja fast unmöglich: denn es liegt eine ungeheure Kluft dazwischen, über welche uns nur ein besonders geeignetes Naturell hinüberhebt". Solch ein Naturell hatte Hebbel nun nicht. Nach seinem eigenen Geständniß wirkten nur die Meisterstücke der bildenden Kunst gewaltig auf ihn und auch sie nicht immer. Aber bescheiden in den Ansprüchen, die er an seine Empfänglichkeit in dieser Richtung stellte, suchte er nichts zu beschleunigen, was einen langsamen Schritt gegen die bildende Kunst einhielt, keinen Enthusiasmus und kein Verständniß sich einzureden, wo sich ein solches nicht von selber ergab. Neigung, wie Einsicht steigerten und entfalteten sich in einem dauernden, beiläufigen Verkehr mit den Gestalten des Alterthums und der nachblühenden Epoche Italiens. Beiläufig ist das richtige Wort. Er trat von Zeit zu Zeit an diese Werke heran, er ließ sie hinter sich und kam wieder, von keinem ausgesprochenen Verlangen erfüllt, kein bestimmtes Ziel in Sicht. Im Vatikan wurde er vornehmlich vom Apoll und der Laokoongruppe getroffen; er befühlte diese mit den Händen in kindischer Freude zum Zeichen der geistigen Besitzergreifung. Sogar Michel Angelo und Thorwaldsen mußten dem Apoll, wie er sich ausdrückte, weichen, da er aus einer Welt stamme, aus der selbst diese Beiden herausgewiesen würden. Hebbel war solch ein ausschließendes Bewundern und in Stufen getheiltes Sondern überhaupt eigenthümlich. Als er später in der Villa Ludovisi die Juno erblickte, wiederholte sich dieser in Contrasten gegliederte Eindruck. Wie neben dem Apoll, sagte er, ein Werk Thorwaldsens oder Canovas zu Nichts verschwinde, so würde der Apoll neben der Juno wenigstens zu einem Etwas herabgesetzt werden, das heißt er würde aufhören, ein alle Elemente umfassendes Wunder der Darstellung zu sein, wofür er ihn anfänglich gehalten. Hebbel drückte die Empfindungen, die beide Werke in ihm erweckt hatten, in zwei bedeut-

samen Sonetten aus, welche freilich, indem sie gleichsam Rechen-
schaft über die Schwingungen des entzückten Gemüths ablegen
und die ursachlos in die Welt gekommenen Bilder zu motiviren
sich bemühen, gegen die unbefangene Schönheit derselben ein
wenig vernünftig abstechen. Schon in Paris haben wir bemerken
können, daß Hebbel den Gedankenproceß des Dichters sofort den
malerischen Compositionen unterfchob, die ihn besonders entzückten,
und daß er die in unveränderliche Form gebannte Bewegung
dramatisch auflöste. Dies ging ganz gut an bei den Gemälden
Bernets oder Pethières, welche durch das vielfach Markirte und
Beziehungsvolle der Stellungen und Gebärden die Unruhe des
Beschauers wachrufen und ein Gespräch mit ihm unterhalten.
Allein der reinen, griechischen Plastik gegenüber glückt dies nicht.
Gleichwohl reizte es ihn auch hier, wenigstens dem Kampf nach-
zuspüren, den er als die Voraussetzung eines nun allerdings un-
gestörten Formenfriedens im Apoll, wie in der Juno wahrnahm.
Das Sonett an die Ludovisische Göttin schließt mit den Versen:

Erst keusches Leben, wurzelhaft gebunden,
Dann scheuer Vortraum von sich selbst, der leise
Hinüber führt zur wirklichen Entfaltung;

Und nun ist auch der Werdekampf verwunden,
Man sieht nicht Anfang mehr, noch Schluß im Kreise,
Und dieses ist der Gipfel der Gestaltung.

Hingegen verführten ihn weder Michel Angelos noch
Raphaels Productionen zur Schatzgräberarbeit im Charakte-
ristischen oder zur Zurücklösung in die Vielheit der Anregungen;
vermuthlich deshalb nicht, weil die Malerei, im Gegenhalt zur
Sculptur, beredsam genug ist, um ihre stille Sprache dem Dichter
leichter zu vermitteln und weil das große Individuum des
Schöpfers der Sibyllen und Propheten eben so sehr jede Ver-

lockung zum Deuteln und Auslegen abschneidet, wie die vollendete Harmonie Raphaels hinwiederum das selige Genügen an ihr selber einflößt. Wer hätte hinter den erhabenen Gebilden an der Decke der Sixtina noch etwas zu suchen, es wäre denn die mächtige und edle Seele ihres Urhebers! und wer wollte nach der Vorgeschichte Raphaelischer Schönheit spähen! — Zu den Sibyllen und Propheten, den Gestalten Gott Vaters, Adams und Abels, zog es Hebbel immer wieder von Neuem, und die Wonne künstlerischer Nahrung genoß er, so oft er vor der Galathea stand. Das jüngste Gericht, dieser Sturm von Leibern, wie Gregorovius sich ausdrückt, ließ ihn kalt. Auch alle die ankündigenden, empor zeigenden, wie begleitenden Genien und Talente der Renaissance, mit Ausnahme Peruginos, dessen milde, ahnungsvolle Lieblichkeit ihm wohl that, winkten unisonst seine Theilnahme zu sich heran. „Ich kann nichts thun“, schrieb er in sein römisches Tagebuch, „ich kann nichts thun, wozu mich nicht die Begeisterung oder, um für das Narrenwort einen bis jetzt noch unbefleckten Ausdruck zu gebrauchen, ein volles und bewegtes Herz treibt. Nun ist die bildende Kunst mir das nicht, was sie Anderen, was sie z. B. Goethen war; die Momente, wo ich mich mit Gewalt zu ihr hingezogen und mich im Anschauen der Meisterwerke selig fühle, sind sehr selten bei mir, und den Drang, empfinde ich gar nicht, mich über die allmälige Entwicklung der Schulen aufzuklären und zu dem Ende mit Allem und Jedem, was im Laufe der unendlichen Zeit gemalt und gemeißelt worden ist, bekannt zu machen; ich kann mich so wenig mit einem unbedeutenden Maler beschäftigen, wie mit einem unbedeutenden Schriftsteller. Eben so wenig hat die antiquarische Seite der Stadt Rom einen Reiz für mich; ich kann mir den Göttertempel aus dem Steinhafen, der noch von ihm übrig blieb, nicht wieder zusammensetzen, und es ist mir völlig gleichgültig, ob er so hoch

war, wie man sagt, oder nicht, da ich ja doch nicht mehr hinauf steigen und mich umsehen kann. Rom ist nur als Ganzes etwas für mich und die höchste Poesie, die ich daraus mit wegnehmen werde, ist der Gedanke, da gewesen zu sein. Was aber gewaltig auf mich wirkt und ewig auf mich wirken wird, das ist die göttliche Natur, die dieses Grab der Vergangenheit umgibt, in dem wir, wie Würmer, herumkriechen, um uns einen Maßstab für unsere Kleinheit daraus hervor zu scharren. Vor Allem das Blau dieses Himmels an einem schönen Tag! Ich kann nicht zu ihm empor schauen, ohne daß er, um ein Kindergefühl, wie ich es jedes Mal habe, auch in einen Kinderausdruck zu kleiden, augenblicklich ein Stück Tafft fallen läßt, in das meine Seele sich hüllt und als seine Farbe trägt.“ Goethe aber, nachdem er die Fresken in der Sixtina kennen lernen, Goethe sagte, es schmecke ihm darauf nicht einmal die Natur, weil er sie ja doch nicht mit so großen Augen anschauen könne, wie Michel Angelo.

Monate lang war Hebbel in der ewigen Stadt unfähig, eine poetische Stimmung zu erhaschen, so daß er befürchtete, seine Dichterkraft sei erloschen. Ende November war er von einem gastrischen Fieber befallen worden, was gewöhnlich der Vorbote des Typhus ist, der glücklicher Weise ausblieb. Die Hauptursache der Krankheit, die ihn überaus schwächte, war sein durch Kolbenheier für ihn ausgesuchtes Zimmer, welches, zwar wohlfeil, groß und gut möblirt, doch vor Allem der Sonne entbehrte. Er bezahlte vier Scudi und ein jedes nach der Sonnenseite gelegene kostete sechs bis sieben. Nun war er aber mit seiner Cassé dermaßen herunter, daß er nur mit genauester Noth noch drei Monate existiren konnte, dann jedoch keinen Pfennig mehr hatte. Seine Freunde sagten: Wechseln Sie, Sie haben schlechte Luft, gar keine Sonne, Sie wohnen bei dem Tod zur Miethé! Er schüttelte den Kopf, denn er dachte an seine Börse. Er fühlte sich

im Hause so unheimlich und gerieth in eine so gereizte Stimmung, daß er in der Wuth mehr als ein Mal nach der einsältigen Magd den Dolch warf. Gurlitt und Kolbenheier nahmen sich seiner wacker an, ja der Erstgenannte veranlaßte ihn endlich, ein neben seinem Zimmer leer stehendes zu beziehen, also einstweilen bei ihm zu wohnen. Von seinem Bette aus hatte er jetzt die Aussicht auf den Quirinal, wo Papst Gregor der Sechzehnte residirte, und wenn er aus dem Fenster sah, lag halb Rom unter ihm. Gurlitt legt in seinen an mich gerichteten Mittheilungen über Hebbel darauf Nachdruck, daß dieser auf das Sorgfältigste sein Geld zusammenhielt, ja daß derselbe, wie er glaube, oft nur von Kaffee und Brot gelebt hätte, da es immer hieß, wenn er ihn aufforderte, mit ihm zum Essen zu gehen, er habe schon gegessen.

Der Weihnachtsabend war sein erster fröhlicher Tag seit der Krankheit und einer der fröhlichsten seiner ganzen Reise. Gurlitt hatte ihn eingeladen, an dem Fest der Dänen als sein Gast theilzunehmen und Hebbel sagte zu. Mittags ging er aus. „Da sah ich zum ersten Male Italien. Welch ein Tag! Als ich die spanische Treppe, die auf den Monte pincio führt, hinan stieg und zum Himmel aufschaute, da mußte ich unwillkürlich ausrufen: Nein, so habe ich dich nie gesehen! Unser Blau verliert sich entweder in's Schwarze oder in's Weiße, hier ist es rein und so, daß das Auge nicht müde wird sich darin zu baden“. Er setzte sich, da er zum Gehen zu müde war, oben angelangt auf eine der steinernen Bänke, mit dem Rücken gegen eine Felsenwand gelehnt, und verweilte dort vier Stunden. Vor ihm die Stadt, über welche hoch über alle Gebäude hinaus, die Peterskuppel zu schweben scheint, ich möchte sagen, wie ein steinerner Glockenaufsatz, der das Kostbarste bedeckt, und je nach der wechselnden Beleuchtung bald erglühend bald ergrauend. Um die Stadt herum die fernen zum Kreise sich zusammenschließenden Berge, dicht

unter dem Hügel die sanft ansteigenden Gärten mit zahllosen Beeten voll blühender Rosen, mit Orangen und Citronen: gewiß, der Leser gönnt unserem Dichter aus ganzem Herzen diesen glückseligen Anblick. Hebbel sog, nach seinen Worten, die Wärme ein, wie einen Odem, den die Natur ihm zublies, und kam wirklich aus einer gelinden Entzückung nicht heraus. Abends ging er alsdann mit Gurlitt zu seinen Landsleuten. Anfangs wurden kleine Geschenke verlost, und er gewann eine zierliche silberne Dose. Darauf speisten sie in einem großen Saal, an dessen Wänden, mit schwarzer Kreide unrissen, die Silhouetten all der Künstler sich befanden, welche seit einer Reihe von Jahren den Weihnachtsabend darin vergnügt gefeiert hatten. Hebbel saß Thorwaldsens Silhouette gegenüber, alle die Genossen waren mit Weinlaub bekränzt, neben jedem Teller lag eine Rose. Man brachte Toaste aus, auch einen auf ihn, dem schon vorher von unbekannter Hand eine Feder geschenkt worden war mit einer dänischen Devise. Diese Feder, sagte er, verspreche sich von ihm ein wenig viel. Es herrschte allgemeine Fröhlichkeit, nur bei Hebbel mit tiefer Nüchternheit gemischt. „Ich hätte weinen können, denn ich empfand es wieder einmal recht lebhaft, daß ich gar nichts Besonderes für mich will, sondern daß all' mein Misgunth daher rührt, mich mein ganzes Leben hindurch von jedem Kreise, worin man bescheiden das Leben genießt, ausgesperrt zu sehen, wie einen Feind, denn dies war immer der Fall mit mir von Jugend auf“. Erst nach Mitternacht ging er bei herrlichstem Mondschein, seinen Kranz auf dem Haupte behaltend, nach Hause.

Von den mannigfaltigen Gaben des römischen Winters, unter dessen klimatischer Wandelbarkeit er physisch zu leiden hatte, weil er sich nicht, dem Süden angemessen, nährte, fielen ihm nur jene zu, welche ihm keine Unkosten verursachten. Den Abend verbrachte er gewöhnlich mit Gurlitt oder Kolbenheier, dann und

wann in einem Familienkreise, bei dem Stiftsamtmanne Tychsen aus Norwegen, dem er durch Gurlitt zugeführt worden war. Wenn der Januar, der sich zuweilen rauh, ja kalt anließ und vor der Porta del Popolo an manchem Tage sogar mit Eisbildung befaßte, warme, sonnige Stunden ausspielte, so erquickte sich Hebbel bald in der von Myrthe und Lorbeer umspinnenen Villa Medici oder auf der mit Rosen besäeten Terrasse in der Villa Pamphili, wo er zuerst, innerlich jauchzend, den Lorbeer blühen sah. Seine Blüthen sind weiß, noch immer weiß, rief er lustig aus, man sollte meinen, daß sie erröthet wären, seitdem sein geheiligtes Laub zu Kronen für die politischen Poeten und einige andere Köpfe gemißbraucht worden ist, aber es verhält sich nicht so, ich kann es als Augenzeuge versichern. Es kam ihm schon ganz natürlich vor, daß um diese Zeit Alles grünte und blühte, und die wenigen Bäume, die ihr Laub verloren hatten, dünkten ihm heruntergekommene Glieder einer reichen Familie, schnöde Vagabunden ohne die nöthigen Kleider zur Bedeckung ihrer Blöße. „Könnt' ich hier doch bleiben!“ schrieb er an Elise, „es ist mein tägliches Gebet. Ich fürchte, ich fürchte, ich tauge nicht mehr für Deutschland, für Hamburg gewiß nicht! Und es gehört so wenig dazu!“ Seit dem 1. Februar hatte er, um Gurlitt nicht länger zur Last zu fallen, wieder ein eigenes Zimmer gemiethet, wofür er einen Scudo mehr bezahlte. Es war hoch und frei gelegen, mit warmen weichen Fußteppichen versehen, und seine Wirthin, eine uralte Jungfer, war gutmüthig und sorgsam. Als jungem Mädchen hatte ihr Zacharias Werner stark den Hof gemacht. Sie erzählte, Signor Wernero sei, als er nach Rom gekommen, hinter allen hübschen Mädchen her gewesen, aber als er Christiano geworden (dazumal hieß in Italien katholisch werden Christ werden), da habe er sich um keine mehr gekümmert. Auf Hebbels Bemerkung: daß dann die Mädchen eben so viel ver-

loren hätten, als die Kirche gewonnen habe, antwortete sie: die Mädchen hätten auch gewonnen, denn er sei sehr häßlich gewesen.

Der Carneval brachte Hebbel neben den satfsam beschriebenen Volksbelustigungen einen Schwank und ein zartes Abenteuer. Unter den dichtenden und malenden Franzosimmern, welche den Winter in Rom zubrachten, nahm das Fräulein Adele Schoppenhauer, die Schwester des damals noch immer unbekanntenen Denkers, einen wunderlichen Vorrang ein. Sie gehörte nämlich wegen ihrer grauenvollen Häßlichkeit zu den renommirtesten Personen der Saison. Ohe brutta! riefen die sonst sehr höflichen Italiener aus, sobald sie im Theater erschien; ein verkleideter Mann! schrieten die Buben, wenn sie sich in der Straße blicken ließ. Ein Maler behauptete, ihr Gesicht sei eine vollständige Landschaft; Berge, Felsen, Bäume, Alles finde sich darin vor, und keineswegs in sehr verjüngtem Maßstabe. Mehrere der deutschen Künstler waren darüber einig geworden, daß es Hochverrath am Vaterlande sei, Adele Schoppenhauer als Deutsche anzuerkennen. Als Hebbel an einem der Carnevalstage mit Gurlitt und Kolbenheier auf dem Corso spazierte, wo es eben lebhaft zu werden anfing, da fuhr der zweite plötzlich, wie von der Tarantel gestochen auf: „Hebbel! die Schoppenhauer!“ In einer Carozze mit einigen Damen zusammengepackt kam das Ungeheuer daher. Wer sähe sie und erkennte sie nicht auf den ersten Blick! meinte Hebbel. Darauf rief er Kolbenheier zu, der so geschickt, wie David, geworfen habe, er solle mit seinen Sträußen nicht sparen und ihr dieselben tapfer zusenden. Im Anfange gefiel ihr das Bombardement, wie Hebbel sagt, denn sie hielt es für eine Aufmerksamkeit und bestrebte sich, das naive Gesicht nachzumachen, das schönen jungen Mädchen bei solchen Huldigungen so gut stehe; aber bei seines Freundes schrecklichem Ernst, der nicht aufhörte, ehe er ihr den Hut völlig zerfnittert hatte, und seinem eigenen

kannibalischen Gelächter, merkte sie bald, woran sie sei, ließ in die erste Nebengasse einbiegen, stieg aus und erschien nicht wieder. Ist es erlaubt, so grausam zu sein? fragt Hebbel und gibt sich selbst die Antwort: „Sterbe was nicht schön ist: sagt Victor Hugo, und auch Shakspeare meint: Schönheit ist Tugend“. Hebbel erzählt diesen Vorfall in einem der Briefe an Elise, welche, wenngleich nicht häßlich, so doch auch nicht eben schön war, und wir dürfen hier immerhin jenes grausamen Zuges aus seiner Jugend gedenken, bei dessen Erwähnung ich zufälliger Weise ein Wort Arthur Schopenhauers citirt habe. — Das zarte Abenteuer, das er erlebte, war dieses. Bald nach seiner Genesung hatte ihn Gurlitt in das Atelier des Malers Nidel geführt, bei dem er ein Bild: Die Mutter der Sacuntala sah. Kaum waren sie eingetreten, als zwei römische Damen erschienen, Mutter und Tochter. Die männlichen Gäste nahmen natürlich den Hut ab, und die Mutter forderte sie in französischer Sprache auf, sich wieder zu bedecken, worauf Hebbel etwas Angemessenes erwiederte. Die Freunde entfernten sich rasch und unterwegs sagte Gurlitt zu Hebbel: Dieses Mädchen ist das Wunder von Rom, sie spricht alle lebenden Sprachen, sogar deutsch und zwar sehr gut, sie ist Virtuosa auf dem Flügel, genug, eine wahre Corinna! Sie ist jedenfalls eines der schönsten Mädchen, versetzte Hebbel, und das bedeutet bei mir noch viel mehr, denn ob sie mir in einer oder in zehn Sprachen sagen kann, daß ich ihr nicht gefalle, gilt mir gleich, aber von ihrer Schönheit hab' ich jetzt schon meinen Theil, denn ich habe sie gesehen. Nach einigen Tagen begegnete er ihr und ihrer Mutter, Signora Gagiati, auf dem Monte Pincio. Sie erwies ihm große Aufmerksamkeit, woraus er schloß, daß Nidel, der seine Dramen kannte und schätzte, ihn hinter seinem Rücken als *illustrissimo poeta* gegen sie gepriesen haben möge. Seitdem sah er sie öfters und immer war er Gegenstand ihrer

scharfen Beobachtung, so daß sie seinen Gruß zu erwarten schien. Als er sich durch das Carnevalsgebränge auf dem Corso hindurch arbeitete und gerade aus einer Menschenwelle gegen die Wagenreihen zu emportauchte, wurde er aus einer Equipage mit Blumensträußen beworfen und so lange, bis er einen Strauß fing. Er sah auf, es war jenes Mädchen. Sie trug nach seiner Schilderung ein sammtnes Leibchen und ein Barett, welches ihr bei ihren dunklen, über die Stirn zurückgestrichenen Locken und ihrer außerordentlich schön geformten Stirne köstlich stand. Ihre Erscheinung schwebte wie in der Mitte zwischen Jüngling und Jungfrau und so theilte sie die Vorzüge jedes Geschlechts. Die Mädchen werfen nun freilich Jedermann mit Blumen, aber den Unbekannten doch nur dann, wenn er den Angriff beginnt; das Gegentheil deutet auf vertrauliche Bekanntschaft, und in Hebbels Fall noch so bescheiden ausgelegt, deutete es doch gewiß darauf, daß es ihr nicht unangenehm sein würde, wenn er sich in ihrem Hause, wo viele Fremde kamen, einführen ließe. Hebbel sah sie mit seinen Barbarossa-Augen an, wobei er die Erfahrung machte, daß sie die Eigenschaft hätten, rothe Rosen in weiße zu verwandeln. Der röthlich lange Bart, den er hier trug und das von keinem Scheermesser verkürzte Haupthaar rechtfertigten in auffallendem Gegensatz zu den Südländern die Vergleichung mit dem alten Kaiser. Hebbel dankte für die Gunstbezeugung des tief erröthenden, zur Seite blickenden Mädchens. „Darf ich die Narrheit eingestehen“, sagte er, „daß mich das Erlebnis freute, ja daß ich den Corso augenblicklich verließ, um nicht durch die eine oder andere unwillkommene Person aus der Stimmung gerissen zu werden“. Das Sonett: An eine Römerin in seiner Gedichtsammlung ist wohl an jenes Mädchen gerichtet.

Unter den Volksbelustigungen machte auf ihn das Mocoli-Fest am Faschingdientage den eigenthümlichsten Eindruck. Wie

beim Einbruche der Nacht fast im Augenblick der ganze Corso von der Piazza del Popolo angefangen bis zur Piazza di Venezia mit springenden, wandelnden, hüpfenden Lichtern übersät ward, wie auf allen, bei einzelnen Häusern, fünf- bis sechsfach übereinander liegenden Balkonen diese Flämmchen erschienen und selige Gesichter beleuchteten; wie sie in den dichtgedrängten zwei Wagencolumnen aufklackerten, um schnell wieder ausgeblasen oder mit Blumenwürfen erstickt zu werden, wie sie in den Reihen der Fußgänger hin und her schwanften und bald hier, bald dort die anmuthigsten Löschkämpfe und Vertheidigungsanstalten hervorriefen: dies gewährte dem Dichter ein ebenso ergötzliches als poetisches Schauspiel. Eine lebendige Illumination nannte er das tolle Lichterfest, keine in Feierlichkeit erfrierende oder in stolzer Pracht ersterbende, denn man glaube, daß das Element des Feuers selbst solchen Scherz angegeben habe. Mit dem Erklingen des Ave Maria war Alles vorbei: die Flämmchen verschwanden bis auf die wenigen in den Straßenlaternen, und der wie auf einen Schlag still gewordene Menschenhaufe lockerte und zerstreute sich, ein Jeder trat den Weg nach Hause an. Dieser Moment des plötzlichen Erlöschens einer so ausgelassenen, in tausend und aber tausend Herzen lodernnden Freude hatte für Hebbel etwas Erschütterndes; „ich weiß nicht, ob etwas mächtiger an das Ende aller Dinge erinnern könnte“.

Von den kirchlichen Brunkaufzügen und pomphaften Ceremonien während der Osterwoche wurde er nicht tiefer berührt. Den ersten und einzigen ergreifenden Moment hatte er am Charfreitag Abends in der Dämmerung zu Sanct Peter. Der Papst ging nicht mehr in pontificalibus, sondern aller seiner hohenprieesterlichen Pracht entkleidet, zum Grabe der Apostel, um zu beten. „Der Anblick des alten Mannes mit seinen schneeweißen Haaren, die man unter der Tiara nicht sieht, ergriff mich, wie

mich alles Menschliche ergreift, während heilige Fragen mich kalt lassen“.

Die gleichsam zu einem Kranze hier vereinigten, zumeist freundlichen Bildungs- und Lebenszustände Hebbels in Rom waren der Wirklichkeit nach beständig von jenen finstern Erwägungen und Sorgen unterbrochen, wie dies in Kopenhagen und in Paris der Fall gewesen ist. Aber das Gefühl ihrer Unerträglichkeit war ein gesteigertes und der Entschluß zu brechen was Menschenwille brechen kann, nunmehr unerschütterlich geworden. Dem entsprechend zeigen jetzt die Briefe an Elise ein verändertes Gesicht. Weil er das zehn Male Gesagte zum elften Male sagen muß, so thut er es mit größerer Hefigkeit als sonst; er verbirgt nicht mehr seinen Unwillen über ihr Unterschätzen der zwingenden Thatsachen, welche gegen eine Verheirathung sprechen, und sogar was er auch im gegenwärtigen Augenblicke verbergen möchte und würde: den Schauer vor einer Ehe, in der er möglicher Weise eine leidliche, doch immerhin sehr knappe Existenz fristen müßte, selbst diesen Schauer können seine römischen Briefe an Elise nicht verleugnen. Als sie bald nach seiner Ankunft in Rom ihre Bekümmerniß wegen der Geldcalamitäten zu bemänteln suchte und ihm seinen Trübsinn vorwarf, da antwortete er: „Aber wenn man erstickt, soll man nicht einmal schreien? Schreie Du auch! Gerade dies Stillschweigen kann ich nicht goutiren, es hilft zu Nichts“. Ihm sei unter allen Umständen Wahrheit die Hauptsache, auch könne er gar nicht anders als wahr sein, denn wenn er überhaupt nur noch wenig Lust zum Brieffschreiben habe, so verlasse ihn diese ganz und gar, sobald er sich nicht geben dürfe, wie er ist, sobald er sein inneres Leben erst sichten solle. Schrieb er ihr aber aus solchen Stimmungen heraus, wobei er, was wir vollkommen natürlich finden, den einen und andern Eindruck der ewigen Stadt ihr schilderte, so hielt ihm das gequälte Mädchen

auf der einen Seite seine Hypochondrie vor, während sie seinen farbigen Berichten wiederum eine Genußfreude ablas, um deretwillen er zu „beneiden“ sei. Beides verdroß, ja erbitterte ihn: Er wäre für seine nächste Zukunft auf eine Hoffnung angewiesen, statt auf einen Banquier, und dies wäre keine Lage, in der man den Moment genießen könne. Den Carneval dürfe er bei seinen schmalen Geldmitteln so besuchen, wie die Maskeraden in Hamburg, denn die Straßen seien überall frei. Er besitze nicht so viel, um einen anständigen Hut sich anzuschaffen, wenn er nicht schon in den nächsten drei Monaten zu kurz kommen wolle. „Und dabei muß man es geduldig hinnehmen, wenn Du, als ob Du von meiner Lage gar nichts wüßtest, mir schreibst: Du Glücklicher! Beneidenswerther! Tantalus ist nie zu beneiden, und ich drücke hier keine Stimmung aus, sondern die Sache!“ Sein Gesuch um Erneuerung des Stipendiums auf ein drittes Jahr war längst nach Kopenhagen abgegangen, aber noch kein Bescheid darauf eingetroffen. Die sechshundert Thaler, zu denen ihm dieser Schritt verhelfen sollte, hatten die Bestimmung, ihm und Elisen das Nöthigste für den Sommer zu geben und die Kosten seiner Rückreise aus Italien zu decken. Was weiter? fragt er. Es gebe für ihn keine Aussicht, als das Nervenfieber. Mehr als ein Mal habe er sich schon einen Gehirnschlag gewünscht, denn er könne die Qual des Daseins unter solchen Bedingungen nicht mehr ertragen. Er rügte es scharf, mit schonungsloser Entschiedenheit, daß ihm inzwischen Elise eine gräuliche Situation in Hamburg bereitet habe: er gelte als verheirathet, sein Name stehe auf Assurancepolicen und in Miethcontracten, Mägde zwischen ihr und Julius Campe hin und her laufend, hätten von Frau Doctorin gegrüßt, sogar nach Kopenhagen, bei dem Conferenzzathe Dankwart und durch diesen vielleicht beim Könige habe sie sich als Verlobte präsentirt! „Du mußttest, wie Du behauptest, warum

mußtest Du? Hundert Mal in ähnlichen Fällen warst Du nur meine Cousine. Hierin habe ich Dich seit meiner Abreise nicht mehr wieder erkannt. Auf das Letzte mit Dankwart war ich freilich defungeeachtet nicht gefaßt. Kann ich nach Hamburg zurückkehren ohne auf der Stelle zu heirathen, wenn ich mich und Dich nicht den heillossten Spöttereien aussetzen will? Hältst Du dafür, daß wir ohne Geld und ohne Aussichten heirathen können? . . .“ Dieser Brief, setzt er hinzu, werde sie nicht erfreuen, aber die Nothwendigkeit habe ihn dictirt. Sie möge ihm eine Stelle, die „hypochondrisch“ darin sei, zeigen, die Stelle werde sich nicht finden lassen. Er habe das Leben lieb, es genüge ihm vollkommen ohne den himmlischen Anhang, aber er sehe nicht ein, wie er es fortführen solle.

Unbelehrbar wie nun einmal die Liebe in einem unglücklichen Weibe ist, war sie auch in Elisen. Ihre Erwiderung lief abermals auf den Vorschlag hinaus: Hebbel möge jetzt nach Deutschland zurückkehren, sich um einen Redacteurposten oder um eine Professur bewerben, und sie alsdann heirathen. Alle stichhaltigen Einwendungen, die sie wiederholt gegen diese Punkte von Hebbel vernommen hatte, schien sie vergessen, alle seine bündigen Versicherungen, daß er weder zu einem Tagesschriftsteller, noch zu einem Universitätslehrer taugte, überhört zu haben. Was aber das Unbegreifliche ist: sie war von seiner nur freundschaftlichen, aus Verehrung und Dankbarkeit gewobenen, Liebestahlen Neigung überzeugt und wußte, daß er nach Jugend und Schönheit lechzte. „Wiß' die Stimmung“, antwortete er, „in die der Gedanke mich versetzt, daß ich jetzt nach Deutschland reisen und, nachdem ich um Kindheit, Jugend und Jünglingszeit betrogen bin, als Mann den Vertrag mit dem Glend feierlichst abschließen und besiegeln soll. Du schreibst mir, mein letzter Brief erinnere an die aus München. Das mag sein. Schon damals erschreckte

nich in innerster Seele dies Dein Einbohren in mich, was ich bei der höchsten Freundschaft für Dich, bei den wärmsten Empfindungen, nicht erwidern konnte, denn ich ahnte, was daraus werden, zu welchen Verhältnissen es führen würde. Der Mensch kann über Alles verfügen, über Blut und Leben, über jeden Theil seiner Person, nur nicht über seine Person selbst; über diese verfügen höhere Mächte. Nun sind jene Verhältnisse da, gleichgültig ob erstrebt oder durch den natürlichen Lauf der Dinge herbeigeführt, genug, sie sind da, sie sind seit lange da und Aller Augen schauen auf mich und erwarten den letzten Schritt. Glaube nicht, daß sich hierüber irgend ein versteckter Tadel gegen Dich verbirgt; wenn der Mensch auf der einen Seite nicht über seine Person verfügen kann, so kann er auf der andern Seite nicht umhin, nach der Bedingung seiner Existenz zu streben, und diese Bedingung ist für das Weib der Besitz des Mannes, den sie liebt. Das sind gleich ewige Nothwendigkeiten, die über den Willen des Menschen hinausgehen, wie Athemholen und Blutumlauf. Der Edelste braucht deshalb nicht zu erschrecken, wenn er in dieser Beziehung mit dem Gemeinsten denselben Weg wandelt, so wenig wir davor zu schauern brauchen, daß unser Blut nicht anders umläuft, als das des Räubers. Nur aber hat es, diese Bemerkung nimm mir nicht übel, durchaus keinen Sinn, wenn Du zuerst auf die Heirath dringst und dann wieder sagst, Du wollest nichts für Dich. Das Weib hat Alles, wenn sie Mann und Kind hat; darüber hinaus hat nie ein Weib, von der hier die Rede sein kann, etwas verlangt, und wenn sie den Mann nachher zu pflegen und zu erfreuen sucht, so ist dies vor dem sittlichen Gesetz durchaus nicht mehr, als wenn sie als Mädchen den Blumenstrauß, der ihr gefiel, mit Wasser begoß, es geschieht, damit die Blumen ihr um so länger duften. Die Liebe ist durchaus egoistisch und dies macht sich nur darum nicht fühlbar, weil hier meistens ein

Egoismus mit dem andern zusammen trifft, denn wenn der Eine wie der Andere auf den Besitz entbrannt ist, so kann von Fessel keine Rede sein . . . Alle diese Innerlichkeiten, obwohl sie an sich noch gewichtiger sind, als die Aeußerlichkeiten, seien abgethan; wir würden ein ganz erträgliches Leben führen können, wenn wir hätten, was dazu gehört, und ich würde keinen Augenblick schwanken, wenn dies der Fall wäre. Aber ist dies der Fall? Wird es, wenn kein Wunder geschieht, je der Fall sein? . . ." — In einem späteren Briefe, der augenscheinlich auf blutende Wunden Balsam träufeln möchte, stößt er die Klage aus, daß es sein größter Schmerz sei, Elisen nicht so lieben zu können, wie sie es verdiene. Aber von der Rückkehr nach Hamburg will er gleichwohl nichts wissen; dahin gehen und in's Grab steigen wäre für ihn ein und dasselbe. Gerne käme er, wenn sie ihm ein Asyl zu bieten hätte, aber er fühle in sich nicht die Fähigkeit, sich selbst eines zu gründen. „Quand on est capable, de se connaître, on se trompe rarement sur son sort, et les pressentiments ne sont le plus souvent qu'un jugement sur soi-même, qu'on ne s'est pas encore tout-à-fait avoué!“ so ruft er mit Madame de Staël aus. Den Jahreschluß 1844 aber hatte er in seinem Tagebuche mit den Worten bezeichnet:

„Was wird das neue Jahr mir bringen? Eine Frau zu dem Kinde, das schon wieder da ist? Kann ich, muß ich heirathen? Kann ich, muß ich einen Schritt thun, der mich auf jeden Fall unglücklich und Dich! nicht glücklich machen wird? O meine Lebensverhältnisse! Wie doch immer das, was mich dem einen Abgrund entriß, mich dem andern wieder nah führte! Was ist darüber zu sagen! Elise ist das beste Weib der Erde, das edelste Herz, die reinste Seele, aber sie liebt, was sie nicht wieder lieben kann, die Liebe will besitzen, und wer nicht liebt, der kann sich nicht hingeben, sondern sich höchstens opfern!“

Die Angelegenheit wegen der Verlängerung des Stipendiums hatte nicht das erhoffte Ergebnis. Möglicherweise war die hastige Veröffentlichung der Maria Magdalena durch Campe, mit dem Widmungsge-dicht an den König, noch bevor die Erlaubniß dazu von demselben ertheilt worden, mit ein Grund des ungünstigen Ausfalls. Man bewilligte ihm nur hundert Speziesthaler zur Heiurreise. Er war anfänglich so empört darüber, daß er das Almosen zurückweisen wollte, aber er überzeugte sich am Ende, daß dies unmöglich sei. Früher schon hatte ihm der treuherzige Gurlitt ein Darlehen gegeben und zwar auf eine den Stolz Hebbels sehr schonende Art. Bei dem Selbstgefühl, sagt Gurlitt, welches dieser außerordentliche Mensch haben mußte, sei es beschämend gewesen, zu sehen, daß es ihm an dem Nothwendigsten gebrach. Auch wäre dieses Mißverhältniß öfters bei ihm zum leidenschaftlichsten Ausbruche gekommen. Als sich nun eines Tages eine gute Gelegenheit ergab, da ersuchte ihn Gurlitt eine Summe Geldes (zweihundert Scudi), die er für den Augenblick entbehre und in Rom für unsicher halte, mit nach Deutschland zu nehmen und sie ihm dort, wenn sie einander wieder träfen, zurückzuerstatten. Ein langer Blick von ihm sagte dem Anbietenden freilich, daß die Absicht verstanden und gewürdigt worden. Hebbel nahm das Geld, nachdem er ordnungsmäßig, wie es in solchen Sachen seine Weise war, eine Schuldverschreibung ausgefertigt hatte. Mit diesem Gelde bestritt Hebbel später die Kosten des Aufenthalts in Neapel und einen Theil der Reiseauslagen, während das Sümchen aus Kopenhagen den halbjährigen Miethzins Elisens in Hamburg, die Auslösung des Doctor-diploms decken und zur Befriedigung des Regierungsrathes Rousseau in Ansbach hinreichen sollte, an den er noch einen Schuldenrest abzutragen hatte. Für einen neuen Band Gedichte und für das Lustspiel *Der Diamant* hoffte er bei

Campe achtzig Louisd'or zu erlangen. Einen neuen Rock konnte er sich einstweilen nicht anschaffen, und da sein alter gar zu schadhast geworden, so brachte es der gute Gurlitt zuwege, daß Hebbel in einen der seinigen hineinschlüpfte, der dem Dichter lange nicht das Handgelenk erreichte.

Gegen diese ärmlichen Umstände und Zustände hebt sich ein Aphorismus über Dichternoth und Dichterverforgungen, den Hebbel gerade zu jener Zeit in sein Tagebuch schrieb, auf so grelle Art ab, daß dieser Contrast, wenn er von einem Romanschriftsteller erfunden wäre, leichtlich den Beigeschmack einer künstlichen Originalität erhalten könnte. Dieser Aphorismus lautet also:

„Es ist jetzt in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung jeden Monat ein paar Male von Dichter- und Schriftsteller-misere die Rede. Zuerst trat Herr Marggraff auf und stimmte das Klage-lied an. Er führte eine ganze Reihe deutscher Poeten auf, die verhungert oder sonst verkommen seien, und deutete dann auf England mit seinem London, wo dies nicht vorfalle. Aber er fand Widerspruch; es kam ein besser unterrichteter Mann, der ihm für jeden verhungerten Deutschen zwei Engländer stellte und noch ein Schock Weiber obendrein. Ich finde wenig Erfreuliches in solchen Verhandlungen, die den großen Haufen nur in seinen Vorurtheilen gegen Menschen, welche ohne ihre Schuld, aber freilich auch ohne ihr Verdienst, sich über ihn hinausgehoben finden, immer mehr bestärken können, dabei aber nicht zur Verbesserung der hier obwaltenden Verhältnisse oder auch nur zu ihrer Aufklärung etwas beitragen. Denn das Eine ist an sich unmöglich, und das Andere, obgleich keineswegs schwer, wird wenigstens nicht durch Leute, die den Grund des Uebels in äußeren Umständen suchen, bewerkstelligt werden. Diese Herren documentiren ihre Unfähigkeit und Unbefugtheit, in solchen Sachen mitzusprechen, schon durch die Naivetät, womit sie Götter

und Heroen und diejenigen, die es gerne hätten auch sein mögen, mit einander bunte Reihe machen lassen. Da ziehen einträchtiglich zusammen auf bei Herrn Marggraff: Bürger, Kleist, Grabbe und die Herren Halirsch, Gaudy und Andere, deren Namen einem Jeden, der nicht ihr Schneider oder ihr Speisewirth war, so gleichgültig sind, wie alle Uebrigen, über welche die Geschichte kein Register führt, weil Sorgen und Thränen allein auf diese Auszeichnung kein Recht begründen, da sonst ohne weitere Sichtung alle Tauf- und Sterbeprotokolle der Welt ihr einzuverleiben wären.

„Es kommt hier auf strengste Ausscheidung an, und zwar ist eine doppelte vorzunehmen. Zunächst sind alle Gewerbschriftsteller, auf die allein man den Literatennamen anwenden sollte, abzuführen, denn sie sind, mag das Gewerbe nun gehen oder stocken, mag es für ehrenvoll oder schimpflich gehalten werden, bei der Hauptfrage nicht betheiliget — und sie haben in einer Welt, wo die Patente mehr und mehr in die Mode kommen, sogar noch Vieles zu hoffen. Eben so wohl sind auch diejenigen abzusondern, die mit einem auf das Unbegrenzte gerichteten Streben keine entsprechende Kraft verbinden, und deren ganzes Unglück daher rührt, daß sie das zwischen ihrem ursprünglichen Vermögen und der Richtung desselben bestehende Mißverhältniß nicht früh genug wahrgenommen und in's Gleiche gebracht haben; auch sie können nicht mitzählen, obgleich sie, wenn sie wirklich einem angeborenen Drange folgten und ihn nicht muthwillig aus Ehrgeiz und Sucht, sich hervorzu thun, in sich erregten, als Opfer des in ihnen nicht fertig gewordenen Naturgeistes aufrichtig zu beklagen sind, da sie ihr Leben erst vergeuden müssen, ehe sie erfahren können, daß sie es nutzlos vergeudet haben; denn wie soll ein Mensch, der sich über seine Anlage nicht täuscht, den möglichen Grad ihrer Ausbildung vorausbestimmen?

„Es bleiben also nur die sehr Wenigen übrig, in denen der bildende Trieb zugleich ursprünglich und stark ist, und diesen ist nicht zu helfen oder doch nur durch das allerverzweifeltste Mittel, das sie selbst schwerlich anrathen würden, dadurch nämlich, daß der Staat die ganze Poetengilde, sie eingeschlossen, mit Pensionen bedächte und Jedem, der sich über seinen Band Gedichte ausweisen könnte, ein Drohneurecht auf unentgeltlichen Honig einräumte. Dies geht nun nicht an, schon deswegen nicht, weil ein aus lauter Dichtern bestehender Staat die unausbleibliche Folge wäre, da bei solchen Aussichten jedes Kind ohne Ausnahme durch die Sorgsamkeit seiner Eltern beizeiten zum Reimen und Scandiren angehalten werden und nach meiner festen Ueberzeugung als Jüngling auch zum Ziel, d. h. zu dem nöthigen Band Gedichte gelangen würde.

„Wenn aber eine Sonderung eintreten, wenn nur das sogenannte Bessere, das von der allgemeinen Stimme als vortrefflich Bezeichnete, vom Staate als dem verpflichteten Pfleger des Schönen belohnt werden und es also, um auf Dichterverdienst Anspruch zu machen, nicht genügen sollte, Gedichte geschrieben zu haben, so würde dieses und jenes hübsche, aber untergeordnete Talent vielleicht besser gedeihen und sich breiter und gemächlicher entwickeln, doch die wirklichen Genies, die Träger der Kunst und der Literatur, würden sich unstreitig noch schlechter befinden; man würde ihnen die Prytanäen verschließen, und da sie es doch nicht vergessen könnten, daß diese nur für sie errichtet seien, so hätten sie zu der bisherigen Misère noch den Verdruß obendrein, Andere auf ihren Stühlen sitzen und für sich essen, trinken und satt werden zu sehen.

„Der Beweis ist leicht geführt. Das Genie ist nur darum immer der Märtyrer seiner Zeit, weil es beinahe immer feindlich zu seiner Zeit steht, weil es ihr nehmen muß, ehe es ihr geben

kann, und weil sie nur Augen hat für das, was es ihr entreißen, nicht aber für das, was es ihr bringen soll. Dies ist der Hauptgrund, weshalb es Anfangs ignorirt, dann geschmäht und verfolgt und meistens verkannt wird. Und dieser Grund kann nie aufhören zu wirken, wenn die Menschen nicht aufhören, mehr in der Gegenwart als in der Zukunft zu leben, und wenn sie nicht anfangen, ihren noch ungeborenen Enkeln und Urenkeln ihr eigenes Dasein zu opfern, was sich so wenig erwarten als verlangen läßt. Nun wirft das Genie ohnehin bekanntlich seinen Schatten, und der ist das Talent. Dieses drängt sich in seine Stelle; es nimmt so viel vom Neuen, als es braucht, um pikant zu sein, und thut so viel vom Alten hinzu, als nöthig ist, um nicht herbe zu werden; die Mischung gefällt und was gefällt macht Glück. Dennoch stellt sich im Verlaufe der Zeit das richtige Verhältniß immer wieder heraus; die Deutchen, welche die den Genies abgelauschten Ideen wie Sardellen zum täglichen Butterbrot herumreichen, empfangen ihren Aufwärterlohn und gehen vorüber, aber der Genius selbst erhebt immer gewaltiger seine Stimme und endlich erkennt auch der blöde Haufe, daß das ganze Verdienst der von ihnen verehrten falschen Propheten im Aufhören und Nachsprechen bestanden hat. Und was das Verhungern betrifft, so ist auch dagegen so ziemlich gesorgt; wenigstens zweifle ich sehr, ob, wenn man die wenigen Werke der modernen Literatur, die das Zeichen der Unsterblichkeit an der Stirne tragen, einmal sammelte, sich auch nur ein einziges, das von einem Verhungerten herührte, darunter befinden würde, und man kann doch nicht sagen, es sei ein Genie verhungert, wenn man nicht beweisen kann, daß ein Verhungertes ein unsterbliches Werk hervorgebracht habe. Diese Unglücklichen gehören wohl alle zu einer der beiden von mir oben als hier nicht in Betracht kommend ausgeschiedenen Classen der Gewerbschriftsteller oder der unzulänglich Begabten;

man mag sie bedauern, aber man hat kein Recht, das Schicksal zu schelten und der Nation zu fluchen. Denn wenn auch der Eine und Andere darunter wäre, der seinen Schmerzen einen starken und dauernden Ausdruck gegeben, der die Verzweiflung kraftvoll dargestellt und melodisch geflucht hätte, so ist dies augenscheinlich keine Leistung, und auch der Rückschluß auf einen zugrunde gegangenen großen Fond ist eben so bedenklich, wie der aus den Fieberanstrengungen eines Kranken auf eine Heldenkraft im gesunden Zustande“.

Die menschliche und künstlerische Noblesse, welche sich in dem Gegensatz dieser Ansichten zu der Situation ausdrücken, in der sich Hebbel jetzt, wie seit Jahren, befand, erleidet keine Einbuße durch die hervorschim mernde Ueberzeugung seines eigenen besondern Dichterwerthes. Was hätte ihn denn aufrecht halten sollen, wenn nicht das Gefühl seiner Kraft! Wir haben ihn schon in München sagen hören: daß er der Noth nichts verdanken wolle, als höchstens seinen Charakter! und er veränderte niemals, so schmerzlich er auch unter ihr seufzte und so heftig er zuweilen ihre verderblichen Wirkungen besprach, die in jenem Aphorismus ausgedrückten Ansichten. Wenige Jahre später schrieb er die Worte nieder: „Die Literatur ist nicht dazu da, die Leute, die nirgends unterzukommen wissen, zu versorgen, und es ist ein besserer Zustand, wenn sie dem Begabtesten das Nothwendigste versagt, als wenn sie es dem Unbegabten gewährt.“ Das große Talent werde in der dämmernden Idee, die ihm aufgehe, seine Aufmunterung, in der strahlend hervorbrechenden seinen Lohn erblicken und, des Bedürfnisses wegen, lieber mit Spinozza Brillen schleifen, als mit der Mittelmäßigkeit Leihbibliotheken-Romane und Hoftheaterstücke verfertigen. Zu der edelsten Form abgeklärt, zu einer tiefsinnigen Anschauung erhöht erscheinen diese Gedanken in zwei Sonetten, überschrieben: An den Künstler.

Ob Du auch bilden magst, was unvergänglich
 Durch alle Zeiten wandeln soll und glänzen,
 Doch wird Dich die, in der Du lebst, nicht kränzen,
 Sie wird Dir trotz'n stumpf und unempänglich.

Die Menschheit, schon an sich so unzulänglich,
 Kann sich in ihren enggesteckten Grenzen
 Nicht einmal aus dem Zauberquell ergänzen,
 Der aus ihr selbst hervorbricht überschwänglich.

Beklage dies doch einzig ihrethalben,
 Die mit dem Nichtgenießen dies Verkennen
 Zu theuer büßt, und nimmer Deinetwegen;

Denn wollte sie Dich gleich zum König salben,
 So würden Dich die Zweifel nicht mehr brennen,
 Durch die Du zahlst für aller Götter Segen!

Und ob mich diese Zweifel brennen müssen?
 So ruffst Du aus und möchtest es verneinen,
 Auch mag der Frost Dir unerträglich scheinen,
 Der oft Dich schüttelt bei der Muse Küssen.

Doch sprich: wenn Deinen schöpf'rischen Ergüssen,
 In denen alle Wonnen sich vereinen,
 Die Schmerzen fehlten, stünden nicht mit Weinen
 Die Brüder fern so einzigen Genüssen?

D'rum nimm sie hin, die Ungerechtigkeiten
 Der Welt, die Dir die Lust des Daseins trüben
 Und bitter'n Zwiespalt in Dir selbst erwecken.

Sie sind bestimmt, von Anbeginn der Zeiten,
 Die höhere Gerechtigkeit zu üben
 Und einen Zwiespalt größerer Art zu decken.

Es verlangte eine tüchtige Gegenwehr, um die groben Schicksalsstöße, wie die ausgesuchten, den Einschlag seiner Natur angreifenden Schmerzen, die gemeinen Entbehrungen und die tausend Nadelstiche der Selbstbeobachtung fort und fort auszuhalten, und es zeugte für keinen geringen geistigen Ueberschuß, um aus dem unablässigen Kampfe mit innern und äußeren Feinden sich die freie Uebersicht zu retten, die wir in den eben citirten Gedichten bewundern müssen. Dazu kam noch die ungünstige Wirkung des römischen Klimas auf Hebbels Organismus. Er kränkelte beständig, seine productive Kraft war lange Zeit gelähmt. Zu wiederholten Malen versuchte er die Ausarbeitung seiner Tragödie *Moloch*, dessen Entwurf in Hamburg und Paris fertig geworden und dessen erste Scene er im Colosseum gedichtet hatte. Das Resultat dieser Versuche war immer starkes Kopfweh. Dann fühlte er sich stets sehr unglücklich; er befürchtete im Ernste den Verlust seines gestaltenden Vermögens. Kolbenheier meinte, daß er in solchen Fällen ein schlechter Tröster gewesen, „denn mir Duzendmenschen“, fügt er hinzu, „erschien schon sein gewöhnliches Leben als ungeheurere Kraftentfaltung. . . Ich muß gestehen, für mich hatte dieses blos durch wenige Stunden Morgenschlafs rhythmisch unterbrochene, energisch geistige Leben etwas Unheimliches, denn ich wurde die Besorgniß nicht los, es müsse der Nahrungstoff dieses fast ununterbrochen lodernden Feuers bald zu Ende gehen. . .“ Hebbel täuschte sich, seine künstlerische Ader war nicht versiegt.

Die schon mit den Märzlüften ihn umschmeichelnde Sommerwärme, welche sonst jede poetische Stimmung bei ihm verschleuchte, trieb hier eine Fülle dichterischer Blüthen hervor. Die Gärten Roms, die einzigen, den Formen der Architektur in junonischer Schönheit dienenden Gärten der Welt, diese terrassengeschmückten, von Bildsäulen und zartbelaubten Baumgruppen belebten, mit

Vorbeerbüschen, Myrthenhecken und wie zusammengerollte Fahnen sich darstellenden Cypressen durchwirkten Wunderrahmen, welche ein jeglicher das Bild der ewigen Stadt und der Landschaft aufnehmen und umschließen, diese Gärten erweckten auch in Hebbel ein zwischen Natur- und Kunstempfindung getheiltes Glücksgefühl. Wenn er seinen Blick von der Höhe der Villa Albani oder von dem beherrschenden Hügel der Villa Ludovisi aus weiter schweifen ließ, und die Stadt betrachtete, gleichsam verschlungen von dem wuchernden Grün, das aus tausend Villen und Gärten hervorbrach und sie zu ersticken drohte, wie die Unmasse der Weilchen die Gäste des Kaisers Heliogabalus, und wenn sein Auge an den fernen, unten blau gefärbten, oben noch mit Schnee bedeckten Bergen Halt machte, da übermannte ihn eine Seligkeit, in der alle seine Bitternisse schmolzen. Zugleich erstaunte er darüber, wie bald ein Mensch sich an den Himmel gewöhne; möchte es mit der Hölle eben so leicht gehen! rief er aus. Dies Alles komme ihm jetzt schon so vor, als ob es so sein müsse, ja, als ob es allenthalben so wäre. Anfänglich sei es nicht so gewesen, da schien ihm jede Blüthe ihr Datum an der Stirn zu tragen und ihn zu erinnern, wie ganz anders es in Deutschland aussehe. Dieser italienische Frühling regte in ihm ein Gedicht an, worin er, nach seinem Geständniß, einer so schönen Welt gegenüber, zu leisten suchte, was in deutscher Sprache möglich ist, ein Gedicht, betitelt: Das Opfer des Frühlings. Es war an seinem Geburtstage, am 18. März 1845, entstanden.

Sah ich je ein Blau, wie droben
 Klar und voll den Himmel schmückt,
 Nicht in Augen, sanft gehoben,
 Nicht in Weilchen, still gebückt!
 Leiser scheint der Fluß zu wallen
 Unter seinem Widerschein,

Vögel schweigen, und vor Allen
Dämmert meine Seele ein.

Nun malt er den dahin schreitenden Frühling, den er in der Gestalt eines Jünglings sich vorstellt, unter dessen leicht beschwingtem Fuße und vor dessen wonnetrunkenem Auge das blühende Leben sich entfaltet, bis vom Schauer der Vernichtung durchzuckt, von den neidischen Göttern berührt, der Kranz seinem Haar entzittert.

Plötzlich Stille jetzt! Die Winde
Ruh'n, wie auf ein Zauberwort,
Doch in jedem Frühlingskinde
Bebt der Todeschauer fort,
Und ein hast'ger Blütenregen
Macht das duft'ge Opfer voll,
Das verhalt'nen Fluch in Segen,
Haß in Liebe wandeln soll.

„Ich habe dieses Gedicht“, schreibt er darüber, „bis in's Einzelste und Kleinste durchcomponirt und mir darin nicht bloß die Aufgabe gesetzt, auf dem Instrument unserer Sprache zu spielen, sondern dieses Instrument selbst reiner zu stimmen. Mit dem Ergebnis glaube ich zufrieden sein zu dürfen, denn ich zweifle, ob unsere gesammte Literatur ein lyrisches Stück aufzuzeigen hat, worin die äußerste Reinheit und Grazie des Verses und der höchst mögliche sprachliche Wohlklang mit so vollkommenem Ausdruck der Idee und so viel Tiefe und Zartheit derselben verbunden ist. Man wird es sehr oft lesen müssen, um alle seine Verdienste zu erkennen, um gewahr zu werden, wie hier ein Bild immer aus dem andern, wie aus der Knospe hervorgeht, und wie ich hier nicht bloß Wort gegen Wort und Sylbe gegen Sylbe, sondern Vocal gegen Vocal abgewogen und die

Verse, wie im Contretanz gegen einander geordnet habe. Von Seite des Wohlklangs sind, so viel ich weiß, nur Bürgers Nachtfeyer der Venus und sein hohes Lied von der Einzigen damit zusammenzustellen; von Seite der Versreinheit Einiges von Platen. Aber ich glaube nicht, daß diese Productionen, die doch mehr rhetorischer Natur sind, meine Idee aufwägen. Ich sage ehrlich, was ich meine; es wird mich nicht verdrießen, wenn ich eines Besseren belehrt werde. Es ist dies ein Seitenstück zu meinem Liebeszauber. Ob es sich aber in Deutschland hinter dem Ofen genießen läßt, ist die Frage. Mir sind diese beiden Stücke ein Zeichen, daß die Natur, wenn das Glück mich nur einigermaßen begünstigt und mich nicht in Sorge und Noth, die ich durchaus nicht ertragen kann, ersticken läßt, mir vielleicht noch eine höchste, nie von mir geahnte oder gar gehoffte Gunst bewilligen, daß sie mich würdigen wird, durch meinen Mund nicht bloß das Bedeutende, sondern auch noch das Schöne auszusprechen. Aber fürchterlich ist auch wieder das Ringen meines Geistes, ich bin nicht umsonst nach Italien gekommen, mir ist, als ob ich wieder in die Elemente zerfallen und als ob die Natur beschäftigt wäre, mich wieder neu zusammenzusetzen. Das ist kein Spiel in mir, wie in den dummen Jungen, das geht andersher, wie beim Kränzewinden und Schmetterlingsfang. Aber deswegen eben, weil ich mich dieses tiefen Ernstes und meiner Schmerzen bewußt bin, weiß ich auch, daß ich, wenn ich mich um andere Dinge nur so weit bekümmere, als meine Kunst es mir gestattet, nicht unsittlich handle.“ — Der Brief, dem diese Stelle entnommen ist, war an Elise gerichtet.

Außer diesem Gedicht hatte der römische Aufenthalt eine beträchtliche Anzahl von Sonetten und Epigrammen aus ihm hervorgehört. Die Epigramme, im Geist und Styl der griechischen Anthologie entworfen, skizzirten die einen italienische Naturbilder,

Eindrücke von Localitäten und Scenen, andere wieder umschrieben farbig und anschaulich allgemeine Ideen über Kunst und Poesie. Da ich dasjenige, was ich über Hebbels lyrische Gedichte zu sagen habe, mir auf einen späteren Abschnitt vorbehielt, so mögen hier zur biographischen Illustration mehrere der Epigramme ein Plätzchen finden.

Rom.

Rom, schon bist du Ruine und wirst noch weniger werden,
Aber dein Himmel verbürgt dennoch die ewige Stadt.
Wo die Myrthe gedeiht und wo der Lorbeer nicht mangelt,
Siedeln zu Liebe und Krieg immer auch Menschen sich an.

Auf dem Capitol.

Cäsar entblößte sein Haupt und hatte sich selbst nicht zu grüßen;
Kann ich weniger thun, jetzt, da sein Schatten hier weilt?

Der Lorbeer in Italien.

Alles Herrliche trieb in diesem Lande die Erde,
Darum hat sie sich selbst hier mit dem Lorbeer gekrönt.

Blumen und Dornen.

Blumenkränze entführt dem Menschen der leiseste Westwind,
Dornenkronen jedoch nicht der gewaltigste Sturm.

Ariost.

Reizend, wie Du, hat Keiner die Thorheit der Welt uns geschildert;
Ward Dein Gedicht Dir belohnt, ward der Verstand Dir versagt.
Ihn zu verlieren ist schlimm, so heißt es, ihn nicht zu bekommen,
Ist das einzige Glück, welches die Götter verleih'n.

An die Götter.

Fromm verlangt ihr mich, Götter? So macht mich glücklich! Ich
werd' euch
Niemals fürchten, ihr wißt's, aber ich liebte euch gern.

Das Gelübde.

Niemals Wein zu trinken, als aus krystall'nem Pokale.

Nie zu küssen ein Weib, das dir nicht göttlich erscheint:

Dies beschwöre mir, Jüngling, so will ich das Kirchengelübde

Gern dir erlassen, du bleibst dennoch ein leidlicher Mensch.

Die erfreulichen Nachrichten, welche Hebbel über die Aufnahme der Maria Magdalena bei der deutschen Kritik aus Hamburg empfing, nährten ein wenig seine oft genug getäuschten Hoffnungen auf die endliche Anerkennung seines Talents. Der Berliner Modespiegel, eine mit Lob kargende Zeitschrift, sprach sich herb tadelnd gegen die Intendanz der königlichen Schauspiele aus, von der das Stück als unaufführbar zurückgewiesen worden, und erachtete es als eine Pflicht der Kritik, die Aufführung zu fordern. Maria Magdalena sei der genialste Versuch auf dem Gebiete des bürgerlichen Trauerspiels, ein Dichterwerk, worauf die Literatur stolz sein könne. Klara wäre durchaus kein anstößiger Charakter, der Dichter hätte das Naturverhältniß auf das Zarteste behandelt und der Schwur, den das Mädchen an der Leiche der Mutter dem Vater leiste, zähle zu den ergreifendsten Szenen in der gesammten dramatischen Poesie. Was die Nachahmer Ifflands, die Verfasserin von Lüge und Wahrheit, oder was Gutzkow im bürgerlichen Trauerspiel geleistet, das verschwinde neben dem classischen Werke zu Nichts. Auch in den strengen Wiener Jahrbüchern, so hörte Hebbel, sei eine beachtungswürdige Recension des Stückes erschienen. Ein Schauspieler in Hamburg hatte es öffentlich unter großem Beifalle vorgelesen. Dennoch stimmte Hebbel nicht in den Jubel der Befriedigung Elizens ein. Es existire kein Lump, sagte er, ja nicht einmal ein Genie, das nicht hin und wieder gelobt würde. „Nur wenn alle Glocken zusammenklingen, ist's etwas“. Hingegen freute er sich sehr über sein Opfer des Frühlings, wenn er gleich, wie er bemerkte, im Uebrigen nie

mehr Muth habe, als Vernunft. „Zuweilen sag' ich wohl: ein Kerl wie du! Aber eben weil ich kein Schneider bin“. Daß seine Dramen nicht wirkungslos vorüber gegangen, erlah er aus mancherlei Besuchen fremder Deutscher, welche an dem Verfasser der Judith oder der Maria Magdalena Interesse nahmen. Unter diesen befand sich auch „ein Dr. Theodor Mommsen“ aus Altona, der einige Male bei ihm vorsprach. Der nachmalige Autor der römischen Geschichte hatte jetzt sein Augenmerk vornehmlich auf archäologische und philologische Gegenstände gerichtet und machte auf Hebbel keinen angenehmen Eindruck. Als ich den vorzüglichen aber wenig wohlwollenden Mann im December 1868 in Berlin besuchte und ihn um Mittheilungen über sein Zusammentreffen mit dem Dichter in Italien bat, da verzog sich das staatsmännisch seine Gesicht Mommsens zu einer vornehm ablehnenden Miene und er meinte kühl, nichts Erhebliches sagen zu können. Er habe eigentlich nur die Judith kennen lernen und etwan sonst noch ein Stück Hebbels aufführen sehen. Dann fuhr er also fort: „Mein Urtheil wird Ihnen vielleicht hart klingen. Hebbel hatte eine große sinnliche Potenz; wo diese mächtig hervortrat, da entstand das Grandiose, aber leider war es ihm nicht gegeben, wie unseren reinsten Dichtern, das Animalische der menschlichen Natur zu überwinden und zum Geistigen zu verklären“. —

Gegen Ende Mai wurde Hebbel mit Cornelius bekannt, der wieder einmal die Apenninen hinabgestiegen war, wo er schon 1817 zum ersten Male gewesen und im Bartholdischen Zimmer sich in der Freskomalerei auf größerem Raume geübt hatte. So war denn nach ungefähr zehn Jahren Hebbels Wunsch, dem großen Maler persönlich nahe zu kommen, in Erfüllung gegangen. „Wer kommt an den!“ hatte er zu München, nachdem er in der Ludwigskirche das jüngste Gerichst bewundert, sehnsüchtig gesprochen. — Vergnügte Tage genoß er bei einem Ausfluge

nach Frascati und als Theilnehmer an dem Künstlerfeste Cervaro, so genannt nach dem Orte, wo es gefeiert wird. Auf dem Wege nach Frascati waren er, Gurlitt und Kolbenheier bei einem Landsmanne eingekehrt, der sich hier angekauft hatte und weit und breit den besten Wein baute. Dort aßen sie in Gesellschaft einer sehr schönen Neapolitanerin zu Mittag und tranken so viel, daß eine böse Zunge berechtigt gewesen wäre, sie für angeheitert zu halten. Nach Tische kamen sogar Alle in's Tanzen; Hebbel, wie er sagte, seit undenklichen Zeiten zum ersten Male wieder; vielleicht seit dem ditmarsischen Kinderfeste Kaland, wo er nach der Versicherung jener Jugendgespielin, sein volles choreographisches Ungeschick bewährt hatte. Zu der Künstlerfeier lieferte er ein anspruchloses Gedicht von dreihundert Versen, scherzhaften Inhalts. Dieses Fest hatte etwas Phantastisches. Auf die wunderbarlichste Weise costumirt, zogen die jungen Leute auf. In unterirdischen Felsengrotten, welche die Tradition mit den alten römischen Sibyllen in Verbindung bringt, ward gegessen und getollt; Abends bei Fackelbeleuchtung heimgezogen. Cornelius kam draußen bei dem Feste auf ihn zu, und in der einen Hand einige tüchtige Schnitte Schinken, in der anderen einen Becher mit Wein, führte Hebbel ein Gespräch mit dem Meister.

Während Gurlitt, den er den besten Menschen und edelsten Künstler nannte, sich zu seiner Sommersiesta im römischen Gebirge rüstete, bereitete sich Hebbel zur Reise nach Neapel vor. Gurlitt hatte unter der Reizbarkeit und den Eigenheiten unseres Dichters viel leiden müssen. Besonders störend wirkte auf dieses Verhältniß der Umstand ein, daß Hebbel, der sich, wie er sagte, ganz hingebend, nun auch von seiner Seite verlangte, jeden anderen Umgang auf das Dürftigste zu beschränken. Da Gurlitt dies nicht konnte und wollte, so merkte er alsbald an dem schroffen, abstoßenden Wesen des Freundes, wie sehr sich dieser beeinträchtigt

und verletzt fühlte. Oft gingen Wochen in dieser Weise hin, die Gurlitt kaum erträglich waren und ihn zwangen, eine Erklärung von dem Schmollenden zu begehren. Dann hielt ihm Hebbel leidenschaftlich vor, wie er seine Freundschaft nicht würdige u. dgl. m. Zwar gab er endlich den vorgebrachten Gründen Gehör und fiel dem Angeklagten nicht selten weinend um den Hals. Aber die nächste ähnliche Veranlassung hatte wieder die nämlichen Folgen. „War es gekränkter Stolz oder eine Art Eifersucht?“ fragt Gurlitt. Es war Beides, wenn auch die Wurzel anderswo zu suchen ist.

Kolbenheier schloß sich Hebbel auf einige Wochen als Gefährten an, um alsbald nach Deutschland zurück zu gehen. Alles auf Erden gibt sich die Hand nur auf kurze Zeit, sagte der Dichter, das ist so; daß es gut ist, kann ich nicht finden. Bevor er Rom verließ, bestieg er noch die Kuppel der Peterskirche. „Es ist ein Gebäude, das immer von Neuem wieder Staunen erregt, da es von Menschen, nicht von Ameisen, die dem Princip nach zusammenhalten, wie die Menschen auseinander laufen, ausgeführt ist. Dergleichen wird aber auch nicht wieder ausgeführt werden, denn nie wird auf Erden wieder eine Idee herrschen“. Am sechzehnten Juni fuhr er von Rom ab. Gurlitt sah ihm lange bewegt nach, in ernster Sorge um seine Zukunft.

In dem Wagen eines Betturino, worin außer den zwei Freunden noch eine römische Familie mit vielen Kindern saßen, ging es zuerst nach Cisterna, wo der Betturin das schlechte Abendessen der Reisenden durch die Versicherung zu würzen suchte, daß sie den nächsten Abend in Molo di Gaëta vortrefflich speisen würden. Hier angelangt bemühte sich wieder der erfindungsreiche Fuhrmann, ihnen ein noch schlechteres Mahl durch die Erinnerung an das bessere in Cisterna genießbar zu machen; ganz so, meinte Hebbel, wie es der Mensch selbst auf der Reise durch's

Leben mache, der so lange hoffe, bis er sich wieder zu erinnern anfange. Beim Anblick der sogenannten Pontinischen Sümpfe mußte er über den von Gras und Kräutern strogenden kräftigen Boden und über die mit mächtigen Bäumen bepflanzte dichte Allee am Wege staunen, welche für das Mark des Erdreichs bürgte. Nur ein einziger unheimlicher Fleck fiel ihm auf, ein großes Schierlingsfeld, das ausah, als ob es der Teufel bebautete. In Terracina, wo sie der ruhebedürftigen Pferde wegen einige Stunden blieben, versuchte er, die thurmartig emporsteigenden Felsen zu erklettern, mußte aber darauf verzichten und genoß dafür den prachtvollen Ausblick auf das Meer und den schon sichtbar werdenden Vesuv, der an der kleinen Rauchwolke erkennbar ist; auch Ischia und Capri dämmerten ihm bereits entgegen. Mit dem Betreten der Campagna felice ward ihm wohl zu Muth. „Der Segen quillt aus dem Boden empor, es ist wie ein Goldregen von unten herauf; Feigen, Del, Wein, Korn, Alles, was der Mensch bedarf, in unendlicher Menge.“ Der in Mola di Gaëta schon wild wachsende, zu beträchtlicher Höhe aufschießende Kaktus und der frische Duft der Orangen entzückten ihn in eben dem Grade, als ihn die herumgestreuten Trümmer der Villa des Cicero gleichgültig ließen. Er sagte: „Ohnehin ist mir Cicero seit jeher zuwider gewesen, ich interessire mich mehr für Catilina“. Am Abend des neunzehnten Juni kam er mit Kolbenheier in Neapel an. Während man an der Douane den Wagen visitirte, betrachteten sie den Vesuv. Er habe bei Tage nichts Erhabenes, schreibt Hebbel, geschweige Schreckliches oder auch nur Furchtbares, die Phantasie freilich sehe in dem mäßig hohen, gelinde dampfenden Berge mehr als das Auge; ihr schweben Herculanium und Pompeji vor, die sich vertraulich an seine Brust gelegt und es so theuer gebüßt haben. Da sich nun das Gleiche jeden Moment wiederholen könne, so dünkte er ihm

ein Kiese, der sich schlafend stelle, um desto sicherer zu berücken. Der Berg war damals wieder einmal in Bewegung und so bot sich denn unserem Dichter in der ersten Nacht zu Neapel, bei Vollmond, das Schauspiel des vom Krater niederfließenden Feuerstromes dar. Der Ausdruck Speien, meinte Hebbel, sei außerordentlich bezeichnend, denn dieses gewaltige Schauspiel mache weniger den Eindruck einer Erderuption, als eines bewußten Vernichtungsactes einer ungeheuern dämonischen Macht, die sich Verderben brütend in die Schöpfung hineingestellt habe. Hebbel wohnte Anfangs in der Strada Lucia, vertauschte aber dann das Quartier an dem Sammelpunkte der begüterten Austerneffer und der aus ihren Lumpen heraus starrenden oder lärmenden Armuth gegen ein Zimmer in der Locanda la bella Venezia, welche in einer Seitenstraße des Toledo sich befindet.

So stark der blendende Zauber der Natur Neapels auf Hebbel wirkte, so sehr stieß ihn der Menschenschlag dort ab, den Leopardi unwillig ägyptisch genannt hat. Ueber den Eindruck des Blendenden aber kam auch sein Genuß an der Natur Parthenopes nicht hinaus, und zwar deshalb, weil er vermöge der aus seiner mißlichen äußeren Lage entspringenden gedeckten Seelenstimmung die gelassene Hingebung an die bunte Schönheit der Golslandschaft nicht aufzubringen vermochte. In dieser behaglichen Hingebung erst vereinfacht sich so zu sagen allmählich die Trispracht der Farben ringsumher zu einem auf wenige Töne gemäßigten Colorit. Dann schillert es und schreit es gewiß nirgends mehr aus dem Bilde heraus. Zudem verweilte Hebbel mehrere Monate, und zwar die Hochsommermonate, auf dem nämlichen Standort und so blieb ihm die edle Herrlichkeit, die stille Majestät des italischen Südens, die nur auf den Inseln und in Sorrent athmet, gänzlich unbekannt. Er war von Rom mit der Absicht fortgegangen, in Sorrent, wo Tasso gelebt, eine Tragödie:

Giulietta zu dichten, doch hatte er den Gedanken daran aus dem Grunde in Neapel gleich aufgegeben, weil bei der glühenden Hitze, die ihn dort empfing, jede größere Arbeit ihm unmöglich ward, da ihm schon der deutsche Sommer, wie wir wissen, den poetischen Born allzeit verschloß.

Außer einer Besteigung des Vesuvus, die er mit einem neugewonnenen Freunde unternahm, und einer Fahrt nach Pompeji machte er keine weiteren Ausflüge in die Umgebung Neapels, wohl nur seiner geringen Geldmittel wegen. Seine Aufzeichnungen und Briefe erzählen, wie ergreifend das Bild der in der Nähe besesehenen und bei seiner Hephaistosarbeit belauschten Thätigkeit des Berges auf ihn wirkte. Die urelementare cyclopische Welt schien sein eigenstes Element, und schweigend blieb er auf dem ganzen Rückweg; wogegen die Wirklichkeit Pompejis seiner mitgebrachten allzu naiven Vorstellung nicht entsprach. Er hatte erwartet, eine Stadt zu betreten, welche noch immer unter einer Decke von Lava und Erde sich befinde, er hatte geglaubt, daß man eine Masse von Stufen hinunter steige und sich nur bei Fackelschein in ihr umsehe. Da sie nun „ganz so da lag, wie jede andere Stadt“ und da die „moderne, profaische Sonne“ hinein schien, so wollte sich der Zwiespalt zwischen Einbildung und Realität diesmal nicht ausgleichen. Hätte er sich doch des Schiller'schen Verses erinnert: „Und die Sonne Homers, siehe, sie leuchtet auch uns!“ er würde dann die Poesie nicht plötzlich im Phantastischen gesucht haben, was sonst seine Art durchaus nicht war.

Zu poetischem Stillstande verurtheilt, führte er, nach seinen eigenen Worten, die vernünftigste Lebensweise, die ein Baron führen könne. Er aß, trank, amüsirte sich und schlief. Nichts wäre hierin übel, als daß er kein Baron sei. Der müßiggängerische Freiherr pflegt in der That nicht von Früchten und Kaffee zu leben, wie es leider bei Hebbel in der Regel der Fall war,

wodurch er seine ohnedies angegriffene Gesundheit noch mehr erschütterte. Er frankte an den verschiedenartigsten Leiden, gegen die er einige Wochen lang Seebäder gebrauchte. „Was ich in Deutschland schon immer sagte, weil ich es fühlte“, so schrieb er an Elise, „das weiß ich jetzt gewiß: es haben sich in meinem Körper so viele Uebel gesammelt, daß nur eine ernste und lange Cur unter Leitung eines bedeutenden Arztes mich wieder davon befreien könnte. Dazu ist kein Geld vorhanden und die Folgen werden schrecklich sein. Schon jetzt spüre ich sie in der fürchterlichen Abspannung, womit ich fortwährend zu kämpfen habe; ich würde ganz anders arbeiten können, wenn ich gesund wäre. Halte dies nicht für Einbildung, ich weiß, was ich sage, wie ich es früher wußte“.

Im Uebrigen verstrichen ihm die Tage angenehm genug. An Umgang fehlte es ihm nicht. Durch Gurlitts Empfehlung hatte er eine deutsche Familie kennen lernen, den Maler Gözlof, nebst dessen liebenswürdiger Frau, die er öfters besuchte, auch in der Villa Reale sah. Gözlof war ein Freund Platens gewesen, von dem er ihm Manches erzählte. Alsdann hatte sich ihm ein sehr tüchtiger junger Mann angeschlossen, Hermann Hettner, der jetzt angesehene Verfasser der Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Hebbel erfreute es, sich mit ihm über alle wissenschaftlichen und dichterischen Gegenstände unterhalten zu können, sogar über seine eigene Vergangenheit, denn derselbe hatte z. B. der ersten Darstellung der Judith in Berlin beigewohnt, und er bedauerte es, nicht bereits in Rom seine Bekanntschaft gemacht zu haben, wo er ihn unter den jungen Archäologen, die stets in's Café delle belle Arti kamen, gesehen. Ueber das zwischen Beiden angeknüpfte Verhältniß trete ich das Wort an Hettner ab. Er schrieb mir in einem Briefe aus Dresden, aus dem Jahre 1867, Nachstehendes:

„ . . Jeden Nachmittag waren wir zusammen, tranken in der Villa Reale gemeinsam Kaffee oder schlürften Eis, verloren uns auch wohl zuweilen — *horribile dictu* — dort in den Genuß kühlenden Bieres, gingen dann an dem wunderbaren Gestade des Posilipp spazieren, meistens mit tiefen und anregenden Gesprächen über Kunst und deren ewige Schönheitsgesetze beschäftigt. Abends pflegten wir dann wohl im Café di Europa an der Ecke des Toledo zu enden, noch einen kleinen Nachtimbiß nehmend. Hebbel hatte damals eben Maria Magdalena geschrieben, stand im frischen Genuße seines Ruhmes, voll kühner und weittragender Zukunftspläne. Ich war ein junger Mensch von dreiundzwanzig Jahren, der eben an der Schulweisheit der eingelernten Hegel'schen Philosophie durch das frische Anschauen der italienischen Kunstwerke irre geworden, tausend der Lösung bedürftige Probleme in sich trug, ohne aus dem eigenen Denken immer sogleich genügende Lösung zu finden, und der daher doppelt gern den Antworten Hebbels lauschte, der in etwas veränderter Form denselben Prozeß in sich durchlebt hatte und mir, dem werdenden, nun als ein bereits Fertiger gegenüberstand. Ich bin mir klar bewußt, daß ich ihm unendlich Vieles verdanke. In unsere Kreise spielte dann hauptsächlich Mommsen herein; aber doch nur ferner, da er kürzere Zeit in Neapel verweilte und, obgleich in seiner Jugend selbst Dichter, dichterischen und künstlerischen Fragen sich fremd hielt. Sie werden sicherlich in Hebbels Tagebuch Andeutungen über einen lustigen Augustabend im Café di Europa finden, wo wir Drei — es war ein Däne Uffing dabei — nach echt deutscher Studentenart in Capriwein uns bekneipten und damit das Entsetzen der Italiener erregten . . .“

Auf eine Weile tauchte Adolf Stahr unter ihnen auf, doch war unseres Dichters Verbindung mit ihm von Anbeginn eine antagonistische. Das Selbstgefühl Hebbels mochte die stark armirte

Eitelkeit Adolf Stahr's nicht neben sich dulden, auch war dieser derzeit ein leidenschaftlicher Parteigänger nicht bloß Julius Mosens, sondern auch Gutzkows, und endlich widerstrebte dem auf der Suche seiner selbst und nach allgemeiner Erkenntniß vringenden Menschen der eigensüchtige, mit seinen Leistungen höchlich zufriedene Oldenburger Professor. Adolf Stahr war derjenige, der Hettner's Verhältniß zu Hebbel lockerte, eine Zeit lang sogar feindlich machte. Und zwar trug, wie ich dem Zweitgenannten beistimmen möchte, unser Dichter damals den größeren Theil der Schuld. Wenige Wochen vor Stahr's Ankunft in Neapel, hatte Hebbel dem jungen Freunde den Diamant vorgelesen, mit dem ausdrücklichen Zusatze: als ganz besonderen Beweis seines Vertrauens. Hettner mißhagte sofort das Grundmotiv und er drückte seine Bedenken offen gegen Hebbel aus. Es war das erste Mal, daß er ihm widersprach. Er sah, daß Hebbel sich verletzt fühlte. Am folgenden Tage, zur gewohnten Stunde, wann er ihn zum Spaziergange abzuholen pflegte, blieb Hebbel aus. Doch kam bald das alte Verhältniß wieder in's Gleiche. Nun traf es sich aber, daß der Arzt Hettner angerathen hatte, auf einige Wochen nach Sorrent zu gehen und daß er dort in einem und demselben Hause mit Stahr wohnte, diesem also sehr nahe trat, wiewohl er sich von dessen Ansichten über den damaligen Zustand der Poesie in Deutschland eben auf das Entschiedenste losgesagt hatte. Als Hettner und Stahr wieder nach Neapel kamen, wurde die Situation so schroff, daß Hettner zwischen Hebbel und Stahr zu wählen hatte. Mir selbst gestand der Dichter, er habe einmal im Café di Europa seine Tasse Kaffee von dem Tische, an welchem die Zwei sich niedergelassen, fortgenommen und sich an einen andern gesetzt. Hettner suchte der Wahl auszuweichen und den Verkehr mit Beiden fortzusetzen. Hebbel jedoch zog sich zurück und eines schönen Tages war er verschwunden, ohne von Hettner

Abschied genommen zu haben. In Rom trafen sie einander wieder; Hettner wollte auf der Straße mehrmals auf ihn zugehen, er bemerkte aber deutlich, daß Hebbel so that, als ob er ihn nicht sähe. Gleichwohl sprach ihn der Dichter am Ende an und sie verabredeten eine Zusammenkunft. Nun hatte Hettner unglücklicher Weise vergessen, daß er auf den bestimmten Abend bereits versagt sei und er wußte weder Hebbels, noch Gurlichs Wohnung, konnte sich also nicht vorher entschuldigen. Mehrere Tage später theilte man ihm mit, daß Hebbel nach Deutschland abgereist sei. Auf Jahre hinaus blieb ihm unser Dichter entfremdet.

Hettner ist überzeugt, daß Hebbel den Keim der Krankheit, an welcher er gestorben ist, sich in jenen Jahren geholt hat. Um mit seinem Gelde möglichst lange auszukommen, habe er in dem ohnehin ungesunden Neapel äußerst kärglich gelebt und die glühenden Sommermonate hindurch die Stickluft einer engen Straße und einer schwülen Wohnung eingeathmet. Seltsam berührte es Hettner, daß Hebbel gerade in Neapel am liebsten mit der Ausgestaltung des düstern Moloch sich beschäftigte. Auch war er Zeuge, wie ein aus Sicilien zurückkehrender deutscher Kaufmann im Café di Europa die Geschichte erzählte, welche nachmals das Motiv des Trauerspiels von Sicilien abgegeben hat. Dasselbe müsse ihm erst späterhin, so meinte Hettner, aufgegangen sein, denn an jenem Abende habe er ihm durchaus nicht angemerkt, daß es ihn besonders frappirte. Dennoch war dies der Fall, denn Hebbel notirte die Geschichte in seinem Tagebuche.

Die Locanda la bella Venezia ist mir nicht als so mißlich gelegen erschienen, wie sie Hettner vorgekommen. Freilich überglänzte, als ich im Winter 1873 vor dieser Herberge stand, die frühlingswarme Sonne das Haus, wie den kleinen Platz, auf den die Front desselben blickt und die in einem Gärtchen gegenüber dunkelnden vom tiefblauen Himmel durchbrochenen immergrünen

Gewächse und gelb aufleuchtenden Drangen nahmen meine Nachdenklichkeit sozusagen in ihre Farbenmitte und betäubten was sich Trübes und Kengstliches in mir an diesem Orte geregt hatte. Hebbel selbst war über die bella Venezia gleichfalls anderer Meinung, als Hettner. „Vor mir, über mir, unter mir, neben mir“, sagte er, „wohnen hübsche Mädchen, die des Abends Alle nach und nach auf den Balkonen erscheinen. In einen schöneren Ring ist nie ein Junggefelle gefaßt worden“. Unter diesen Mädchen hatten ihn zwei durch ihre einfache Schönheit menschlich und dichterisch bewegt.

Auf benachbartem Balkone

Sah ich, wenn die Nacht sich senkte,
 Ost zwei Schwestern traulich geh'n;
 Doch, wie nah ich ihnen wohne,
 Und wie d'rob mein Herz sich kränkte;
 Tags hab' ich sie nie geseh'n;
 Nur mit seiner Flammkrone,
 Die er wie in Feuer tränkte,
 Sah ich den Granatbaum steh'n.

Heute auch sind sie erschienen,
 Ihre Kleider, ihre weißen,
 Schimmern durch die Nacht, wie Licht;
 Und die Dülste zieh'n von ihnen
 Her zu mir, die sich besleißigen,
 Zu erfreichen ihr Gesicht.
 Nur die süßen Mädchenmienen,
 Die den Himmel uns verheißigen,
 Nur ihr Antlitß seh' ich nicht.

Horch! Da zieht es durch die Gassen,
 Beten höre ich und singen,
 Fromm gebeugt steht Jedermann;

Mit dem Christusbild, dem blaffen,
 Kommen Knaben, Glocken klingen,
 Und Gott selber naht heran.
 Aber meine Nachbarn fassen
 Nach den Lampen rings und bringen
 Sie zum Fenster, knieen dann.

An die junge Brust sich schlagend,
 Sinken zu des Erw'gen Preise
 Auch die Schwestern auf das Knie;
 Und die helle Lampe tragend,
 Kommt die Mutter still, die greise,
 Und sie stellt sie zwischen sie;
 Doch der Baum, sie überragend,
 Streut auf sie die Blüthen leise,
 Die der Sommer ihm verlieh.

Die holden Schwestern, welche Angiolina und Emilia hießen, waren die Töchter des Gouverneurs von Messina. Die ältere hatte es dem Dichter offenbar angethan. Er konnte sie, wie er gestand, nicht ansehen, ohne sich glücklich zu fühlen. Sie selber war freundlich gegen ihn, aber ihr Herz hatte er nicht gerikt; während die jüngere, die sein innigstes Wohlgefallen, wenngleich keinen Wunsch in ihm erweckte, mit der unerschrockenen Neugierde der Unschuld sich ihm kinderhaft zudrängte. In seinem Tagebuche findet sich über das Schwesternpaar nichts weiter vor, als die auf einer Blattseite, ungefähr wie der Titel einer Dichtung, angebrachte Ueberschrift: Die Sicilianischen Schwestern — Angiolina — Emilia — von Messina. Und an der Spitze des Blattes daneben stehen die Verse aus Goethes Trost in Thränen: „Die Sterne, die begehrt man nicht, Man freut sich ihrer Pracht“. Aus seinem eigenen Munde hörte ich, daß er einst eine Stunde lang mit ihnen geplaudert habe und daß in jener Stunde die schönen Stanzas, welche sie besingen, der Mehr-

zahl nach entstanden sind, buchstäblich unter den Augen der beiden Mädchen. Seine Ungewandtheit im Italienischen dürfte viele Kunstpausen der Rede erzeugt und so den innern melodischen Strom in der Stille gehütet haben.

Sichtlich gewann jetzt die poetische Form, um ihrer selbst willen, größere Gewalt über Hebbel, denn je, wie wir dies schon in Rom zu bemerken Gelegenheit hatten. An die Stelle der vom Bekenntniß sonst beinahe untrennbaren Production oder der aus der Stimmungstiefe aufquellenden Lyrik sehen wir bei Hebbel nun hin und wieder eine Bildnerfreude hervorspringen, wie sie den romanischen Poeten vorzugsweise eigen ist, den mit den plastischen Künsten am engsten verbundenen Dichtern. Er hat jetzt Vergnügen am sinnlichen Klange, an kunstreich verschlungenen Wortgewinden und metrischen Festons, er baut Sonette, Ottave rime und Disticha, ja, er legt sich sogar ein Klangregister seiner Sonette an. Manches gelingt ihm in dieser Sphäre, Manches rundet sich sogar in voller Reinheit ab, aber doch nur selten verwandelt sich was der Fremdling in der spielerischen Poesie erfährt und gestaltet, zum Ausdruck einfach natürlicher Anmuth. Uhland meinte mit Recht, daß wir die südlichen Gedichtsformen anders gebrauchen müssen, als sie im Süden gebraucht werden. Die südlichen Sprachen seien etwas für sich, ein schöner Klang; die deutsche existire nur durch den inwohnenden Geist; darum auch ein deutsches Sonett bloß durch diejenigen Gegensätze, Aufgaben und Auflösungen, welche die innere Form des Sonetts ausmachen. Unser Sonett sei mehr malerisch als musikalisch. Hiedurch höre das leichte Spiel desselben auf, es werde, da auch die mechanischen Schwierigkeiten unleugbar seien, zum besonnensten Kunstwerk. „Zwang aber und Seltsamkeit in einzelnen Wendungen“, fügt Uhland hinzu, „heben wieder die Harmonie des ganzen Gedichts auf, und so entziehen sich jene Gedichte bei uns dem

allgemeinen Gebrauch; im Süden sind sie Blumen, bei uns Juwelen“.

Zur selben Zeit jedoch, als sich Hebbel den südlichen Klangformen aus einem dazu erwachten Bedürfniß hingab, war sein Geist noch in den Banden einer problematischen, an Chiffern und Räthseln spinnenden Poesie, welche unwillkürliche Gegenbewegungen wider die Natur- und Kunstindrücke Italiens ausführte. Zwar erschloß sich jetzt seine Seele unbefangener, rückhaltloser, nicht mehr unausgesetzt von begleitenden Nebengedanken behelligt, allem Körperlichen und Formschönen, zwar lernte er die großartige, dem Unsäglichen und Geheimnißvollen abgewendete Sinnlichkeit zuerst unter den Kindern der Sonne verstehen, wie ihm denn hier auch das Geschlechtliche, das für den Nordländer immer einen, wenn auch noch so leisen Anflug von Sündhaftigkeit hat, harmloser, einfältiger, unschuldiger entgegentrat. Und gleichwohl streckte ein wüster Dramenstoff, den der holde Name *Giulietta* verbarg, unter dem Himmel Neapels seine Fühlfäden aus, und an dem in Entwurf und Darstellung alle fließenden Linien abweisenden Werke, an seinem cyclopischen Moloch, arbeitete er in der *Locanda la bella Venezia* den ersten Act. Wahrlich, eine beirrende Doppelstimmung, welche nur in dem Umstände ihre Erklärung findet, daß Hebbel für Italien nicht reif nach Italien gekommen ist. Er war allerdings fähig aufzunehmen, zu verstehen und zu genießen was dieses Land ihm darbot, er nahm nicht hastig auf, mißverstand nichts Wesentliches und seine Genüsse hatten nicht vorher von den Schilderungen und Ansichten der classischen *Italia-Fahrer* Richtschnur und Unterweisung empfangen. Aber er brauchte Italien noch nicht, denn auf ihm lastete noch der Druck einer tief aufgeregten Stimmung, und der Drang, sie abzuschütteln, war zweifellos stärker in ihm, als die milde Sehnsucht nach den stillen Wohlthaten, welche die

hesperische Halbinsel zu spenden hat. Darum erscheint er uns wie als zufälliger Theilnehmer an einem Brunk- und Festmahle, nicht als der traute Tischgenosse des edlen Gastfreundes, zu dem Jahre lang seine Gedanken und Wünsche gegangen sind. Darum genoß er nur die letzten Enden der wunderbaren Eindrücke, dem klugen Oethier im Frühling darin ähnlich, das die Spitzen der jungen Kräuter wegnascht und das Uebrige ungerupft läßt, was freilich in seinem Falle nicht so günstig ausschlug. Denn überall mußte seine Empfindung auf Unterbrechungen stoßen, die sich unter anderen Vorbedingungen, bei einer in allen Theilen geordneten Bildung und bei mehr ausgeglichenen innern Zuständen nicht ergeben hätten. Weil er aber aufrichtig gegen sich selbst war, so log er sich in Italien kein Gefühl an, das nicht in ihm waltete, so redete er sich dort niemals einen Gewinn ein, den er sich nicht wirklich erobert hatte. Seitdem Goethe einen innern Umschwung durch seine italienische Reise erfahren hat, einen Umschwung, der jedoch auf das Engste mit seinem deutschen Vorleben und seinem ganzen Individuum zusammenhing, seitdem gilt die italienische Reise als der obligate Wendepunkt in der Entwicklung eines jeden Novellisten und kein Bedutenmaler kann angeblich ohne sie künstlerisch fertig werden. Sie gehört nun zu dem unerläßlichen literarischen und artistischen Zubehör, zu den mannigfaltigen Aufmunterungen vielversprechender Talente. Wer vor dem Laokoon eine halbe Stunde lang gestanden hat, der erzählt von einer Offenbarung, die ihm dort aufgegangen sei, wer einen Sommer-nachmittag in Bajä oder auf Ischia zugebracht, der will ungeahnte Höhen des Daseins erklimmen haben. Wir würden in Hebbels Briefen und Tagebuchblättern aus Italien umsonst nach solchen Offenbarungen oder nach solchen Höhen forschen.

Mit der ersten Hälfte Octobers neigte sich sein Aufenthalt in Neapel dem Ende zu. Kurz vorher hatte ein großer Gelehrten-

congreß dort stattgefunden, dem auch er beiwohnte, weil es ihm, wie er sagte, nichts kostete und ihm manche kleine Annehmlichkeit verschaffte. Der an Alle ergangenen Einladung zu Hofe konnte er in Anbetracht seiner schlechten Kleidung nicht Folge leisten. Bei den geselligen Zusammenkünften der Häupter der Wissenschaft sah er Bekannte wieder, die ihn an die Zeit der Jugendkämpfe erinnerten: Mittermaier aus Heidelberg, Thiersch aus München. Wie alt sind sie geworden, meinte er, angekreidet, wie Bäume, die demnächst gefällt werden sollen. — Lebhaft war sein Verlangen, die Tour nach Sicilien mitzumachen. Die Ueberfahrt nach Palermo kostete nur fünf Speciesthaler. Aber zurück wieder fünf, das wären schon zehn Thaler, seufzte er, und dafür habe man in Deutschland einen Rock.

In der Frühe eines Octobermorgens reiste er voll Scheidenschmerz von Neapel ab. Es war noch völlig dunkel und die Straßenlaternen brannten noch. Lebe wohl, Neapel, rief er, lebe wohl, Villa Reale, lebe wohl, ihr drei nachbarlichen Balkone, lebe wohl, Emilia und Angiolina, ihr süßen Kinder aus Messina, aus deren Munde ich die schönste Sprache der Welt jeden Morgen hören durfte! Alles ist vorbei, wie ein Schauspiel, wir ziehen die bunten Kleider wieder aus — wann werden wir zu Bette gehen?

In Rom blieb er noch zehn Tage, abermals am Magen leidend, tief bekümmert um seine Zukunft. Die jüngsten Briefe Elisens hatten seine Melancholie vermehrt. Sie sprach von einer Uebersiedlung nach Dresden, die sie in's Werk setzen wolle, welchen Plan er auf das Festigste zurückwies: dem müßte ja jedenfalls eine Heirath vorhergehen, von der er nicht begreife, wie Elise auch nur an die Möglichkeit denken könne. Er werde für sie und das Kind thun, was in seinen Kräften stehe, vielleicht, wenn er zehn Jahre älter geworden, könne ein Uebrigtes geschehen. Die eigentliche Frucht seiner Reise sei die: daß er

nicht mehr zu leben vermöchte, ohne zu reisen. Er werde darum in Deutschland versuchen, Verhältnisse anzuknüpfen, die ihm die Existenz im Auslande sichern. „Mich in eine Ecke hinzuhocken, Familienpapa zu werden und mich daran zu ergözen, wie der Junge wächst, wird mir ewig unmöglich sein.“ — Er entlehnte von Gurlitt weitere hundert Thaler, nur um durchzukommen, und ihm schauderte, indem er die angesammelten Schulden überfah. Dabei keine Kleider, knirschte er, o Du hast Recht, Elise, ich schwimme in Genüssen aller Art! — Sein Vorsatz war, über Ancona und Triest nach Wien und von dort nach Berlin zu gehen. Er wählte diese Route als die wohlfeilere, obgleich er jene über Florenz und Venedig allerdings lieber eingeschlagen hätte. In Wien wollte er sich vor Allem Kleider anschaffen; fehlte ihm doch sogar ein Oberrock zur Reise.

Die vier grauen Weiber, welche an die Thür Fausts kamen: der Mangel, die Schuld, die Sorge, die Noth, sie waren auch unserm Freunde dicht auf der Ferse, und die zudringlich geschmeidigste von ihnen, die Sorge, machte Miene, ihn anzuhäuten, auf daß er, wie Faust, erblinde.

Am neunundzwanzigsten October verließ er unter dem Schellengeläute der Pferde des Betturins die ewige Stadt.

Fünftes Buch.

Der Fremdling in Wien.

(1845—1850.)

. . . Geleht, das Schiff läuft mit beschädigtem Segel- und Takelwerk in den Hafen ein, so ist der Lootse tadelnswerth; er ist nicht allweise und nicht allmächtig gewesen. Nur aber zu wissen, wie tadelnswerth er ist, müssen wir erst fragen, ob er eine Reise um die Erde oder bloß nach Kamsgate und der Hundsinfel gemacht hat.

Thomas Carlyle.

1875
1876
1877
1878
1879
1880
1881
1882
1883
1884
1885
1886
1887
1888
1889
1890
1891
1892
1893
1894
1895
1896
1897
1898
1899
1900



Erstes Capitel.

Abschlüsse und neue Kämpfe.

I.

Wie viele Schatten auch in die italienischen Tage Friedrich Hebbels gefallen sind, wie hoffnungsmüde er Rom verlassen hat: die nun für ihn anbrechende Zeit wird nicht um Vieles freundlicher sein und nicht minder Schlimmes im Gefolge haben, als die eben abgelaufene. Finsteres steht ihm noch bevor und sogar das Häßliche wird nicht ausbleiben. Anfänglich sieht es jetzt erfreulich genug aus; wir werden aufathmen mit dem geprüften Manne und an seinem gehobenen Muthе uns selber auferbauen. Aber aus dem lichten Vorgemache des neuen Lebens, in das er tritt, muß er durch dunkle Gänge weiter gehen und manchen schweren Vorhang mühsam aus einander schlagen, bis er zu bescheidenem Genuße seines Daseins gelangt. — Ich werde mich in der Geschichte, welche ich erzähle, nunmehr nach mancher Seite hin auf Andeutungen, auf halbe Zeichen beschränken dürfen, da der Leser mit der Eigenart des Helden derselben bereits vertraut und der Auflösung des individuellen Räthfels nahe gekommen ist.

Nach einer langwierigen Reise langte Hebbel in Wien an, am 4. November 1845. Der Betturin hatte ihn von Rom über Foligno nach Ancona gebracht, in Gesellschaft eines päpstlichen Dragoners und eines Wagenmachers, die ihm, wie er versicherte, angenehmer war, als jene deutscher Archäologen. Während der Fahrt von Ancona nach Triest machte er die Bekanntschaft eines Professors aus der letztgenannten Stadt, eines Polen und zweier Landsleute desselben, eines Krakauer Arztes und eines jungen Grafen. Nachts, als diese Reisegenossen sich schlafen gelegt hatten, unterhielt er sich mit einem Samalduenser Mönche, den er an der italienischen Aussprache sofort als einen Deutschen erkannt hatte. Der Mönch war kürzlich aus Jerusalem zurückgekehrt, hatte auch Persien bereist und erzählte ihm seltsame Dinge von Christen und Ungläubigen. Hebbel gewann den alten Mönch recht lieb und dieser wiederum tractirte ihn, wie ein kleines Kind, mit Birnen und Pfeffernüssen. Da er so das Amt eines Vaters an mir versah, sagte Hebbel, so nannte ich ihn, dem katholischen Gebrauche gemäß, mit Vergnügen Vater. Er ging gleichfalls nach Wien, um dort ein von ihm ausgearbeitetes arabisches Lexikon herauszugeben. In Triest bewohnte Hebbel das nämliche Zimmer, worin Winkelmann ermordet worden. Er besah sich die Stadt und erquickte sich an den Endstreifen des italienischen Himmels. Kaum auf der Höhe des Karst angekommen, fühlte er sich in Folge des schneidenden Contrastes winterlicher Rauheit zu der noch in Triest genossenen mildereren Witterung, leiblich, wie geistig unwohl, und in Graz wurde er von einem heftigen Fieber befallen. Doch er reiste weiter, um nicht abermals nächtigen zu müssen.

Da seine Gefährten ihre Wohnung in Wien hatten, so forderten sie Hebbel auf, sein Gepäck bei ihnen einzustellen, und der junge Graf erbot sich, ihm zur Auffindung eines geeigneten

Zimmers behilflich zu sein. Nach achtstündigem Suchen hatte er eines gefunden, dessen Preis ihm nicht unerschwinglich vorkam, in der Josephstadt, Johannisgasse Sechsenddreißig. Aber er vertauschte es bald gegen ein anderes in der Quergasse. Der erste Eindruck Wiens auf ihn war der einer imposanten, schönen Stadt, die im Sommer mit Italien wetteifern mag, denn die lieblichsten Gegenden lägen rings herum und ein Spaziergang über die Bastei gewähre selbst in dieser Jahreszeit herrliche Ausichten. Besonderes Wohlgefallen bezeugte er an den die eigentliche Stadt von den Vorstädten scheidenden Glacien, mit ihren Alleen und ausgedehnten Grasplätzen. Hingegen klagte er sofort über das kostspielige Leben, indessen unsere Väter heute an die Wohlfeilheit Wiens in den vierziger Jahren, wie an einen paradiesischen Traum zurück denken. Den ersten Besuch machte Hebbel beim Regierungsrathe Deinhardstein, denn er wußte, daß dieser es war, welcher in den von ihm redigirten Wiener Jahrbüchern einige Male über ihn sehr Anerkennend geschrieben hatte. Deinhardstein nahm ihn freundschaftlich auf und sagte ihm, daß er Hebbels Werke nicht bloß durchaus dramatisch, sondern auch im höchsten Grade theatralisch fände; nicht nur Maria Magdalena, auch Genoveva müßte von der Bühne herab die größte Wirkung haben und es sei ihm unbegreiflich, daß nicht jedes Theater darnach greife. Ungefähr das Nämliche hatte er in den Jahrbüchern ausgesprochen, 1843 und 1844. Friedrich Hebbel, meinte er dort, sei ein Dichter, welcher sich vielleicht nur langsam Bahn mache, der aber sicherlich durchdringen und dessen Glanz länger leuchten werde, als der vieler nun überlaut gepriesenen Gestirne. — Judith sei das Werk eines gereiften Geistes, Anlage sowohl als Charakteristik ausgezeichnet, wengleich hin und wieder die gebührende Rücksicht auf die Verhältnisse der Bühne vermißt werde. Hebbel habe bei seiner dramatischen Kraft nicht nöthig,

den Vorurtheilen des unvermögenden sogenannten dramatischen Dichters zu huldigen, welcher alles Heil davon erwarte, daß man ohne alle Beachtung der Eigenthümlichkeiten und Anforderungen des Theaters unaufführbare Stücke zur Darstellung bringe. Deinhardstein ermunterte Hebbeln, dem Intendanten Grafen Moriz Dietrichstein eine Visite zu machen, er selbst werde den Grafen in einigen Tagen sehen und dann Gelegenheit haben, mit ihm über Hebbel und dessen Arbeiten zu sprechen. Da Deinhardstein zehn Jahre hindurch Director des ersten deutschen Theaters gewesen, so legte Hebbel auf diese Reden doppeltes Gewicht. Er befolgte den Rath und besuchte den Intendanten. Hebbel war jedoch dem Manne, den man zu einem feinen Kunstmäcen in Wien empor geschmeichelt hat, völlig, bis auf den Namen, unbekannt und hatte also nach seinen eigenen Worten, da man doch nicht von seiner Poesie sprechen könne, wie der Tuchhändler von seinem Tuch, eine schwierige Situation. Die mißglückte „Audienz“ entmuthigte den auf Hoffnungen nicht mehr eingerichteten Dichter und er rief in bitterer Resignation aus, er glaube nicht, daß für ihn hier etwas zu erwarten sei. „Ich komme nach Deutschland mit der festen Ueberzeugung zurück, daß ich die Schlacht verloren habe, verloren an Lumpen, nicht an Götter.“ Hierbei hatte er andere als die Wiener Dichter im Auge. Wenn sich nicht, wie er an Elise schrieb, wider alles Vermuthen in Wien das Unglaubliche ereignen sollte, so werde er bald weiter gehen, einstweilen nach Berlin, um auch dort noch einen letzten Versuch zu unternehmen. Wohin er sich aber von Berlin aus wenden solle, wisse er nicht. Denn des Bleibens sei dort so wenig wie hier, schon der Theuerung halber, und nach Hamburg könne er doch wohl kaum kommen, da die Anzahl der ihm Uebelwollenden in dieser Stadt allzu groß sei. Auch der Husten, den er auf der Reise sich zugezogen, wollte nicht weichen, was bei dem aus

Italien mitgebrachten Magenleiden sein schlimmes Gesamtbefinden noch verschlechterte. Sein Zimmer ließ er nicht heizen, die nothwendigen Kleider zu kaufen konnte er sich nicht entschließen. „Nein, das hätt' ich nie gedacht“, stöhnte er, „daß ich noch in meinem zweiunddreißigsten Jahre nicht so weit sein würde, wie der laufigste Handlungsdiener! Nun, im Sarg liegen wir Alle nackt“.

Hebbel heimste gleich zum Beginne seines Wiener Aufenthalts eine stattliche Ernte an Versprechungen und schönen Worten ein. Als er das erste Mal bei Deinhardstein war, hatte ihn dieser gefragt, wie lange er bleibe? und auf die Antwort: Vierzehn Tage! ausgerufen, daß dies zu kurz sei, daß er das Doppelte zugeben müsse. Ferner hatte Deinhardstein bemerkt, wenn er gleich dreihundertzweiundsechzig Tage Gott danke, daß er nicht mehr Theaterdirector sei, drei Tage wünsche er es zu sein, um Judith, Genoveva, Maria Magdalena aufführen zu lassen! Um so mehr verwunderte sich Hebbel, daß der Enthusiast nichts weiter von sich hören und sehen ließ, daß er nicht einmal seine Karte bei ihm abgab; eine Unsitte, die schon Hoffmann von Fallersleben in seinen Denkwürdigkeiten rügte, indem er der Eigenheit einiger Wiener Gelehrten gedachte, sich des Gegenbesuches zu entschlagen. Was sind das für Menschen, mit denen ich hier zusammengerathen bin! Klagte der präcise und verlässliche Norddeutsche. Lernte ich eine neue Species der alten Gattung kennen oder kannte ich die Gattung selbst noch nicht?! Der nämliche Deinhardstein, der von meinen Werken bis in den dritten Himmel entzückt schien, der sich unaufgefordert gegen mich erboten, Alles dafür zu thun, daß sie aufgeführt werden, ja der nicht weniger als vier Male aus eigenem Antriebe über mich geschrieben hat, der nämliche Deinhardstein ignorirt mich jetzt vollständig! Daß Deinhardstein, der auch den Posten eines Censors bekleidete, die

angeblich herbeigewünschten drei Tage des Directorats der Hofbühne nicht hätte nutzen können zur Aufführung der drei Stücke unsers Dichters, weil schon Titel und Thema eines jeden derselben in Wien verpönt sein mußten, dies fiel dem mit den Verhältnissen ganz und gar unbekanntem Hebbel nicht ein, sonst würde seine Anklage noch schlimmer gelautet haben. Er lernte eben, ohne es zu wissen, zum ersten Male die Pöfotenbewegungen der Wiener Gemüthlichkeit kennen. Deinhardstein war, nach dem Urtheile Anschütz', ein gebildeter, kenntnißreicher Mann, aber kein Charakter. Seine Stellung nicht als eine Kunstmission, sondern als ein Hofamt, eine Sinecur behandelnd, habe er es verstanden, sich dem Chef gegenüber zu schmiegen und zu biegen und die Bühnenleitung ganz oberflächlich genommen. „Das Privatinteresse verdrängte die Kunstbedürfnisse und der von Jahr zu Jahr immer zerstreutere und zerfahrenere Geist des Vicedirectors war endlich bei dem Vogelfang in der Umgebung Döblings mehr zu Hause, als in den Theaterzuständen“. Ich selbst möchte noch Einiges von meinen im Umgange mit Deinhardstein gewonnenen Wahrnehmungen hinzufügen. Hestiges Temperament und spontane Begeisterungsfähigkeit drückten sich in seinem Wesen und in dem geschwinden Wechsel seiner Mienen und Gesten aus, wobei ein Anflug des Rohen nicht zu übersehen war. Die hofmännisch glatten Züge des Gesichts schienen bei ihrer Bildung von der Begehrlichkeit des Fauns überrascht worden und konnten sich ihrer gleichsam nicht erwehren. Um seine Mundwinkel stritten sich, sobald er etwas Muthwilliges vorbrachte, Sarkasmus und Gutmüthigkeit. Wenn er eine Sache gewichtig nahm, so erfüllte ihn ein gewaltthätiges, deklamatorisches Pathos, welches er rasch abzuthun sichtlich froh war. Störe nicht meine Kreise! bat der Wiener Leichtsinn. Dabei war ihm ein Zug des Ernstes eigen, dem er aber nur Gastfreundschaft auf kurze Zeit gewährte und

den er gerne mit einem Epigramme verabschiedete, damit derselbe nicht um den „guten Abgang“ komme. Wie hätte er auch ohne diesen ernstesten Zug den Hans Sachs dichten können, das Schauspiel, welches Goethes Prolog dazu mit den Versen zeichnet und auszeichnet:

Und hingeschrieben mit leichter Hand,
 Als stünd' es farbig an der Wand,
 Und zwar mit Worten so verständig,
 Als würde Gemaltes wieder lebendig.

Wie hätte er ohne diesen Zug Hebbels Bedeutung zu wittern vermocht, obendrein in einer Epoche und einer literarischen Umgebung, wo Dichtungen, gleich Judith und Maria Magdalena, wahrlich nicht auf Empfänglichkeit zählen durften.

Grillparzer, den Hebbel gleichfalls besuchte, gefiel ihm und er meinte, daß derselbe aufrichtig gegen ihn war, fast aufrichtiger setzt er hinzu, als es seine Verhältnisse gestatten. Auch habe er Grillparzern in der ersten Viertelstunde gewonnen. „Es ist ein Mann, der tief leidet und der einen Theil seines Leidens der beklemmenden Atmosphäre, in welcher er athmet, zuschreiben darf, der aber aus dieser Atmosphäre selbst auch wieder seinen Trost ziehen mag, indem er, wie es so Mancher thut, innere Unzulänglichkeit auf äußere Umstände schieben und sich einbilden kann, daß sein Hollunderstrauch in besserem Boden eine Palme geworden wäre“. Grillparzer kam von selbst, wie Deinhardstein, auf die Darstellung der Stücke Hebbels, ohne irgend welche persönliche Theilnahme für sie zu beurfunden, was Hebbel offenbar nicht bemerkt hat. Er sagte, daß der Baron Münch, Friedrich Halm, ein leidenschaftlicher Verehrer der Werke Hebbels sei, von ihm bei jeder Gelegenheit mit Enthusiasmus spreche und sich gewiß glücklich preisen würde, seine persönliche Bekanntschaft zu

machen. Zugleich sei Münch der vertrauteste Freund und Rathgeber des Intendanten Grafen Dietrichstein, der als vollkommener Schwachkopf jedes selbständigen Urtheils entbehre, dafür aber auf das Urtheil anderer Personen mit beiden Ohren höre und vermuthlich auf Halm und dessen Ansichten Alles gebe. Hebbel mußte diesem also seine Wünsche mittheilen, Halm werde sie gewiß zu realisiren suchen. Die alte Wiener Gemüthlichkeit! Unter dem Schein der Willfährigkeit, des Wohlwollens galten alle Vorbehalte als erlaubt, alle verschwiegenen Einschränkungen der Wahrhaftigkeit als läßlich und entschuldbar. Ein Testament, das die Betheiligten vollauf befriedigte, indessen die noch versiegelten und an einem anderen Orte aufbewahrten Codicille den Text desselben zu Schanden machten. Hinter dieser Unaufrichtigkeit mit ihrer Außenseite des Unbefangenen und Liebenswürdigen versteckte sich jedoch notabene beim Wiener nichts böse Absichtliches, keine vorbedachte Schlaueit und List, sie war zur Hälfte das Ergebnis eines Naturacts, wie auch einer in der Culturgeschichte der Stadt begründeten, durch Erziehung und Gewohnheit entwickelten Charakter- und Gemüthschwäche. Grillparzer wußte ganz genau, daß der Freiherr von Münch weder die Macht, noch den Willen hatte, seltsamen und scharf einschneidenden Dramen den Weg auf das Burgtheater zu öffnen. Seit jeher mehr feindselig als günstig gegen Halm gestimmt, bedeutete sein Hervorheben der Verehrung desselben für Hebbels Poesie so viel, wie wenn er gesagt hätte: „Was mir nicht gefällt, das gefällt halt ihm! In Gottes Namen!“

Hebbel ging nun in Folge des Gesprächs mit Grillparzer zu Münch auf die Bibliothek, deren Vorstand dieser war. Er fand, wie er sich ausdrückte, einen Menschen mit einem Kanzlei-gesicht, der ihn freilich freundlichst willkommen hieß und ihm über seine Arbeiten nicht bloß das Schmeichelhafteste sagte, sondern

ihm auch durch Citate, sogar aus seinen Aufsätzen über das Drama zeigte, wie ernstlich er sich mit ihm beschäftigt habe, der aber nichtsdestoweniger die bedenklichsten Eröffnungen hinzufügte. Ich bin überzeugt, versicherte Münch, daß Ihre Stücke nach zwanzig Jahren auf allen deutschen Bühnen so populär sein werden, wie es jemals welche gewesen sind, denn wie weit lassen Sie an dramatischer Kraft und Poesie alle übrigen hinter sich zurück! Ich weiß, daß Ihre *Genoveva* auf dem hiesigen Theater eine ganz gewaltige Wirkung haben würde, nur — mit wem wollen Sie hier anknüpfen? Der Intendant ist stumpfsinnig, Holbein ohne Einfluß, die Schauspieler, die für Sie schwärmen, sind nicht Directoren, mit Einem Wort: es fehlt Ihnen am Organ. Warten Sie noch einige Monate, die Verhältnisse werden sich ändern, dann schreiben Sie Einem von uns, mir z. B., ich werde Ihre Sache führen, wie meine eigene. — Wie soll ich dies nun nehmen? reflectirte Hebbel im Stillen. Ist Grillparzer, für dessen Ehrlichkeit ich Bürgschaft habe, so schlecht von dem Stande der Dinge unterrichtet, daß er von einem nahe bevorstehenden Intendantenwechsel nichts weiß? Irrte er sich in Halm, als er glaubte, daß dieser, wie er ausdrücklich betonte, mir gegenüber ohne Neid sein werde? Ein wenig gereizt erwiederte Hebbel: Am jüngsten Tag werden alle Stühle gerückt und alle Plätze anders besetzt, aber ein Narr, der darauf wartet! Sie verabredeten alsdann, während der Dauer seiner Anwesenheit einander im Café Daum treffen zu wollen. Münch hatte ihn noch dem Custos Ferdinand Wolf vorgestellt, der eine außerordentliche Freude bezeugte, ihn zu sehen und sie auf eine Weise an den Tag legte, welche ihn rührte. Hebbel brachte bald darauf einen vergnügten Abend bei ihm zu, denn der ausgezeichnete Gelehrte verband mit einem feinen Gefühl für Poesie das wärmste Gemüth. — Da Münch und Hebbel sich an dem bestimmten Orte der Zusammen-

kunst gegenseitig verfehlten und Deinhardstein weiterhin kein Lebenszeichen von sich gab, so bemächtigte sich unseres Dichters die altgewohnte Stimmung einer verdrossenen Resignation. Hebbel suchte daher den Freiherrn von Zedlitz nicht auf, den ihm Grillparzer ebenfalls als einen Verehrer seiner Poesie genannt hatte. Er habe an den Früchten seiner bisherigen Erfahrungen in Wien genug, sagte er, und werde sich hüten, neue Besuche zu machen.

Mißmuthig wälzte er die verunglückten Erfolge seiner Bemühungen, die am Ende in keinem Falle so rasch zum Ziele führen konnten, als er wähnte, auf den Umstand ab, daß er in einem Privathause, anstatt im Gasthose zum Erzherzog Karl wohne, und auf seine „gar zu einfache Kleidung“. Er freute sich, daß er wenigstens in's poetische Arbeiten gekommen und noch die Frische seiner Kräfte fühle. Jede Schlacht will ich bestehen, schrieb er an Elise, nur das Gespenst der Noth muß mir nicht nahe kommen, das vernichtet mich! Er lebe jetzt dürftig, doch er ertrage es; alle ihm gebührenden Ehren gingen an seinem Haupte vorüber, er lache dazu; aber der wirklichen Misère würde er erliegen, es sei Lebensbedingung für ihn, daß sie ihm fern bleibe. „Freilich scheint es, daß mein Untergang beschlossen ist, denn wie ich armer Mensch, dem Alles fehl schlägt, wenn es sich um den Erwerb handelt, mich und eine Familie ernähren, wie ich dabei noch Schulden bezahlen soll, weiß ich nicht. Gestern empfangst Du meinen Brief, heute schreibst Du mir vielleicht, daß Du mir von Herrn Campe nichts zu sagen hast. Mag's! Ich entdecke gewiß morgen die Kunst, aus Kartoffeln Gold zu machen.“

Production und Lectüre füllten seine nächsten einsamen Wochen aus. Er dichtete einige Scenen an dem Drama Julia, las einen Roman der Sand, Thiers' Histoire du Consulat et de l'Empire und Grillparzers Ottokar. Um die neidlose

Bewunderung darzuthun, die Hebbel im Genusse echter Poesie empfand, mögen die Briefzeilen, welche den ersten Eindruck jenes Stückes auf ihn schildern, unverkürzt hier stehen: „Wie lange verzögert sich Dein Brief! Ich muß abreisen, wenn ich nicht noch für einen ganzen Monat das Logis behalten will und Du lässest mich warten! Doch gibt mir in diesem Augenblick nicht der Verdruß die Feder in die Hand, sondern die Freude. Es ist Abend und ich lese ein Stück von Grillparzer, König Ottokars Glück und Ende. Eben schließe ich den zweiten Act, und wenn die übrigen sind, was die beiden ersten waren, so ist dies das vortrefflichste historische Trauerspiel, das in unserer Literatur existirt. Bis jetzt ist es meisterhaft in jeder Beziehung, es setzt mich in Wallung und ich schäme mich, es nicht gekannt zu haben. Ich schreibe dies nieder, weil ich fürchte, den Schluß nicht so zu finden, wie ich ihn zu finden wünsche, und weil ich vielleicht die Theile nicht mehr loben würde, wenn ich mich überzeugt habe, daß ich das Ganze nicht loben darf. . . Der Dichter kann, als er sein Werk schuf, nicht sehnlicher gewünscht haben, daß es gelingen möge, als ich in diesem Augenblick, daß es gelungen sein möge. Es thut meinem armen Herzen, das sich vor all diesen Handwerkerereien Jungdeutschlands bei dem besten Willen verschließen muß, gar zu wohl, auch einmal ein entgegengesetztes Gefühl zu empfinden. Morgen das Resultat, ich gehe zum dritten Act über. — Die letzten drei Acte entsprachen den ersten nicht, sie bringen auch noch einzelne höchst bedeutende Züge, aber sie stehen im Ganzen weit hinter jenen zurück. Ich begreife Geister dieser Art nicht. Bei mir tritt am Schluß erst die ganze Kraft in die Blume.“

Inzwischen waren in verschiedenen belletristischen Blättern — andere gab es neben der officiellen Wiener Zeitung und dem von Creaturen des Staatskanzlers redigirten Oesterreichischen

Beobachter dazumal in Wien keine — rühmende Anzeigen und Artikel über Hebbel erschienen und hatten die Aufmerksamkeit der Schriftsteller- und Schauspielerkreise auf ihn gelenkt. Der Anstoß war von drei überschwänglichen Aufsätzen in Johann Nep. Vogls Morgenblatt gegeben worden; sie rührten von Sigmund Engländer her und Hebbel nahm sich vor, den Verfasser zu besuchen, um ihm zu danken. In jenen Tagen lernte er Ludwig August Frankl und Otto Prechtler kennen, Ludwig Löwe und Heinrich Anschütz. Den Wiener Poeten, die eine Art unterwürfigen Respects vor den Autoren Deutschlands hatten und denen es zu schmeicheln schien, wenn einer derselben nach dem in Censurbande geschlagenen Oesterreich kam, brachten ihm einen hitzigen Antheil an seinen Leistungen entgegen, während die Hoffchauspieler in ihm den Geber glänzender Rollen erblickten. Löwe brannte auf den Holofernes, Anschütz hätte gar zu gerne den Meister Anton gespielt. Der Letztgenannte hatte erst kurz zuvor die Maria Magdalena gelesen und war von den schonungslos bloßgelegten Verhältnissen bürgerlichen Lebens in diesem Charakterdrama zwar peinlich ergriffen, aber doch stark gefesselt worden. Er vermuthete hinter dem Dichter einen wilden Gefellen, den solche herbe, fast unschöne Stoffe, wie er sagte, begeisterten, und war darum überrascht, als eines Tages Hebbel in seine Thür trat, dessen Antlitz schon den ernstesten, forschenden Geist beurlundete. Von dem überlegenen Wesen seines Gastes eingenommen, erwiederte er auf Hebbels Worte, die ihm den Meister Anton an's Herz legten, daß ein so bedeutender schauspielerischer Vorwurf keiner Empfehlung bedürfe, daß vielmehr der Schauspieler dem Dichter für die prachtvollste Aufgabe verpflichtet sei. Er fürchte nur, daß er sich zu frühe auf den Besitz dieser Rolle freue, denn die Censur werde der Handwerkerphilosophie des Tischlers, dem Verhältniß zwischen Klara, Leonhard und dem Secretär das admittitur

schwerlich ertheilen. Hebbels Berufung auf Kabale und Liebe im Burgtheater entkräftete er mit der Hinweisung auf das Bürgerrecht, welches das alte Schiller'sche Stück genieße und auf die geringere Herbheit seiner Conflict und Charactere. Wenn sie es wagen, mein Drama nicht zu geben, versetzte Hebbel, so mögen sie auch die Verantwortung vor der Oeffentlichkeit übernehmen! Bester Doctor, warf Anschütz ein, unsere Censur ist in diesem Punkte sehr verwegen. Wenn sie Nein sagen will, so malt sie ihr non admittitur so groß, dick und schwarz hin, daß man es auf zehn Schritte sehen kann. Ich werde den kürzesten Weg gehen, sagte Hebbel, und mich gleich an den Oberstkämmerer wenden. Wie aus Anschütz' Aufzeichnungen erhellt, meinte er, Hebbel möchte beim Grafen Dietrichstein ähnliche Aeußerungen gethan haben, da man ihm erzählte, „dieser sonst so zugängliche Theaterfreund“ hätte, von Hebbels kategorischem Auftreten ganz erschreckt und entrüstet, dem Kanzleipersonal aufgetragen, den „rothen Dichter“ nicht mehr vorzulassen. Wiewohl Hebbeln solch ein Auftreten unter Umständen zuzutrauen war, so bezweifle ich dennoch, daß er sich zum zweiten Male beim Grafen eingefunden. Wohl aber trug man in Wien Glossen umher, daß der Intendant des Burgtheaters sogar über den Namen Hebbels in Unwissenheit gewesen, und späterhin versicherte Münch unserem Dichter, der Graf Dietrichstein sei höchst brüskirt gegen ihn; worauf Hebbel erwiderte: Aber ich bitte Sie, was kann ich dafür, daß die Excellenz mich nicht kannte?

Alle diese bunten Versuche und Erlebnisse wurden durch ein abenteuerliches Zwischenspiel unterbrochen, das nicht ohne Einfluß auf die Schicksalswendung im Leben unseres Dichters blieb. Er war schon im Begriff abzureisen und eben auf dem Wege zur Post, um sich einen Platz im Eilwagen nach Prag zu nehmen, als ihm ein Herr begegnete, der ihn oberflächlich kannte,

und ihm mittheilte, es wären zwei Barone aus Galizien hier, welche seine Bekanntschaft sehnlich wünschen. Sie hätten sich bereits an Deinhardstein um seine Adresse gewendet, aber dieser wisse sie selbst nicht, da ihm Hebbel eine verkehrte gegeben. Augenblicklich geneigt, jenem Wunsche zu willfahren und die Abreise hinaus zu schieben, bestimmte Hebbel ein Café zum Rendez-vous am selbigen Tage. Anstatt der zwei mysteriösen Edelleute fand er dort eine Einladung vor, sie zu besuchen und den Abend bei ihnen zuzubringen. Er that es und wurde derart empfangen, daß ihn beinahe Schwindel erfaßte. Ein hell erleuchtetes großes Gemach im ersten Stock des Hotels zum Erzherzog Karl, ein zu prunkvollem Souper hergerichteter Tisch, enthusiastischer Willkommen! Dann gab es eine wilde Nacht, Champagner, Toaste, auf den Knien vor ihm ausgebracht, und weil dritte Personen hinzu kamen, fortwährendes leidenschaftliches Recitiren seiner Verse und Interpretiren der Judith und der Genoveva. Er konnte dem Strome excentrischer Dichterverehrung keinen Einhalt thun, wie er auch im Ernste oder scherzhaft dagegen protestirte, und ergab sich zuletzt in das Schicksal des Gefeierten, indem er schweigend sich verhielt, als ob er seine eigene Bildsäule wäre. Doch würzte er sich, wie er sagte, die Situation durch Torte-Essen und Wein-trinken. Da das Symposion weit über Mitternacht hinaus schwellte und „sein kostbares Leben der Gefahr einer Erkältung nicht ausgesetzt werden durfte“, so mußte er dort auch nächtigen. Er schlief unter damastenen Decken mit goldenen Fransen. Ihm war zu Muthe, als ob ihm ein Märchen passirte, „halb unge-reimt, halb tiefsinnig, aber im Ganzen angenehm“. — Die Gastfreunde hießen Wilhelm und Julius Zerboni di Sposetti, waren galizische Gutsbesitzer und schwärmten, namentlich der Aeltere, Wilhelm, für den Dichter der Judith. Der junge polnische Graf, der auf der Fahrt von Ancona nach Wien sein Gefährte war und

ihm hier noch hilfreich gewesen war, hatte seinen Landsleuten von dem merkwürdigen Holsteiner erzählt und so den ersten Faden zu ihrem Gewebe gesponnen. Auch nach diesem Abend erkaltete ihr Eifer nicht, sie thaten für ihn, was sie ihm an den Augen absehen konnten, preßten ihn täglich, mit ihnen zu essen, ja der Aeltere sorgte nach und nach für Alles, was ihm Unterhaltung und Bequemlichkeit gewähren mochte, sogar für eine Equipage. Die Eigenthümlichkeiten des Sarmaten waren in Wilhelm Zerboni so anschaulich ausgeprägt, daß er gleichsam ein ethnographisches Beispiel aus der Völkerpsychologie hätte vorstellen können. Starke Instincte, die sich mit einem glatten Culturfirniß auf's Beste vertragen, ein Feuer, das mehr schwehlt als flammt, eine opferbereite Hingebung an den Andern, die nicht unschwer den egoistischen Ausweg findet, ein scheinbares Aufgehen in fremdem Glück, das aber dem Selbstgenuß mehr verdankt, als der Liebe. Wilhelm Zerbonis exaltirte Lebensäußerungen werden bei erhebenden Anlässen nicht wohlthuender gewirkt haben, als bei schmerzlichen, falls mich meine eigenen Eindrücke nicht täuschen. Ich konnte mir seinen Enthusiasmus nur bei Lampen- und Kerzenlicht denken, nicht im Strahle des Taggestirns. Trotz alledem soll der Werth des menschlich Guten, das unserem Dichter durch Wilhelm Zerboni zu Theil ward, nicht verringert und es soll fernerhin nicht vergessen werden, daß er ein Werkzeug der geheimnißvollen Fügung gewesen, die Hebbeln in Wien festgehalten und damit seinem Leben eine neue Gestalt gegeben hat.

Hebbel versprach sich von der Anknüpfung dieser Verbindung reellen Nutzen, da die Herren von Zerboni mit angesehenen Wiener Familien verschwägert waren. Er ging von Neuem zu Deinhardstein, dem er mit seiner Anklage der Ignorirung Unrecht gethan, und brachte ihm den Diamant. Derselbe wiederholte die schon früher ausgesprochene Bitte, daß Hebbel sich an den

Jahrbüchern theilhaben möge, welche sehr gut honoriren und ihm eine ergiebige Einnahmsquelle eröffnen würden. Er erbot sich, die letzten Bände der Literaturgeschichte von Servinus zu recensiren, mit welchem Vorschlage Deinhardstein vollkommen einverstanden war. Nun wollte Hebbel das Werk aus der Hofbibliothek entleihen, wo es ihm jedoch, weil es zu den verbotenen gehörte, nicht ausgelohnt werden durfte. Einzige Zustände: den auf Kosten der Regierung herausgegebenen Jahrbüchern war es zwar gestattet, jene Literaturgeschichte zu besprechen, den Beamten der Hofbibliothek aber war es nicht erlaubt, das Object der Besprechung dem Schriftsteller anzuvertrauen. Hebbel erhielt das Buch, nebenbei bemerkt, aus der Privatbibliothek Ferdinand Wolfs.

Aufmerksamkeiten, Ehrenbezeugungen und Einladungen drängten jetzt einander, als sollte Hebbel für alle ihm bisher entgangenen Zeichen der Anerkennung mit Einem Male schadlos gehalten werden. An einem Festabend, den der Schriftstellerverein Concordia für Karl Egon Ebert veranstaltete, wurde er neben diesem der Gegenstand von Ovationen. Der erste Toast hatte dem Dichter der Wlasta gegolten, als das Glockensignal zum zweiten erscholl, erhob sich stürmisch die Jugend und brachte ihm einen aus. Hierauf stand Bauernfeld auf und erklärte, er habe nur deshalb um's Wort gebeten, weil er selbst das Nämliche thun wollte. Hebbel hatte Mühe, die Jüngerer in Ordnung zu halten, denn sie scharten sich um ihn als ihren Bannerherrn und konnten es nicht verwinden, daß er nicht allein gefeiert wurde. — Ludwig August Frankl brachte ihn zu Hammer-Burgstall, Münch zu Julie Kettich, wo er eines Abends den Diamant vorlas. Die Buchhändler ließen sich viele Exemplare seiner Stücke kommen, weil man sie zahlreich zu verlangen anfing. Auch artige Irthümer liefen mit unter. Im juridisch-politischen Lesevereine, wo er eingeführt worden, sagte ein Doctor juris zu ihm: daß er sich

sein Rheinisches Schatzkästlein gekauft habe. Hebbel antwortete: Sie haben wohl gethan, dieses Schatzkästlein enthält manche Perle, aber Sie erweisen mir zu viel Ehre, indem Sie mich für den Juwelier halten, der diese Kleinodien gefast hat. Zufälliger Weise brachte jetzt die Kölnische Zeitung einen Artikel, der sich über die Berliner Opernverschwendung ausließ und dann fragte: was thut man für einen Mann, wie Fr. Hebbel? Was thut man, um ihn in eine Lage zu versetzen, wo er sich klären und läutern kann? Nichts und wieder nichts! Und dennoch liegt mehr Kunst und Poesie, mehr Ewiges und Unvergängliches in einem seiner Dramen, als in der ganzen Berliner Oper. Der Artikel war aus der Europa genommen und ging auch in das Frankfurter Conversationsblatt über. Beinahe gleichzeitig veröffentlichten die Blätter für literarische Unterhaltung eine Beurtheilung der Maria Magdalena, worin es unter Anderem hieß: Hebbel weiß sehr gut, daß es für den Werth eines Dramas nichts entscheidet, ob es aufgeführt wird oder nicht, aber es wäre eine Maulschelle mehr, welche die Theaterdirectionen sich gäben, wenn sie dieses Stück liegen ließen, denn es ist ein Werk von bleibendem, ewigen Werth und stellt unsere gegenwärtige Welt besser dar als alle Handbücher der Weltgeschichte und des Staatslebens.

Hebbels niedergebrannte Hoffnungen flackerten wieder auf. Das Honorar für die den Jahrbüchern zugedachten Arbeiten würde, wie er meinte, die Kosten des Wiener Aufenthalts auf zwei Monate hinaus decken und bis dahin würde auch in den Theaterangelegenheiten etwas entschieden sein. Entweder, schrieb er an Elise, müsse sein Leben jetzt einen höheren Schwung oder ein Ende nehmen. „So steht die Sache, täusche Dich nicht! Alle meine Gedanken sind jetzt auf Wirkung gerichtet, von allen Arten der Sehnsucht kenne ich nur noch die eine nach Thaten, und nichts kann Pflicht für mich sein, was diese verhindert, weil es

nich und alle meine Kräfte vernichtet.“ Und wenn Alles, was er hier erwarte, in Nichts zerrinne? Nun dann gehe er mit Wilhelm Zerboni auf dessen Güter in Galizien und schreibe dort etwas Neues. Denke Dir, setzt er hinzu, er ist der Besitzer des Schlosses, wo der falsche Demetrius, der Dir aus Schiller bekannt sein wird, auferzogen wurde. Sie habe gewiß nicht bedacht, was sie sagte, als sie ihn nach Hamburg rief. Eine Folterkammer sei doch kein Asyl.

Hatte die Freundschaft mit Zerboni zweifellos dazu beigetragen, daß Hebbel seinen Aufenthalt in Wien auf unbestimmte Zeit verlängerte, so ward doch das Schwergewicht der Entschließung von anderer Seite her in die Waagschale gelegt. Ihn fesselte hier, ob er es gleich nicht klar sich gestand, ein weibliches Wesen, ihn fesselte Christine Enghaus. An jenem Concordia-abend hatte ihm nämlich Otto Prechtler erzählt, daß die Hofschauspielerin Enghaus seit lange schon lebhaft wünsche, die Rolle der Judith zu spielen, daß er selbst durch sie mit dem Stücke bekannt geworden und daß die Künstlerin, vom Schauspieler Korn darum ersucht, es ihm mit den Worten eingehändigt habe, er solle das Werk für die Darstellung einrichten. Prechtler aber, wiewohl von dem Stücke entzückt, hatte diese Einladung abgelehnt, weil er sich bei Lebzeiten des Dichters und weder als Dramaturg noch als Regisseur thätig, dazu nicht berechtigt fühle. Hebbels Verlangen, dieser Schauspielerin vorgestellt zu werden, ging in Erfüllung. So flüchtig die Begegnung war: das Bild des schönen Mädchens blieb in seiner Seele. Deinhardsteins unausgesetzte Vorspiegelungen, daß Hebbel aller Hindernisse ungeachtet seine Stücke mit Leichtigkeit demnächst auf das Burgtheater bringen werde, hatten zur Folge, daß er die im December gehegte Absicht, Wien denn doch zu verlassen, abermals aufgab. Der Weihnachtsabend bei den Herren v. Zerboni erschloß ihm einen tröstlichen

Ausblick in das anbrechende Jahr. Als sich nämlich die Gäste entfernt hatten, wollte er, wie sich von selbst versteht, das Gleiche thun. Aber sie ließen ihn nicht gehen, so sehr er darauf drang. Am andern Morgen ganz in der Frühe, holte der Bediente seine Kleider. Doch diese kamen nicht zurück und er mußte bis acht Uhr im Bette verweilen. Was geschah? Plötzlich trat Wilhelm von Zerboni mit einem neuen Anzug ein, warf sich auf die Knie, bat ihn, ihm zu verzeihen u. s. w. Als armer Poet hatte sich Hebbel niedergelegt, als Modenkupfer stand er wieder auf. Von der Halsbinde an bis zu den Stiefeln herunter Alles fein und modern. Dabei ein prachtvoller weißer Oberrock, ein Spazierstock mit silbernem Knopf u. dgl. m. Von nun an hatte er seine Wohnung im Erzherzog Karl. Ein teppichbelegtes Zimmer, rothsammtene Stühle, silberne Leuchter, Spiegel in goldenen Rahmen. Den ersten Besuch im neuen Anzug machte er bei Christine Enghaus, zu der er, wie eine Stelle in seinem Tagebuche besagt, vor Wochen mit Armensünder-Empfindungen gekommen war, die ihm sein schlechtes Reisehabit eingeflüßt hatte; „aber mit einem anderen Rock wurde ich ein anderer Mensch“.

Charakter und Farbe der ersten Besuche Hebbels bei Christine Enghaus, kann ich mit den ergreifenden, einfach schönen Worten der Witwe des Dichters wiedergeben. Sie schrieb mir darüber in einem Briefe vom 1. September 1873 Nachstehendes:

„. . . Zuerst schildere ich Ihnen mein Vorgefühl für Hebbel beim Lesen der Werke, die ich früher als ihn selbst kennen lernte; es waren Judith und Maria Magdalena. Judith sollte in Hamburg zur Aufführung kommen, der Director Schmidt sprach mir von der glänzenden Hauptrolle und hoffte mich mit der Aussicht auf dieselbe dem dortigen Theater zu erhalten. Ich hatte aber schon den Contract für Wien unterschrieben und reiste im Juli 1840 dahin ab, ohne das Stück auch nur kennen gelernt zu

haben. Am Hofburgtheater herrschte leider das Rollenmonopol — ich war jung, hübsch und talentvoll, wie man mir sagte, diese Eigenschaften erregten den Neid meiner Colleginnen und keine trat mir eine gute Rolle ab, ich mußte mich mit schlechten begnügen oder solchen, die für meine Jugend nicht paßten, z. B. Claudia in Emilia Galotti. Da schrieb mir mein Bruder aus Hamburg, ob ich nicht versuchen wolle, die Judith, welche großes Glück auf der Bühne gemacht, auf das Hoftheater zu bringen, um endlich mein Talent zeigen zu können. Ich ließ mir das Stück schicken. Ich las es, mich packte Grauen und Bewunderung dabei — Grauen vor dem Dichter, der es geschrieben, Bewunderung vor der Dichtung selbst, besonders vor der Gestalt der Judith, die mich wahrhaft begeisterte. Ich ging mit dem Werk zu unserem damaligen Intendanten, dem Grafen Moriz Dietrichstein, ich bat ihn, dasselbe zu lesen und wenn möglich zur Aufführung zu bringen. Bald darauf erhielt ich aus seinem Munde folgende Antwort: Nun ja, die Judith ist eine schöne Rolle, die Sie gewiß vortrefflich spielen würden, doch der Holofernes ist ein Hansnarr. Ich schwieg. Dies veranlaßte ihn, noch zu sagen, ein biblischer Stoff dürfe ohnehin nicht auf die Hofbühne gebracht werden, deshalb sei es unnütz, noch daran zu denken. Das Denken daran konnte er mir nicht verbieten, ich studierte die Rolle mit Liebe ein, um sie bei Gastrollen zu spielen. Doch kam es leider nicht dazu. Erst nach einigen Jahren und vielen Schicksalschlägen, die mich darin getroffen — fiel mir Maria Magdalena in die Hände — mein eigenes härtestes Schicksal stand mir in Klara vor Augen, ich war, nachdem ich es zu Ende gelesen, zerschmettert! Ich sah in Meister Anton und in Hebbel meine Richter — letzterem wünschte ich nie zu begegnen. — —

„Da trat eines Tages Otto Prechtler zu mir in's Zimmer mit den Worten: Hebbel ist in Wien! Wollen Sie ihn kennen

lernen, ich bring' ihn her. Nein, nein, rief ich, ich fürchte ihn! Er ist nicht so fürchterlich, wie Sie glauben, gab er mir zur Antwort, er möchte Sie gerne persönlich sprechen, er hat Sie schon in Hamburg auf der Bühne bewundert, schlagen Sie es ihm nicht ab. Ich willigte, wenn auch mit Widerstreben, ein. Prechtler werde ihn noch am selben Abend sehen und wolle mit ihm den nächsten Tag kommen. Ich bereute, nachdem er mich verlassen, meine Einwilligung gegeben zu haben, mein ängstliches Gefühl, die Furcht ihn zu sehen, vermehrte sich, ja sogar die Nacht im Traume erschien er mir als Meister Anton — ich als Klara — ich sah die Ziegel von den Dächern fallen, doch keiner traf mich — mit diesem Angstgefühl erwachte ich und verharrte darin, bis Prechtler die Thür öffnete und Hebbel herein trat. Seine hagere Gestalt, die blasse Leidensmiene stößten mir beim ersten Anblick das tiefste Mitleid ein. Meine Furcht war verschwunden. — Seiner ersten Worte entsinne ich mich nicht mehr, doch glaube ich, es war ein Lob auf mein Talent. Er bedauerte, die Judith nicht von mir sehen zu können, dann sprach er über die dramatische Kunst, über Dichter, nie hatte ich Aehnliches gehört, ich war begeistert. Ich sah nicht mehr die hagere Gestalt, ich sah nur sein blaues Auge, aus dem Funken sprühten, als er so sprach. — Beim Fortgehen sagte er mir Lebewohl, da er an einem der nächsten Tage abreisen wolle. Mir wurde recht traurig zu Muthe, als er mich verlassen — ich hatte von seiner Armuth gehört, seine ärmliche Kleidung, der schwarze Frack, der ihm nicht paßte, bezeugten sie nur zu sehr. Wenn ich reich wäre, sagte ich mir, so würde ich ihm eine sorgenlose Zukunft schaffen — dies war mein Gefühl bei seinem ersten Scheiden. Welche geraume Zeit liegt jetzt zwischen dem ersten und dem letzten Scheiden — welche Kämpfe, welche Leiden, aber auch welche Freuden! die nur der zu würdigen weiß, der wie Sie, lieber Freund, Hebbel als Geist, als

Charakter kannte. — Längst glaubte ich Hebbel abgereist, da tritt er eines Tages wieder in die Thür, aber wie veredelt — dem Aeußern nach, — ein feiner, eleganter Oberrock, ein gleicher Hut und Handschuhe — ich traute meinen Augen kaum — Sie staunen gewiß, mich noch hier zu sehen, sagte er, ja, so spielt das Glück zuweilen mit Einem Fangball und vereitelt unsere Pläne. Mir warf es einen Freund und Verehrer meiner Werke in den Weg, der mich zurückhielt, mich einlud, bei ihm zu wohnen und noch einige Zeit in Wien zu bleiben. Ich nahm die Einladung mit Vergnügen an, da sie mir Gelegenheit bot, Ihnen noch einmal Lebewohl wünschen zu können, weil Sie doppelt wohl zu leben verdienen. Ich verlebte wieder eine glückliche Stunde, in der ich ihn sprechen hörte; etwas zu erwiedern wagte ich kaum in meiner Schüchternheit, denn mir erschien Alles, was ich hätte sagen können, zu unbedeutend, zu kindisch. Nur aus meinen Augen (auf deren Ausdruck er später Alles gab) konnte er sehen, welchen Eindruck er auf mich machte. Diesmal glaubte ich wirklich an seine Abreise, die er in den nächsten Tagen antreten wolle — mit tiefer Trauer darüber sagte ich ihm ein herzliches Lebewohl! Acht Tage waren vergangen, da stürzt eines Morgens mein Mädchen in die Thür und meldet, da es noch früh war, Herr Dr. Hebbel. Ich traute meinen Sinnen nicht, doch ein freudiges Ach! entrang sich meiner Brust. Diesmal komme ich nicht, um Lebewohl zu sagen, wohl aber um zu fragen, ob ich öfter kommen darf? Sie halten mich hier fest. Was ich darauf erwiederte, weiß ich nicht mehr — ich glaube, es war ein stummes und doch beredtes Zeichen, das einem Kuß nicht ganz unähnlich sah. .“

Hebbel meinte in jener Zeit, so gefährlich es sei, Hoffnungen sich hinzugeben, jetzt möchte er es fast wagen; er möchte glauben, daß nun sein Leben eine bessere Wendung nehmen werde, wenn er gleich über das Wie nichts zu vermuthen sich getraue.

„Warum? Weil ich weiß, daß es geschehen muß, wenn ich nicht zu Grunde gehen soll.“ Jeder Lebensmuth sei in Italien in ihm erstickt gewesen, er habe sich mit den finstersten Gedanken getragen und nie hätten seine Nerven sich ohne dieses Bad wieder gespannt. Durch ein Wunder sei er wirklich in Wien festgehalten worden. — Die Besuche bei Christine Enghaus wurden häufig und bald verging kein Tag, an dem er sie nicht sah. Beider Entschluß, einander angehören zu wollen, stand fest. Alles hatte er ihr eröffnet, was an schweren Bekenntnissen auf seiner Seele lastete — Nichts hatte sie ihm verschwiegen, was ein geprüftes weibliches Herz arg bedrücken kann und was dem Gitter der Zähne, wie Homer es nennt, nur ungern entschlüpft. So legten sie ein Jedes ihre eigene, besondere Schuld zusammen, von der Innigkeit der Reizung zwar dazu gekräftigt, wie befähigt, aber keines im Rausche des Augenblicks, keines mit verdunkeltem oder auch nur eingeschläfertem Bewußtsein. Es war eine durch die Verflechtung der Umstände und den Hintergrund der Erlebnisse eigenthümlich beschaffene Besonnenheit, die sich bei der Knüpfung dieses Bundes thätig erwies. Aus dem Munde der Witwe des Dichters, dieser edlen Frau, weiß der Biograph, daß Mitleid die vornehmste Triebfeder gewesen, welche sie damals bestimmte, Hebbeln ihre Hand zu reichen, so sehr auch der mächtige Eindruck seiner Natur und zarte Regungen ihres Gemüthes sie an ihn drängten und fesselten. Ein ebenso unverwerfliches Zeugniß dafür, wie es in ihm ausgesehen hat, gibt uns die folgende Stelle aus seinem Tagebuche, in der Jahresübersicht vom 31. December 1846.

„. . Ich verlobte mich mit Fräulein Enghaus; ich that es sicherlich aus Liebe, aber ich hätte dieser Liebe Herr zu werden gesucht und meine Reise fortgesetzt, wenn nicht der Druck des Lebens so schwer über mir geworden wäre, daß ich in der Neigung, die dieses edle Mädchen mir zuwendete, meine einzige

und ihm mittheilte, es wären zwei Barone aus Galizien hier, welche seine Bekanntschaft sehnlich wünschen. Sie hätten sich bereits an Deinhardstein um seine Adresse gewendet, aber dieser wisse sie selbst nicht, da ihm Hebbel eine verkehrte gegeben. Augenblicklich geneigt, jenem Wunsche zu willfahren und die Abreise hinaus zu schieben, bestimmte Hebbel ein Café zum Rendez-vous am selbigen Tage. Anstatt der zwei mysteriösen Edelleute fand er dort eine Einladung vor, sie zu besuchen und den Abend bei ihnen zuzubringen. Er that es und wurde derart empfangen, daß ihn beinahe Schwindel erfaßte. Ein hell erleuchtetes großes Gemach im ersten Stock des Hotels zum Erzherzog Karl, ein zu prunkvollem Souper hergerichteter Tisch, enthusiastischer Willkomm! Dann gab es eine wilde Nacht, Champagner, Toaste, auf den Knien vor ihm ausgebracht, und weil dritte Personen hinzu kamen, fortwährendes leidenschaftliches Recitiren seiner Verse und Interpretiren der Judith und der Geneveva. Er konnte dem Strome excentrischer Dichterverehrung keinen Einhalt thun, wie er auch im Ernste oder scherzhaft dagegen protestirte, und ergab sich zuletzt in das Schicksal des Gefeierten, indem er schweigend sich verhielt, als ob er seine eigene Bildsäule wäre. Doch würzte er sich, wie er sagte, die Situation durch Lortz-Essen und Weintrinken. Da das Symposion weit über Mitternacht hinaus schwellte und „sein kostbares Leben der Gefahr einer Erkältung nicht ausgesetzt werden durfte“, so mußte er dort auch nächtigen. Er schlief unter damastenen Decken mit goldenen Fransen. Ihn war zu Muth, als ob ihm ein Märchen passirte, „halb unge-reimt, halb tiefsinnig, aber im Ganzen angenehm“. — Die Gastfreunde hießen Wilhelm und Julius Zerboni di Spofetti, waren galizische Gutsbesitzer und schwärmten, namentlich der Aeltere, Wilhelm, für den Dichter der Judith. Der junge polnische Graf, der auf der Fahrt von Ancona nach Wien sein Gefährte war und

ihm hier noch hilfreich gewesen war, hatte seinen Landsleuten von dem merkwürdigen Holsteiner erzählt und so den ersten Faden zu ihrem Gewebe gesponnen. Auch nach diesem Abend erkaltete ihr Eifer nicht, sie thaten für ihn, was sie ihm an den Augen absehen konnten, preßten ihn täglich, mit ihnen zu essen, ja der Ältere sorgte nach und nach für Alles, was ihm Unterhaltung und Bequemlichkeit gewähren mochte, sogar für eine Equipage. Die Eigenthümlichkeiten des Sarmaten waren in Wilhelm Zerboni so anschaulich ausgeprägt, daß er gleichsam ein ethnographisches Beispiel aus der Völkerpsychologie hätte vorstellen können. Starke Instincte, die sich mit einem glatten Culturfirniß auf's Beste vertragen, ein Feuer, das mehr schwehlt als flammt, eine opferbereite Hingebung an den Andern, die nicht unschwer den egoistischen Ausweg findet, ein scheinbares Aufgehen in fremdem Glück, das aber dem Selbstgenuß mehr verdankt, als der Liebe. Wilhelm Zerbonis exaltirte Lebensäußerungen werden bei erhebenden Anlässen nicht wohlthuender gewirkt haben, als bei schmerzlichen, falls mich meine eigenen Eindrücke nicht täuschen. Ich konnte mir seinen Enthusiasmus nur bei Lampen- und Kerzenlicht denken, nicht im Strahle des Taggestirns. Trotz alledem soll der Werth des menschlich Guten, das unserem Dichter durch Wilhelm Zerboni zu Theil ward, nicht verringert und es soll fernerhin nicht vergessen werden, daß er ein Werkzeug der geheimnißvollen Fügung gewesen, die Hebbeln in Wien festgehalten und damit seinem Leben eine neue Gestaltung gegeben hat.

Hebbel versprach sich von der Anknüpfung dieser Verbindung reellen Nutzen, da die Herren von Zerboni mit angesehenen Wiener Familien verschwägert waren. Er ging von Neuem zu Deinhardstein, dem er mit seiner Anklage der Ignorirung Unrecht gethan, und brachte ihm den Diamant. Derselbe wiederholte die schon früher ausgesprochene Bitte, daß Hebbel sich an den

Jahrbüchern betheiligen möge, welche sehr gut honoriren und ihm eine ergiebige Einnahmsquelle eröffnen würden. Er erbot sich, die letzten Bände der Literaturgeschichte von Gervinus zu recensiren, mit welchem Vorschlage Deinhardstein vollkommen einverstanden war. Nun wollte Hebbel das Werk aus der Hofbibliothek entleihen, wo es ihm jedoch, weil es zu den verbotenen gehörte, nicht ausgefolgt werden durfte. Einzige Zustände: den auf Kosten der Regierung herausgegebenen Jahrbüchern war es zwar gestattet, jene Literaturgeschichte zu besprechen, den Beamten der Hofbibliothek aber war es nicht erlaubt, das Object der Besprechung dem Schriftsteller anzuvertrauen. Hebbel erhielt das Buch, nebenbei bemerkt, aus der Privatbibliothek Ferdinand Wolfs.

Aufmerksamkeiten, Ehrenbezeugungen und Einladungen drängten jetzt einander, als sollte Hebbel für alle ihm bisher entgangenen Zeichen der Anerkennung mit Einem Male schadlos gehalten werden. An einem Festabend, den der Schriftstellerverein Concordia für Karl Egon Ebert veranstaltete, wurde er neben diesem der Gegenstand von Ovationen. Der erste Toast hatte dem Dichter der Wlasta gegolten, als das Glockensignal zum zweiten erscholl, erhob sich stürmisch die Jugend und brachte ihn einen aus. Hierauf stand Bauernfeld auf und erklärte, er habe nur deshalb um's Wort gebeten, weil er selbst das Nämliche thun wollte. Hebbel hatte Mühe, die Jüngerer in Ordnung zu halten, denn sie scharten sich um ihn als ihren Bannerherrn und konnten es nicht verwinden, daß er nicht allein gefeiert wurde. — Ludwig August Franck brachte ihn zu Hammer-Burgstall, Münch zu Julie Kettich, wo er eines Abends den Diamant vorlas. Die Buchhändler ließen sich viele Exemplare seiner Stücke kommen, weil man sie zahlreich zu verlangen anfing. Auch artige Irrthümer liefen mit unter. Im juridisch-politischen Lesevereine, wo er eingeführt worden, sagte ein Doctor juris zu ihm: daß er sich

sein Rheinisches Schatzkästlein gekauft habe. Hebbel antwortete: Sie haben wohl gethan, dieses Schatzkästlein enthält manche Perle, aber Sie erweisen mir zu viel Ehre, indem Sie mich für den Juwelier halten, der diese Kleinodien gefast hat. Zufälliger Weise brachte jetzt die Kölnische Zeitung einen Artikel, der sich über die Berliner Opernverschwendung ausließ und dann fragte: was thut man für einen Mann, wie Fr. Hebbel? Was thut man, um ihn in eine Lage zu versetzen, wo er sich klären und läutern kann? Nichts und wieder nichts! Und dennoch liegt mehr Kunst und Poesie, mehr Ewiges und Unvergängliches in einem seiner Dramen, als in der ganzen Berliner Oper. Der Artikel war aus der Europa genommen und ging auch in das Frankfurter Conversationsblatt über. Beinahe gleichzeitig veröffentlichten die Blätter für literarische Unterhaltung eine Beurtheilung der Maria Magdalena, worin es unter Anderem hieß: Hebbel weiß sehr gut, daß es für den Werth eines Dramas nichts entscheidet, ob es aufgeführt wird oder nicht, aber es wäre eine Maulschelle mehr, welche die Theaterdirectionen sich gäben, wenn sie dieses Stück liegen ließen, denn es ist ein Werk von bleibendem, ewigen Werth und stellt unsere gegenwärtige Welt besser dar als alle Handbücher der Weltgeschichte und des Staatslebens.

Hebbels niedergebrannte Hoffnungen flackerten wieder auf. Das Honorar für die den Jahrbüchern zugeordneten Arbeiten würde, wie er meinte, die Kosten des Wiener Aufenthalts auf zwei Monate hinaus decken und bis dahin würde auch in den Theaterangelegenheiten etwas entschieden sein. Entweder, schrieb er an Elise, müsse sein Leben jetzt einen höheren Schwung oder ein Ende nehmen. „So steht die Sache, täusche Dich nicht! Alle meine Gedanken sind jetzt auf Wirkung gerichtet, von allen Arten der Sehnsucht kenne ich nur noch die eine nach Thaten, und nichts kann Pflicht für mich sein, was diese verhindert, weil es

nich und alle meine Kräfte vernichtet.“ Und wenn Alles, was er hier erwarte, in Nichts zerrinne? Nun dann gehe er mit Wilhelm Zerboni auf dessen Güter in Galizien und schreibe dort etwas Neues. Denke Dir, setzt er hinzu, er ist der Besitzer des Schlosses, wo der falsche Demetrius, der Dir aus Schiller bekannt sein wird, aufgezogen wurde. Sie habe gewiß nicht bedacht, was sie sagte, als sie ihn nach Hamburg rief. Eine Folterkammer sei doch kein Asyl.

Hatte die Freundschaft mit Zerboni zweifellos dazu beigetragen, daß Hebbel seinen Aufenthalt in Wien auf unbestimmte Zeit verlängerte, so ward doch das Schwergewicht der Entscheidung von anderer Seite her in die Waagschale gelegt. Ihn fesselte hier, ob er es gleich nicht klar sich gestand, ein weibliches Wesen, ihn fesselte Christine Enghaus. An jenem Concordiaabend hatte ihn nämlich Otto Prechtler erzählt, daß die Hofschauspielerin Enghaus seit lange schon lebhaft wünsche, die Rolle der Judith zu spielen, daß er selbst durch sie mit dem Stücke bekannt geworden und daß die Künstlerin, vom Schauspieler Korn darum ersucht, es ihm mit den Worten eingehändigt habe, er solle das Werk für die Darstellung einrichten. Prechtler aber, wiewohl von dem Stücke entzückt, hatte diese Einladung abgelehnt, weil er sich bei Lebzeiten des Dichters und weder als Dramaturg noch als Regisseur thätig, dazu nicht berechtigt fühle. Hebbels Verlangen, dieser Schauspielerin vorgestellt zu werden, ging in Erfüllung. So flüchtig die Begegnung war: das Bild des schönen Mädchens blieb in seiner Seele. Deinhardsteins unausgesetzte Vorspiegelungen, daß Hebbel aller Hindernisse ungeachtet seine Stücke mit Leichtigkeit demnächst auf das Burgtheater bringen werde, hatten zur Folge, daß er die im December gehegte Absicht, Wien denn doch zu verlassen, abermals aufgab. Der Weihnachtsabend bei den Herren v. Zerboni erschloß ihm einen tröstlichen

Ausblick in das anbrechende Jahr. Als sich nämlich die Gäste entfernt hatten, wollte er, wie sich von selbst versteht, das Gleiche thun. Aber sie ließen ihn nicht gehen, so sehr er darauf drang. Am andern Morgen ganz in der Frühe, holte der Bediente seine Kleider. Doch diese kamen nicht zurück und er mußte bis acht Uhr im Bette verweilen. Was geschah? Plötzlich trat Wilhelm von Zerboni mit einem neuen Anzug ein, warf sich auf die Knie, bat ihn, ihm zu verzeihen u. s. w. Als armer Poet hatte sich Hebbel niedergelegt, als Modenkupfer stand er wieder auf. Von der Halsbinde an bis zu den Stiefeln herunter Alles fein und modern. Dabei ein prachtvoller weißer Oberrock, ein Spazierstock mit silbernem Knopf u. dgl. m. Von nun an hatte er seine Wohnung im Erzherzog Karl. Ein teppichbelegtes Zimmer, rothsammtene Stühle, silberne Leuchter, Spiegel in goldenen Rahmen. Den ersten Besuch im neuen Anzug machte er bei Christine Enghaus, zu der er, wie eine Stelle in seinem Tagebuche besagt, vor Wochen mit Armensünder-Empfindungen gekommen war, die ihm sein schlechtes Reisehabit eingelöst hatte; „aber mit einem anderen Rock wurde ich ein anderer Mensch“.

Charakter und Farbe der ersten Besuche Hebbels bei Christine Enghaus, kann ich mit den ergreifenden, einfach schönen Worten der Witwe des Dichters wiedergeben. Sie schrieb mir darüber in einem Briefe vom 1. September 1873 Nachstehendes:

„. . . Zuerst schildere ich Ihnen mein Vorgefühl für Hebbel beim Lesen der Werke, die ich früher als ihn selbst kennen lernte; es waren Judith und Maria Magdalena. Judith sollte in Hamburg zur Aufführung kommen, der Director Schmidt sprach mir von der glänzenden Hauptrolle und hoffte mich mit der Aussicht auf dieselbe dem dortigen Theater zu erhalten. Ich hatte aber schon den Contract für Wien unterschrieben und reiste im Juli 1840 dahin ab, ohne das Stück auch nur kennen gelernt zu

haben. Am Hofburgtheater herrschte leider das Rollenmonopol — ich war jung, hübsch und talentvoll, wie man mir sagte, diese Eigenschaften erregten den Neid meiner Colleginnen und keine trat mir eine gute Rolle ab, ich mußte mich mit schlechten begnügen oder solchen, die für meine Jugend nicht paßten, z. B. Claudia in Emilia Galotti. Da schrieb mir mein Bruder aus Hamburg, ob ich nicht versuchen wolle, die Judith, welche großes Glück auf der Bühne gemacht, auf das Hoftheater zu bringen, um endlich mein Talent zeigen zu können. Ich ließ mir das Stück schicken. Ich las es, mich packte Grauen und Bewunderung dabei — Grauen vor dem Dichter, der es geschrieben, Bewunderung vor der Dichtung selbst, besonders vor der Gestalt der Judith, die mich wahrhaft begeisterte. Ich ging mit dem Werk zu unserem damaligen Intendanten, dem Grafen Moriz Dietrichstein, ich bat ihn, dasselbe zu lesen und wenn möglich zur Aufführung zu bringen. Bald darauf erhielt ich aus seinem Munde folgende Antwort: Nun ja, die Judith ist eine schöne Rolle, die Sie gewiß vortrefflich spielen würden, doch der Holofernes ist ein Hansnarr. Ich schwieg. Dies veranlaßte ihn, noch zu sagen, ein biblischer Stoff dürfe ohnehin nicht auf die Hofbühne gebracht werden, deshalb sei es unnütz, noch daran zu denken. Das Denken daran konnte er mir nicht verbieten, ich studierte die Rolle mit Liebe ein, um sie bei Gastrollen zu spielen. Doch kam es leider nicht dazu. Erst nach einigen Jahren und vielen Schicksalsschlägen, die mich darin getroffen — fiel mir Maria Magdalena in die Hände — mein eigenes härtestes Schicksal stand mir in Klara vor Augen, ich war, nachdem ich es zu Ende gelesen, zerschmettert! Ich sah in Meister Anton und in Hebbel meine Richter — letzterem wünschte ich nie zu begegnen. — —

„Da trat eines Tages Otto Prechtler zu mir in's Zimmer mit den Worten: Hebbel ist in Wien! Wollen Sie ihn kennen

lernen, ich bring' ihn her. Nein, nein, rief ich, ich fürchte ihn! Er ist nicht so fürchterlich, wie Sie glauben, gab er mir zur Antwort, er möchte Sie gerne persönlich sprechen, er hat Sie schon in Hamburg auf der Bühne bewundert, schlagen Sie es ihm nicht ab. Ich willigte, wenn auch mit Widerstreben, ein. Prechtler werde ihn noch am selben Abend sehen und wolle mit ihm den nächsten Tag kommen. Ich bereute, nachdem er mich verlassen, meine Einwilligung gegeben zu haben, mein ängstliches Gefühl, die Furcht ihn zu sehen, vermehrte sich, ja sogar die Nacht im Traume erschien er mir als Meister Anton — ich als Klara — ich sah die Ziegel von den Dächern fallen, doch keiner traf mich — mit diesem Angstgefühl erwachte ich und verharrte darin, bis Prechtler die Thür öffnete und Hebbel herein trat. Seine hagere Gestalt, die blasse Leidensmiene flößten mir beim ersten Anblick das tiefste Mitleid ein. Meine Furcht war verschwunden. — Seiner ersten Worte entsinne ich mich nicht mehr, doch glaube ich, es war ein Lob auf mein Talent. Er bedauerte, die Judith nicht von mir sehen zu können, dann sprach er über die dramatische Kunst, über Dichter, nie hatte ich Aehnliches gehört, ich war begeistert. Ich sah nicht mehr die hagere Gestalt, ich sah nur sein blaues Auge, aus dem Funken sprühten, als er so sprach. — Beim Fortgehen sagte er mir Lebewohl, da er an einem der nächsten Tage abreisen wolle. Mir wurde recht traurig zu Muth, als er mich verlassen — ich hatte von seiner Armuth gehört, seine ärmliche Kleidung, der schwarze Frack, der ihm nicht paßte, bezeugten sie nur zu sehr. Wenn ich reich wäre, sagte ich mir, so würde ich ihm eine sorgenlose Zukunft schaffen — dies war mein Gefühl bei seinem ersten Scheiden. Welche geraume Zeit liegt jetzt zwischen dem ersten und dem letzten Scheiden — welche Kämpfe, welche Leiden, aber auch welche Freuden! die nur der zu würdigen weiß, der wie Sie, lieber Freund, Hebbel als Geist, als

Charakter kannte. — Längst glaubte ich Hebbel abgereist, da tritt er eines Tages wieder in die Thür, aber wie veredelt — dem Aeußern nach, — ein feiner, eleganter Oberrock, ein gleicher Hut und Handschuhe — ich traute meinen Augen kaum — Sie staunen gewiß, mich noch hier zu sehen, sagte er, ja, so spielt das Glück zuweilen mit Einem Fangball und vereitelt unsere Pläne. Mir warf es einen Freund und Verehrer meiner Werke in den Weg, der mich zurückhielt, mich einlud, bei ihm zu wohnen und noch einige Zeit in Wien zu bleiben. Ich nahm die Einladung mit Vergnügen an, da sie mir Gelegenheit bot, Ihnen noch einmal Lebewohl wünschen zu können, weil Sie doppelt wohl zu leben verdienen. Ich erlebte wieder eine glückliche Stunde, in der ich ihn sprechen hörte; etwas zu erwidern wagte ich kaum in meiner Schüchternheit, denn mir erschien Alles, was ich hätte sagen können, zu unbedeutend, zu kindisch. Nur aus meinen Augen (auf deren Ausdruck er später Alles gab) konnte er sehen, welchen Eindruck er auf mich machte. Diesmal glaubte ich wirklich an seine Abreise, die er in den nächsten Tagen antreten wollte — mit tiefer Trauer darüber sagte ich ihm ein herzliches Lebewohl! Acht Tage waren vergangen, da stürzt eines Morgens mein Mädchen in die Thür und meldet, da es noch früh war, Herr Dr. Hebbel. Ich traute meinen Sinnen nicht, doch ein freudiges Ach! entrang sich meiner Brust. Diesmal komme ich nicht, um Lebewohl zu sagen, wohl aber um zu fragen, ob ich öfter kommen darf? Sie halten mich hier fest. Was ich darauf erwiderte, weiß ich nicht mehr — ich glaube, es war ein stummes und doch beredtes Zeichen, das einem Kuß nicht ganz unähnlich sah. . .“

Hebbel meinte in jener Zeit, so gefährlich es sei, Hoffnungen sich hinzugeben, jetzt möchte er es fast wagen; er möchte glauben, daß nun sein Leben eine bessere Wendung nehmen werde, wenn er gleich über das Wie nichts zu vermuthen sich getraue.

„Warum? Weil ich weiß, daß es geschehen muß, wenn ich nicht zu Grunde gehen soll.“ Jeder Lebensmuth sei in Italien in ihm erstickt gewesen, er habe sich mit den finstersten Gedanken getragen und nie hätten seine Nerven sich ohne dieses Bad wieder gespannt. Durch ein Wunder sei er wirklich in Wien festgehalten worden. — Die Besuche bei Christine Enghaus wurden häufig und bald verging kein Tag, an dem er sie nicht sah. Beider Entschluß, einander angehören zu wollen, stand fest. Alles hatte er ihr eröffnet, was an schweren Bekenntnissen auf seiner Seele lastete — Nichts hatte sie ihm verschwiegen, was ein geprüftes weibliches Herz arg bedrücken kann und was dem Gitter der Zähne, wie Homer es nennt, nur ungern entschlüpft. So legten sie ein Jedes ihre eigene, besondere Schuld zusammen, von der Innigkeit der Neigung zwar dazu gekräftigt, wie befähigt, aber keines im Rausche des Augenblicks, keines mit verdunkeltem oder auch nur eingeschläfertem Bewußtsein. Es war eine durch die Verflechtung der Umstände und den Hintergrund der Erlebnisse eigenthümlich beschaffene Besonnenheit, die sich bei der Knüpfung dieses Bundes thätig erwies. Aus dem Munde der Witve des Dichters, dieser edlen Frau, weiß der Biograph, daß Mitleid die vornehmste Triebfeder gewesen, welche sie damals bestimmte, Hebbeln ihre Hand zu reichen, so sehr auch der mächtige Eindruck seiner Natur und zarte Regungen ihres Gemüthes sie an ihn drängten und fesselten. Ein ebenso unverwerfliches Zeugniß dafür, wie es in ihm ausgesehen hat, gibt uns die folgende Stelle aus seinem Tagebuche, in der Jahresübersicht vom 31. December 1846.

„. . Ich verlobte mich mit Fräulein Enghaus; ich that es sicherlich aus Liebe, aber ich hätte dieser Liebe Herr zu werden gesucht und meine Reise fortgesetzt, wenn nicht der Druck des Lebens so schwer über mir geworden wäre, daß ich in der Neigung, die dieses edle Mädchen mir zuwendete, meine einzige

Rettung sehen mußte. Ich zögere nicht, dieses Bekenntniß unumwunden abzulegen, so viel ich auch dabei verlieren würde, wenn ich einen deutschen Jüngling zum Richter hätte. Auf eine unbesiegbare Leidenschaft darf man sich nach dem dreißigsten Jahre, nach meinem Gefühl, nicht mehr berufen, wenn man nicht ein völlig inhaltloses Leben führt, wohl aber auf eine Situation, die, ein Resultat aller vorher gegangenen, das Dasein selbst mit seinem ganzen Gehalt in's Gedränge bringt, wie es in jedem Sinn mein Fall war. Es ist meine Ueberzeugung und wird es in alle Ewigkeit bleiben, daß der ganze Mensch derjenigen Kraft in ihm angehört, die das Bedeutendste ist, denn aus ihr allein entspringt sein eigenes Glück und zugleich aller Nutzen, den die Welt von ihm ziehen kann; diese Kraft ist in mir die poetische: wie hätte ich sie in dem miserablen Kampf um die Existenz lebendig erhalten und wie hätte ich diesen Kampf ohne sie auch nur nothdürftig in die Länge ziehen sollen, da bei meiner unablenkbaren Richtung auf das Wahre und Echte, bei meiner völligen Unfähigkeit zu handwerkern, an einen Sieg gar nicht zu denken war. Wenn die Ruhe des Gewissens die Probe des Handelns ist, so habe ich nie besser gehandelt, als indem ich den Schritt that, aus dem Elise mir eine Todssünde macht. .“

Elise mußte eine Todssünde nennen, was Hebbel das Ergebniß aller vorhergegangenen Situationen nannte. Denn sie rang gleichfalls um ihre Existenz, indem sie anklagend forderte, wie er seine Existenz behauptete, indem er sich von ihr lossagte. Vereinigt aber hätten sie sich nicht retten können. Das Unschöne des Verhältnisses, in welchem sie die stets Gebende aus zärtlicher Neigung war, er hingegen der fortwährend Empfangende ohne den segnenden Zuspruch des theiligten Gemüthes, nun kam es auf das Deutlichste zum Vorschein. Opferwillig und hingebungsvoll hatte sie ihm alles Liebe und Gute, das ein weibliches Herz

zu bieten vermag, zugewendet, hatte sie ihm ihr ganzes Dasein in jener wunderbaren Wehrlosigkeit geschenkt, womit das Weib die Welt überwindet. Aber in dieser Schenkung war ein Zuviel, das er immerfort, wie wir uns entsinnen, ablehnte, ja wovor ihm nicht selten graute, weil es nicht umsonst gegeben werden kann, weil es nur einen einzigen Preis hat und weil er wußte, daß er diesen Preis nicht zu leisten im Stande war: das Zuviel leidenschaftlicher Neigung und der stillen, unzerstörbaren Zuversicht ihrer Erwidderung. Dies thut freilich dem Edelwerthe der Seele Elisens keinen Eintrag, doch wir müssen in diesem Augenblicke daran mahnen. Er hinwiederum ist wahrhaftig gewesen und dieses wollen wir eben so wenig vergessen. Sie hat in der Selbsttäuschung weiter gelebt, sie schützte und begoß diese Selbsttäuschung, wenn die kränkliche Pflanze abzuwelken drohte, indessen er solche Pflege mit bedenklichen Augen verfolgte und Elisen gerade dadurch die schmerzlichsten Stunden bereitete, daß er sie über seine Empfindung gegen sie nicht eine Secunde lang täuschte. Ja, noch mehr: sie hatte ihm öfters gesagt und geschrieben, daß er frei sei, daß sie keinen Anspruch auf ihn mache, sondern unbedingt zurücktreten werde, sobald sie seinem Glück im Wege stehe; er hatte hierin stets einen Beweis hoher Sittlichkeit erblickt und zuweilen davon gegen seine Freunde, z. B. gegen Bamberg und Gurlitt gesprochen; er war also, wie er sagte, auf ein offenes und ehrliches Benehmen gefaßt. Gleichwohl soll Elisen deshalb von unserer Seite kein Vorwurf treffen. Ihre selbstlosen Beteuerungen sind sicherlich aufrichtig gemeint gewesen; dem Moment der Probe aber unterlag ihr Naturell, unterlag das von den Thatfachen gemißhandelte Weib. Unser tiefstes Mitleid steht zu ihr, keine unserer menschlichen Regungen wird ihr untreu, jede Klage, die sie wimmert, und jeder Schrei, den sie ausstößt, findet in unserer Brust seinen Nachhall. — Zu Hebbels Recht-

fertigung vor sich selbst, soll nichts hinzugethan werden als die Hinweisung auf die Krisen geistig stark bewegter Individuen, deren eingeborener Trieb nach Ausgestaltung dessen, was in ihnen liegt, mitunter einen gewaltthätigen Durchgang sich erzwingt. Es sei blos an Winkelmann erinnert, der mit dem Dresdner Tauschhandel, wie wir seine Conversion bezeichnen dürfen, den ersehnten Gewinn der Kenntniß antiker Kunstwerke und den für die ganze Welt fruchtbar gewordenen römischen Aufenthalt sich erobert hat. Ein tiefsinniges Wort Gottfried Kellers wird im Leser die Versuchung abschneiden, ethisch richterlichen Erwägungen und Urtheilssprüchen über diesen Gegenstand nachzuhängen. Keller sagt: „Man muß die besonderen Umstände seiner Fehler und Vergehen in Betracht ziehen und die jedesmalige Verantwortlichkeit feststellen, welche immer eine andere ist; denn das gleiche Vergehen kann bei dem einen Menschen fast unbedeutend sein, während es für den andern eine Sünde ist; ja für ein und denselben Menschen ist es zu der einen Stunde unverzeihlicher und schwerer, als zu der anderen Stunde.“

Es war keine Bräutigamszeit, die Hebbel nach seiner Verlobung mit Christine Enghaus durchlebte, es war eine von Lichtblicken unterbrochene Erinnerungsnacht, von der er wußte, daß zwei Frauen die Dualen derselben theilten. Briefe anklägerischen, vertheidigenden, wehevollen und widerwärtigen Inhalts liefen, besser schlichen zwischen ihm und Elisen hin und her; alte Posten wurden gezählt und an einander gereiht, Vergangenes und Verschollenes, Gutes wie Böses, Schönes wie Unschönes recapitulirt. Was das rastlos vorwärts treibende Leben in seinem mannigfaltigen Wechsel der Lagen und Stimmungen zum Heil oder Unheil der Beiden, zu ihrem Troste oder ihrer Pein hervorgebracht und was als Ursach und Wirkung, als Schicksal oder Zufall sich vor ihnen beglaubigt hatte, das nahm sich nun, in dem Briefgefecht

zum Kriegsgebrauch herbei geholt und erniedrigt, unhold und mißlich, halbwahr oder lügenhaft aus, das erschien als ein Reichthum von Fehlritten und Enttäuschungen, als eine Folgenreihe von Willkür und Laune. Die Wärme des Erlebten und Durchlebten hatte sich verflüchtigt und Alles wurde kalt und häßlich und unwahr. Da Christine in diese Kämpfe Hebbels mit hineinschaute, so verwandelte sie sich zuweilen, ohne sich dessen bewußt zu werden, in die Bundesgenossin, welche zu der Verlassenen in Hamburg stieß. „Du hast keine Kinder geboren! Ich weiß wie das thut und beklage sie unendlich!“ rief Christine eines Abends weinend aus. — Bräutigamswochen, wie sie zu dem Dichter der Maria Magdalena passen.

Der vollzogene Schnitt machte eine Verständigung, geschweige Ausgleichung zwischen Hebbel und Elisen einstweilen unmöglich. Doch trat später, was ich gleich hier bemerken will, eine Lösung der Spannungen, eine besänftigende Lösung ein.

Ende April 1846 empfing er vom Kirchspielschreiber Vofß in Wesselburen, an den er sich, seines Geburtscheins wegen, gewendet hatte, das Verlangte nebst einigen herzlichen Zeilen. Der alte treue Vofß zeigte ihm bei dieser Gelegenheit an, daß seine Tochter Emilie, welche „am Oculi-Sonntage“ des vorigen Jahres mit einem Manne copulirt worden war, an dessen Seite sie sich glücklich gefühlt habe, bereits seit dem August desselben Jahres Witwe, aber durch den Verstorbenen gut versorgt sei. Die Liebe seiner Kindheit sah unserm Dichter über die Schulter, kurz bevor er zum Traualtar schritt. Wie aus den Schlußworten des alten Vofß ersichtlich ist, hatte ihn Hebbel um seinen Segen gebeten, den ihm der Wohlthäter seiner Jugend freudig ertheilte. Am sechszwanzigsten Mai wurde Hebbel mit Christine Enghaus getraut. Wilhelm Zerboni, Otto Prechtler und dessen Frau,

sowie der Schriftsteller Fritsch (Franz von Braunau), wohnten der Ceremonie bei.

Der Besitz Christinens erfüllte Hebbel mit einem Glücksgefühl, das er bis dahin nicht gekannt hatte. Seine einstmalige Abneigung gegen die Ehe erschien ihm jetzt als die Frucht jenes „unglückseligen Verhältnisses“. Die Liebe sei viel oder wenig, sagte er, aber ohne die Liebe sei vielleicht die Ehe, gewiß jedoch nicht ein freiwilliges Schließen der Ehe denkbar. Er gestand sich, daß durch die bloße Auflösung des Verhältnisses zu Elisen eine heitere Ruhe über ihn gekommen, ihm war zu Muth, als ob das Leben, ja, als ob er selbst erst jetzt wieder sein geworden wäre. Freilich habe man nunmehr ein Mittel in Händen, ihn zu tödten: man richte auf Christine die Pfeile und er werde schnell fallen. Auch die dämonische Kraft ihrer Seele, welche sich in den künstlerischen Leistungen der Schauspielerin entwickelte, war ein Bindeglied zwischen ihm und ihr. Nie wollte er einen ähnlichen Eindruck aus dem Theater mit fortgenommen haben, wie von ihrer Kriemhild in Raupachs Nibelungenhort.

Da trat ich einmal in den Musentempel,
 Wo sich die bleichen Dichterschatten röthen,
 Wie des Odysseus Schaar, von fremdem Blut.
 Ein Flüstern ging durch's Haus, und heil'ges Schweigen
 Entstand sogleich, wie sich der Vorhang hob,
 Denn Du erschienst als Rächerin Kriemhild.
 Es war kein Sohn Apolls, der Dir die Worte
 Geliehen hatte, dennoch trafen sie,
 Als wären's Pfeile aus dem gold'nen Köcher,
 Der hell erklang, als Typhon blutend fiel.
 Ein lauter Jubel scholl durch alle Räume,
 Wie Du, die fürchterlichste Dual im Herzen
 Und grause Schwüre auf den blassen Lippen,
 Dich schmücktest für die zweite Hochzeitsnacht.

Das letzte Eis zerschmolz in jeder Seele
 Und schoß als glüh'nde Thräne durch die Augen,
 Ich aber schwieg und danke Dir erst heut'.
 Denn diesen Abend ward mein Jugendtraum
 Lebendig, alle Nibelungen traten
 An mich heran, als wär' ihr Grab gesprengt,
 Und Hagen Tronje sprach das erste Wort.

So lauten einige Verse des Einleitungsgedichts zu den Nibelungen. — Trotz alledem war die erste Zeit der Ehe keine frohe und friedliche. Zuvörderst aus dem Grunde, weil Hebbel sein Augenmerk auf möglichst eingehaltene Sparsamkeit richtete, um die vielen Risse seiner eigenen ökonomischen Vergangenheit, wie jener seiner Frau zu schließen. Denn dadurch setzte er der ungemessenen Freigebigkeit, womit das weltunkundige Mädchen sich bisher ihren Verwandten gegenüber benommen hatte, ein für allemal feste Schranken, und dies führte zu den in solchen Fällen unvermeidlichen Reibungen und unangenehmen Szenen; um so mehr, als man ihm, dem angeblich Nichterwerbenden, die Berechtigung zum straffen Anziehen des wirthschaftlichen Regiments bestritt. Zwar verwendete er nur die Einkünfte, welche die nächsten Bücherhonorare ihm brachten, zur Unterstützung Elisens, wie zur Tilgung der Schuldforderungen des alten Rousseau und Gurlitts. Aber dies wußten die Angehörigen seiner Frau nicht und vor Allem mißbilligten sie den knappen Haushalt der angesehenen Hofschauspielerin. Jahre lang lebten Beide so einfach, wie kleine Bürgerleute, und die Fügsamkeit Christinens in die neue Hausordnung wurde von ihrer Seite eben so sehr mit empfindlichen Entbehrungen erkaufte, als sie sich in dieselben ohne zu murren schickte. Aber auch an innern Störungen fehlte es nicht, welche aus den Charakterunterschieden der Beiden, namentlich aus Hebbels Hestigkeit, entsprangen. Diese Störungen verbitterten

seiner Frau Stunden und Tage, ja Wochen und Jahre. Sie konnte sich, ungeachtet ihrer angeborenen Güte, äußerst schwer in die oftmaligen, unvorbereiteten Ausbrüche seines Naturells finden, in seine mit der Unerbittlichkeit einer Dictatur herrschenden wilden Stimmungen, so daß es Auftritte genug gab, welche dem Uneingeweihten als untrügliche Kennzeichen einer mißglückten Ehe hätten gelten können. Zuträgereien, Verdächtigungen und Verleumdungen, in Wien, wie in Hamburg ausgeheckt, blieben gleichfalls nicht aus, und es bedurfte einer, ich darf wohl sagen heroischen Geduld Christinens, um die äußeren und innern Kämpfe allgemach zu überwinden und dabei vom Adel ihrer Seele kein Trübküßchen einzubüßen.

II.

Hebbels Stellung zu den Wienern hatte sich schon vor seiner Verheirathung verändert. Sie schienen, wie er in einem Briefe an Gurlitt sagt, nichts dagegen zu haben, daß er hier bleibe, sie schienen es wenigstens zu verzeihen. Als sie aber merkten, daß der Mann, der seinen Aufenthalt dauernd unter ihnen aufgeschlagen, anders sei, als sie vermuthet hatten, da verwandelten sich nach seinem Ausdrucke die glatten Aale in Schlangen. Hebbel konnte mit dieser Bezeichnung nur einige Literaten meinen, nicht die Wiener schlankweg. Dennoch mußte sich in dem Norddeutschen Vielerlei gegen den Charakter derselben, namentlich in seiner damaligen Beschaffenheit, von Grund aus sträuben. Der in einer harten Leidenschaft zur Erkenntniß seiner selbst herangereifte Wiener beschönigt heute nicht mehr die Gebrechen seiner Artung, die schlimmen Folgen seiner Erziehung und läßt sich durch die lobspendenden Volksschranzen, welche nach wie vor seine Unvergleichlichkeit preisen, keineswegs in der Ueberzeugung irre machen, daß ein Plus an Ernst und Gewissenhaftigkeit

mit einer kleinen Einbuße an Frohsinn und Anmuth nicht zu theuer erkauft worden wäre. Diesen Frohsinn und diese Anmuth wußte Hebbel eben so sehr zu würdigen, wie die Unverdorbenheit der Sinne des Wienerers, die rasch klammernden Organe desselben im Aufnehmen der Eindrücke und wie seine große Assimilirungsfähigkeit. Allem Steifen, Berechnenden, Prüden und Überweisen abhold, erfreute er sich an den schmiegsamen, gefälligen Umgangsformen des Wienerers, welche das anspruchslose Zubehör im Rahmen der Zustände der Donaufstadt bilden, gab er sich den einschmeichelnden Zügen einer muntern Gutmüthigkeit, einer flinken Laune und dem Tumult unaufhörlich einander ablösender Stimmungen hin, welche als Scenerie und Schaustück angesehen, die Seele des Beschauers angenehm festlich berühren. Auch entzückte ihn die Fülle lieblicher Mädchen und Frauen, die er in solcher Anzahl nirgendwo erblickt haben wollte; die mit einem Philinenzauber verschwiferte Treuherzigkeit der Wienerin, ihre unbefangene Begehrlichkeit, die ihr Pflichtgefühl illuminirt, aber nicht verbrennt, ihren Mutterwitz und ihre Zutraulichkeit, womit sie gleich einer schalkhaften und dennoch spröden Wirthin zum Angriff ermuntert, ohne darum ihre Vertheidigung einzustellen. Nichtsdestoweniger blieben unserem Dichter die Schattenseiten des Wienerthums nicht verborgen.

Der Grundmangel des Wienerers ist seine Unverläßlichkeit, zum Mindesten des Wienerers jener Tage. Und zwar gilt dies vom Manne allein. Der Augenblicksbegeisterung hingegeben, wechselt er mit dem Minutenzeiger die Objecte seines Antheils, und von den Hauptmotiven der Erscheinungen nur gestreift, mögen es Persönlichkeiten oder geschichtliche Thatfachen sein, lösen sich ihm dieselben in lauter Einzelheiten auf, woran er seine Hoffnungen oder Befürchtungen, seine Liebe oder seinen Haß hängt und dies Alles eben so schnell als flüchtig. Jeder seiner Racen-

fehler tritt, im Widerspiel zu den übrigen Stämmen der deutschen Familie, bei denen das eine und andere Naturgebrechen eine gute Verwerthung oder eine Compensirung erfährt, als ausgesprochener Charakterfehler auf. Die ruhige, zielfundige Entschlossenheit des Märkers oder des Pommers verstärkt sich bei der Schwäche an Einbildungskraft durch Arbeitsamkeit und durch das Zusammenhalten aller Fähigkeiten auf Einen Punkt. Die ursprüngliche Langsamkeit und Verstocktheit des Schwaben befördern seine Zähigkeit und veredeln sich zum hartnäckigen Willen. Aus den leichtfertigen Blutstropfen des Rheinländers und seinen Antrieben zur Wankelmüthigkeit geht ein Zug des Gefälligen auf seinen vorwaltend praktischen Sinn über. Bei dem Wiener hingegen, wir dürfen nicht sagen dem Deutschösterreicher, melden sich die Racenfehler als harte Gläubiger, indem sie gleichsam Pfandrecht ausüben auf seine besten, glänzendsten Eigenschaften. Die Flüchtigkeit bringt ihn vielfach um die reiche Ausbeute seines rasch entzündlichen Temperaments, an seiner Vergeßlichkeit schmilzt nur zu oft die überschüssige Einbildungskraft ergebnislos dahin und durch den Mangel an Beharrlichkeit bringt er sich nicht selten um den Triumph des ihm verliehenen leichtbeweglichen, fest zugreifenden Naturells, um einen Triumph, den der verwandlungsfähige und schwunghafte Geist des Parisers mehr als Ein Mal gepflückt hat. In einer liederlichen Eintracht leben im Wiener Schuldner und Gläubiger, um das früher gebrauchte Gleichniß auszunutzen, neben einander hin; seine Mängel kleiden sich gerne in die Gestalt seiner Vorzüge, so daß man jene nicht angreifen kann, ohne diese ungerechter Weise mit antasten zu müssen. Von Ranten und Stacheln befreit, wirkt in ihm eine runde Eigenart, welche, mit dem Prädicate der Liebenswürdigkeit ausgezeichnet, alle Nachlässigkeiten und Verkehrtheiten des Intellects und des Charakters entschuldigt und bemäntelt. Hebbel stand dieser Liebenswürdigkeit

waffenlos gegenüber. Die norddeutsche Zucht sah sich hier auf ein Material angewiesen, das ein Einbeißen und Festklammern schlechterdings nicht vertrug. Gewohnt: Ja, ja! und Nein, nein! zu sagen, wo Zustimmung oder Abwehr es erheischten, fühlte und bemerkte er, daß man seine Sprache als die des trotzigem oder pedantischen Fremdlings auslegte, daß man Umschreibungen und Abschwächungen anwendete und erwartete. Sein seltsamer holsteinischer Accent, seine linkische Gliedergeschmeidigkeit, die ganze geistig abgesonderte Erscheinung, bei ihren Antrittsrollen in der Kaiserstadt mit Neugierde und fliegendem Enthusiasmus begrüßt, boten jetzt der voreiligen Kritik, der Spott- und Wiglust den bildungsfähigsten Stoff dar. Ueber Nacht hatte man seine Unebenheiten, seine menschlichen und poetischen Schwächen ausgespürt, wogegen man sich das Vertrautwerden mit ihm und seinen Dichtungen, das nachträgliche Prüfen der zuerst empfangenen Eindrücke wienerisch locker, wienerisch liebenswürdig schenkte.

Zudem war Hebbel in einem Zeitmoment nach Wien gekommen, als die alten Zustände in's Wanken geriethen und neue ihre Spitzen herein drängten; Uebergänge jedoch haben immer etwas Unwirthliches und Unverständliches, und in Wien machte sich dies um so mehr fühlbar, als hier das Ende des Alten nicht mit dem hinlänglich vorbereiteten Anfang des Neuen zusammenfiel. Bei der Beschaffenheit des österreichischen Staatslebens mit seiner Beharrlichkeit im Erschlaffen, mit seinem aus den Traditionen der Unentschiedenheit sich ernährenden Despotismus, war an den bisher bestehenden Voraussetzungen noch nicht gerüttelt worden, aber ein Umschlag zum Verbessern und Verändern der herkömmlichen Einrichtungen bereits eingetreten. Die Voraussetzungen des patriarchalischen Despotismus, wie man ihn richtig genannt hat, sollten als die vermeinte *conditio sine qua non* des Bestandes unangetastet bleiben, während man die Verbesserung

auf Flickarbeit beschränken und die Veränderung nur dem Anschein nach in's Werk setzen wollte. Und zwar wollte man dies nur deshalb, weil nicht zu übersehende Anstöße von Außen eine weitere Unthätigkeit erschwerten und die Machtfrage in's Mitleid zogen. Vornehmlich erkannte Solches der Staatskanzler und er versuchte daher, den Widerstand der Hofkreise gegen Manches, was nicht der frühere Weg hieß, zu brechen; ein Weg, den kaiserliche Testamente, Versprechungen in die Hand des hingeschiedenen Monarchen, eingewurzelte Maximen und Gewohnheiten klar und bündig vorgezeichnet hatten. Die Hofkreise, welche sich erst allmählich und schüchtern in Gruppen verschiedener Meinung theilten, waren den Ansichten des Erzherzogs Ludwig vollständig unterthan. Sie bezeigten der Majestät, dem herzensguten, aber zum Regieren untauglichen Ferdinand, die gebührende Ehrfurcht, sahen jedoch unverwandten Auges auf den Erzherzog, der thatsächlich alle Herrenrechte an sich gerissen hatte; hierin dem klugen Klerus nicht unähnlich, welcher seine pflichtschuldige Kniebeugung vor der Monstranz eben so gleichgültig abthut, als er mit gespannter Aufmerksamkeit an den Mienen des Hierarchen hängt, welcher mit den Zwecken der Kirche seine eigenen fördert. Eines wußten die Wiener genau, nämlich daß der Erzherzog der unumschränkte Gebieter war, wogegen sie sich über die Stellung und Haltung des Staatskanzlers, welchen sie sich als ein willfähriges Werkzeug des Erzherzogs dachten, vollständig täuschten. Die Güte Ferdinands aber vermochte den Monarchen nicht gegen die lieblosen Spöttereien zu decken, die seine Schwachsinnigkeit bei den Wienern jener Tage hervorrief. Man lächelte, indem man das Haupt entblößte, wenn der Kaiser, hin und wieder mit dem Kammerherrn murmelnd, seinen täglichen Spaziergang über die Bastei machte; man heftete die Operngläser neugierig auf die Logenecke, worin der geschmeidige Staatskanzler sein frauenhaft

feines Gesicht verbarg. Jenes Lächeln offenbarte die dem Kinde eigene Naivetät des Wiener, der über einem Gebrechen, das ihm komisch vorkam, alle Pietät vergaß; diese Neugierde verrieth den schaulustigen Sinn des Wiener, dessen Interesse an dem allmächtigen Fürsten für den Augenblick jeden erregten Mißmuth zurückdrängte. Was wird er zu dieser Stelle im Stücke sagen? Wird er sich jetzt über den Applaus des Hauses ärgern? Warum nicht er unerwarteter Weise beifällig mit dem Kopfe? Dergleichen Fragen waren, in mannigfaltigen Formen wiederkehrend, der müßige Zeitvertreib der „Intelligenz“ der Stadt. Dabei wimmerte es bald hier bald dort: Wir sind die Parias unter den Deutschen, wir erdulden den Druck der Negerflaven, schlechter als uns geht es Niemand! Die Strauß'sche Geige hub mit den nämlichen Schmerz- und Klagelauten an, um nach einem abschließenden Traueraccorde und der kunstgerechten Pause — unverzüglich in die Freude umzuspringen, welche von der süßen Beschwichtigung an, die noch elegisch tändelt, auf den Passagen des Muthwillens, der sinnlichen Begehrlichkeit und Aufreizung bis zu dem Jubel eines „fidelen“ Lebens alle Phasen durchheilt und in Dur und Moll verkündigte, daß es uns gut gehe.

Dem Staatskanzler sind diese musikalischen Versicherungen vermuthlich sehr angenehm gewesen und der Erzherzog wird die Glaubwürdigkeit der Folgerungen, welche der armselige Polizeivogt Sedlnitzky aus den Wirkungen des Strauß'schen Walzers zog, auf keinen Fall bestritten haben. In Wahrheit aber fühlten sich die Wiener derzeit recht unbehaglich und die Regentschaft des kaiserlichen alter ego stellte einen in unfruchtbaren Maßregeln und Cabinetsbefehlen oder im stummen Augenschließen und pagodenhaften Verneinen sich äußernden Vertrocknungsprozeß dar. Wo die Regierung den Strom der Neuerung aufzuhalten wähnte, dort beschleunigte sie den Gang derselben durch die ungeschickte

Wahl der Mittel, und wo sie den Ereignissen einen Vorsprung abzugewinnen und diese im eigenen Interesse zu zinsen hoffte, dort wurde sie schmäzlich überlistet und um den erstrebten Ruhm der freien Selbstbestimmung betrogen. Die aus Preussisch-Schlesien nach Reichenberg und Prag herüber schlagenden Arbeiterunruhen hatten in der Hofburg nur das Ausspielen des Schlagworts Communismus und die Besorgniß zur Folge, es möchten auch in den Fabriken Wiens und der Umgebung gleiche Excesse sich ereignen. Als 1845 in Preußen die religiöse Bewegung, von der politischen getragen, anschwoll, da hatte Oesterreich die „Gefahr“, welche zur „Beseitigung“ aufforderte, allein im Auge, indem es die religiösen Gefühle Friedrich Wilhelms des Vierten zu gemeinsamen Vorkehrungen anrief. Als nun gar, ein Jahr später, der in Wien längst befürchtete preussische Verfassungsentwurf, das Resultat der stürmischen Landtagsabschiede, wirklich zur Durchführung gelangte, da begann Oesterreich zaghaft sich mit der Idee der Reform ein Bischen vertrauter zu machen. Unterdessen nahm die Aufregung in Italien zu und hatte die nach dem blutigen Aufstande in Galizien Oesterreich abgenöthigte Erleichterung der Robotpflicht das System der Stabilität abermals erschüttert. Die Möglichkeit, nunmehr vom preussischen Einfluß in Deutschland überflügelt zu werden, beschäftigte den Fürsten Metternich auf das Ernstlichste, denn es erschien ihm bedenklich, daß Oesterreich, gleichwie bei Gründung des Zollvereins, wo es commercieell zurückgeblieben war, nun auch politisch hinter Preußen stehen solle. Obendrein war man dort eben dabei, ein Preßgesetz zu entwerfen, um dasselbe dann, im Hinblick auf den erwarteten Widerstand Oesterreichs gegen die Zurücknahme der Censuredicte in den Erblanden, an den Bund zu bringen mit dem Antrage, daß dessen Einführung facultativ und dem Ermessen der einzelnen Bundesregierungen überlassen sein möge. Denn

Preußen wußte, daß die meisten deutschen Staaten zustimmen würden. In dieser seltsamen Bedrängniß simulirte Oesterreich am Bundestage den Träger des Liberalismus und in der Staatsconferenz drang Fürst Metternich darauf, daß man nunmehr selbst die Bahn der politischen Reformen betreten müsse. Gleichzeitig aber marschirten Soldaten nach Italien, um dort die Empörung niederzuhalten, setzte es im Venezianischen Verhaftungen und Hausdurchsuchungen und wanderten beträchtliche Geldsummen, sowie die Söhne der ersten Adelsgeschlechter zur Unterstützung des Sonderbunds in die Schweiz, wiewohl der den Jesuiten persönlich abgeneigte Fürst sich gegen die Niederlassung der Kinder Pohlenz zu Luzern ausgesprochen und auch gestimmt hatte. Aber alle seine Anstrengungen zu Hause scheiterten an dem Widerstreben des Erzherzogs gegen irgendwelche Reformen und wohl auch an seinem eigenen Naturell, das dem beharrlichen Kampfe, wo immer er auf seinem Pfade lag, auswich. Dem Politiker der Klugheit, nicht der Weisheit, dem Manne der Transactionen, nicht der Action, dem *petit-maitre* der Diplomatie, der über die sächsischen Künste der Intrigue verfügte, in dem aber kein Blutstropfen der großartigen Verschlagenheit des ersten Florentiners vollte, einem solchen Staatsmanne mußte jeder starke Wille beikommen, der sich neben oder über ihm zu behaupten suchte, gleichviel ob dieser Wille die behaglichen Züge des verstorbenen Kaisers trug oder ob er das zu Gyps erstarrte Gesicht des mürrißchen Erzherzogs wies. Aber auch die Anstrengungen des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten erfuhren jetzt eine Niederlage, weil Metternichs diplomatische Bemühungen in der Schweizer Affaire sich mit dem in allen europäischen Cabineten erwachten Argwohn kreuzten, welcher durch die Einverleibung Krakaus in das österreichische Ländergebiet entstanden war. Menthalben sah man den Erwerb als ein Attentat der heiligen

Allianz auf die Verträge von Achtzehnhundertfünfzehn an, und die Stimme des Gewissens sagte dem Staatskanzler, wie Adolf Schmidt sich ausdrückt, daß das Grab seiner Autorität am Ufer der Weichsel lag, daß er jenen Verträgen gegenüber nicht mehr als der glaubwürdige Vertreter seiner eigenen Politik erschien.

Fürst Metternich, so lautet das Urtheil Grillparzers, war von Hause aus ein Mann von Ehre und Gefühl, entschlossen und muthig, der Verstand aber, in den diplomatischen Salons unter Weibern und Höflingen ausgebildet, mehr polirt als gestählt, mit der Spitze ritzend, statt mit der Schneide trennend, und, durch eine glückliche Auffassungsgabe verführt, das Resultat der Untersuchung vor der Operation des Untersuchens anticipirend. Dieses Urtheil trifft zu bis auf die Adjectiva des Entschlossenen und Muthigen. Eigenschaften dieser Art werden ebenso wenig erworben als verloren. Und was die Umgebung der Weiber und Höflinge anbelangt, welche seine Anlagen sollen verweichlicht und geschwächt haben, so wäre noch die Atmosphäre Wiens als das dazu entscheidend Mitwirkende anzuführen gewesen. Seit zwei Jahrhunderten hatte kein begabter Mensch, kein Soldat, Staatsmann, Priester oder Schriftsteller den niederziehenden, die geistigen und Charakterkräfte unterbindenden Einfluß der alten Kaiserstadt von sich fernhalten, ihm Trotz bieten und durch den Gegenstrom persönlicher Einsicht und Ueberlegenheit auch nur theilweise besiegen können. Jederzeit war jener atmosphärische Einfluß ungleich stärker, als die individuell ausgezeichnetste Begabung. Es sei hier blos an Abraham a Sancta Clara und an Joseph den Zweiten erinnert. Dem originellen und beherzten Sittenprediger haben weit mehr die Wiener den vorgehaltenen Spiegel gedreht und gewendet, wie es ihnen gefiel, als er selbst ihn gelenkt und festgehalten, um die Bilder aus eigener Wahl darin aufzufangen; in seine Strafreden kichert der Schuldige, den

sie ereilen wollen, vernehmlicher hinein als sein ethischer Ton in ihnen fühlbar und hörbar wird. Seine Zuhörer verweltlichten ihn und so verpflanzte er am Ende den Fasching in die Homiletik. Geiler von Kaysersberg hat sicherlich volksmäßig gepredigt, wie Abraham, im geistigen Solde seiner Gemeinde aber ist er deshalb nicht gestanden. Joseph hinwiederum that, gleich den Wienern, stets den zweiten Schritt vor dem ersten, wie Friedrich der Große zu seiner nicht geringen Befriedigung bemerkte, und bildet in seiner Mischung von edlen Vorsätzen und unzureichender Plastik, von Hast und Eigensinn, lebhafter Phantasie und schlechter Gedankendisziplin das idealisirte Nachbild der Volksrealität Wiens. Eines allerdings hatte dieser Kaiser mit seiner gewaltthätigen Humanität, des heftigsten Widerstandes ungeachtet, durchgesetzt: die Ausbreitung religiöser Freimüthigkeit. Doch dürfen wir auch in diesem Falle nicht vergessen, daß jener Widerstand vorzugsweise vom Hofe, den adeligen Gesellschaftskreisen und dem höheren Klerus ausgegangen war, daß er aus dem Wienerthume selbst keine namhafte Verstärkung empfing. Trotz alledem muß ihm das Verdienst zugesprochen werden, der Hauptstadt des Reiches den Stempel religiöser Duldung und Unbefangenheit aufgedrückt zu haben. Das ist die eigentliche Josephinische Schöpfung. Sogar den politisch konservativen Elementen ward allmählich dieser Geist zugesellt, ja, bei dumpfen Bureaukraten, wie vorurtheilsvollen Pfahlbürgern verschaffte er sich nach und nach Eingang. Das bedeutsamste Zeugniß für die Bethätigung der Macht desselben nehmen wir an unseren Dichtern und Schriftstellern war. Unerhebliche Ausnahmen abgerechnet, standen die vorzüglichsten sammt und sonders den religiösen Dingen ungetrübten Sinnes gegenüber, mit einer Gleichmüthigkeit, nicht selten Gleichgültigkeit, die dem äußeren Range und der Position, welche die meisten bekleideten, durchaus widersprachen. Franz Grillparzers Aphorismen

und Bekenntnisse über religiöse Fragen lassen auch nicht einen Finger breit Raum zu einer confessionellen Empfindung. Mit ihm verglichen würde z. B. Hebbel schon gläubig zu nennen sein. Der Freiherr von Münch sagte einmal zu mir, ein Frommer sei ihm eines der unleidlichsten Wesen, dem er auf hundert Schritte ausweiche. Baron Zedlitz, gleichfalls ein Aristokrat und dabei eine hilfreiche Hand im Dienste des Staatskanzlers, ein Lebemann, der nie etwas vom Tode hören wollte, gab, als man ihm auf dem Sterbebette bemerkte, daß es schlecht mit ihm stehe, die eines Kabela's nicht unwürdige Antwort: Nun, sterben hat noch Jeder müssen, so wird's mich auch nicht umbringen. Als Hammer-Burgstall das Ende erwartete, da wünschte die Familie, daß er die letzte Delung nehme. Professor Romeo Seligmann trat an das Lager des Freundes und sagte ihm, es sei angemessen, nach dem Geistlichen zu schicken. Warum nicht? erwiderte Hammer, ich füge mich, wenn ich aber diese Ceremonie mitmache, so stelle ich vorher zwei Bedingungen: Für's Erste, es muß ein Domherr von Sanct Stephan in größtem Pomp mit dem Allerheiligsten kommen! alsdann muß dies morgen in der kaiserlichen Wiener Zeitung veröffentlicht werden! Beides geschah.

Den Staatslenkern dünkte dieser Josephinische Schößling nichts weniger als gefährlich, insolange eine solche Gesinnung passiv blieb, dem Scheine genügte und sich, wenn es gefordert ward, nach wie vor an Hochämtern betheiligte. Was lag ihnen daran, ob man unter sich über Religion strenge oder läßlich dachte, ob die betreffenden Gedanken zum Indifferentismus führten oder nur der Unduldsamkeit vorbeugten: sobald sie nur nicht activ nach Außen wurden und kein Aergerniß gaben, konnten sie sich immerhin auch auf die edelsten Theile schlagen und sittliche Verwüstungen nach Belieben anrichten. Die nämliche Methode hielten die damaligen Staatslenker in Sachen der öffentlichen

Moral ein. Der Kammermensch Graf Sedlnitzky überwachte jede Theaternotiz, auf daß sie der letzten Tänzerin oder Schauspielerin, die sich seines eigennützigen Wohlwollens erfreuten, nicht zu nahe trete, denn der Tadel, der sich an eine Actrice wagte, konnte unter Umständen dereinst auch mit einem Hofrathе sich zu schaffen machen. Hingegen durfte die Volkspoffe mit der skabrösesten Zweideutigkeit arbeiten, ohne seine väterliche Strafe befürchten zu müssen; der Histrione mochte dem Institut der Ehe die ärgsten satyrischen Streiche versetzen, die Phantasie der Masse mit den wollüstigsten Anspielungen vergiften, er hatte deshalb nicht das Mindeste zu besorgen. Als aber einmal der Komiker Wenzel Scholz sich auf der Bühne die Augen rieb, „weil ihm eine Kreuzerfemmel hineingeflogen sei“, da wurde er zu vierundzwanzig Stunden Hausarrest verurtheilt. Denn dieses Extempore hieß gegen die Bäcker das Volk aufhezen, während das Geschlecht des verhöhten Hahnrei erfahrungsgemäß nicht zu Straßenercessen geneigt ist.

Gedankenloser, als mit dem Anbruche und im Verlaufe des fünften Jahrzehnts unseres Jahrhunderts die politischen Angelegenheiten in Wien betrieben wurden, konnten sie füglich nicht betrieben werden. Die am 11. März 1845 in Form einer Denkschrift über die gegenwärtigen Zustände der österreichischen Censur zu Stande gekommene Petition, von den ausgezeichnetsten Männern mitunterschieden, hatte der Erzherzog Ludwig ad acta legen lassen. Man lehrte sich weder an die Zeitumstände, noch an Persönlichkeiten, wie Grillparzer, Münch, Feuchtersleben, Hammer, Graf Anton Auersperg, Hofrath Professor Endlicher, sondern versprach, wollte „in Erwägung ziehen“ und beließ Alles beim Alten. Während Männer, die in Amt und Würden standen, die der Dynastie ergeben waren, sich zu einer Petition um Aufhebung der Censur zusammenschlossen, sahn man in der Hofburg

darüber nach, wie man die Jesuiten für ihre Austreibung aus Luzern entschädigen, wie man ihnen Genugthuung geben könnte, und verfolgte dort auf das Eifrigste den Plan, ihnen das Theresianum anzuvertrauen. Unnachsichtlich, wie früher, waltete die Censur, dieses in Oesterreich zum Römisch-Gräßlichen ausgestaffirte Ungeheuer, das seine Tazen sogar nach den jüdischen Grabschriften ausstreckte, wie dies eine böhmische Gubernialverfügung zu Anfang des Jahrhunderts bezeugt, die noch immer in Kraft war. Agenten der geheimen Polizei, Spizel und Naderer hießen sie im Volksmunde, überwachten jetzt, wie ehemals, die Gespräche an öffentlichen Orten, sogar die Vorlesungen nicht ganz verlässlicher Universitätslehrer. Nach einem in Folge der Uebertretung des Rauchverbots eingetretenen kleinen Studentenexceß wurde vor einem der Thore der Universität ein Schilderhaus angebracht und ein Polizeisoldat dorthin beordert. Auf dem Bücherrevisionsamte häuften sich die Ballen zurückgehaltener Druckschriften, wogegen die Buchhändler den Schmuggel mit verbotenen Büchern zu einem einträglichen Geschäfte entwickelten, und in den Circeln der Aristokratie, wie der hohen Beamten, zuweilen die Unterhaltung völlig unbefangen über die Producte des Geistes sich erging, welche die Behörde mit Acht und Aberacht belegt hatte. Vom Fürsten Metternich erzählte man sich, daß Heine sein Lieblingsdichter sei und daß er öfters ganze Stücke aus dessen neuen Gedichten recitire. Dergleichen gemüthliche Contraste gab es in Wien unzählige. Was zum Haupteingange nicht herein konnte, das bediente sich der Hinterthüre, was hüben eine dem Anscheine nach abgegrenzte oder unantastbare Form angenommen, das erwies sich drüben unvermuthet als eine im Fluß begriffene, veränderliche Form. So wurde z. B. das Turnen in Oesterreich strengstens untersagt, weil man in dieser Muskelstärkung ein schlaues Einschwärzen der Ideen Jahns witterte; zudem liebte

man höheren Ortes nicht, wie Hans Rudlich in seinen Rückblicken und Erinnerungen bemerkt, diese ganz gesunden, kräftigen und gewandten Leiber, weil man auch mit gesunden Seelen, die man aus ihnen herauschnüffelte, nichts zu thun haben wollte. Als aber den Kindern hochadeliger Damen, der Hunyady, Schwarzenberg u. s. w. diese Leibesübung von den Hausärzten empfohlen ward, und da sich in der Einsamkeit füglich nicht gut turnen läßt, so setzten es jene Damen bei Hofe durch, daß man dem Preußen Stefani gestattete, ganze Meilen bei sich zu versammeln. Aber in keiner Stunde durften mehr als acht Schüler zugegen und die Gebühren mußten so hoch bemessen sein, daß die Jugend aus den minder bemittelten Ständen nicht daran Theil nehmen konnte. Eine männliche Tyrannei würde nicht so viel Unheil angerichtet haben, als der geschlechtlose Despotismus, der den patriarchalischen abgelöst hatte. Die nach der letzten Kaiserkrönung zu Mailand erlassene halbe Amnestie verschlimmerte die italienische Wunde, anstatt sie zu bessern; die Kerker auf dem Spielberg und in Munkats waren den wälschen Patrioten zwar geöffnet worden, aber nach der sonnigen Heimat durfte keiner zurück. Alle wurden sie in großen Städten internirt gehalten, beispielsweise der Marchese Pallavicini in Prag, wo er zehn Jahre hindurch auf dem Roßmarke unter polizeilicher Aufsicht wohnte, indessen auf seinen Gütern auch nach der Amnestie noch der Sequester lastete. Dieses halbe Gewähren entsprach dem schönen Umgehen der Gesetze, welches sich die bevorzugten Classen der Gesellschaft erlaubten, und unter solchen Zwitterzuständen, die den Regierenden am Ende nichts genützt haben, entartete das allgemeine Rechtsgefühl, verbluteten die Macht und der Wohlstand Oesterreichs. Bis in die Gegenwart herein hat sich auf dem Wiener Boden ein mattes, Bequemlichkeit suchendes, schläfriges Rechtsgefühl fortgesetzt, welches die Tüchtigen, deren es wahrlich

nicht wenige in dieser Stadt gibt, schmerzlich beklagen müssen. Es ist kein bloßer Zufall, daß die rasch berühmt gewordene Schrift des ausgezeichneten Romanisten Rudolf von Ihering: Der Kampf um's Recht gerade dem Aufenthalte des Verfassers in Wien ihre Anregung und Entstehung verdankt, und ich könnte mündliche Aussprüche desselben mittheilen, welche jede Vermuthung einer Zufälligkeit rundweg abschneiden würden. Eben in der Stadt, wo der Einzelne gerne ein ihm widerfahrendes Unrecht erträgt, wenn die Behauptung seines guten Rechts den Kampf um dasselbe anspricht, eben hier sah sich Ihering gedrängt, in einem Vortrage die ganze Wucht seiner starken und leidenschaftlichen Persönlichkeit und den vollen Nachdruck seines gelehrten Wissens auf den idealen Werth des Rechts zu legen, auf die Energie des Rechtsgefühls, das z. B. bei der Verletzung des Eigenthums durchaus unabhängig sei von dem ökonomischen Maßstabe. Eine der Schlagstellen lautet also: „Den besten Beweis dafür liefert das englische Volk; sein Reichthum hat seinem Rechtsgefühl keinen Abbruch gethan, und mit welcher Energie sich dasselbe selbst in bloßen Eigenthumsfragen bewährt, davon haben wir auf dem Continent oft genug Gelegenheit uns zu überzeugen an der typisch gewordenen Figur des reisenden Engländer's, der dem Versuche einer Prellerei von Seite der Gastwirths und Lohnkutschers mit einer Mannhaftigkeit entgegentritt, als gelte es, das Recht Altenglands zu vertheidigen, zur Noth seine Abreise verschiebt, Tage lang am Orte bleibt und den zehnfachen Betrag von dem ausgibt, was er sich zu zahlen weigert. Das Volk lacht darüber und versteht ihn nicht. Es wäre besser, wenn es ihn verstünde. Denn in den wenigen Gulden, die der Mann hier vertheidigt, steckt in der That Altengland, und daheim in seinem Vaterlande begreift ihn ein Jeder und wagt es daher auch nicht so leicht, ihn zu übervorthheilen. Ich beabsichtige nicht,

Ihnen wehe zu thun, aber der Ernst der Sache drängt mir eine Parallele auf. Ich verseze einen Desterreicher von derselben socialen Stellung und denselben Vermögensverhältnissen in dieselbe Situation; wie wird er handeln? Wenn ich meinen eigenen Erfahrungen in dieser Beziehung trauen darf, so werden es von Hundert nicht Zehn sein, die das Beispiel des Engländers nachahmen. Die Andern scheuen die Unannehmlichkeit des Streites, das Aufsehen, die Möglichkeit der Mißdeutung, der sie sich aussetzen könnten, einer Mißdeutung, die ein Engländer in England gar nicht zu befürchten braucht und bei uns ruhig in den Kauf nimmt: kurz, sie zahlen. Aber in dem Gulden, den der Engländer verweigert und der Desterreicher zahlt, liegt ein Stück England und ein Stück Desterreich, liegen Jahrhunderte ihrer beiderseitigen politischen Entwicklung und ihres socialen Lebens. . .“ Die Empfindung, aus der diese Worte hervorgegangen, war auch die Empfindung unseres Dichters, der öfter als Ein Mal in den Fall kam, durch das saloppe Verzichten des Wienerers auf die Vertheidigung des Rechtes in einen wahren Berserkerzorn versetzt zu werden. Sie nennen das hier Kleinigkeiten, sagte Hebbel, und deretwillen man kein Aufsehen machen solle, Jeder läßt unser Einen im Stiche, dem solches Aufsehen-machen als heiligste Pflicht erscheint, und die Wenigsten ahnen hier, welche furchtbaren Consequenzen sich an diese Unterlassungsünde knüpfen!

Wie die Machthaber in jener Periode der rings umher sich ankündigenden Umwälzung, der zwischen den Großmächten sich schärfenden Gegensätze und Conflictte bei ihren kleinlichen Zugeständnissen und widersinnigen Verweigerungen stehen blieben, so verharren die Wiener gleichfalls in veralteten Anklagen und in einem engen, an Rotteck und Welcker erzogenen, von Börne und den Jungdeutschen verzierten Liberalismus. Unaufhörlich zeigten sie auf die Casematten und Festungsmauern in Mähren

und Ungarn hin, wo die Freiheit angeblich am tiefsten geschmachtet habe und die Verbrechen des alten Staatswesens sich am eindringlichsten abgezeichnet hätten. Die Nationalitäts- und Sprachkämpfe in Böhmen aber, einstweilen noch doctrinärer Natur, würdigten sie keiner Aufmerksamkeit und über die Leitha hinüber schweifte niemals der politische Blick. Dem Deutschen in Oesterreich, in Wien hätte es wohl angestanden, mit dem Mißtrauen, welches die Erbitterung eingibt, die den Magyaren eingeräumten Sonderrechte zu beobachten. Denn Alles war bereits in den vierziger Jahren zu Pest national gefärbt: das Theater magyarisirt, in den Cafés das Deutsche verpönt, die Kleidung von Kopf zu Fuß aus inländischen Erzeugnissen zusammengesetzt, ja das Fremdländische proscribirt und ein so reichliches Ausmaß von Freiheit gewährt, daß das Wort nicht übertrieben klingt, es habe sich zwischen Petersburg und New-York kein schrofferer Unterschied wahrnehmen lassen, als in jenen Tagen zwischen Oesterreich und Ungarn, Wien und Pest. Von polizeilicher Controle, von Pässen und Legitimationen, Fragen nach Namen, Stand und Glauben war jenseits der Leitha keine Spur anzutreffen. Ungezwungen in Wort und Thun tummelten sich die lärmenden Juraten, bald Serenaden, bald Bivats bringend oder Reden haltend durch die Straßen der ungarischen Hauptstadt. Wir wissen aber nichts davon zu melden, daß der Ruf: Gleiches Recht für Alle! daß der Ruf nach Rechten in Wien laut geworden wäre, daß man sich im Hinblick auf Ungarn an den zurückgesetzten Deutschen erinnert hätte. Man begehrte Freiheit und nur Freiheit, beneidete die Magyaren, bewunderte ihre parlamentarischen Erfolge und wurde das schreiende Mißverhältniß der Stellung Ungarns zu den Erblanden nicht gewahr. Wohl aber hörte man in Wien den Ruf: Niß Deutsch! deutlich genug erschallen. Der Czeche mit dem Schießprügel, um eine Auskunft befragt, quetschte ihn heraus,

Nix Deutsch! wiederhallte es modulirt in den Aemtern und Kanzleien und verlor sich als leifestes Echo in den Gängen der Hofburg. Die jungen, schwärmerischen Poeten indeß, die Alfred Meißner, Moriz Hartmann und Karl Beck, stimmten Hussitenlieder an, lamentirten böhmische Elegien und beuteten die Panduren-, Czikos- und Zigeunerromantik aus. Im Gegenhalt dazu verschlug es nicht eben viel, daß der satanische Possenschreiber und -darsteller Nestroy sich gelegentlich über das gute Deutsch lustig machte und den Gebrauch des Imperfectums, welches der im bequemen Perfect sprechende Wiener als gespreizt ansah, lustig durch die Hechel zerzte. Der malcontent gewordene Wiener lachte darüber, wie es sein zufriedener Vater that und wie es sein Großvater gethan hätte.

In dem leichtlich Lachen-können, in dem Lachen-wollen um jeden Preis lag das Verderbliche des alten Wiens. Als die Leute erst genascht hatten vom Baume der Erkenntniß, da stand es um jene Lachlust nicht gar so schlimm. Zum mindesten half sie dem Wiener selbst über harte Zeiten hinüber, küpfte sie ihm sein Sorgenbündel, machte sie ihn zutraulich und wohlwollend, gastfreundlich und vergnügt; sie erheiterte aber auch den Fremden, der sich bei ihm auf längere oder kürzere Frist niederließ, schmückte diesem die Stunden zu genußfrohen aus und verlieh dem Leumund, der von einer einzigen Kaiserstadt und einem einzigen Wien fabelt, die weithin leuchtende goldene Schwinge. Dies gilt jedoch von dem in Schröders Lustspielen gezeichneten Wien, nicht vom alten, wobei uns eben nur die dreißiger und vierziger Jahre einfallen. Der ungetrübten Fröhlichkeit war jetzt die nothwendige Grundlage: das wohlfeile Leben entzogen und die an Alle einst ziemlich gleichmäßig vertheilt gewesene Möglichkeit der Befriedigung materieller Bedürfnisse. Das Wohlgefühl war an sich irre, das Erlebten des Wiener mit sich selbst uneins geworden, und

dabei wußte der harmlose Skeptiker nicht, ob es wünschenswerther sei, was sich allgemach von ihm ablöste zu bewahren oder was ihm aus nebelhafter Ferne winkte zu erlangen.

Was Wunder, daß aus einem so unbestimmten und unbestimmbaren Gemenge halbschlächtiger Unzufriedenheit und gutgearteten Mißvergnügens keine scharf gesonderten Gruppen und deutlich ausgeprägten Parteien sich entwickelten! Die Wiener Gesellschaft, jene, welche in dieser Richtung allein in Betracht kommt, bestand aus Beamten, Advocaten, Professoren und Schriftstellern, sowie aus Kaufmannskreisen, wo entweder der gute Tisch oder anmuthige und anregende Frauen, mitunter Beides zugleich, den Anziehungspunkt für jene hergab. Der Hofrath in der böhmischen Hofkanzlei, der Hoffsecretär im auswärtigen Amt, der Professor und der Advocat fühlten sich dort nicht selten heimischer, als unter ihren Standesgenossen. Weibliche Hände ließen das schöngeistige Band, woran die Wiener Intelligenz dazumal allein kenntlich war, mit gefälliger Oberflächlichkeit hin und her flattern, und wie von selbst ergaben sich die auf die Politik überleitenden Gespräche, welche den belletristischen Anlaß weder verleugneten noch vergaßen. Der Schöngeist sah in der Regel Jedem über die Achsel, der nicht im Actenstaub seine geistige Nüchrigkeit eingebüßt hatte, und umgekehrt: das Bureauabzeichen fehlte nicht dem hervorragendsten Poeten Wiens. Die kaiserlich-königlichen Aemter waren ebensowohl eine Galeere für die wirklichen dichterischen Talente, als eine Brutstätte für die liebe Mittelmäßigkeit, welche in den sogenannten freien Stunden Lerche spielte, um die Taschenbücher trillernd heimzusuchen. Ein Literat ohne Amt, so hatte Grillparzer einmal von seinem Chef hören müssen, das ginge in Wien nicht; es wäre ein Hund ohne Halsband. Dies erzählt Friedrich Thiersch in einem seiner Briefe. Der enge Contact, in dem viele hohe Staatsbeamte zu den

Regierungsleitern standen, und der ganze Wirkungskreis dieser Männer widersprach in sehr vielen Fällen den politischen Gesinnungen, welche sie hegten, oder doch den Aeußerungen, in denen sie sich mitunter geseien. Es gehört mit zu den Eigenthümlichkeiten der damaligen Wiener Zustände, daß man das Verwischen und Vertuschen der Unterschiede in Stand, Erziehung und Ueberzeugung mit Vorliebe zur Schau trug. Der Freiherr von Zedlitz, wie der Freiherr von Münch, Appellationspräsidenten, wie Regierungsräthe, versicherten, wo es ihnen ersprießlich dünkte, gegen Andersdenkende, daß man ihren Liberalismus verkenne, ihnen merkwürdiger Weise aristokratische oder freiheitsfeindliche Reizungen zuschreibe, die ihnen ganz und gar fremd seien, daß ihre Wünsche vielmehr in der „Hauptsache“ mit denen der „Vernünftigen“ übereinstimmen und daß wenn Zeit komme, auch Rath kommen werde. Farben, wie Chateaubriand, Lamennais, De Maistre gab es in Wien nicht, nur das in's Blau spielende Weiß der unausgesetzt vermittelnden Persönlichkeiten oder das dumpfe, schmutzige Grau, wie es sich in den Hurter und Jarde und in den „namenlosen Lumpen“ darstellt, mit denen sich, nach dem zornigen Ausspruche Grillparzers, der Staatskanzler gerne umgab. Demgemäß verachtete man den Censor als kalten Begriff, verständigte sich aber leicht im gesellschaftlichen Umgange mit dem einzelnen Censor und konnte dies auch immerhin, ohne sich etwas zu vergeben. Denn der Eine übte sein nicht gerade ehrbares Amt lässig aus und verspottete es in vertraulicher Stunde, wie z. B. Deinhardstein, der Andere schleifte es ergrimmt als Kette nach und führte demagogische Reden gegen seine Freunde, wie z. B. der im Bücherrevisionsamte angestellte Bauernschmidt, der nachmals demokratische Feuilletonist der Stadt.

Erwägt und summiert man alle diese Widersprüche und Schwachheiten, Naturfehler und Erziehungsmängel, läßlichen

und unverantwortlichen Sünden, so begreift man vollständig, daß die jetzt erwachten politischen Forderungen Wiens sich nicht mannigfaltig und nicht entschieden gegen einander abtönten, daß die Meinungen nicht zur Unversöhnlichkeit der Gegensätze sich ausschmiedeten. In Wien herrschte eine raisonnirende Rebellion, deren faßlichster, populärster Ausdruck Eduard von Bauernfeld war. Den Wienern gebrach es an der Kraft des Schweigens, an der vom heiligen Dunkel gehüteten Arbeit. Sie waren verdrießlich über die ihnen zugefügten Kränkungen und Entwürdigungen des Geistes, aber diese bildeten keinen Bestandtheil ihrer Schmerzen. Sie kannten sammt und sonders nicht die in der gelockerten Scholle still und ungestört heranreifende Saat des Unwillens.

In diesem Wirrsal von Zuständen einer aus Unbefangenheit und Piffigkeit, Aufregung und Trägheit, Gemüthlichkeit und Berechnung gemischten Stadt bewegte sich Friedrich Hebbel ungefähr mit den Empfindungen des unsichern und betroffenen Gastes, der uncostümirte und unverlarvt ein Maskenfest besucht. Was ein Volk erdulden muß, wenn sein angeborener Unabhängigkeitsfönn mit den allgemeinen Verhältnissen in Collision geräth und wie es alsdann die ihm auferlegte Bürde trägt, dies hatte er in Holstein gesehen, wo altsächsische Sprache, Sitte und Einrichtungen sich der dänischen Eingriffe und Uebergriffe unablässig zu erwehren suchten. Von dem Aufenthalt in dem Louis Philipp'schen Paris wiederum war ihm der Eindruck einer elektrisch durchschwängerten Atmosphäre im Andenken geblieben, zu der sich die Dunsttemperatur des malcontenten Wien etwan so verhielt, wie zu den gespannten Muskeln des sprungbereiten Tigers die Rückenkrümmung der über ihren Satz noch ungeschlüssigen Katze. Seine geschichtliche und psychologische Auffassung der Verhältnisse und Persönlichkeiten war in allem Wesentlichen den in Wien gangbaren Ansichten entgegengesetzt. Hebbel war ein Fremdling

an der „schönen blauen Donau“, ein Fremdling im zwiefachen Sinne des Wortes. Was Gutzkow in seinen aus der nämlichen Zeit stammenden Wiener Eindrücken über seine damalige Stimmung sagte, das hätte Hebbel gleichfalls sagen können. Der West- und Norddeutsche, meinte Jener, fühle augenblicklich, daß ihm seine Gefühlsfäden aller Orten hier abgeschnitten werden. Eine Zeit lang spannen sie sich ungehindert fort; plötzlich aber brächen sie ab und wir merkten, daß wir daheim doch anders mit der Geschichte verquickt seien, als hier. Der Fluch der Zwitterzustände sei so groß, daß man dem Freunde nicht traue. Wer könne wissen, was hinter diesen liberalen Versicherungen mancher sich uns vorstellenden neuen Bekannten stecke? „Wovon lebt jener liberale Schwäger, wovon dieser junge Lyriker, der den Mißvergnügten spielt? Man lese manche Stellen im Tacitus, es ist, als hätte der antike Geschichtsforscher Wien gekannt. . .“

Keine der im Beginne seines Wiener Lebens angeknüpften Verbindungen, ausgenommen jene mit Zerboni, brachte Hebbeln einen menschlichen oder literarischen Gewinn von Belang; alle verflüchtigten sie sich zu gelegentlichen Begegnungen. Mit Deinhardstein verkehrte er noch dann und wann in Sachen der Jahrbücher. Der Freiherr von Münch entfremdete sich ihm, um Julie Rettichs willen, welche in seiner Frau eine unbequeme Rivalin erblickte, der grämliche Grillparzer hatte von vornherein keinen Zug zu ihm, und Bauernfeld, dem fortgesetzte ernste Unterhaltung beschwerlich fiel, ging in einer bestimmten Coterie reicher Kaufleute und Industrieller, geistreicher Frauen, Schauspieler des Burgtheaters und lustiger Lebemänner ohne Bruchtheil auf. Hebbel sagte einmal: der tiefe Mensch arbeitet in Gesellschaft, genießt in der Einsamkeit. Bei Bauernfeld kehrte sich das Wort um, und Hebbel war der Letzte, der ihm dies übel genommen hätte, wogegen Bauernfeld Allerlei an unserem Dichter zu mäkeln

fand. An einen engeren Verkehr desselben mit den übrigen Schriftstellern war nicht zu denken. Klüfte thaten sich auf zwischen ihrer und seiner Bildung, ihren und seinen künstlerischen Grundsätzen wie Ueberzeugungen. Die Meisten hatten sich eingebildet, daß der Dichter der Maria Magdalena der Typus des literarischen Aufrührers, der Fahnenträger einer sogenannten freien Sittlichkeit und zwanglosen Moral sei, daß er gleichsam auf den Tisch schlage und was Ueberlieferung heißt bekämpfen und über den Haufen werfen wolle. Dies Alles nun war er nicht und wollte er nicht, zu ihrer unangenehmen Ueberraschung, ja, er wich sogar dem, was nach Tendenz nur duftete, ängstlicher aus, als den verstocktesten Anhängern des Herkommens. Sie jedoch, Bewunderer der Jungdeutschen, und bei dem sich jetzt vollziehenden Umschwunge der öffentlichen Angelegenheiten Anbeter, Gözendiener des Zeitgemäßen, merkten mit Einem Male, daß sie ihn irrthümlich für eine Nuance im schreienden Noth gehalten, daß sie sich gänzlich in ihm vergriffen hatten.

Umsonst suchte Hebbel die in Wien sprichwörtlich gewordene Naivetät und leicht beschwingte Sinnlichkeit, welche die Poesie allhier gegen alle Städte Deutschlands voraus haben wollte, umsonst die dichterische Unmittelbarkeit, welche die Schmeichler der Stadt als das sie auszeichnende Merkmal unablässig anrühmen. Zwar verkannte er nicht die naiven Töne bei Grillparzer, aber daß sie das Charakteristische der Poeten Oesterreichs seien, konnte er durchaus und wohl mit gutem Fug nicht zugeben. Diese Poeten erschienen ihm vielmehr, im Ganzen und Großen angesehen, als Rhetoriker und Coloristen, denen es nur hin und wieder gelinge, über das Besprechen des Gefühls hinaus zum Empfindungslaut vorzudringen und die farbige Vorstellung zur Gestalt zu erhöhen. Er begriff nicht, wie man im Stande sei, die sinnlich schöne, formklare Poesie Oehlunds mit der in lauter

Betrachtung zergehenden Lyrik Lenaus zu vergleichen, geschweige dieser unterzuordnen, und er fragte sich erstaunt, welches Maß und Gewicht man in Wien anwende, indem man dem deutschen Norden, wo ein Kleist erstanden, die Unmittelbarkeit ohneweiters abspreche. Dreierlei erregte insbesondere seinen Unmuth: die geringe Beachtung, welche man dem nach seiner Ueberzeugung allein bedeutenden Dichter Oesterreichs, nämlich Grillparzern in Wien schenkte, wogegen man Schutt, Kelch und Schwert, Ziska und die episch-lyrischen Dichtungen Lenaus liebte und bewunderte. Ferner das ohne Aufhörens um ihn schwirrende Schlagwort von den verheerenden Wirkungen der Censur. Er nannte es einen echt österreichischen Hintergedanken, daß man an der Donau, wo der gute Wein wachse, mit den Kant und Humboldt des kimmerischen Ostpreußens und der sandigen Mark nicht soviel Federlesens zu machen brauchte, wenn die Censur nur etwas früher aufgehoben worden wäre, weil man dann längst ihres Gleichen aufzuzeigen gehabt hätte. Endlich widerstrebte ihm von Grund aus jene Naivetäts- und Natürlichkeitstheorie, welche man sich in Wien aus der landesüblichen poetischen Praxis abstrahirt habe. „Für naiv und natürlich“, sagte er in einem ungedruckten Aufsatze, „gilt nämlich nur das, was Jedermann einfällt, und genial wird es dadurch, daß es in eine neue, möglichst buntschneidige Phrase eingekleidet wird. So kommt, statt der Lerche, welche einfach zum Himmel aufsteigt und singt, die allerdings, wenn nichts hinzukäme, auch keinen besonderen Effect machen würde, bei Nicolaus Lenau das Ungethüm zu Stande, das an seinen Liedern in die Luft klettert und Singraketen schleudert. Ein künstlerischer Geist wird in diesem raffinierten Aberwitz vielleicht das untrügliche Symptom aller denkbaren Krankheiten erblicken, an denen der poetische Geist überhaupt leiden kann; gänzliche Vertiefungsunfähigkeit in Bezug auf das punctum saliens

des Gedichts und gänzlichen Mangel an Phantasie, die ihr Amt an den abstracten Verstand abtritt und diesen zu einer Unzahl von Escamotirungen zwingt, bevor es auch nur zu einem leblosen Scheinbilde kommt. Hier wird die Lohenstein'sche Mißgestalt angestaunt . . . Wo nur das für naiv und natürlich gilt, was Jedermann einfällt, da muß man, wie sich von selbst versteht, für reflectirt erklären, was nicht Jedermann einfällt. Dies geschieht denn auch und offenbar weil man in possierlichem Irrthum annimmt, daß ein Werk, welches man nicht ohne Anstrengung aufzufassen vermag, wenn man aus solcher Schule kommt, auch nicht ohne Anstrengung entstanden sein kann, und den eigenen Schweiß mit dem fremden verwechselt. Wehe der keuschen Flamme, die in dem weißen Marmor der griechischen Statue lodert; ein Schneemann mit eingesteckten Braunkohlenaugen findet leichter Geltung . . .“

Niemand, der billig denkt, dem das Geheimniß der poetischen Form aufgegangen ist, wird diese Anklage ungerecht schelten. Auch das schwache Künstlerauge muß an der Poesie Oesterreichs, namentlich Wiens, den klaffenden Widerspruch gewahren zwischen dem Gedachten, Empfundnen, Geschauten und der Form, welche dieses Gedachte, Empfundene und Geschaute bildlich ausprägt. Auf hundert Fälle kommen höchstens drei, wo Inhalt und Form einander vollständig decken; in der Regel wird der Bruch zwischen beiden merkbar und fühlbar und zwar eben so wohl syntaktisch und metrisch, als auch nach jener Seite, welche wir die innere Form nennen. Dieser auffallende Mangel an Präcision und Reinheit hängt mit dem früher hervorgehobenen Mangel an Charakterentschiedenheit und -bestimmtheit des Wienerers, mit seinem raschen Ergreifen und eben so raschen Fallenlassen der Eindrücke, Ideen und Vorsätze enge zusammen. Wie viele tief-sinnige oder liebliche Gedichte unserer heimischen Poeten sterben

sozusagen auf dem Wege, bringen sich um den letzten Sieg und Wirkungszauber, weil der Charakterathem der Form zu kurz ist, weil die Sprache plötzlich zur Flickarbeit wird, weil das Bild unversehens in Bilder auseinander birzt. Adolf Pichler umschrieb dieses Gebrechen einmal auf chemische Weise also: „Ursprünglich guter Stoff ist in zu viel Wasser gelöst, da kann der Stoff weder das Fremdartige ausscheiden, noch das Eigenartige zum Krystall binden. Und dann kommt noch der alte Grillparzer und sagt:

„Der Oesterreicher stellt sich hin vor Jeden
Und denkt sein Theil und läßt die Andern reden.“

Leider bilden sich noch Viele im Lande ein, daß die frühere Regierungsform für all das poetische Unheil verantwortlich sei. Im dreißigsten Bande seines biographischen Lexikons spricht z. B. Herr von Wurzbach von „jenen älteren Wiener Poeten, welche über dem Soldaten- oder Priesterrocke das Band mit der Lyra trugen, um ja nicht zu vergessen, daß sie nicht mehr Poeten sein dürfen, als es ihnen eben ihr offizielles Kleid gestattete“. Dann fügt er Folgendes hinzu: „Hätten diese Herren, wenigstens die Mehrzahl von ihnen, frisch von der Leber weg singen dürfen, die Literatur besäße ganz andere Arbeiten; als die es sind, denen sie einen Platz in der Literatur verdanken“. — Wir haben es hier mit einer stehenden Phrase zu thun, die nicht nur im Ausgange der vierziger Jahre unermüdlich aufgerichtet wurde, die auch in diesem Augenblicke noch immer nicht umgefallen ist. Hebbel gestand, seit seiner Ansiedelung in Wien fort und fort von dieser Phrase verfolgt worden zu sein. Wer jemals unter dem die Geister bevormundenden und quälenden Regiment des absolutistischen Oesterreichs dichterisch ergiebige Kräfte hatte, der vermochte sie auch bis auf einen Grad zu entfalten, welcher an ihrer Stärke keinen Zweifel ließ; der treibende Baumast durchwuchs

das ihn beengende Gestein. Wenn die Verhältnisse unleidlich waren, der entzog sich ihren Fesseln, indem er der Heimath den Rücken kehrte. Ein wahrhaft großer Dichter konnte allerdings aus jenem Oesterreich nicht hervorgehen, kein Dante und kein Goethe; aber nicht deshalb, weil der Nothstift des Censors dort sein Unwesen getrieben hat, sondern weil die Vorbedingungen fehlten, welche zu dem umfassenden individuellen Ausdrucke allgemeinen Lebens unerläßlich sind. Obendrein war ja schon der große deutsche Dichter erschienen, der denn doch auch den Deutschen Oesterreichs zu gute gekommen ist. Ein Land, ein Stamm darf eben so wenig, als der Einzelne, den Haupttreffer für sich ansprechen. Aber mancher leichte Kopf in Oesterreich versichert mit lächerlicher Wehmuth, daß die ersehnte Glücksnummer schwerlich ausgeblieben sein würde, wenn die Grundsätze des Grafen Mirabeau anstatt der Principien spanischer Reichtväter und hochmüthiger Bureaukraten in der Kaiserstadt seit dem Tode Josephs des Zweiten geherrscht hätten.

Weder ist es richtig, daß jene Talente, welche Oesterreich zur Zierde gereichen, in Deutschland unbeachtet blieben, noch hat die Behauptung einen Sinn, daß diese Talente Werke von ungleich höherer Bedeutung hervorgebracht hätten, wenn sie in einem censurlosen Oesterreich hervorgetreten wären. Nur bei Grillparzer ist solche Abweisung nicht vollkommen anwendbar. Die Studien Adalbert Stifters waren bald nachdem sie veröffentlicht wurden, eben so sehr in der Mark und an der Isar geliebt und geläufig, wie am Rhein und Neckar. Nicolaus Lenau hat ziemlich rasch den Weg in Deutschland gefunden und als er sich in Schwaben aufhielt, ist er von Uhland, Justinus Kerner, Gustav Schwab und den übrigen Mitgliedern des trauten Kreises beinahe gehätschelt worden. Friedrich Halm hat Jahrzehnte lang alle Bühnen beherrscht, wo die Sprache Goethes gesprochen wird, ja

fogar alle Winkel- und Stegreiftheater, wo sie bereits sehr modifizirt gesprochen wird. Keiner der Bruderstämme hat dem Oesterreicher Bauernfeld jemals die erste Stelle unter den Lustspieldichtern der jüngsten vierzig Jahre streitig gemacht, und nirgends in Deutschland ist der Kranz aus Goldblättern, der die Stirn Anastasius Grüns schmückte, schnöde belächelt worden. Christian von Zedlitz' echt volksthümliche Ballade: Die nächtliche Heerschau durchklingt schon seit Jahrzehnten alle deutschen Gaue. Selbst auf einige der kleineren Poeten des alten Oesterreichs lenkte sich der Antheil der Deutschen, so auf Johann Gabriel Seidl, von dem ein paar innige Lieder in Anthologיעen übergegangen sind, so auf Joseph Hilscher, dem Georg Herwegh und Robert Prutz warme Worte der Anerkennung gewidmet haben. Andere politische Verhältnisse hätten die Entwicklung aller dieser Talente sicherlich verändert, aber gewiß nicht in Ader und Nerv. Halm's Griseidis wäre nie ein Käthchen von Heilbronn, sein Sampiero nie der große Churfürst geworden, das Auge, das die Stifter'schen Studien beherrscht, hätte nie die Welt des Wilhelm Meister wiedergespiegelt. Bei Anastasius Grün und Nicolaus Lenau haben sich die politischen Hemmungen geradezu in Hebel umgesetzt; Beide gewannen aus den ihnen begegnenden Hindernissen die Stärke des Widerstandes, der ihre protestirende Dichtung erfüllt. Bauernfeld wäre unter günstigeren staatlichen Verhältnissen kaum ein Molière geworden. Wie seine Grundanlage beschaffen ist, konnten sich seine Bekenntnisse nicht in den Misanthrope, sein Liebesprotokoll und Helene nicht in die Schule der Frauen und in den Tartuffe verwandeln, auch wenn der Märzaufland um fünfzehn Jahre früher ausgebrochen wäre. Denn seine polemisch-satyrische Sittenschilderung war schon von der Kelter weg getauft.

Daß Grillparzer unter den schlimmen äußeren Einwirkungen schwer gelitten hat und daß eine freiere Bewegung auch seiner

Poesie förderlich gewesen wäre, scheint mir unbestreitbar. Dennoch darf man, eines gewichtigen Einspruchs nicht gewärtig, ruhig sagen: sie würde auch ohne Censurzwang den Charakter einer entschlossen vortretenden Dichtung nicht angenommen haben. Seine Ahnfrau, wie flugfroh in diesem Stücke der Geist sich ausspannt, hat doch nichts mit der Gewalt der Räuber oder der alle Poren durchdringenden Feldluft des Götz gemein. Aber auf die Karlschule wird man wohl den Sturmwind nicht zurückführen wollen, welcher die Räuber durchbraust. Vom Hohenasperg zog eine ebenso scharfe Luft nach Stuttgart herunter, als der Spielberg nach Wien hinüber schickte, und der Herzog Karl war, mit dem kaiserlichen Herrn verglichen, unter dessen Augen Grillparzer lebte, nicht eben spaßhaft zu nennen. Schiller hat den Nacken nicht gebeugt, Schiller hat sich zur Wehr gesetzt und sein von edelstem Zorn erfülltes Gemüth in dichterischen Gewittern entladen. Dabei ist kein Kostfleck nachträgerischen Uebelwollens in seiner Seele zurückgeblieben; als er den Tod des Herzogs erfuhr, da betrauerte er aufrichtig und mit Gefühlen der Dankbarkeit den Fürsten, welchem David Strauß nie verziehen hat, was er an Schiller verbrach. Grillparzer jedoch ließ seinen gerechten Zorn ob der ihm zugesügten Unbilden der Gewalthaber nicht ausathmen und nicht ausleben, hingegen ließ er sich von diesem Zorn begleiten bis an sein eigenes Grab. Er hat überhaupt Niemand verziehen, unter dem er Böses erduldet, dies bezeugt seine Selbstbiographie und manches andere Document in seinem Nachlasse. Nicht um der Censurbosheiten willen, die dann und wann gegen ihn verübt wurden, und nicht aus Ekel vor der ihn angrinsenden politischen Misere duckte er sich in den Schmollwinkel hinein, wo er Laute des Grolls und der Verwünschung ausstieß: die rohen Verletzungen, die ihn als Dichter in seiner Vaterstadt trafen, die literarische Geringschätzung, die der in Wien

halb vergessene Poet an Deutschland wahrnahm, haben ihn in eine weltcheue Einsamkeit getrieben und neben ihm kauerte gleichsam eine ergrimmte Resignation; keine stille Entsagung hütete die Schwelle. — Zweifellos läßt sich die Gesammtphysiognomie der Dichtung Oesterreichs auch culturgeschichtlich erklären. Dann aber gilt es, viele Culturstunden lang rückwärts wandern und etwan bei unserer Vergangenheit im siebzehnten Jahrhundert sich Rath's erholen, nicht blos hinter die Wiener Revolution zu treten und neugierig sich umzusehen in dem Arbeitszimmer des Grafen Sedlnitzky. Die Gegenreformation raffelt mit einem ganzen Schlüsselbunde; einer der Schlüssel könnte vielleicht auch das geheime Fach der Poesie-Entwicklung in Oesterreich aufsperrn.

Hätte Hebbel doch jene gepriesene Naivetät und Sinnlichkeit anderswo gesucht, als in der Dichtung Wiens! Hätte er sie doch bei den Musikern gesucht, vor Allem bei Franz Schubert! Er würde sie dort gefunden und sich an ihnen entzückt, gelabt und befreit haben. Schuberts Musik, mag sie ein theueres Besizthum aller Deutschen heißen, ihren heimathlichen Ursprung verleugnet sie darum nicht und die alte Kaiserstadt wird Recht daran thun sie jederzeit als ihr Krongut vorzuweisen, wenn begründete Vorwürfe oder mißgünstiger Tadel sich mit ihr zu schaffen machen. Diese Musik gemahnt an die im Märchen erzählte Metamorphose des Bären. Schubert hat das Wienerthum beherzt unarmt und die Entzauberung der Königstochter als Lohn empfangen. Der gedankenlose Frohsinn hier zeigte er sich so schön, wie nie vorher und nachher, in edle Heiterkeit verwandelt, unter der sich schwesterlich vereint Freude wie Trauer bergen. Das grobe Kleid der Genußsucht, hier ward es gegen eine lose geknüppte Sinnlichkeit vertauscht, deren begehrlische Wallungen sich nur mit der Seele zugleich heben und senken. Der Leichtsinn der Stadt war in

seinem Gesange zum Gelinden, das Ueberhinhuschen zu hold wechselnden Uebergängen geworden. Wo die Dichter, seine Lands- genossen, weder das erste, noch das letzte Wort zu sagen wußten, nur die um Anfang und Ende verkürzte Mittelrede, dort erließ sich seine Tonsprache auch nicht einen einzigen nothwendigen Laut und sein festgefügter Bau schimmerte gleichwohl in dem Sonnenduft einer erträumten Welt. Das Wiener Leben nannte Grillparzer ein Leben in halber Poesie, gefährlich für die ganze; dem musikalischen Genius frommte diese halbe Poesie, indem sie die Tonsseele freundlich löste, wogegen sie die Bildkraft des Dichters allzu leicht zerstreut und zu vergnüglichen Schweifen ermuntert. Schuberts unerschöpfliche Innigkeit hat nichts unter dem bleiernen Druck eines geisttödtenden Regiments gelitten und die gedämpfte Seligkeit seiner Klänge ist nicht von dem bösen Beispiel einer siedelnden, tanzenden und verliebten Nachbarschaft ergriffen worden. Seine Einfalt hat sich nicht an dem Ernst vorbeigestohlen, der Feuerprobe künstlerischen Gehalts, und das ringsumher in Gemüthlichkeit zersplitterte Gefühl sammelte sich in ihm zu den Schlägen eines großen Herzens. — Es währte geraume Zeit, bis Hebbel dieses große Herz pochen hörte, ein Herz, das sämtliche Versäumnisse, Vergehen und Thorheiten Wiens vollständig wett macht und das angesichts der Vorzüge wie der Gewinnste jener deutschen Stämme und Hauptstädte, welche Charakter- und staatenbildend sich hervorgethan haben, vor einem höheren Gerichte, als dem historisch-politischen, in seiner Werthbedeutung nicht zu kurz kommt.

III.

Die Isolirung Hebbels in Wien würde ihm schmerzliche Entbehrungen auferlegt haben, weil ihm Sprechen, Gedankenaustausch seit jeher Bedürfniß war, wenn er nicht bald nach

seiner Ankunft in einem jungen Schriftsteller den anregendsten und treuesten Freund gefunden hätte; in Sigmund Engländer, dessen Name schon früher erwähnt worden ist. Die in J. N. Vogls Morgenblatt veröffentlichten Artikel mußten, da sie als die ersten hier den Ton angehenden zu anderen begeisterten Kundgebungen für unseren Dichter ermuntert hatten, Hebbels Aufmerksamkeit erregen. Der Absicht, den Verfasser aufzusuchen, war dieser zuvorgekommen, indem der überschwängliche Kritiker sich ein Herz nahm, um den Jahre lang verehrten Mann von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Beim ersten Anblick erschien ihm Hebbel schroff, starr und verschlossen, aber die offene und empfängliche Natur desselben berichtigte rasch diesen Eindruck und binnen Kurzem war ein intimes Verhältniß eingeleitet. Hebbel kam in den Jahren sechsundvierzig und siebenundvierzig beinahe jeden Tag in Engländers Wohnung, wechselte daselbst die Bücher, die er aus der Bibliothek des jungen Freundes genommen, und alsdann gingen Beide regelmäßig mit einander spazieren bis hinab zum Lusthause im Prater. Trotz der Altersunterschiede war doch gleich zu Anfang der Verkehr zwischen Hebbel und Engländer ein vertraulicher und collegialer, aber freiwillig zeigte dieser durch sein Benehmen, daß er sich jetzt, wie ehemals, als den in Liebe dem Meister ergebenen Jünger fühlte. Dies bedeutete um so mehr, als der Drang zu solcher Hingebung nicht so zu sagen den schwachseligen Spielgenossen jugendlicher Unerfahrenheit und leichtfüßigen Enthusiasmus vorstellte: im Gegentheil, Engländer war bereits in der Schule des Lebens aus den zartesten Träumen wachgerüttelt und in einer grübelnden Beschäftigung mit sich selbst ernst, herbe, ja düster geworden. Leidenschaftlich und begehrtlich, ein Phantasiemensch ohne Produktionskraft, ehrlich gegen sich selbst und zum Schwelgen in der Reflexion geneigt, feindlich gesinnt gegen alles Verschwinrende und Flache,

bedürftig zu verehren und zu bewundern, aber unfähig, die Zügel des Willens zu ergreifen, war er vermöge dieser Mischung so recht dazu geschaffen, nichts Entscheidendes in der Welt durchzusetzen und persönlich unglücklich zu werden. In dem kritischsten Augenblicke seiner innern Kämpfe war er unserem Dichter nahe getreten; allen jugendlichen Frohsinn, alle Lebenshoffnung hatte er längst über Bord geworfen. Hier fand ich Alles, bekannte er, was ich mir sagte, nie erreichen zu können, und seit jeher war der Anblick fremder Größe für mich ein Beruhigungsmittel. Da ein kümmerliches, angefeindetes Dasein, eine unselige Vergangenheit mit manchen lastenden Verirrungen und eine beklagenswürdige Charakterchwäche sein Um und Auf bildete, so sei er Hebbeln wie ein Greis entgegen getreten. Er glaubte den nächsten Tag sterben zu müssen, da hörte er einen Mann, der seine vollste Achtung erworben, von seinen rothen Wangen sprechen! Der Contrast des Bewußtseins innerer Verkümmernng zu jener täuschenden Wirkung schmerzte ihn und es gewährte ihm eine Art Erleichterung, den Gang seiner Bildungsgeschichte Hebbeln auseinander zu setzen. In einer Familie aufgewachsen, die, von finstern jüdischen Bräuchen durchsponnen, mit den drückendsten Nahrungsvorgen stritt, frühzeitig von der Genußsucht Wiens giftig angehaucht, haltlos nach einem Halt sich sehnend, war er durch sein Naturell und seine Geistesrichtung in Widerspruch mit dem Herkommen und den Wünschen seiner Angehörigen gerathen und ingleichen mit dem Schlaraffenthume seiner Vaterstadt.

Ein Blick auf das Bild seiner Großmutter gibt uns eine Vorstellung von seinen Jugendzuständen. Alttestamentarisch aufgeschmückt mit einer der hohenpriesterlichen ähnlichen Haube lag sie Jahre lang im Bett, ein hageres Gerippe, der gepuzte Tod, um den knöchernen Hals eine drei- oder mehrfach gewundene Schnur von Dukaten, unter der Decke Edelsteine und Kleinodien

versteckt haltend. Sie war nicht krank, sie stand nur deshalb nicht auf, um ungestört beten zu können; aus dem Beten fiel sie aber jeden Augenblick in's Fluchen, wenn sie von ihrer Schwiegertochter etwas sah oder hörte. Denn sie konnte es nicht ertragen, daß ihr Sohn diese nicht nach altjüdischer Sitte als Sclavin behandelte, sondern sie liebte; sie verlangte, daß er sie, eben weil er dies that, verstoßen solle; ein Händedruck, ein freundliches Wort waren in ihren Augen todeswürdige Verbrechen, in einem Kuß, wenn er je in ihrer Gegenwart gewagt worden wäre, würde sie den äußersten Verstoß gegen die ihr schuldige kindliche Ehrfurcht erblickt haben, ein Vorzeichen des Weltuntergangs. Eines der Kinder mußte fast den ganzen Tag an ihrem Bette zubringen, auf die Knie hingekauert und die Gebete nachplappernd, die sie aus ihrem hebräischen Gebetbuch ablas; Engländer selbst suchte sich dieser Pflicht zu entziehen und wurde deshalb von ihr gemißhandelt, so oft sie seiner habhaft werden konnte. Die ganze Familie hatte nur zwei Zimmer; das eine gehörte der Großmutter, das andere den Eltern und den Kindern, nahm des Abends aber auch noch sogenannte Bettgäste auf. Die bitterste Armuth herrschte; der Vater verdiente wenig und gab das Meiste für die Alte hin, desungeachtet entäußerte diese sich nicht bis an ihren Tod, den erst sehr spät, in ihrem neunzigsten Jahre, die Cholera herbeiführte, eines einzigen ihrer zahlreichen Goldstücke. Als sie gestorben war, reichte ihr Nachlaß hin, die Verhältnisse völlig umzugestalten. Engländer hatte die durch drei Jahre betriebenen juristischen Studien aus unüberwindlichem Widerwillen dagegen aufgegeben und seine freie Schriftstellerei brachte ihm blutwenig ein. Die Eltern, für welche sein Phantasielieben „nur eine Münzstätte“ war, bemerkten mit Gram und Unmuth, daß nichts Greifbares daraus hervorkam und quälten ihn unaufhörlich durch Reden, wie durch Stillschweigen, er solle die Literatur

bei Seite werfen und Beamter auf allen Bieren werden, wie sein Ausdruck lautet. Nun war aber das Letzte, was er sich aus dem Trümmerhaufen seines bisherigen Lebens gerettet hatte, eine ängstliche Zuversicht auf die Gehaltprobe seines poetischen Vermögens. Hebbel war der Einzige, an den er glaubte, „wie der Fromme an seinen Gott“. Er theilte dem verehrten Manne einige seiner Arbeiten mit und bat um dessen aufrichtiges Urtheil, ja er drang darauf. „Ich habe Ihre volle Strenge herausgefordert“, heißt es in einem der Briefe Engländer an ihn, „und ich will bei den schmerzlichsten Schlägen nicht zucken. Bleibt kein einziger Athemzug in meinem Werk, so schleudr' ich es gelassen in's Feuer, so wie meine beiden früheren Romane, von denen sich nichts als ein paar Züge in diesen herübergerettet haben“. Nun vernahm Engländer seine Beurtheilung. Hebbel fällt sein Verdicht, indem er dabei bemerkte, daß er durch seine rücksichtslose Aufrichtigkeit dem jungen Freunde den höchsten Beweis der Theilnahme gebe, einen solchen, durch welchen man den meisten Menschen gegenüber Alles auf's Spiel setze, was man ungerne verliere. Aber er wisse, daß es Engländern ernstlich um Bildung zu thun sei und daß ihm mehr als Ein Weg in's Universum offen stehe.

Sigmund Engländer ertrug die vernichtende Schwere des Urtheils, das er selbst Hebbeln abgefordert, ja abgerungen hatte, mit jener Noblesse, welche dabei keinen Makel auf den Richter kommen läßt und die Gerechtigkeit des Spruches nicht bezweifelt. Aber die geschlagene oder besser gesagt erkannte Wunde blutete darum nicht weniger. Noch im Jahre 1869, als ich Engländer in Wien persönlich kennen lernte, war jener Schmerz in ihm lebendig: „Das Wort Abstract tödtete mich, mein ganzes Dasein lag in Trümmern! Hebbel hatte mir gesagt: Deine Instincte sind falsch, deine Impulse sind unecht, er hatte mir mein

Leben versiegelt!“ Eine tragische Situation, die uns aus vielen Biographien bekannt ist und der Betrachtung eine allgemeine Seite zukehrt. Alle diejenigen, welche in ihrer Auffassung und Behandlung dieser Frage den Standpunkt des humanen Krankenhüters einnehmen, werden rasch mit den Ausrufungen: Unerlaubt! Mangel an Schonung! Grausam! u. dgl. bei der Hand sein. Sie werden von Abwarten der späteren Entwicklung, gebotener Aufmunterung bisher nicht gereifter Talente, möglicher Entfaltung noch unsichtbarer Keime und noch sonst Allerlei faszeln, was in ein Noth- und Hilfsbüchlein für Pfuscher hinein gehört. Nun ist aber die Verpflichtung des künstlerisch Berufenen zu rückhaltlosem Aussprechen der Wahrheit eine unerläßliche, sobald der künstlerisch Unberufene die Wahrheit aufrichtig zu hören verlangt. Denn schon dieses aufrichtige Verlangen verbürgt die Kraft sie zu ertragen; dieses Verlangen beurlundet aber auch in den meisten Fällen das Gefühl vorhandener Krankheit und zugleich die Sehnsucht, den langgedehnten Weg des stätigen Zweifelns und trügerischen Hoffens abgekürzt, wenn nicht abgeschnitten zu wissen. Wen ein Wort, wie das von Hebbel gebrauchte, thatsächlich niederschmettert, der ist darum nicht von diesem Worte als einem Stein aus heiterer Luft getroffen worden, der hat es schon lange vorher im Ohr undeutlich summen hören und erschrickt nun über die halb befürchtete, halb herbeigewünschte Deutlichkeit des Tons; oder um das Gleichniß vom schwer Verwundeten herzunehmen, welcher erst in dem Moment ohnmächtig zusammen sinkt, als er das schon eine Weile hindurch hervorströmende Blut endlich rinnen sieht. Kein großes künstlerisches Talent verlegt, auch nicht in der Periode seines Tastens, den Schwerpunkt aus sich selbst in einen Andern hinein und ob dieser Andere der überlegenste Geist wäre. Nie thut dies ferner die Mittelmäßigkeit, die in einer beständigen Ermunterung ihrer selbst fort vegetirt

und die verschiedenartigen Hindernisse ihrer Unzulänglichkeit für eben so viele Entwicklungsphasen des Talents ansieht. Hat aber die Natur einmal durch einen falschen Impuls den tieferen Menschen scheinbar irreführt, dann gleicht sie dies wieder aus, indem sie ihm den heftigen Trieb verleiht, sich dieses Stachels zu entledigen. Aber allerdings geht dergleichen nicht ohne schwere Qualen vor sich. Sigmund Engländer, wenn ihn nicht sein Schicksal in die Bahn Hebbels hinein gewirbelt und wenn ihn etwan schwächliches Wohlwollen oder fremde Kurzsichtigkeit im Produciren bestärkt hätte, würde sein tiefstes Leiden nur um Jahre hinausgerückt, sich aber von den Martern seiner Gewissenhaftigkeit darum nicht losgekauft haben. Er ist in der Folge mit seiner anderswohin gelenkten Begabung ein tüchtiger Mensch geworden, während manche seiner Wiener Bekannten, welche bis auf den heutigen Tag ohne eine solche Begabung noch „streben“, das Prädikat der Tüchtigkeit nicht ansprechen können.

Hebbel stand mit seinem Princip, ehrlich seine ästhetische Meinung zu sagen, wenn sie geheißt wurde, und mit seinem Widerwillen gegen das Anlegen einer poetischen Pflanzschule entschieden allein in dieser Stadt; ebenso wie Engländer's geschicktes Verhalten eine der wenigen Ausnahmen von der Regel der Wiener Schriftsteller bildete, welche den ehegestern verehrten Dichter heute heruntersetzen, weil er am gestrigen Tage dort seine Billigung verweigerte, wo ein Band Gedichte oder ein Trauerspiel dieselbe zu erhalten hoffte.

Im Uebrigen war der Arzt selbst nicht ganz so wohllauf, wie der Patient, wie Sigmund Engländer offenbar glaubte. Hebbels starker Wille wirkte im persönlichen Umgange so gewaltig, daß man leichtlich wähnen mochte, ihm sei das Gefühl der Unsicherheit und des innern Zwiespalts völlig unbekannt. Aus der ersten Zeit seines Verkehrs mit ihm hebt Engländer den Umstand

als auffällig hervor, daß Hebbel einen politischen Verjüngungsproceß nicht erwartete, wie sehr auch überall die staatlichen und socialen Verhältnisse in's Schwanken gerathen waren. Noch am Vorabend der italienischen Revolution malte er dem jungen Freunde öfters aus seinen römischen und neapolitanischen Reiseeindrücken die politische Zerfallenheit der Nation aus, ihre Erschlaffung und Feigheit, welche zu jeder männlichen, kühnen That unfähig wäre. Auch in Rücksicht auf Deutschland hatte er durchaus keine Hoffnung auf eine Wiedergeburt und mehr als ein Mal verspottete er Jene, welche sich in politische Agitation mischten. Die einzige Rettung, die er für Deutschland ersah, der einzige Proceß, den er begriff und zu leiten die Kraft in sich verspürte, war, wie Engländer behauptet, eine literarische Umwälzung. Kein Dichter, sagte er, habe je die Bühne so sehr geachtet, keiner im Theater dermaßen eine Bildungsanstalt und politische Erziehungsschule erblickt, wie gerade Hebbel. Durch seine Verbindung mit einer hervorragenden Schauspielerin gedachte er einen directen Einfluß auf die Bühne zu gewinnen. Bald jedoch belehrte ihn die Thatfache der beharrlich fortgesetzten Ignorirung seiner Stücke am Burgtheater, daß er sich einem Wahne hingeeben. Aber nicht nur die kaiserliche Bühne war ihm einstweilen verriegelt, er blieb auch literarisch vereinsamt und sogar gesellschaftlich verlassen. Es verging kein Tag, versichert unser Gewährsmann, an dem er nicht die Herrschaft, welche Jungdeutschland und dessen geschlossene Coterien auf die Literatur und das Theater ausübten, beklagt hätte. Mit einer beinahe krankhaften Gereiztheit witterte er überall Agenten Gutzkows, Laubes, Kühnes u. s. w., ja er bildete sich eine angezettelte Verschwörung gegen sich ein. Nach und nach mußte Engländer zugeben, daß Hebbel zu solcher Gereiztheit Ursache hatte, daß bald hier, bald dort ein frisch aufgeworfener Maulwurfshügel die Anwesenheit und Arbeitsamkeit der „jungen,

wilden Söhne Goethes" bezeugte. Als Engländer von dem im alten Wien allmächtigen Witbold M. G. Saphir aufgefordert wurde, sich an der Redaction des Journals: Der Humorist zu betheiligen, da prophezeite Hebbel, daß Saphir ihm nicht gestatten würde, eine Sylbe gegen Gutzkow und dessen Clique zu schreiben. In einem seiner ersten Artikel griff Engländer den Unantastbaren an, entschlossen sich von dem Blatte zurückzuziehen, wenn der Artikel nicht vollständig gedruckt werden sollte. Saphir druckte ihn wohl ab, nahm ihm aber den Stachel durch eine Anmerkung der Redaction, daß diese herbe Anschauungsweise über Gutzkow und dessen Freunde nicht die seinige wäre. Engländer faßte nun den Plan, eine literarische Monatsrevue unter dem Titel: Der Salon zu begründen, um ein unabhängiges Organ zu seiner Verfügung zu haben. Hebbel nahm großes Interesse an diesem Unternehmen und gab demselben mehrere poetische Beiträge. Aber die Censurquälereien, welche schon die Gründung der Zeitschrift erschwert hatten, machten ihr, nachdem drei Hefte erschienen waren, wieder ein Ende.

Während solcherart Hebbels dichterische Thätigkeit in der Stadt, wo er sich angesiedelt hatte, vom Publicum unbeachtet blieb und er persönlich von der Schriftstellergilde Unbilden erfuhr, fing man an einzelnen Orten in Deutschland an, ein schärferes Augenmerk auf ihn zu richten und sich auf Seite der Kritik ernstlich mit ihm zu beschäftigen. Belangreich war in dieser Hinsicht die Aufführung seiner Maria Magdalena, 1846, auf dem Leipziger Stadttheater, zugleich die erste, welche das Stück erlebte. Ueber die Umstände, die der Annahme desselben all dort vorausgingen und über die Auffassungsweise der Gestalt des Meisters Anton durch Heinrich Marr gibt eine handschriftliche Mittheilung des eben genannten Künstlers, worum ich ihn gebeten, werthvolle Aufschlüsse.

Als Oberregisseur unter der Direction des Dr. Schmidt hatte er, da ihm in seinem artistischen Schalten und Walten vollständige Freiheit eingeräumt worden, den schauspielerischen Leistungen der Bühne zu einem derartigen Ansehen verholfen, daß Freund wie Feind die strengsten künstlerischen Anforderungen an Repertoire und Darstellung machten. Begünstigt durch den Umstand, daß drei frische jugendliche Talente von seltener Befähigung sich unter seine pädagogische Leitung begeben hatten: Bertha Unzelmann, Joseph Wagner, Heinrich Richter, lag ihm als Vierten im Bunde nichts näher, als die schauspielerischen Principien, nach denen er mit despotischer Strenge herangezogen worden, aufrecht zu erhalten. Er legte den Hauptaccent auf einfach natürliche Darstellung des Menschen in seiner vollsten Lebensentwicklung, auf ein verständnißvolles Eingehen in die Wahrheit der Wirklichkeit. „Ohne eine gewisse Einseitigkeit ist keine Vollendung möglich.“ Als Schauspieler war er, nach seinen Worten, berechtigt, zunächst die darstellende Kraft seines Talents geltend zu machen, ebenso wie der dramatische Dichter in erster Instanz den poetischen Werth seiner Production betont. Unter diesen Voraussetzungen konnte Marr mit den ihm zu Gebote stehenden Talenten eine Harmonie des Zusammenspiels zu Stande bringen, welches mit Recht als mustergültig anerkannt wurde und ihn begreiflicher Weise öfters verleitete, mit diesem und jenem dramatischen Erzeugniß zu experimentiren, sobald er nämlich erwarten durfte, seinen jungen Talenten ein neues künstlerisches Relief zu geben.

Ein Glücksfall, wie Marr es nennt, führte 1846 Gustav Freytag nach Leipzig und sie wurden mit einander bekannt. Die Leistungen der Leipziger Bühne fesselten den Ankömmling derart, daß er ihm seine Valentine übergab, welche er kurz vorher beendet hatte. Geistig angeregt durch die warme Theilnahme, welche eine

so feine Natur, wie die Freitags der Gesamtdarstellungsweise dieses Theaters schenkte, kam er auf den Gedanken, die heterogensten Aufgaben mit seinem styl- und planvoll geordneten Kunstpersonal zu lösen.

Gutzkows Uriel Acosta war 1846 erschienen. Hier waltete, nach Marrs Ausdruck, das Pathos vor; die religiösen Emancipationsgedanken konnten in kein anderes Gewand gekleidet werden. Nun sagte sich Marr Folgendes: Wenn ich dieser Aufgabe Freytags Valentine gegenüber stellen möchte, die als ein exclusives Kunstwerk erschien, deren schöne Form, geistig aristokratischer Styl, sowie eine wohlthuende Harmonie der Stimmungen, Gedanken und Empfindungen von den Schauspielern zur Anschauung gebracht werden mußten, so würde mir alsdann das dritte Moment fehlen, nämlich ein Drama des einfach bürgerlichen Lebens, welches den Zuschauer festen Fuß auf dem Boden der Wirklichkeit fassen ließ und den Menschen in seinem schlichten Fühlen und Denken, zugleich aber auch in der tragischen Gewalt des Gemüthes offenbart. Mit den Iffland'schen Stücken, der Schule für die Menschendarstellung, hatten wir bereits trotz der Kleinheit der dramatischen Motive die ehrenvollste Anerkennung gewonnen. Nur eine moderne bürgerliche Tragödie konnte den Ruhm der natürlichen Spielweise um Vieles erhöhen. So dachte Marr, und da er zu verschiedenen Malen über die 1844 erschienene Maria Magdalena Beurtheilungen gelesen, so verschaffte er sich jetzt selbst einen Einblick in das Stück, um zu erfahren, ob dieses bürgerliche Trauerspiel seinem Vorhaben entsprechen könne. Der Eindruck, den er beim Lesen empfing, war so überwältigend, daß er über ästhetische Bedenken und moralische Bedenkllichkeiten hinweg sah, und dies um so leichter, als das Schauspielerpersonal, welches er in's Treffen bringen konnte, zur Versinnlichung der dichterischen Intentionen wie geschaffen war. Ein ehrgeiziger

Drang, der Erste zu sein, der das kühne Wagniß unternahm, Maria Magdalena aufzuführen, schnitt sein anfängliches Zögern ab und so kam die Tragödie Hebbels vor Uriel Acosta und vor Valentine auf die Bretter.

Nicht allein der Director Schmidt war über sein Vorhaben entsezt gewesen, es gaben noch anderweitig viele literarische Blätter ihre ästhetische Entrüstung zu erkennen; vielleicht um ihn einzuschüchtern, vielleicht — aus andern Gründen! meinte Marr. „Ich verhielt mich ruhig dagegen und felsensfest, denn der Schauspieler in mir hatte nun einmal die Lust verspürt, einen Kampf zu bestehen, der schließlich doch die Kunst der echten Menschen-darstellung in den Vordergrund drängen sollte.“ Das Publicum wird über die peinliche Situation hinweg kommen, in welcher man Klara schon gleich im ersten Act weiß! so beruhigte er den Dr. Schmidt, die Unzelmann bürgt mir dafür, sie fesselt durch züchtige Haltung, durch Einfachheit ihres mädchenhaften Wesens, und da die keusche Gestaltungskraft ihres Talents, das, von einer edlen Geistes- und Gemüthsbildung getragen, sie stets eine reservirte Grenze einhalten läßt, so wird die sittliche Vorstellung, ungeachtet aller psychologischen Einwendungen gegen das Motiv des Falles nicht weiter beleidigen. Das urwüchsig und feurige Naturell Joseph Wagners, das sich zwar noch wild aufbäumte, aber doch nie künstlerisch überschlug, schien ihm für den Karl prädestinirt. Dem Secretär ward durch das lebenswürdige Liebhabertalent Heinrich Richters ein volles sympathisches Interesse verliehen, indeß das kleine, aber charakterisirungsfähige Talent Oscar Guttmanns für den trockenen, aber dramatisch accentuirten Schuft Leonhard den geeigneten Dolmetsch abgab. Auch für die weiche Natur der Mutter mit dem Keim des Todes in der Brust hatte Marr eine gute Schauspielerin. Er selbst stellte den Meister Anton, indem er bei der Lösung dieser Aufgabe an die pietätvollen

Reminiscenzen der alten Schauspielerepoche anknüpfte, in welcher die Geltung des bürgerlichen Trauerspiels die oberste Stelle einnahm. Als einen unbewußt verstockt in sich abgeschlossenen Charakter habe er ihn dargestellt, in stättem Conflict mit seinen weichen Gefühlsmomenten lebend, die er durch eine störrische Rauheit zu übertünchen sich bemühe. Je drangvoller das Schicksal der Seinen sich zu erkennen gebe, desto plastischer kehre er den Willen heraus, seine Vorstellungswelt zu beherrschen und schlage einen Ton des eisernen Trozes an. Herzenshärte sei ihm aber fremd und deshalb zittere in dem Trozeston eine Zähre des zerknirschten Schmerzes. So allmählich in eine Selbstverfunkenheit hineingetrieben, lege er vor sich selbst das Geständniß ab: „Ich verstehe die Welt nicht mehr!“

„So habe ich Meister Anton aufgefaßt und zur Anschauung gebracht; die Wirkung war in's Mark einschneidend. Im Verein mit allen Mitwirkenden errangen wir einen Erfolg, der so weitreichend war, daß bei den Wiederholungen eine Anzahl literarischer Notabilitäten von Berlin eintrafen, um Maria Magdalena auf der Leipziger Bühne zu sehen. In keinem Moment meines Künstlerlebens habe ich eine ähnliche Befriedigung empfunden, denn es war ein Triumph der Schauspielkunst, weil — ich darf es nicht verschweigen, da Sie mich fragen, wie die Leute das Stück aufgenommen haben.

Die Leute anerkannten überwältigt die große geistige Bedeutung des Hebbel'schen Werkes, die einfache, blitzende Sprache; die Gewalt und Naturwahrheit der Charaktere überraschte sie in imponirender Weise: die Handlung selbst aber choquirte, ja aigrirte sie. Wie der Secretär sagt: „Darüber kann kein Mann weg!“ so meinten die Leute: über Klaras Zustand, über das Motiv ihrer Hingebung an Leonhard können wir nicht weg, wenn Bertha Unzelmann nicht die Rolle spielte, und das ganze

Stück würde eine Dissonanz für uns sein, wenn die Harmonie dieser Darstellung uns nicht bezwungen hätte.

Von allen Seiten rief man uns dies entgegen und in den kritischen Blättern ward dies *bon gré mal gré* wiederholt. Aus diesem Grunde sagte ich, die Vorführung der Maria Magdalena war ein Triumph für die Schauspielkunst."

Die erfolgreiche Darstellung dieses Stückes in Leipzig hatte einige andere kleinere Bühnen ermutigt, es gleichfalls damit zu wagen, und bei der allgemeinen Aufmerksamkeit, die sich nun darauf richtete, war es natürlich, daß auch vielseitige Widersprüche gegen dasselbe hervor kamen. Die öffentlich abgegebenen, wie die mündlich umlaufenden Urtheile über Maria Magdalena bildeten eine ziemlich vollständige Scala halbrichtiger, halbverfehlter, gänzlich verkehrter, tendenziöser, böswilliger, stupider Auffassung und Ausdeutung. Die unselige Vorrede zu dem Stücke trieb jetzt reichlich die Dornen des Mißverständnisses hervor, die man, zu einem Kranze geflochten, dem Dichter in's Haupt drückte. Geistvoll und energisch faßte Arnold Ruge das vielbestrittene Thema an; in dem Aufsätze: Hebbel's Maria Magdalena, eine Tragödie; Gutzkow's Uriel Acosta, keine Tragödie, den er 1847 in der Leipziger Revue unter dem Pseudonym D. Sempach veröffentlichte. Klara's Fall, sagte er, gehe aus ihrem mit dem Vater gemeinsamen Charakterzuge hervor, aus der Abstraction der Verzweiflung, aus dem wilden Troß gegen das Schicksal, dem es einerlei sei, den Kelch der bitteren Qual sogleich bis auf den Grund zu leeren. Denn Klara sei Geist von seinem Geist, Fleisch von seinem Fleisch. In der Kraft des Dichters, das gebundene, in sich gedrungene Individuum anschaulich zu machen, erblickt Ruge die Macht dieser Tragödie, die durch jeden Zug, jeden Ausdruck uns in diese bestimmte tragische Situation banne, in dieser eigenthümlichen Atmosphäre erhalte.

Die Sprache sei die einfache des Volkes, jedes Bild diesem Kreise entlehnt, alles schlicht, ergreifend, nicht Eine Phrase.

Beinahe gleichzeitig erschien Friedrich Vischer's Charakteristik Hebbels, welche auf die seltenen Vorzüge der Maria Magdalena, aber freilich auch auf die gefährlichen Fußangeln und Fallgruben hinwies, denen Hebbels Talent ausgesetzt sei. Der Leser hat wohl jene Charakteristik, die schon früher benutzt worden, noch im Andenken. Hebbel freute sich, daß er „dem spröden Vischer“ Anerkennung abgerungen, und er hätte immerhin den Unglücks, der ihm begegnete, schweigend übersehen dürfen. Leider that er dies nicht. Dann und wann drängte es ihn, ungerechte Beschuldigungen entkräften, Entstellungen seiner künstlerischen Grundsätze durch Explication auslöschen zu wollen. Das Schlimmste, was ein Dichter überhaupt in solchem Falle unternehmen kann. Eben hatte er in der Europa, welche nach Lewalds Rücktritt Gustav Kühne redigirte, einige Scenen seines Molochs drucken lassen, als auch bereits falsche Vermuthungen über die Idee und Weiterführung des Werkes laut wurden. Die Allgemeine Zeitung brachte eine boshafte Prognose über die dichterische Zukunft Hebbels. Da schrieb dieser einen ästhetischen Bekenntnißbrief an Kühne, worin er sich zugleich über seine demnächst erscheinenden Stücke in Rücksicht auf Plan und Intention aussprach und diesen Brief druckte der Redacteur ab, der dazu keine Befugniß hatte. Dies erzeugte von Neuem lärmende Widerrede und so debattirte man in der belletristischen Presse über Dramen, welche vom Autor noch nicht einmal vollendet worden waren. Wiederum mußte das böse Vorwort herhalten, um darzuthun, was Hebbel angeblich wollte wie verschmähte, was sein Irrweg und seine Verblendung sei. Das Schlagwort wurde ausgegeben von seiner Neigung zur Speculation und zu geschlechtlichen Problemen. Da sich überdies die neuen Productionen unseres Dichters eher als

belastende denn entlastende Zeugnisse dessen erweisen sollten, was die Kritik ihm vorwarf und was sie an seinen Arbeiten bekämpfte, so war die Stellung, die er nun zu ihr einnahm, eine doppelt mißliche. Das Bild, das man sich aus einzelnen seiner Dichtungen und seiner theilweise geschraubten Erläuterungen von seiner Denkungsart, seinem Seelenzustande, seinem ganzen Ich machte, war das einer grotesken Figur, war ein Mittelglied zwischen einem Hünen und dem sinnreichen Junker de la Mancha, das Zwischengeschöpf einer überhitzten Phantasie und eines rechtshaberischen Verstandes, ein Mensch, der an der Großmannsucht erkrankt ist und das Prahlertum des Holofernes mit dem verbißenen Trotz des Meisters Anton in seiner Persönlichkeit vereinigt. Dieses Zerrbild aber behauptete sich Jahrzehnte lang als das Porträt Hebbels im Publicum, wie in der Literatur.

Abermals sind wir an einer merkwürdigen Wegstelle in der Geschichte dieses Menschenlebens angekommen. Das Alles bin ich nicht! sagt uns nämlich der wirkliche Hebbel, Vieles, was Ihr für einen Ausdruck des Hanges zum Seltsamen und Absonderlichen haltet, das sind nur Merkzeichen eines noch gährenden geistigen Prozesses, Mancherlei, worin Ihr ein Thun oder das Fieber einer unheilbaren Krankheit wahrnehmt, ist näher gesehen ein Leiden oder der beschleunigte Puls vorübergehender Krisis. Seine nicht bekannt gewordenen Geständnisse und Selbstgespräche, sowie seine dem Tagebuche aus dieser Epoche anvertrauten Urtheile werden uns als Beweismittel dienen.

Die Ausrufungen, welche ihm die Lectüre einer in den Grenzboten enthaltenen Abhandlung entpreßte, sind vor Allem lehrreich. Der anonyme Kritiker (Julian Schmidt), bekannte zunächst, daß ihn die ursprüngliche Kraft, die grandiose Naturwahrheit dieses Dichters im Tiefsten ergriffen habe, eines Dichters, welcher den entnervenden Reflexionen eines blasirten Zeitalters

einmal wieder das Bild ganzer Menschen entgegenhalte. Da aber die Bedeutung Hebbels, seine groß gedachte Charakteristik im Gegensatz zu den marklosen Phantasiestalten seiner meisten Nebenbuhler hinreichend gewürdigt sei, so dürfe er, der Kritiker, es jetzt vor seinem Gewissen verantworten, den Dichter vor dem Abwege, den er betreten, zu warnen. Die Probleme, die er sich stelle, wären jene anonymen, individuellen Krankheitsgeschichten, die nicht dem historischen Gebiet, sondern dem pathologischen angehören. Das an ihm Große und Anerkennenswerthe wäre freilich dieses, daß er sich nicht auf halbe Wesen einlasse, sondern daß er ganze Charaktere concipire, welche in Einer Leidenschaft, Einer Gemüthsrichtung aufgehen, wenn diese auch Wahnsinn sei. Aber daß sie in der Regel bei Hebbel Wahnsinn oder wenigstens Krankheit sei, das entreiße ihm wieder den Kranz der echten Poesie. Nachdem Schmidt an Klinger und Grabbe gemahnt und den „Sprüngen“ gefolgt ist, in welchen Hebbel seinen Holofernes, seinen Golo u. A. entwickelt habe, fragt er: ob dies nicht Rausch statt Natur sei. Er meint freilich, gestehen zu müssen, alle diese Verirrungen trügen das Gepräge eines großen Talents und die dämonische Glut des Hasses werde uns mit ebenso viel sinnlicher Wahrheit vor die Seele gebracht, wie das schmeichelnde Geflüster der Liebe. Außer Lessing und Kleist kenne er keinen deutschen Dramatiker, dessen Zeichnung so scharf und bestimmt ausgeführt, mit solcher unerbittlichen Härte festgehalten wäre. Hebbel habe sogar gegen jene Beiden den Vorzug voraus, daß seine Dichtungen auch den musikalischen Reiz nicht entbehren, den poetischen Duft, der jene harten Formen dem Gemüthe näher bringe. Die Abschiedsscene zwischen Siegfried und Genoveva sei eines der anmuthigsten Bilder, welche die deutsche Poesie hervorgebracht, Meister Anton eine der kühnsten Conceptionen, die überhaupt ein Poet gewagt. Aber überall stehe er an dem schmalen Rande,

welcher genialen Geist vom Unsinn scheidet, sein Tritt sei nicht sicher genug, wir schweben beständig in der Furcht, er werde hinübergleiten. Hebbel müsse, wenn er so fortfahre, wahnsinnig werden. — Unser Dichter replicirte dagegen, für sich selbst, Nachstehendes: „. . . Seltsame Manier mit einem lebendigen Menschen umzugehen! Also nur darum ein Nabucadnezar der Literatur, um mit der Zeit auf allen Vieren zu kriechen und Gras zu fressen? Nein, da weiß ich's besser. Das wird nie geschehen, nie, ich fühle etwas wie von einem ehernen Keil im Kopf und habe in Todkrankheiten schon die Erfahrung gemacht, daß selbst die wildesten Fieberphantasien das Bewußtsein in mir nicht überwuchern konnten, daß ich, wenn ich sie auch nicht ganz zu ersticken vermochte, sie doch innerlich bespöttelte und verlachte. Im Uebrigen ist ein solches Urtheil nicht ohne allen Grund, indem es doch auf einiger Einsicht in den schöpferischen Proceß des dichterischen Geistes beruht und es nur darin versteht, daß es die befreiende Kraft des Darstellungsvermögens, die doch im subjectiven wie im objectiven Sinn damit verbunden ist, nicht in Anschlag bringt.“

Die meisten Menschen, heißt es an einer anderen Stelle in seinen Selbstbekenntnissen, frügen sich stets nur: Was bedeutet mein Ich in meinem Kreise? Daher ihre Zuversicht, ihr Stolz, ihr Hochmuth; man müsse sich aber fragen: was bedeutet dein Kreis im größeren und was bedeutet der größere wiederum im größten? — Wüßte ich nicht so schrecklich genau, was die Dichtkunst an sich ist, ich würde als Dichter viel weiter kommen! Unstreitig aber gebe es Geister, welche die Erkenntniß mit ihm und die Spannkraft mit jenen Geringeren theilen. „Diese sind die vornehmsten und leisten das Höchste.“ Auch darin, daß er zu lange in der bloßen Freude des erhöhten Daseins mit seinen Gedanken spiele, will er einen Grund gefunden haben, warum er so weit hinter Anderen zurückbleibe, was die Wirkung auf die Menge

anbelangt. Denn die Menge verlange nicht Tiefe, sondern Breite, und bei jenem Spielen streifen seine Gedanken alle die bunten Hülsen ab, durch die sie sich bei ihr einschmeicheln könnten und werden zu ernst und zu streng. Ebenso unbefangen beobachtete er den Fehler allzu consequenter Durchführung seiner Ideen im Drama. Er müsse sich hüten, sagte er, sie derart zu betonen, wie bisher. Gewiß irre er sich nicht im Hauptpunkt, daß nämlich jedes Drama ein festes, unverrückbares Fundament haben müsse. „Muß es darum aber auch jeder Charakter haben? und jede Leidenschaft, die in einem Charakter entsteht?“ — Dennoch könne er sich nicht ohne Ekel auf bloße Relativitäten einlassen. Das Nothwendige bringen, aber in der Form des Zufälligen, dies sei das ganze Geheimniß der dramatischen Kunst.

Da ist, wie man sieht, nichts Wunderliches, Hypergeniales und Ueberwürztes, nichts krankhaft Verdächtiges, Apartes und Excentrisches wahrnehmbar. Aber Naturell und Geist, Idee und Ausführung, Formkraft und Geschmaç wichen in seinen Dichtungen einander öfters dergestalt aus, daß seine Poesie mitunter dort wehe that, wo sie imponirte, daß sie zuweilen verletzte, indem sie hinriß, in Bande schlug, wo sie zu erlösen glaubte. Diese Gegenbewegungen im Eindrücke seiner Dichtung war die Ursache, daß man dem Lobe derselben gerne zehn „Aber“ anhängte, daß der flache Doctrinär die Einzelgebrehen der künstlerischen Organisation zu dem Vorbedacht einer eigenwilligen Methode stempelte, und das unehrliche und gedankenlose Nencensententhum aus ihnen die Berechtigung herholte, über den Autor der Maria Magdalena wie über den letzten Pfluscher herzufallen.

Am wohlfeilsten war es bei so bewandten Umständen, Hebbels Wahl geschlechtlicher Themen schlechthin als Vorliebe auszugeben und seine speculativen Anwandlungen in der Dichtung mit der Phrase Reflexionspoesie abzuthun. Ueber Beides ist

jetzt ein Wort vonnöthen, weil seine Productionen im Publicum nunmehr um dieser zwei Punkte willen einen sehr fragwürdigen Gesichtsausdruck angenommen hatten. Ich werde mit dem Wie seiner Darstellung geschlechtlicher Themen beginnen, weil ich in diesem Falle leichter zu dem Warum ihrer Wahl gelangen kann.

Die drei einstweilen vorliegenden Dramen Hebbels bewegen sich ein jedes in der sexuellen Sphäre, aber nicht mit einander gleichen Wirkungen. In der Judith allein wird der volle Umschlag des Themas hörbar, wogegen in der Genoveva die Sinnlichkeit Golos, welche ihm eine vermählte Heilige einflößt, den Grundbaß der Handlung bildet, und in der Maria Magdalena das häßliche Motiv ihres Falls durch die Seelenstimmung Klaras wie eine Dissonanz geht, an deren Auflösung die tragische Entwicklung des Dramas arbeitet. In der Judith erschreckt uns das gelüftete Naturgeheimniß, um welches die heroisch-psychologische Handlung herumspielt, wie wenn ein heftiger Streit nahe einer ungedeckten Cisterne ausgetragen wird; in der Genoveva stachelt das trübe Mysterium unsere Einbildungskraft auf, aber Golos eigenes Leiden, wie das des gefolterten Weibes lassen einen un-künstlerischen Reiz in uns nicht aufkommen; in der Maria Magdalena beleidigt uns das entblößte geschlechtliche Motiv, aber denn doch nur insolange, als die emporsteigenden Schicksalsmächte noch nicht energisch auf uns eingedrungen sind. Behagen an der Berührung des Verfänglichen kennt der Dichter nicht, geschweige daß er Wohlgefallen oder gar Lust daran verriethe. Wenn er nun nichtsdestoweniger in jedem der drei Stücke auch dem gesunden, furchtlosen Gefühl etwas Verletzendes zufügt, so müssen wir den Grund anderswo suchen. Zuvörderst in seinem observirenden, die Schönheitsforderungen abweisenden Ernst; alsdann auch in dem Umstande, daß die der dramatischen Kunstform eigenthümliche Gegenwärtigkeit des Geschehenden jeden peinlichen Eindruck

verschärft und die Scheu vor Allem, was verhüllt bleiben soll, erhöht. Das Weib, von dem in einem altdutschen Gedicht erzählt wird, daß es sich, um den scheidenden Geliebten gegen Anfechtungen zu feien, gewandlos ihm gezeigt hat, dieses Weib ist in unserer Vorstellung längst wieder angekleidet oder möglicher Weise schon gestorben oder am Ende niemals in der Welt gewesen. Das Mädchen jedoch, die hinter dem Drama ihre wilde Hochzeit gefeiert hat, lebt, athmet, lächelt und weint mit uns, wir sehen ihr fortwährend in die Augen.

Zudem kommt bei Hebbel noch dieses: Wie fein Ernst nicht gesprächig, sondern wortkarg ist, so ist auch die Leidenschaft, die er darstellt, durch Selbstcontrole seiner Personen gebrochen. Könnte fein Ernst auf Augenblicke überreden, wir würden ihm alsdann sein Wegheben des Flors von Naturgeheimnissen vielleicht früher verziehen haben, als wir die künstlerische Nothwendigkeit oder doch die künstlerischen Zwecke dieser Entschleierung einsehen. Und wenn die Leidenschaft seiner Menschen mehr instinctiv wäre, so würden wir sie für Alles, was sie begehrt, nicht so sehr verantwortlich machen. Etwas mehr Weichheit, etwas mehr Geschmack: und Hebbels Kühnheiten, ja Uebergriffe, wie Fehlgriffe hätten anders gewirkt. Daß der sinnliche Trieb sich zur dichterischen Darstellung eignen, daß er in seiner Naturheiligkeit dargestellt uns entzücken kann, dies hat Homer mit der Naufikaa, Goethe mit der Mignon bewiesen, wo er ihren nächtlichen Besuch bei Wilhelm schildert. Aber das frohgemuthe, heiter ernste Heidenthum gehörte dazu; mit der düstern Anschauung der christlichen Sittlichkeit verwoben, von unserem Sündenbegriff angehaucht, wird die rücksichtslose Darstellung des Trieblebens in dem Maße an künstlerischer Sittsamkeit einbüßen, als sie an ethischer Nachdrücklichkeit dadurch gewinnen mag. Dieses Heidenthum schlägt selbst noch in die

Wahlverwandtschaften klärend hinein, wo doch Goethe wahrlich das Aeußerste an geschlechtlich verwegener Schilderung gewagt hat. Von Nausikaa zu Mignon ist freilich ein weiter Weg; aber noch viel weiter ist der von Mignon zu Judith. Die hier möglichen Hinweisungen des Lesers auf die epische Beschaffenheit der Scenen Homers und Goethes will ich zum Schaden meines Dichters durch den Fingerzeig auf die Dramen zweier anderer Dichter kreuzen, um ihm alsdann vollkommen gerecht zu werden. Grillparzer schildert in seinem Liebesdrama beinahe während eines ganzen Acts die übernächtige, schlaffüchtige Hero. Was aber wäre diese Müdigkeit und diese Schlassucht, wenn nicht die Wirkung der Wonnen der Nacht und der Ausdruck verschmachtender Sehnsucht nach ihrer Wiederkehr!? Gleichwohl verlezt uns diese Sinnlichkeit bei Grillparzer nicht. Heinrich von Kleist hinwiederum schildert in seiner Penthesilea die in Grausamkeit sich umsetzende Begierde; Hunde hezt sie in ihrer Liebesraserei auf Achilles, mit Sichelwagen will sie seine üppigen Glieder abmähen, diese besinnungslose Amazone, welche nach Georg Brandes' bezeichnenden Gleichniß, so liebt, wie eine dem Bacchantenzug entsprungene Tigerin. Dennoch verlezt uns Kleists Sinnlichkeit eben so wenig. Wenn aber Hebbels Judith, an allen Nerven noch zitternd, den wider ihren Willen und zu ihrem Entsetzen in ihr entfachten Sinnenssturm uns ausmalt, dann beschleicht uns trotz der meisterhaften Darstellung dieses Zustandes ein seltsames Frösteln. Woher rühren nun diese Unterschiede der Eindrücke? Offenbar daher, daß der Psycholog zu dem Künstler im unrichtigen Augenblick sich gestellt hat. In Grillparzers Hero kommt die leidenschaftlich-schweigsame Sinnlichkeit als ein wehrloses Erleiden, in Kleists Penthesilea die gewaltig dahin stuhende Sinnlichkeit als eine bis zur Vernichtung des geliebten Gegenstandes gesteigerte Wildheit zur Anschauung. Macht das Fieber die Sinne stumm und dem

verzehrenden Feuer ohnmächtig hingegeben, so legt es der Andern, indem es ihre letzten Kräfte anbläst, die Laute des Wahnsinns auf die Lippen. Hebbel hingegen stößt das Delirium der Sinnlichkeit, das Traumleben der Leidenschaft plötzlich, mit einem Ruck, in das Bewußtsein hinüber, das Fieber der Judith fängt zu sprechen an; mit der Aufgeweckten aber wachen auch wir auf und in die wenngleich heißen Worte der Sprechenden mischen wir unsere besonnene Rede. Wir werden daher sagen müssen: der Mangel an süßen Accorden in Hebbels Darstellung des Geschlechtlichen, der schauerliche, erbarmungslose Ernst in seiner Behandlung des seelisch Nackten hat neben einzelnen Geschmacklosigkeiten die bald einschüchternde, bald abwehrende Wirkung seiner ersten Tragödien verschuldet. Wir wollen aber nun auch hinzusetzen: der männliche Dichter, der Tragiker, dem das Furchtbare und Erschütternde, wovon Grillparzer so viel wie nichts, Kleist als Dramatiker, nur wenig hat, im brennenden Detail aufgeht, ist in seiner Auffassung des Geschlechtlichen ebenso deutlich erkennbar, wie die Schlassheit und Denksaulheit der Kritik und des Publicums offenbar wird in den Anklagen gegen ihn, welche alle Bedenklichkeiten seiner Poesie über einen und denselben Stamm schor. Das Publicum der damaligen politisch wie ästhetisch charakterlosen Epoche vertrug den sexuellen Ernst schlechterdings nicht, weil die Decenz nicht ihre rucklose Toilette dabei machen konnte, weil die erwünschten Aufenthalte und Lauscherkünste der Begierde fehlten, die Zwischenvorhänge und die Pausen, in denen die lascive Vorstellung weiterführen will, was eine discrete Schlüpfrigkeit listiger Weise schuldig geblieben ist. Nur der neueren Zeit, sagte der kernhafte Maler Joseph Koch, war die Ehre vorbehalten, zwischen der Verschämtheit und der Geilheit eine Allianz zu schließen, allwo die Moral die Mittlerin sein muß.

Die Ursachen, warum Hebbel bisher aus dem sexuellen Gebiete poetische Vorwürfe und Motive sich geholt hat, sind nicht so versteckt, wie man gewöhnlich meint. Welch eine Bedeutung in diesem Betracht der schon im dritten Buch erörterte Contrast gewaltigen Lebensgefühls unseres Dichters zu den frühzeitig erfahrenen Demüthigungen und den fortgesetzt ihm auferlegten Entbehrungen anspricht, dies zu erklären bedürfen wir nicht vieler Worte. Die Phantasie des Darbenden spiegelte sich gerne die Genüsse der Erde vor; den köstlichsten Trank jedoch am Gastmahle des Lebens kredenzt die Liebe. Nun war aber Hebbel zugleich ein idealer Mensch; seine Begierden darzustellen fühlte er sich nicht angetrieben, die Poesie mit wollüstigen Träumen zu erfüllen, wie Wilhelm Heine, dies hätte ihn niemals locken können. Die keusch-innigen Lieder, die der gereifte Jüngling in Ditzmarschen gedichtet, klangen ungeschwächt in ihm nach, sind überhaupt nicht in seinem Gemüthe verklungen. Wohl aber beschäftigte das Naturrathsel der Liebe seine Phantasie wie sein Denken, und vermöge des Dranges, überall den letzten Gründen nachzuspüren, verweilt er halb neugierig, halb trübsinnig bei den psycho-physischen Wurzeln dieser Leidenschaft. Im Symposion Platons verlangt Pausanias, daß man zwei Eroten, den himmlischen und den gemeinen unterscheide, wie es eine himmlische und eine gemeine Aphrodite gebe. Hebbel ging gleichsam hinter die zwei Eroten forschend zurück, an den nach der ursprünglichen Mythe der Alten das Chaos sondernden, die zeugende Naturkraft versinnlichenden kosmogonischen Eros heran. Die neufranzösischen und die jungdeutschen Gemälde der Liebe, die sie begleitenden Verhandlungen über das Verhältniß zwischen Mann und Weib hatten die große Passion zu einer Tagesfrage hingelenkt und gestempelt. Dies Alles zusammen genommen macht es uns vollkommen begreiflich, daß gerade das geschlechtliche Thema in den

Mittelpunkt seiner poetischen Welt trat. Die veränderten Gesichtspunkte aber übten ihren Einfluß auf die Darstellung der Liebe aus, die geistig bewegte Debatte verpflanzte sich auf die Bildfläche derselben; wie denn die Gesinnungen und sittlichen Ueberzeugungen jedweden Zeitalters sich am schärfsten in dem Stylcharakter ausdrücken, den die Darstellung der Liebe annimmt. Die Haupttöne waren, ungeachtet ihrer unverwüßlichen Kraft, auf eine Weile verbraucht, die Tasten des dramatischen Instruments abgegriffen, theilweise taub. Wie auch nicht! Die beseligenden und die schmerzbringenden Wirkungen der Liebe hatten die großen Dichter früherer Epochen elementarisch einfach geschildert, namentlich hatte sie als künstlerischen Vorwurf Shakspeare den Dichtern späterer Jahrhunderte vorweg genommen. Ihre Abtönung zum sentimental Umstrickenden, sanft Erschütternden, seelisch Innigen, war durch Goethe unübertrefflich wiedergegeben, ja bereits der kühne Schritt von ihm gethan, ihr naturgeschichtliches Walten nach dem Gesetz chemischer Bindungen und Lösungen anschaulich zu machen. Von den problematischen und den effectsuchenden Poeten aber war sie in allen erdenklichen Lagen und Beleuchtungen, Spielarten und Mischungsformen gezeichnet, durchgeständelt und entehrt worden. Nunmehr brach die Periode der physiologischen Auffassung der Liebe an. Hebbels Darstellung der Liebe entzündete sich an dem philosophischen Funken, der überall augenblicklich hervorsprang, wo sich ihm ein Phänomen des Lebens in seiner Räthselhaftigkeit aufthat. Da wären wir denn bei seinem metaphysischen Bedürfniß angekommen, das wir schon seit der Münchener Zeit her als ein heftiges kennen, das bereits, wie wir uns entsinnen, in dem Knaben aufdämmerte, der die Vorstellung des Nichts als eine der Dualen seiner Jugend empfand.

Die Poesie soll sich vor der Speculation hüten, meinte er, aber nicht der Poet! Wir werden die Richtigkeit dieses Ausspruches nicht bestreiten, wenn auch seine eigene Poesie die ihr vorgehaltene Warnung nicht durchweg befolgt hat. In der an einem andern Orte versuchten Nachweisung der Verwandtschaft zwischen Hebbel, Hölderlin und Kleist sprach ich von metaphysisch umschleierten Dichtern, die mit den Reflexionsdichtern nicht Eins seien. Ich habe demnach nur Weniges hier noch beizubringen. Das Verlangen nach Einsicht in den Zusammenhang der Welt deckt sich nicht mit dem Begehren, das die Frage nach der Grundursache ihres Ganges, ihrer Existenz offenbart. Je empfindlicher die menschliche Natur ist, desto stärker wird dieses Begehren sich melden, vor Allem im Dichter, den, wie Goethe sagt, das Gefühl der Zustände macht und die Kraft, sie darzustellen; der Zustand der Hilflosigkeit dem Unwißbaren gegenüber nimmt darum in ihm die Form des Leidens an, das sich zu einem schweren steigert, wenn er zu jenen Dichtern zählt, in denen das Gefühl der Zustände über die Kraft, sie darzustellen, hinaus fluthet. Der Dichter, ja der philosophisch bewegte Mensch überhaupt, braucht nicht das Geringste vom Dilemma, von Kettengliedern, von Synthese u. dgl. zu verstehen, nichts von Pythagoras, Aristoteles, Hume gehört zu haben, um das philosophische, das metaphysische Bedürfnis lebhaft, leidenschaftlich empfinden zu können. Denn die über unser Dasein verbreitete Dunkelheit führt, nach Schopenhauers Worten, das Bedürfnis der Philosophie herbei, deren sich philosophische Geister in einzelnen Augenblicken mit einer solchen Lebhaftigkeit bewußt würden, daß sie den Andern als beinahe wahnsinnig erscheinen könnten. Jene Dunkelheit sei eben keine relative, sondern eine absolute und ursprüngliche und daraus erklärlich, daß das innere Wesen der Welt nicht Erkenntniß sei, sondern ein Erkenntnißloses. Darum sei jene Finsterniß nicht ein zufällig

beschatteter Fleck mitten in der Region des Lichtes, sondern die Erkenntniß sei ein Licht mitten in der grenzenlosen ursprünglichen Finsterniß, in welche sie sich verliere. Je größer das Licht also, desto fühlbarer werde diese Finsterniß, weil es an desto mehr Punkten die Grenzen der Finsterniß berühre; will sagen, je intelligenter der Mensch, desto mehr empfinde er, welche Dunkelheit ihn umfange und werde eben dadurch philosophisch angeregt. Die wissenschaftliche Einsicht bezieht sich auf die Welt, wie sie uns erscheint, nicht auf die Welt, als was sie ist, da dieses Sein etwas Unergründliches hat. Ist nun auch die echte Philosophie, welche mit der Voraussetzung dieser Unergründlichkeit und aus dem Gefühl der unerhellbaren Dunkelheit heraus beginnt, insoferne eine fruchtlose Beschäftigung, so erfährt doch der sie Betreibende gerade auf diesem Wege Vieles, was er auf keinem anderen jemals erfahren wird. Es ist so zu sagen ein Jägergang in die Bärenhöhle: die Alte ist auswärts, und träfe man sie, so müßte man zu Grunde gehen. Aber die Zungen kann man vielleicht ausnehmen. In letzter Hinsicht ist selbst die künstlerische Entzückung nichts Anderes, als die momentane Glücksstimmung des Wanderers auf dem Flüchtlingspfade aus der wirklichen Welt in die Welt der Urbilder. Wenn die wirkliche Welt den Schleier abgestreift hätte, der das Gewebe unserer eigenen Vorstellung ist, so würde es eine Kunst zumal nicht geben; man müßte denn den Kunsttrieb des Menschengeschlechts und den Nachahmungstrieb, der allerdings den erstgenannten anfänglich vertritt, für ein und dasselbe halten. Was bist du Welt! fragt in der Tiefe der Kunst unaufhörlich eine Stimme. Und wie das Kind die Nähte der Puppe auf trennt, das Berg herausnimmt und besieht und sich erst bei dem Brettchen, worum es einen Lappen gewunden hat, spielselig beruhigt, so dringt die Kunst bis zu den einfachsten Sinnbildern der Welt in edler Ungeduld vor. Wie aber der Kranz dann erst

schön wird, wenn die planvoll gruppirten Blumen zufällig zusammengeweht uns vorkommen, wenn die Sorgfalt ihrer Auswahl sich in der Anmuth der Unordnung verliert, so erquickt uns das Kunstgebilde erst dann, wenn jene Frage: was bist du, Welt? den leisesten Ton anstimmt und von den hellklingenden Antworten hundert- und tausendfältig übertäubt wird: Ich bin das Haideröslein, das gebrochen ward und doch nie verwelkt! ich bin der erschlagene Hector, der niemals altert! ich bin Julias Brautnacht, deren Abendstern nie erlischt! In Hebbels ersten dramatischen Dichtungen jedoch wird jene Frage allzu laut und jede künstlerische Antwort darauf scheint zu verrathen, daß sie die metaphysische Frage kennt.

Sollte dies nun die Physiognomie, wie der Eindruck der Reflexionspoesie sein? Ich denke, das ist es nicht. Der Reflexionspoet borgt von der Bildlichkeit ein paar Zeichen und Farben, um seine Gedanken zu illustriren, er überträgt die Steigerungen und Abkürzungen der Phantasie, die ihm den Dienst versagt, auf das Arbeitsfeld des Verstandes, welcher, je nach der Begabung des Operirenden, seine Rolle gut oder kläglich spielt, aber allzeit eine Rolle. Der Reflexionspoet bespricht die Erscheinungen, die ihn ansprechen sollten, so daß er sich stets als ihnen überlegen erweist, wie wenn er sich großmüthig damit befassen würde, was wir den schönen Schein nennen. Ihm ist also Stoff, was dem Dichter Gehalt ist, ein Behelf, was diesem Zweck und Ziel bedeutet; und wenn der Künstlergeist jubelt, wo alles Gedankenartige zum Körperlichen aufblüht, so glaubt der Reflexionspoet, er habe dann sein Bestes geleistet, wenn er sein oratorisches Mausoleum über dem Grabe der Sinnlichkeit malerisch aufrichtet. Gelehrig, nicht erfinderisch, ein Aufpasser, kein innerlich Lauschender, colorirt der Reflexionspoet, wo er zeichnen, taucht er sich in Gleichnisse, wo er einfach beredt sein müßte, und umgekehrt;

wähnt er sich ursprünglich, indem er der vollständigen Trivialität verfällt, glaubt er Naturlaute zu bringen, wenn er in Interjectionen umher taumelt. Daß ein Gedicht wie das Ideal und das Leben oder wie ein Lehrgesang des Lucrez mehr reine Poesie athmet, als die gesammte, den Rehrreim und das kurze Metrum cultivirende Lyrik der dümmlich Unmittelbaren, davon weiß er selbst ungefähr so viel, wie die Masse des Publicums.

Haben wir nun solcher Weise im Reflexionspoeten lauter dichterische Mängel und künstlerische Unvollkommenheiten als das ihn Bezeichnende und Erklärende wahrgenommen, so charakterisiren Hebbel und Seinesgleichen, in Rücksicht auf die Trübung des poetischen Gebildes durch Metaphysik, geistige Vorzüge, welche nur durch den Uebertritt auf ein ihnen verwehrttes Gebiet eine nachtheilige Wirkung ausüben. Denn wo der Tiefsinn zu stark wuchert, und das Gefühl der Urbilder der Dinge überwiegt, dort wird der leichte Sinn der Kunst eingeschüchtert und der Thau verschüttet, welcher dem Einzelbilde seine duftige Frische verleiht. Nichtsdestoweniger werden wir zugeben, daß in diesem Falle eine Kraft die andere schwächt, wogegen die Reflexionspoesie auf der Verbindung zweier flauen Potenzen beruht. Hebbel empfängt von der philosophischen Anschauung dann und wann Lichter und Farben, die seine künstlerische Sinnlichkeit umfloreten, seine Phantasie hat von Haus aus den metaphysischen Blick, aber es ist nicht der erhigte Verstand, der bei ihm an ihre Stelle trat, und wo einmal in seiner Poesie alle Beziehungen des lebensvoll Gestalteten zum Denken erloschen sind, da bricht auch er überglücklich, ja wie erlöst, in den Jubel des Künstlers aus.

Die während der jüngsten Zeit entstandenen Dramen Hebbels gaben ihm zu solchem Jubel keinen Anlaß; weder das einactige Trauerspiel in Sicilien, das er 1846 gedichtet, noch das dreiactige Trauerspiel: Julia, welches 1847 vollendet wurde. In

ihm selber sah es längst nicht mehr so unfreundlich, so düster aus, wie diese beiden Stücke zu versichern scheinen, sein künstlerisches Vermögen war von vornherein ungleich reiner und im Verlaufe seiner Entwicklung zu viel edleren Gebilden herangereift, als diese zwei Stücke bezeugen wollten. Sie stellen eben das Ergebniß des geistigen Druckes und der materiellen Noth vor, die in Paris und in Italien auf ihm gelastet und wovon er oft genug schmerzlich gesagt hatte, daß sie ausdörend, ertödtend auf ihn wirken. Die erste Frische der Jugend, welche seine früheren Productionen gleichsam für Freiheit, Sonne und Glück entschädigt hatte, war verbraucht und so kamen denn die neuen freudlos und frierend heran, Geschöpfe seines Unglücks sowohl, als auch seiner künstlerischen Verirrungen. Das Problematische, Ideenhafte, in dessen Pflege er durch Bamberg bestärkt worden, begnügte sich nun nicht mehr mit einem ästhetischen Glaubensbekenntniß, das er in der unseligen Vorrede zur Maria Magdalena niedergelegt hatte, es wurde productionslustig, es breitete sich jetzt in seinen Dramen aus. Das Bildliche, Lebendige, menschlich Ergreifende zog sich hinter die Absicht, die ihm vorschwebte, den Zweck, den er erreichen, die Idee, welche das Kunstwerk ausdrücken wollte, mit einer Demuth zurück, als ob den Absichten, Zwecken und Ideen wirklich der Vorrang gebühren würde; ja, das Häßliche, ehemals nur als Element in seiner Poesie auftretend, maßte sich plötzlich den dominirenden Platz in derselben an. Nicht das Trauerspiel in Sicilien, wozu er die Anregung in Neapel empfangen, und nicht die Julia, die er in Rom begonnen und von der er gewünscht hatte, sie in Sorrent dichten zu können, wissen irgend etwas Erhebendes, Befreiendes, Schönheitsvolles aus Italien zu erzählen. Unsonst suchen wir in ihnen die Denk- und Merkzeichen dieses Landes, das tiefe Colorit und die heiter ernsten Hintergründe seiner Natur und Sitte. Keine Pinie hebt ihren Schirm

an dem tragischen Wege empor, den seine italienischen Dramen einschlagen, und das Blau jenes Himmels, das ihn so sehr entzückte, wird dort nirgendwo sichtbar. Unserer Phantasie bleiben die Fledermäuse eingeprägt, welche die Waldstelle umschwirren, wo das sicilianische Trauerspiel sich ereignet, und vor unserem innern Auge beugen sich Schierling und Bilsenkraut hin und her, über welche der Graf Vertram in der Julia bemerkt, sie schößten in seiner deutschen Heimath so hoch auf, daß man sich darunter niederlassen und träumen könne. — Hebbels Unstern wollte überdies, daß diese sein wahres Dichterantlitz entstellenden Dramen viele Jahre hindurch ungedruckt im Kasten ruhten und alsdann mit gespreizten oder polemischen Vorreden versehen, und im Verein mit einem frostigen Märchenlustspiel dem deutschen Publicum als die eben gepflückten Früchte seines Talents dargereicht wurden. Es drängte sich also das trübsinnige, gequälte und in seinem Trübsinn, seiner Gequältheit herausfordernde Gesicht Hebbels bis tief in die Fünffziger Jahre hinein. Was wollt Ihr von uns? riefen nun seine Gegner, und nicht nur die Gegner allein, so sieht der Dichter aus, den Ihr uns als einen bedeutenden Dramatiker aufzureden sucht! bei dem Ihr uns Vorwürfe macht, daß wir unbillig oder gar ungerecht gegen ihn verfahren!

Auf den nachstehenden Vorfall, der sich während seines Aufenthalts in Neapel zu Palermo ereignet hatte und den Hebbel im Café di Europa aus dem Munde eines sicilianischen Kaufmannes vernahm, ist das Trauerspiel in Sicilien gebaut. Ein Mädchen flieht aus dem Hause ihres Vaters, um sich durch einen schon gewonnenen Geistlichen mit ihrem Geliebten verbinden zu lassen und so einer Zwangsehe zu entgehen. Sie erscheint zu früh auf dem für die Zusammenkunft bestimmten Platz und fällt zwei Gensdarmen in die Hände, die ihr erst den mitgenommenen Schmuck rauben und sie dann ermorden. Als der Geliebte nun

kommt, werfen sie sich über ihn her, bestreichen ihn mit Blut, schleppen ihn vor den Podestà und klagen ihn der Mordthat an. Natürlicher Weise finden sie Glauben und was am Beweise fehlt, das ersetzt ihr Schwur. Aber ein Bauer, der sich vor ihnen mit gestohlenen Früchten auf einen Baum geflüchtet und Alles mit angesehen hat, ist ihnen gefolgt und entlarvt sie. Hebbel fand, wie er sich ausdrückt, diesen Vorfall so symbolisch, indem er die sittlichen Zustände des Volkes grauenhaft widerspiegelte, daß ihm derselbe sofort mit allen handelnden und leidenden Personen zum Bilde zusammenrann. An dem Orte aber, wo er ihn hörte, in dem glänzenden Café am Toledo, in welches die hungerbleichen Gesichter der Besitzlosen gierig und neidisch hinein stieren, war ihm der Gegensatz zwischen den darbenden und den begüterten Classen der Gesellschaft schneidender denn je aufgegangen. Um also das gesellschaftliche Beispiel nach zwei Seiten hin zu schärfen, brachte Hebbel den Vater des ermordeten Mädchens in ein erbärmliches Abhängigkeitsverhältniß zu dem Podestà Gregorio, dem jener die Tochter, die schöne Angiolina, als Ehebeute ausliefern soll, und staffirte er wiederum den Podestà zu einem Ungethüm des Geldübermuthes heraus. Hier die schnöde Allmacht des Besitzes, dort die Diener der Gerechtigkeit, welche sich in Mörder verwandeln und deren Ankläger der Verbrecher wird, welcher sich zitternd vor ihnen verkrochen hat. Anschlag, Katastrophe und Auflösung wurden räumlich, wie zeitlich knapp zusammen gedrängt; ein gräßliches Epigramm, welches verblüfft, nicht erschreckt, welches unseren Verstand beunruhigt, aber unsere Phantasie und unser Gemüth unangetastet läßt; ein Räthsel, das in der Verworfenheit der menschlichen Natur seine Erklärung findet, aber nichts Räthselhaftes in unserer Seele bewegt. Dabei empfinden wir trotz der Schnelligkeit des anekdotischen Verlaufs eine innere Langsamkeit der Handlung, und wir empfinden sie

deshalb, weil wir uns schließlich sagen müssen, daß sie uns eigentlich gar nichts angeht. Die Charakteristik, jene Angiolinas ausgenommen, besteht aus lauter Formeln, welche die Sprechenden über ihr Wesen vorbringen; so der Mörder Ambrosio, dem man die *venia legendi* der Gannerphilosophie ertheilen möchte, so Gregorio, der kein Menschenantlitz trägt, sondern den Wachsfigurentypus einer greisen Schurkenfratze. Wenn es mir gefällt, die ganze Ernte im Halm zu kaufen, meint er, und sie stehn zu lassen für's Wild und für die Vögel, kümmert's wen? Wenn ich nur zahlen kann. Um des Neides willen, den der Besitz der wunderschönen Angiolina erregen werde, wenn sie mit Gold und Perlen überhäuft an seinem Fenster hinter Blumen sitze, will er, der Siebzigjährige, sie zur Frau haben. Wenn er blind wäre, er würde sich die besten Bilder aufkaufen und sie in einem Saal herumhängen, den Niemand außer ihm betreten dürfte. Und wenn er taub wäre, so setzte er die Kapelle aus allen großen Virtuosen sich zusammen, die ihm ganz allein täglich spielen müßte. Dann hätte Raphael nur für ihn gemalt und Palästrina nur für ihn gesetzt.

Sa, nicht einmal für mich, das wär' doch putzig.
 Und wenn ich all das Zeug verbrennen liesse,
 Die heiligen Familien und Messen,
 So wär's vorbei mit der Unsterblichkeit.

Wir sehen: die letzten Consequenzen, welche man aus der Betrachtung der unter Umständen bedrohlichen Willkür des Einzelbesitzes ziehen kann, Hebbel legt sie dem alten Gregorio selbst auf die Lippen und bringt sich gerade durch diese Steigerung um die Wirkung, wie um die Glaubwürdigkeit des Individuellen. Die annuthigen Züge Angiolinas hat der Dichter offenbar ihrer lieblichen Namensschwester aus Messina entlehnt.

Auch das Trauerspiel Julia beschäftigt sich mit einer socialen Krankheit. Doch lenkt keine pathologische Sorgfalt des Dichters Hand, sondern eine gleichmüthige Kälte, womit er unseren Antheil an dem dargestellten Leiden voraussetzt und zu unterhalten glaubt. Er weicht dem Pathos beinahe ängstlich aus, meint aber nichtsdestoweniger, daß es als stiller Gesellschaftler in uns mitwirkend sei, während wir dem Gange seines Dramas mit der dem Künstler verhängnißvollen Besonnenheit des Beobachters folgen, welcher das Messer des Operateurs arbeiten sieht.

Julia, die Tochter des angesehenen, ehrenfesten Tobaldi, verläßt das Vaterhaus kurz vor dem Rosenfeste, an welchem sie zum Preise der Muttergottes Theil nehmen sollte, weil sie, ihrer nicht mehr würdig, keinen Meineid begehen will. Denn sie trägt die Frucht der Liebe unter dem Herzen, der Liebe zu Antonio, einem ihr nach Herkunft und Schicksalen fremden Manne, dessen geheimnißvoll leidenschaftlicher Ausdruck sie mächtig anzog und von dem sie sich schmähhlich hintergangen und verlassen wähnt. Sie macht sich allein auf den Weg in die Stadt, die er ihr vor Monaten als diejenige, wo er lebe, bezeichnet hat und sucht dort zuerst sein Grab, da sie seinen Treubruch noch immer nicht zu fassen vermag. Sie begegnet dort nirgends seinen Spuren. In einem Walde, an der Seite eines Führers, den sie dang, angeblich, damit er den rechten Pfand ihr zeige, in Wahrheit, weil sie den Banditen in ihm vermuthete und den Tod herbeiwünscht, wird sie von dem Frevler überfallen. Schon zückt er den Dolch auf sie, da tritt ein Mann dazwischen und entwindet der Brigantenfauft die Waffe. Die ungewöhnliche Situation und ihre verzweifelten Reden geben ihm den Muth, Fragen der Vertraulichkeit an sie zu richten. Sie beantwortet dieselben, ihres Erstaunens ungeachtet, mit Aufrichtigkeit, um dann ähnliche an ihn zu stellen. Er sei ein Mann, versetzt er, der nicht über's Meer fahre, ohne

den Wunsch zu hegen hinein zu springen, der keine Pistole erblicke, ohne unwillkürlich die Hand darnach auszustrecken — ein Mann, der Allen das Leben gönne, die es haben, aber nur den Wenigen den Tod, die ihn verdienen. Die ihm erzählte Geschichte ihrer Liebe und ihres Falls erwiedert er mit dem Worte, daß sie einstweilen noch nicht das Anrecht habe auf den Tod. Hingegen bietet er sich ihr zum Gatten an. Liebe werde er so wenig von ihr fordern als er welche gewähren könne. Nach dem Warum seiner Handlungsweise solle sie nicht fragen. Er sei ein vornehmer Herr, ein deutscher Graf, alle Ansprüche, die ihr Vater an seinen Eidam machen mag, könne er befriedigen, ihren übereilten Schritt nehme er auf sich und werde ihn verzeihungswürdig darzustellen wissen. Er werde ihr ewig so freundlich bleiben, wie er ihr noch vor einer Stunde war, und ihre Hand nur Ein Mal, am Altar, berühren. Von ihr verlange er nichts weiter als dies: daß sie ihm sage, wenn sie den Mann vielleicht wiedersehe, der sie verlassen, und daß sie ihm bekenne, mit welchen Gefühlen sie ihn wiedersehe. Julia willigt ein.

Wir aber wissen längst, was es mit jenem Warum für eine Bewandniß hat. Der junge Graf Bertram ist nur noch ein wandelnder Schatten, ein ausgehöhlter, vertrockneter Mensch. Im Rausche eines tollen Lebens hat er frühzeitig seine Kräfte vergeudet, alle Genußfähigkeit und alle Freude am Dasein verloren. Der einzige Gedanke erfüllt ihn jetzt: Buße zu thun, indem er sich das Recht zu sterben erkaufte, indem er auf irgend eine Art der Gesellschaft Ersatz leistet für den Menschen, um den er sie betrogen.

Indessen rüstet Tobaldi das Scheinbegräbniß für seine entlaufene Tochter her. Ihm sind dabei sein Freund, der Arzt Alberto, und sein alter Diener behilflich gewesen; der Erstgenannte nicht ohne das heftigste innere Widerstreben. Tobaldis

Ehrgefühl oder Ehrbegriff kann es nicht ertragen, die ihm widerfahrene Schande vor der Welt einzugestehen, noch mehr jedoch erbittert und kränkt ihn das in Julia besleckte Bild seiner hingschiedenen theuern Frau, die er in seiner Wahnvorstellung zum zweiten Male beessen und verloren haben will. An dem mit Steinen beschwerten, zwischen brennenden Herzen sich erhebenden Sarge erscheint jetzt Graf Bertram als Brautwerber um die als gestorben ausgegebene Tochter. Das Herz Tobaldis rührt er nicht und eben so wenig schüchtert er dessen Verwegenheit ein, sich einen solchen Betrug zu erlauben. Nicht einmal Julia selbst bewegt das Gemüth des Vaters, nicht einmal die weinende Tochter, welche verschleiert im Wagen gewartet hat, aber von dem Anblick der Leichenträger erschreckt, in's Haus geeilt ist, wo sie anfänglich an der Bahre des todtten Vaters trauert, bis dessen lebendige Stimme erschütternd an ihr Ohr dringt. Ihren reichen Lauten setzt er die Förmlichkeit der Entfremdung entgegen, und so treten denn Julia und Bertram die nicht minder seltsame als ernste Brautreise auf des Grafen Güter nach Tirol an.

Die Vermählung hat im Beisein des Arztes Alberto, welcher sich Julien treulich angeschlossen hat, auf dem Herrensitze Bertrams Statt gefunden. Zu der selben Stunde jedoch, als Julia ihr eigenes Leichenbegängniß mit ansah, war auch Antonio Zeuge desselben gewesen. Durch Tobaldis Diener hat er den gespielten Betrug erfahren und ist der vermeintlich Abtrünnigen nachgeeilt. Der von Julia, wie von Bertram gleich sehnlich herbeigewünschte Zwischenfall trat rascher ein, als sie geglaubt. Aus dem Zwiegespräch zwischen Antonio und Julia, unter den sich kreuzenden Vorwürfen und Anschuldigungen wird die zufällige Ursache des Fernbleibens Antonios an dem Abend, der zu gemeinschaftlicher Flucht bestimmt war, offenkundig und mit dieser Ursache die abenteuerlich dunkle Vergangenheit des Geliebten.

In der Umgebung von Räubern ist er aufgewachsen, unwissend über das blutige Handwerk seines Vaters, des kühnen Grimaldi. Der Jüngling aber hat das Haupt desselben auf dem Schaffot vom Kumpfe trennen sehen. Durch revolutionäre Umtriebe, welche Tobaldi, von ihrer Fruchtlosigkeit überzeugt, in dem Vater Antonios bekämpft und durchschnitten hatte, ist der zügellose Mann zuerst auf die abschüssigste Bahn der Nothwehr, der Eigenhilfe gedrängt worden. Der Sohn jedoch, der den Namen Tobaldi niemals ohne Fluch vom Vater aussprechen hörte, hat, um diesen zu rächen, den Banditenstahl geschwungen und nur um den Verhafteten zu tödten, Julias Geburtsstadt betreten. Kaum verwandelt sich der Schuldige vor ihr in den Unglücklichen, als dieser auch schon ihre strengen Gefühle herausfordert, indem er Schmähungen gegen Bertram ausstößt. Beschämend trifft ihn die Mittheilung von den edelmüthigen Beweggründen der Handlungsweise ihres Scheingemahls. Es beginnt nun ein Wettstreit der Bewunderung und der Entsagung Beider in Gegenwart des Grafen. Dieser aber kann das ungerechte Gut, das er in dieser Bewunderung und dieser Entsagung besitzen soll, nicht festhalten. Mit delphischen Orakelworten befreit er sich von der drückendsten Last: Er selber sei ein Büßer, denn er habe einen Menschen getödtet, ein stolzes herrliches Geschöpf, das nicht alle Tage so aus den Händen der Natur hervorgehe. Nun ist auch sein Entschluß zu sterben gefaßt. Weil er aber Alberto beistimmen muß, der ihm zu bedenken gibt, daß sein Selbstmord die Vereinigung zwischen Antonio und Julia unmöglich mache, denn sein Blut oder ein Ocean zwischen Beiden sei gleich! so wird er den Schein des Zufälligen an seinen selbstgewählten Tod knüpfen: er wird Genssen jagen, so lange Genssen jagen, bis ein verunglückender Sprung ihn zwingt, die Tiefe eines Abgrunds zu messen, aus dem man nicht einmal als Leichnam wieder heraufkommt. —

Aber wenn ich sterben sollte, sagt er zu den Liebenden, eines natürlichen Todes sterben sollte, so — das versprechen Sie mir Beide — dann wollen wir uns fragen, erwiedert Antonio, ob wir noch glücklich sein dürfen! und Julia verbessert die Antwort frauenhaft schön: Wir wollen uns fragen, ob wir noch glücklich sein können!

Wäre doch dieses Drama so lebendig, als die Erfindung, die Handlung interessant ist! interessant im besten Wortsinne. Und triebe nur nicht der Hauptcharakter, Graf Bertram, unseren Geschmack, unser Gefühl in die Enge durch das allerdings nöthige Detail der Beichte eines physisch zerrütteten Menschenkinds. Einen solchen Helden kann der Roman gebrauchen, das Drama nicht. Ja, es meldet sich sogar der Zweifel an der realen Möglichkeit des zu sittlicher Meisterleistung befähigten Bertram. Kann ein Individuum eine starke sittliche Leistungsfähigkeit aufbringen, dem zu Muth ist, als wüchsen aus seinem Fleisch die wüsten Disteln und Brennesseln schon heraus, die sich auf seinem Grabe brüsten werden? Der auf dem Rücken liegend und die Augen schließend das Gefühl hat, als ob er ein wucherndes Beet voll Kirchhofsunkraut wäre!? und der bei der Vorstellung von der Umarmung eines schönen Mädchens sich als ein staubiges Leichenkissen für eine schwellende Brust vorkommt!? Kann derjenige, der auf die Zumuthung, daß er ein Amt nehmen solle, die furchtbare Antwort gibt: Ich habe ein Amt — ich lebe! sich zu einem Acte gesammelter sittlicher Kraft aufraffen, wie die in diesem Drama geschilderte Eheschließung mit Julia? Ich möchte es verneinen. Denn die starke sittliche Potenz ist nicht, wie manche geistige Kraftäußerung eines kranken Organismus, sozusagen ein letztes Residuum der sonst überall vertriebenen Gesundheit, sondern das Anzeichen und die Gewähr der Spannung des ganzen Menschen, die man Charakter nennt. Wann aber spränge je von

schlaffer Saite ein voller Ton! Zudem hat diesmal die Kunst, die der Dichter in der Maria Magdalena bei der Bewältigung des Spröden offenbarte, sich ihm nicht gefügig erwiesen. Er erzwingt hier nicht den Glauben an die Charakterwirklichkeit der Ausnahme, geschweige daß er ihn zur unantastbaren Ueberzeugung unseres Gemüthes empor höbe. Er macht uns seinen Bertram nur begreiflich, nur einleuchtend; ja auch die Zeichnung der übrigen hervorragenden Personen des Stückes spricht nicht zur Hälfte das Schauende und Empfindende in uns an, wie unsere überlegenden und combinirenden Kräfte. Hebbel hat in der Julia alles Ursächliche ungleich mehr betont als die psychologischen Folgen der Grundmotive, und unser Auge auf die Perspektiven vor- und rückwärts energischer gelenkt als auf den dramatischen Spielplatz des eben Geschehenden. Die Charaktere kommen schon fertig in das Drama herein und legen da nur noch Zeugniß ab von ihrer Ausgestaltung; sie fahren in die Situationen, welche ihre Eigenthümlichkeit zur Schau stellen, wie in Gewänder hinein, die ihnen längst angemessen worden. Die bis an das Ende des Dramas sich hinziehende allmähliche Aufhellung der Vorgeschichte der Personen, wird nicht, wie es in der Maria Magdalena der Fall ist, ein Steigerungsmittel der Charakterentwicklung und der Gegenwartsstimmung: sie drückt vielmehr störend auf den Moment und escamotirt den künstlerischen Hauptreiz an dem Wie in die Aufmerksamkeit auf die sachliche Bervollständigung des Was. Die Stellung der drei Menschen zu einander, die sich ein jeder anders an der Gesellschaft versündigt haben, Bertram, Julia, Antonio ist weder leidenschaftlich, noch innerlich vertieft zur Anschauung gebracht, sondern mit einem Pragmatismus, dem man sonst nicht gerade Hebbel vorwerfen kann, und obendrein läuft das Wichtigste dieses tragischen Verhältnisses, das was die Darstellung mit großen Einzelzügen

sinnlich zu machen hätte, lakonisch hastig in einen Gedankenstrich aus.

Ein paar treffende Bemerkungen Otto Ludwigs über dieses Stück werden das eben Gesagte verdeutlichen und ergänzen helfen. In der Behandlung sei nichts ausgespart, kein Anwachsen, keine Unterordnung. Großes und Kleines trete mit demselben Anspruch auf, kein Ruhepunkt, kein Anhalten, keine Beschleunigung. Der Gang des Dramas sei einer Lavafluth vergleichbar, welche schwerfällig unter der im Laufe zu Schlackenmassen gerinnenden Decke sich fortwälze; immer gerinne die Handlung unterwegs zur Erzählung. Hebbel habe die drei unvereinbarsten Dinge in seinem Drama vereinigen wollen: modernsten Stoff, Shakspeare'sche Charakteristik und antike Form; größte Concentration der Handlung bei ausgeführtester Charakteristik. Die Bilder selbst, fährt Ludwig fort, seien meistens von einer unnachahmlichen Größe und Schönheit. So lange die Charaktere sich episch rüsten, nämlich einen Charakterzug nach dem andern anlegen in einem Gespräche, das mehr eine Erzählung sei, in der sich mehrere ablösen, indem sie thun als sprächen sie mit einander, sei Alles herrlich; so wie es zur eigentlichen Handlung, zu wahrhaft dramatischem Dialog kommen solle, werde es absurd. — Unter den großartigen Bildern wird Ludwig wohl die Leichenscene obenan gemeint haben. Wenn wir bei der classischen Zeichnung dieser Scene so bewegt ankämen und sie mit solcher Erschütterung verließen, als wir dies auf tragischen Höhepunkten Shakspeare'scher Dramen erleben, dann wäre sie freilich eine Scene erster Ordnung zu nennen. Aber der mächtigen Situation kommt eben die Stimmung nicht gleich, wie diese überhaupt dem ganzen Drama fehlt. Hebbel selbst sagte über seine Julia, sie habe die Vorzüge und die Fehler eines Stückes, in der die Situation stärker accentuirt sei als die Charakterentwicklung. Mit einer trägen Pro-

ductionslust hatte er es gedichtet, wie aus der Langsamkeit der Entstehung und aus dem Umstande zu entnehmen ist, daß er es zwei Mal von Neuem anfang. Als er es abgeschlossen, bemerkte er, daß er froh sei, nun eine Last vom Halse los zu sein. Geistvoll beurtheilte Bamberg die Julia, welche ihm Hebbel als Manuscript mittheilte. Er nannte sie eine Novelle in rein dynamischer Form; was in anderen Stücken Resultat sei, die Darstellung des Lebens in seiner Totalität, das sei hier Thema, und die Verarbeitung desselben nöthige uns zum höchsten Gebrauche unserer Vernunft . . . zur Einsicht, daß die Schuld durch die Nothwendigkeit ihrer Natur zur Unschuld werde. Was Weise und Künstler längst verblümt gesagt hätten, das habe Hebbel mit beispielloser Offenheit in einem Strauß anschaulich gemacht. Goethe habe es bei einzelnen Brahminenlauten bewenden lassen. Merkwürdig sei das Verhältniß der Julia zur Maria Magdalena. Für die arme Tischlerstochter habe der Dichter das Wort genommen: Fräulein Julia nehme den Paß ganz allein auf sich. Der Schritt von Klara zu Julia sei der von der naiven Frage nach der Nothwendigkeit ihres Unterganges zu der bewußten nach dem innern Grunde der gesellschaftlichen Formen.

Weder in der Julia, noch im sicilianischen Trauerspiel hatte Hebbel Zustände dichterisch abgestreift, in beiden Stücken hatte er Gedankenproceffe, wie in Urnen beigelegt. Zeitweilig Bilder entwerfen, aus reiner Freude am Bilden, war nicht seine Art, und wenn er etwas Aehnliches thun wollte, so räumte die gaukelnde Simulichkeit der Kunst stets dem Ideenspiel geschwind das Feld. Wo er als Dramatiker nicht den symphonischen Ton des großen Pathos anschlug, da war er nicht der unumschränkte Herr über sein Talent. Dieser symphonische Ton erklang jetzt nach längerer Pause wieder in der Tragödie Herodes und Marianne,

welche er 1847 begann. Außerdem entstanden jetzt noch eine Erzählung: Herr Haidvogel und seine Familie, ein festes Genrestück, und die ersten Capitel seines Jugendidylls. Hoffmann und Campe brachte sein schon in Hamburg vollendetes Lustspiel: Der Diamant, und zu Ende des Jahres kamen bei J. J. Weber in Leipzig seine Neuen Gedichte heraus, die poetisch werthvollsten Lebensresultate seines Aufenthalts in Kopenhagen, Paris und Italien. Zwei Dritttheile der Sammlung nahmen Epigramme ein, wie denn diese Kunstform seit seinen Römischen Tagen die ihm dienlichste ward, die Uebergänge zwischen Idee und Bild wie in den Leib einer Herme zu bannen.

Sein Seelenzustand war jetzt offenbar entscheidend verändert. Wenn früher Jahre hindurch Trotz und Leiden einander entweder das Gegengewicht gehalten hatten oder sobald Eines der Beiden übermog, das Wehegefühl vorschlug, so schien jetzt der Trotz die Oberhand gewonnen und ein sich stemmender Wille den Zügel ergriffen zu haben. Seine unglückliche Vergangenheit trieb noch immer sozusagen alte Schulden ein, aber die nunmehr gesicherten äußeren Verhältnisse bildeten den Boden, auf dem er fest stand, um nicht bei jeder drohenden Schicksalsbewegung neben dem innern Druck auch den Schwankungen der gemeinen Existenzbedingungen ausgesetzt zu sein. Ernst und entschlossen ist der Ausdruck seines Wesens. Zwei poetische Merkzeichen in seinem Tagebuche geben uns die Silhouette seines Innern.

Der erste und der letzte Mensch.

Schluß eines alten Gedichts von mir.

Dem letzten begegnet der erste dann,
Den einst die Erde getragen;
Sie schauen sich stumm und ernsthaft an
Und haben sich nichts zu sagen.

Einschlafen.

Altes Chaos,
 Quillst du in Dämpfen,
 Alles benebelnd,
 Vieles erstickend,
 Um die Welt wieder auf?

Das Burgtheater fuhr fort, den Dichter der Judith zu ignoriren, die Versicherungen und Verheißungen Lügen zu strafen, welche ihm bei seiner Ankunft in Wien die Zöglinge des Abwartens mit einer wahren Timon-Freigebigkeit ertheilt hatten. Doch ließ der zurückgesetzte und gemißhandelte Poet in Hebbel die Klage niemals, wengleich hin und wieder den Zorn des beleidigten Stolzes zu Worte kommen. Geben Sie mir eine Bude, sagte er einmal zu Engländer, als dieser auf das Publicum schalt, pressen Sie Menschen dafür, wie sie auf der Straße gehen und stehen, und lassen Sie drei Stücke aufführen, Nummer Eins von Gutzkow, Nummer Zwei von Laube und erst Nummer Drei von mir — wenn ich trotzdem, daß die Leute müde sind, nicht dennoch gewinne, so soll der Henker, der draußen mit dem Beil passen mag, mir den Kopf herunterschlagen . . . Das klingt außerordentlich stark, aber es ist meine innerste Ueberzeugung, soll jedoch nicht für meine Kraft, sondern nur für die Ohnmacht jener Andern Zeugniß ablegen.

Die glücklichen Momente seines damaligen Lebens flossen aus seiner Häuslichkeit und aus seinen productiven Stimmungen. Er hat uns einen solchen Moment in einer schönen Scene aufbewahrt, welche seine Aufzeichnungen enthalten. Seine Frau declamirte eines Tages in einer Akademie sein Gedicht: Liebeszauber. Er ging nicht hin, sondern in den Prater, an seinem Herodes spinnend. Als er zurück kam, ein stattliches Bündel Verse heimbringend, da stand sie in ihrem weißatlasnen Kleide,

eine Blumenkrone im Haar, am Fenster. „Ich flog die Treppe hinauf und umarmte sie, und sie recitirte nun noch mir das Gedicht, das erste Mal, daß es überhaupt geschah, denn sie thut es nie. Warum, dachte ich, wird das Schöne in einer Seele, die es so ganz empfindet, nicht auch geboren, wozu der Umweg durch mich in sie!“ Es war aber vielleicht auch das erste Mal nach Monaten härtester Schmerzen, daß seine Frau einen heitern Augenblick genoß. Denn ihr holder Knabe Emil, die Mutter hatte ihn immer Ariel genannt, war wenige Wochen nach der Geburt, gleich im Beginne des Jahres von einer rasch verlaufenden Krankheit hingerafft worden. Hebbel hatte mitgelitten, weil er die Gattin so sehr leiden sah. „So muß ich Deine Schmerzen übernehmen“, lautete eines ihrer Worte, als er nach des Kindes Tode seine Fassung behauptete, indem er sofort die Eröffnungsscene der neuen Tragödie dichtete. Christine aber wurde für den schweren Verlust bald entschädigt. Als Weihnachtsgeschenk kam ein Mädchen, welches gleichfalls ihren Namen trägt.

Zweites Capitel.

Stürmische Jahre.

In der zweiten Märzwoche des Jahres 1847 war auf dem Wiener Hofburgtheater ein Lustspielchen aufgeführt worden, dessen Wirkung den politischen Hitzeegrad anzeigte, welcher in der Hauptstadt herrschte: Großjährig hieß das einactige Stück und Bauernfeld war der Verfasser. Durch persönliche Verbindungen, welche bis an den Grafen Kolowrat gingen, hatte derselbe die Erlaubniß zur Aufführung des Stückes erlangt, hinter dem Rücken des Fürsten Metternich, dessen Allmacht ohnehin bedenklich geschmolzen war. Künstlerisch betrachtet ein Nichts, als Theaterarbeit angesehen herzlich unbedeutend, zog es so zu sagen heftig an der Schelle, welche die allgemeine Unzufriedenheit weckte, so daß alles Uebelwollen, aller Hohn und Spott angriffs-
lustig hervor stürzten, gleich aufgestörten Hausgenossen. Als Blase, der unverwüsthche und vom Verstande nicht eben behelligte Actenmensch, den der trocken humoristische Wilhelmi spielte, wohl zwanzig Male im Stücke seinen Namen aussprach, bald gravitativ, bald sentimental possierlich, indem er dabei ausschließlich an das „halbbrüchige Concept“ dachte, wo seine jeden Bescheid ertheilende, jede Abweisung bekräftigende Unterschrift zu prangen

hat, da brauste ein demonstratives Gelächter durch den Zuschauer-
raum. Als ferner der gedrückte, geduldige, anscheinend versimpelte
junge Mann (eine edel komische Leistung Fichtners), von seinem
Vormunde Blase fortwährend niedergehalten, wie ein Knabe zu
dem Einen und Andern ermahnt, vor Diesem und Jenem ge-
warnt und an harmlose Zerstreungen gewiesen wurde, z. B. an
den Fliegenfang am Fenster, da mischten sich in die Laute der
erregten Ergötzung des Publicums verdächtig murrende Töne.
Und als vollends der junge Mann, der Bevormundung endlich
überdrüssig, aus seinen ihm anezogenen Cretinismus den Kopf
kühnlich hervorstreckte und dann leise die Schultern, um allsobald
tapfer mit dem ganzen Leibe nachzurücken und beredtfaun seine
Großjährigkeit darzuthun, ja die Rechte derselben als ein ihm
Gebührendes zu verlangen, da donnerte der Beifall anhaltend
und bis an den Unwillen streifend durch das Haus. Logenthüren
hörte man zudrücken oder geräuschvoll hinter sich anziehen, Seiden-
roben davonrauschen, feine blasser Staatsgesichter sah man ver-
bindlich lächeln, verdorrte Bureaukratenlarven zu lebhaftester
Niedergeschlagenheit aufblühen — und Blase, Blase — lief es
die schmalen Corridore entlang, in denen die Hinausgehenden sich
drängten und einander fast siegerisch zumickten. Blase! setzte es
sich schäckernd und lachend in den Gast- und Caféhäusern fort
und verstummte nicht Tage und Wochen hindurch. Dies war in
Ermanglung eines andern Beaumarchais Wiens Hochzeit des
Figaro. Ein Jahr später wurde Großjährig in den Straßen der
Stadt aufgeführt, und wiewohl nur ein Thor die März-
bewegung ein politisches Lustspiel nennen wird: leichte, verfühn-
liche Elemente waren denn doch zu viele in ihr wirksam, als daß
sie die Bezeichnung einer Revolution ansprechen könnte.

Den Februaraufstand in Paris hatte Hebbel, nach Eng-
länders Beobachtungen ungefähr so betrachtet, wie Goethe die

Julitage, als eine Störung im Entwicklungsgange und Fortschritte der Nation. Als jedoch die Welle über Wien hereinbrach, da sei ihm zu Muth gewesen, wie Faust vor dem Erdgeiste. Er starrete die Umwälzung mit Entsetzen und geblendet an, begriff aber mit Einem Male deren volle Bedeutung und stellte sich in seinem Innern aufrichtig auf die Seite der Umsturzpartei. Als am vierzehnten März die Demonstration im Hofe des landständischen Gebäudes Statt finden sollte, ging er in Engländer's Begleitung nach der Herrengasse. Wien war in gewaltiger Aufregung, das Gedränge in der Herrengasse sehr groß und nur mit Mühe konnten Beide in den Hof des landständischen Hauses gelangen, wo Adolf Fischhof und dessen Freunde Reden hielten. Hebbel erkannte sofort die Schwere des Moments, als eine Deputation gewählt wurde, welche sich in den Sitzungsaal begeben und die constitutionellen Forderungen des Volkes vortragen sollte. Die Deputation kehrte nicht rasch genug zurück, es verbreitete sich das Gerücht ihrer Verhaftung: Da loderte die revolutionäre Flamme empor. Die Rufe: Nieder mit Metternich! Eine Constitution! verdoppelten sich, alle Gesichter glühten. Hebbel sagte leise zu Engländer, er fühle den Drang zu sprechen. Aber die Zeit des Sprechens war einstweilen vorüber, man hätte Niemanden mehr angehört, man sprach nicht mehr, man schrie und „die naive Initiative einer jeden Revolution“: das Fensterzerbrechen und Steinwerfen begann. Hebbel war der Erste, der den Freund erinnerte, daß man Truppen zu gewärtigen habe; Engländer hatte an ein Erscheinen von Soldaten nicht gedacht. Der Staat, sagt er, hatte auf einen Augenblick für uns aufgehört, es war eine Pause in dem schrecklichen Drama eingetreten, das die Habsburger so viele Jahrhunderte hindurch auf ihre eigene Weise vor uns Wienern aufgeführt hatten, und vielleicht war Hebbel in der ganzen Menge der Einzige, welcher die logische Noth-

wendigkeit des Eingreifens der militärischen Macht erwartete. — Beide befanden sich in dem Gedränge, auf welches die Soldaten feuerten, und dies erklärt den Umstand, daß die falsche Nachricht von dem Tode Hebbels auftauchte und auch durch Correspondenten in auswärtige Blätter überging. Der Dichter selbst las die Kunde seines Ablebens in der Allgemeinen Zeitung. Er widerrief sie in einem Briefe an Dr. Kolb, wobei er die Gelegenheit wahrnahm, sich als Berichterstatter über Wiener Zustände anzubieten, mit der ausdrücklichen Bemerkung, seinen Namen unterzeichnen zu wollen. Die Allgemeine Zeitung nahm den Antrag an.

Ich lebe jetzt in einem andern Oesterreich, sagte Hebbel am fünfzehnten März, in einem Oesterreich, worin ich sicherer bin, als Fürst Metternich, wo Preßfreiheit proclamirt, Nationalbewaffnung eingeführt, eine Constitution versprochen ist! Seltsamer Weise, bei seiner Denkungsart und seinem Naturell seltsam, empörte ihn der erbitterte Widerstand der Dynastie in Berlin und er meinte, der König von Preußen wisse nichts davon, daß Blut ein ganz besonderer Saft sei. Gleichviel, setzte er hinzu, man ist auch dort am Ziel! Was aber weiter werden wird, ist schwer zu sagen, und jubeln kann ich nur, wenn ich an eine spätere Generation denke, die jegige ist wohl zu schweren Dingen bestimmt! Wie sehr auch sein Temperament dem Appell des Augenblicks durch Hingebung an denselben gehorchte, die sinnliche Strömung des freudigen oder schmerzlichen Vorganges ihn trug, das extemporierte Ereigniß sich seiner Phantasie bemächtigte: Schicksalswendungen gegenüber war er kein Stimmungsmensch und wo die Stunde etwas Wesentliches entschied, da lenkte ihn ihr flitterndes Zubehör niemals von dem Ernst ihrer Botschaft ab. Darum theilte er nicht die jauchzende Lust der Wiener in den Märztagen, darum entführten nicht die wehenden Fahnen, jubilirenden Musikbanden, schallenden Rufe und Gesänge der freiheitberauschten Menge

seine gewichtigen Fragen, Bedenken und Befürchtungen in das improvisirte Elysium des Völkerfrühlings. Wohin? und auf welchen Wegen? dies stand unablässig vor seiner Seele, und vor Allem beschäftigte ihn das sociale Problem, lange vor den Pariser Junischlachten, sowie die deutsche Macht- und Einheitsfrage. Diese erfüllte ihn mit dem vollsten Pathos.

Die großen Ereignisse griffen auch in seinen kleinen Privatkreis hinein. Das Hofburgtheater erklärte sich bereit, seine Stücke zu spielen, ja, Herr von Holbein, der Director, zeigte ihm sogar an, daß die bei ihm eingereichte Julia zur Darstellung angenommen sei. „Wer Kind genug wäre, sich darüber freuen zu können!“ sagte der Dichter. „Mir schmeckt das Ei nicht, das der Weltbrand geröstet hat.“ — Am achten Mai wurde Maria Magdalena zum ersten Male auf der Wiener Hofbühne gegeben und zwar mit unzweifelhaftem Erfolge, an welchem auch die wunderbaren schauspielerischen Leistungen redlich Antheil hatten. Auch nicht die geringste Prüderie der Zuschauerinnen ward bemerkbar. Schon im Allgemeinen wurde, nach Engländer's Worten, durch den gemeinsamen, verhaltenen Ton der Darstellung das Gefühl der Dede des Familienlebens in der Brust des Zuschauers geweckt; man sah durch die lebendige Aufführung noch mehr, wie jede einzelne Person im Stücke ihre besondere Linie verfolge und davon nicht abweichen könne. Anschütz spielte den Meister Anton, des Dichters Gattin die Klara, Löwe den Secretär, Fichtner den Karl. Ich selbst habe das Drama in dieser Besetzung 1849 gesehen und werde auf die Darstellung im Zusammenhange mit jener der Judith zurückkommen. Hebbel verweilte nicht lange bei diesem künstlerischen Zwischenfalle, das revolutionäre Wellenspiel ließ ihm dazu keine Zeit. Der fünfzehnte Mai brachte wiederum einen Tumult, bei dem man sich überflüssiger Weise mit Barricadenbau befaßte, vielleicht um das

im März Versäumte nachzuholen. Nationalgarde und die akademische Legion überreichten dem gütigen Kaiser eine Petition mit geladenen Musketen. Das Resultat war, sagte Hebbel entrüstet, daß das zum Theil Unmögliche bewilligt, daß also das Gouvernement, das landesüblich wohlmeinende, aber unfähige Ministerium Pillersdorff, gezwungen wurde, sich mit eigener Hand zu brandmarken. „Alles jubelte, ich hätte fluchen mögen. Und von welchen Himmeln diese Revolutionsheerde geleitet wird! Es ist unglaublich! Ich bewundere Napoleon nicht um die Hälfte mehr, wie sonst; sein Spiel war viel leichter, als ich dachte.“ Das Schlimmste aber war an jener Sturmpetition: daß der Aufruhr in Italien gerade jetzt in hellen Flammen ausschlug, daß die Gährung der Ungarn, welche die frechsten Forderungen stellten und eigentlich den Abfall vom Reiche planten, gleichzeitig wuchs. Der frevelhafte Unsinn am fünfzehnten Mai gab der Hofpartei den erwünschten Vorwand, die Person des Monarchen als gefährdet hinzustellen und zu einem Schlage auszuholen. Am Achtzehnten verkündeten Placate den erstaunten und erschreckten Wienern, daß der Kaiser Wien verlassen habe. Anfänglich wußte man nicht einmal, wohin er gegangen, und als man erfuhr, daß es Innsbruck sei, da hatte man allen Grund, bänglich in die Zukunft zu blicken.

Den vielen Petitionen, welche den Kaiser um dessen Rückkehr baten, folgte die Entsendung einer Deputation des Schriftstellervereins Concordia an das Hoflager als der Ueberbringerin einer mit zahllosen Unterschriften bedeckten Adresse, welche die Ergebenheit und Liebe Wiens für den Kaiser betonte. Die Mitglieder der Deputation waren: Hebbel, Dr. Wildner-Maithstein, Otto Prechtler und M. G. Saphir; der letztgenannte blieb krankheits halber in Linz zurück. Schon hier konnten sie sich überzeugen, welche Mittel angewendet worden, um Mißtrauen gegen die

Hauptstadt in den Provinzen auszustreuen; es hieß, Wiens Wahrzeichen wären jetzt Galgen und Rad. Gleichwohl wurden die Herren auf das freundlichste von den Bewohnern aufgenommen. Anders in Tirol. Auf ihrer Weiterreise dieselbe Route verfolgend, die der Kaiser eingeschlagen, und die nämlichen Wirthshäuser berührend, hatten sie ungesuchte Gelegenheit, charakteristische Thatsachen einzusammeln. Es waren unterwegs wirklich, wie schon in Wien verlautete, für Mitglieder der kaiserlichen Familie Mäntel und Shawls geborgt worden, man hatte wirklich, z. B. in Salzburg, von bewaffneten Verfolgern gesprochen. Dies hat den ohne allen Zweifel beabsichtigten Eindruck, als ob man nicht auf der Reise, sondern auf der Flucht wäre, denn auch hervorgebracht. In Tirol fanden sie einen Willkomm, wie Deputirte ihn erwarten können, die fast zugleich mit der ersten Nachricht von den Barricaden eintrafen: finstere Gesichter, spitzige Reden, unwirsche Bedienung, säumige Weiterbeförderung. In jedem Wirthshause trafen sie einige Kutten, die entweder spähend zwischen den Fenstern hockten, oder sich horchend unter die LandsturMLEUTE mischten, welche die Wiener Herren umringten. Für Land und Volk bezeichnend, sagte Hebbel, waren auch die Inschriften, die er nacheinander in verschiedenen Dörfern an mehreren Häusern bemerkte: hier hat ein Erzherzog eine Nacht geschlafen, hier zu Mittag gegessen u. s. w. Am dreißigsten kamen sie in Innsbruck an. Sie begaben sich sofort nach ihrer Ankunft zum Minister, dem Baron Doblhoff. Auf ihr Eintreffen schon vorbereitet, ertheilte er ihnen freundlichst Auskunft über den Stand der Dinge und erbot sich, ihnen bei dem Kaiser die erwünschte Audienz zu vermitteln. Dies that er auch und verwies sie zur Einholung der Stunde für den folgenden Tag an den das Oberstkämmereramt interimistisch versehenen Grafen Wittrowsky. Bei diesem fanden sie freilich eine Aufnahme, als ob er so wenig von

ihnen als von ihrer Petition etwas wüßte. Statt ihnen die Stunde anzugeben, stellte er ihnen die Audienz nur noch als nicht unwahrscheinlich für den nächsten (dritten) Tag in Aussicht; und als sie der mitgebrachten hunderttausend Unterschriften erwähnten, um ihn daran zu erinnern, daß sie den Kaiser nicht mit Privatangelegenheiten zu behelligen gedächten, erwiederte er: Ich meinte, es wären nur Achtzigtausend. „Das war nicht blos im mathematischen Sinne ein Unterschied für ihn“, bemerkt Hebbel. Damit die zwei Tage des Abwartens nicht verloren gingen, stellten sich die Herren dem Fürsten Eszterhazy vor, mit dem trotz der sehr verschiedenen Standpunkte über die zur Lösung der gegenwärtigen Verwirrungen vor Allem nöthigen Maßregeln eine Verständigung möglich war. Der Fürst trat ihrer Meinung, daß der Kaiser nicht in Innsbruck bleiben dürfe, sondern sich der Residenz wieder nähern müßte, entschieden bei, wenn er gleich von dessen augenblicklicher Rückkehr nach Wien noch nicht hören wollte. Auch bei dem Erzherzog Johann hatten sie eine Audienz. Die Wünsche, welche sie ihm vorzutragen, die Gründe, womit sie dieselben zu unterstützen gedachten, kamen ihnen aus seinem Munde bereits als gefaßte Pläne und wohl erwogene Motive entgegen. Wir hatten bei ihm fast nur zu hören, bemerkt der Dichter, und die Offenheit und Geradheit zu verehren, womit er jeden, auch den bedenklichsten Gegenstand, berührte, mußten es aber freilich auch angemessen finden, wenn er zuletzt die Erwartung gegen uns aussprach, daß wir seine Aeußerungen als nur an uns gerichtet betrachten würden. Endlich, am dritten Tage, erhielten sie die Audienz beim Kaiser und gleich darauf die ebenfalls nachgesuchte bei dem Erzherzog Franz Karl, vermittelt durch den Grafen Falkenhayn. Der Kaiser empfing sie in Anwesenheit des Baron Doblhoff und erwiederte auf die von ihnen gehaltene kurze Anrede: daß er mit Wohlgefallen die geäußerten Gefühle

von Treue und Anhänglichkeit aufnehme und daß es Niemand mehr willkommen sein werde als ihm, sobald wieder völlige Ruhe, Ordnung und Sicherheit hergestellt seien, sich in die Mitte seiner getreuen Wiener zu verfügen. — Im Borgemach beim Erzherzog Franz Karl gab es erst ein lustiges Vorpostengefecht mit einem Grafen Morzin, welcher die „Intelligenz“, die man bisher in Oesterreich verabscheut und malträtirt hatte, gerne für die Schäden der Gesellschaft verantwortlich gemacht hätte, welche durch sie aufgedeckt worden. Hebbel ging, „mit dem kleinen Finger parirend“ gefällig auf das angebotene Geplänkel ein. Dem Erzherzog theilten sie den kaiserlichen Bescheid mit und knüpften hieran die Bitte um ein kräftiges Fürwort in Beziehung auf die Petition. Dieses wurde ihnen bereitwilligst zugesagt. „Der Kaiser will nach Wien zurückkehren“, so lauteten Hebbels freimüthige Worte, „wenn Ruhe, Ordnung und Sicherheit wieder hergestellt sind. Wien ist aber überzeugt, daß der Kaiser zurückgekehrt sein muß, ehe Ruhe, Ordnung und Sicherheit völlig wieder hergestellt werden können. So liegt die Sache, und da die Stadt Wien Recht hat, so muß der Kaiser unter jeder Bedingung kommen!“ Auch eine Anklage erlaubte er sich: „Kaiserliche Hoheit, es ist ein genügendes Mißtrauen vorhanden, aber nicht gegen des Kaisers Haus, sondern gegen die Umgebung des kaiserlichen Hauses, gegen die Leute, die sich zum Theil gerade jetzt in Ihrem Vorzimmer befinden! Auf diese Leute sind alle Pfeilschüsse des Volks gerichtet, sie stellen sich, um selbst geschützt zu sein, vor den Kaiser und behaupten, sie schützen ihn, ja sie sagen: die Schüsse seien auf den Kaiser gerichtet“. Der Erzherzog erröthete und erwiederte: Ich verstehe. — Während der Anwesenheit der Deputation in Innsbruck circulierte im Lande eine Riesepetition um Beibehaltung der Jesuiten.

Indessen setzten sich die Wiener Unruhen leise fort und ebenso leise arbeiteten die tausend Räder und Räderchen der

Gegenbewegung, im natürlichen Bunde mit den siegreichen Fortschritten der österreichischen Waffen in Italien. Alle wichtigen politischen und humanitären Principien, alle die großen gesellschaftlichen Streitfragen, welche den menschlichen Geist seit der ersten französischen Revolution, ja seit dem Reformationszeitalter in Athem erhalten, wurden entweder brutal thätlich in Wien, Prag und Galizien behandelt oder in den Clubs, den Volksversammlungen und elenden demokratischen Blättern, wie Pfaffenjournalen, oberflächlich, bübisch, hämisch und gesinnungsschwach debattirt. Eine wirkliche Parteigliederung existirte nicht, die Charaktere, welche dem Metternich'schen Wien fehlten, konnten von dem revolutionirten Wien nicht herbeigeschafft werden, so daß weder Unten noch Oben eiserne Hände den geschichtlichen Moment in die Faust nahmen. Was aber im übrigen Oesterreich wie Charakterkraft ausseh, das reducirte sich bei näherer Betrachtung auf nationale Starrheit und Verbissenheit, die in Palachy und Rieger die impertinentesten Züge trug oder auf die Agitatorenschlaueit und =Geschmeidigkeit eines Kossuth.

Hebbel fühlte und bemerkte diese Unsicherheit und Dürftigkeit der geistigen und politischen Wortführer so deutlich, wie er das über ihren Häuptern sich zusammenziehende Gewitter wahrnahm. Aber er zog sich nicht in seine Denkeinsiedelei zurück, er saß nicht im Poetenwinkel, nach der Art des zum angemessenen Handeln noch immer hinlänglich rüstigen Grillparzer oder wie der in tendenziösen Nadelstichen sein Talent stets übende Bauernfeld. Er dächte sich nicht zu vornehm, um in den Tagen der staatlichen Zerrüttung, der wilden Vorbereitung zu neuen Bildungen seine Pflicht zu erfüllen, der Fremdling, der Schleswig-Holsteiner. Und wahrlich, nicht nur der Verfasser der politisch reizenden Lustspiele und der versificirten Prosa über den Zollverein hätte sich angesichts eines Vorwurfs gegen seine damalige

bequeme Haltung auf Goethe berufen dürfen, auch nicht der Dichter der Sappho, welcher vom alten Regime verfolgt in heimlichen, dem Schreibtisch anvertrauten Ausfällen gegen die absolutistischen Machthaber sich gefiel. So muthig und so offen Hebbel in Innsbruck sich benommen hatte, so unerschrocken sprach er seine Meinung über die Wiener Vorgänge in seinen Briefen für die Allgemeine Zeitung aus.

Diese Briefe stellen keine publicistischen Meisterstücke vor, bemühen sich nicht, durch stylistische Facetten zu glänzen, sind Berichte, die sich streng an das Sachliche halten und nur ab und zu, doch selten, in erhöhte Diction übergehen. Aber sie bezeugen Mannhaftigkeit, Einsicht in die Verhältnisse, historischen Blick und das wärmste Interesse an dem Schicksal und der Entwicklung Deutschlands. Der Schreiber in Wessellburen und der spätere Dialektiker kommen ihm sichtlich zu Statten, wenn er das Preßgesetz analysirt, die springenden Punkte hervorhebt, die gefährlichsten Lücken bezeichnet. Rücksichtslos beurtheilt er die sonderbare Stellung des Grafen Leo Thun in Prag zu den dortigen barbarischen Ausritten gegen die Deutschen und nimmt sich gegen das säufliche Verfahren Billersdorffs in dieser Angelegenheit kein Blatt vor den Mund. Ueber die zweideutige Beschaffenheit der terroristischen Volkstribunen sagt er unter Anderem Nachstehendes: „Mein Gott, wollten wir ein Erinnerungsvermögen über den 13. März hinaus haben, in welcher Gestalt würden wir die meisten der Radicalen erblicken! Ich bin billig, ich betrachte und behandle alle, als ob sie erst am 13. März auf die Welt gekommen wären, als ob das frühere System wie eine Naturnothwendigkeit auf ihnen gelastet hätte. Dennoch wüßte ich die Linie der Zurechnungsfähigkeit sehr wohl zu ziehen und hätte persönlich nichts dabei zu wagen. Denn ich habe nie das geringste Zugeständniß gemacht und bin auf alle Weise in meiner Thätigkeit

gehemmt worden. Der Absolutismus hat mir seine Theater verschlossen, er hat meine Stücke, denen Niemand den ethischen Ernst absprechen kann, mag ihr poetischer Werth so zweifelhaft sein, wie er will, durch seine Schergen in's Geschrei der Unsittlichkeit gebracht. .“ Zum Radicalismus gehöre jetzt gar kein Muth mehr, wohl aber dazu, ihm in seinen aus dem Mangel aller politischen Bildung hervorgehenden Excessen entgegen zu treten. Revolutionszeiten unterscheiden sich dadurch vor anderen, daß der Weg zum Ziel schneller zurückgelegt, nicht aber dadurch, daß ein Ziel weniger gefordert werde. Der Anschluß Oesterreichs an Deutschland ist fortwährend Stoff seiner Erwägung und die Wirren in Holstein regen nicht sowohl sein Heimats- und Stammesgefühl, als vielmehr seinen deutschen Patriotismus lebhaft an. Er verhehlt sich nicht, daß der nichtdeutsche Theil der Bevölkerung Oesterreichs diesen Anschluß entschieden fürchtet, es scheint ihm sogar möglich, daß er sich demselben widersetzen wird. Der Ministerialerlaß in Rücksicht auf die Wahlen nach Frankfurt lege ein geringeres Gewicht auf die deutschen Sympathieen als auf die nichtdeutschen Antipathieen. Oesterreich sei jetzt in der Lage eines Menschen, der einen andern umarmen, aber ihm zugleich auch den Rücken wenden möchte. Das Glockengeläute am 5. Juli, das Zeichen, daß Erzherzog Johann die ihm von der Frankfurter Deputation angebotene Reichsverweserwürde angenommen habe, bewegte ihn tief. „Weiße Erinnerung an die Misère! Hundert Schüsse! Glockengeläute an allen Thürmen! — Die schleswig-holstein'sche Angelegenheit, sagte er, habe er immer als den Barometer unserer deutschen Einheitsbestrebungen betrachtet. So viel stehe auch wohl fest, wer sich gegen diese Angelegenheit gleichgültig zeige, dem liege nichts daran, daß ein einiges Deutschland zu Stande komme. Schon wage sich abermals der abstracte Kosmopolitismus hervor, zu dem erst dann wieder Zeit sei,

wenn ein Völkerareopag throne. Die Lehre: Liebt alle anderen Völker mehr als euch selbst! müsse erst allgemein gepredigt werden, ehe sie befolgt werden könne, zumal von den Deutschen, die ihr bisher immer mehr als billig zugethan waren. „Was machte uns denn in ganz Europa verächtlich? Warum erhielten wir den philosophischen Ehrentitel? Doch wohl nur unseres frühreifen Kosmopolitismus wegen, der uns unter lauter Egoisten den Großmüthigen spielen, uns oft Degen und Scheide zugleich verschenken ließ. Ich dächte, es wäre einmal Zeit, ihn zu verabschieden; wir brauchen nicht zu besorgen, daß er anderwärts engagirt werde, wir können den Liebling zu jeder Stunde haben . . .“

Solche Gefinnungen, solche Straffheit des Denkens paßten nicht in die Wahlversammlungen Wiens, wo man entweder schönrednerisch klingelte oder breitmäulig schimpfte; solche Worte entsprachen nicht dem Farbenlärm des oratorischen Anstreicherpinsels, wie ihn ein Tausenau handhabte, welcher unter heulendem Beifall einen Feszen Papier zerriß, indem er komödienhaft ausrief: „Hiemit zerreiße ich die pragmatische Sanction!“ Begreiflicher Weise konnte Hebbel nicht durchdringen, als er in einer Wahlversammlung candidirte, um nach Frankfurt entsendet zu werden. Bei der Darlegung seines politischen Glaubensbekenntnisses genügte seine reindeutsche Aussprache mit holstein'schem Anflug allein, den Eindruck des Fremdartigen hervorzubringen. So wenig er übrigens in der Literatur auf die Massen zu wirken im Stande war, so wenig vermochte er in der Politik seine Zuhörer durch die sie packenden Ausdrücke und Wendungen zu elektrisiren. Ferdinand Lassalle, sicherlich kein Held der Phrase, würde auch die Wiener jener Epoche mitgerissen haben. Dennoch darf man sagen, daß Hebbel in Deutschland gewählt worden wäre, wogegen er in Oesterreich allzu sehr Einsiedler geblieben und zu viel Schen

einflößte, als daß er irgend eine Chance hätte haben können. Er empfand seine Niederlage bitter schmerzlich und wurde dadurch mehr und mehr zum Betrachter und Beobachter. Nur Ein Mal noch trat er aus seiner observirenden Stellung hervor und dies geschah, als Doctor Schütte sich im Sperl vor einem Ehrengerichte rechtfertigen sollte. Der „Wühler“ Schütte mit seinem bestechenden sanften Aeußern und seinen glühenden Redensarten war für alle Parteien beengend und unheimlich geworden. Es gelang ihm aber durch seine rhetorischen Kunststücke alle Angriffe zu entwaffnen. Bloss Hebbel, der mit sehr wenigen Worten auf seine Doppelzüngigkeit aufmerksam machte und ihn darüber interpellirte, ob er nicht auf der einen Seite mit der untergeordneten rohen Menge und auf der anderen mit dem Hofe kokettire, brach diese doppelgängerische, betrügerische Natur. Dies erzählt ein Augenzeuge, Sigmund Engländer.

Dankenswerthe Ergänzungen zu der Charakteristik der politischen Ansichten unseres Dichters im Sturmjahre Achtundvierzig gibt uns eine Aufzeichnung der Begegnung Robert Waldmüllers (Eduard Duboc) mit Hebbel. Er war schon in den Flitterwochen der Revolution nach Wien gekommen, als man den süßen Wein der neuen Freiheit schlürfte. Noch hatte das slavische Element keinen Einspruch erhoben, Ungarn ließ man harmlos und ahnungslos, wie man war, sich nach eigenem Gutdünken einrichten. Gegen die Italiener, welche Welschtirol bedrohten, entsandte die Wiener Universität ihre freiwilligen Schützen und auf dem Südbahnhofe sah Waldmüller einen schönen Knaben, den Sohn des Erzherzogs Johann, die jungen Landesvertheidiger mit einer schwarz-roth-goldenen Fahne beschenken, einen Greis sie mit altersschwacher Stimme segnen, den Kapuziner Haspinger, den einstmaligen Waffenbruder Andreas Hofers. Dann kam der Tag, wo die in's deutsche Parlament gewählten Vertreter Oesterreichs

feierlich entsendet wurden; Anastasius Grün, Mühlfeld, Giskra, Kuranda gehörten ihrer Zahl an. Unter den Klängen des Arndt'schen Liedes geleitete man die Scheidenden an den Bahnhof. Acht Tage später gab der Czechen Palacky die Antwort auf die Arndt'sche Liedesfrage. In seiner „Stimme über Oesterreichs Anschluß an Deutschland“ lehnte er die ihm gewordene Einladung nach Frankfurt ab. Mit den deutschen Kaisern als solchen, so schrieb er, habe die böhmische Nation seit jeher nicht das Mindeste zu thun und zu schaffen gehabt. Und wenn es in Wien Menschen gebe, die sich „Ihr Frankfurt“ als Capitale wünschen, so müsse man ihnen zurufen: Herr, vergib ihnen, sie wissen nicht was sie thun! In den Wochen der Ernüchterung, welche diesen und anderen Kundgebungen folgten, fügte es sich, daß Robert Waldmüller Hebbel kennen lernte. „Friedrich Hebbel wohnte im ersten Stock eines jenseits des Glacis gelegenen großen Caféhauses. Es war eine elegante Wohnung, wie sie für seine Gattin als angesehenes Mitglied des Burgtheaters nicht wohl entbehrlich sein mochte, ohne gerade als Poetenbehausung anzumuthen. Mit buntgestickten Morgenschuhen angethan, im Uebrigen schwarz gekleidet, wie zu einer Trauer-Visite, empfing er mich. So weit sein Bild sich meinem Gedächtniß eingeprägt hat, sehe ich einen mittelgroßen, schmalschultrigen Mann vor mir stehen, dessen dünnes blondes Haar eine bedeutende hohe Stirn einrahmte, dessen geröthete, tiefblaue Augen lebhaft und durchdringend blickten, dessen etwas gebückte Haltung und farblose Haut auf Kränklichkeit schließen ließen. Sein halbes Gesicht verbarg sich unter einem röthlich blonden Bart; das helle Blond seiner Augenbrauen beeinträchtigte die Deutlichkeit und Bestimmtheit der übrigens nicht unregelmäßigen Zeichnung seines Gesichts. Er hatte seinen Holstein-Dialekt in Wien nicht verlernt, doch fehlte demselben jene behäbige Breite, welche seinen Landsleuten einen so beson-

nenen, gemächlich sichern Anstrich gibt. Auch störte die Gereiztheit seines Tons, und nicht minder befremdete ein plötzliches Hoheitspathos, das wiederholentlich die vertraulich gewordene Art seines Aussprechens ablöste. Man hatte das Gefühl, sich einer durchaus nervös gearteten Person gegenüber zu befinden."

Ueberwiegend nahm die sociale Frage und die schleswig-holstein'sche Angelegenheit den Unterhaltungsstoff in Anspruch. Seit Jahren, meinte Hebbel, sei den Massen gepredigt worden, sie wären weit stärker als ihre Herren: wo werde die Macht sein, welche die Entfesselten jetzt zügle? Mit dem Pauperismus könne es in der That nicht so fortgehen. Vor mehreren Jahren sei einmal im englischen Parlament ein Wort gefallen, das viel von sich reden machte, man hatte über die Verarmung und Uebervölkerung debattirt, da habe sich ein Parlamentsmitglied (Malthus) erhoben und trocken gesagt: Wenn man wirklich Abhilfe will, so muß man den Kindermord gutheißen! Da Waldmüller etwas erstaunt sich zeigte, so setzte Hebbel hinzu: Man werde allerdings nach einem bestimmten gesetzlichen Maßstabe die Kinder bei der Geburt tödten müssen, gerade so, wie es in Sparta schon einmal Sitte war, man werde darauf zurückkommen. Waldmüller hätte den drakonischen Mann gerne gefragt, wie er sich die Anwendung seiner Theorie auf die Seinen denke, zog es aber vor auf die großen Theile unseres Erdballs hinzuweisen, welche noch keineswegs von Uebervölkerung heimgesucht seien. Diese Hinweisung suchte Hebbel durch allerlei Behauptungen über den in den meisten europäischen Staaten ausgesogenen Boden zu entkräften, indem er hinzufügte, daß er den Ministern oft empfohlen habe, sich der Auswanderung besser anzunehmen; alle diese Mittel wären jedoch bloße Palliative; wie schwer trenne der Mensch sich selbst von der elendesten Scholle Heimathlandes. — Gegen Andere hat Hebbel nicht selten von einer organisirten Völker-

wanderung gesprochen, welche allein Heil bringen könne und sein Gedicht: Die Erde und der Mensch (in seiner Sammlung dem Abschnitt: Des Dichters Testament einverleibt) behandelt eben dieses Thema. Das Gespräch wendete sich auf Hebbels jetzige Betheiligung an politischen Dingen. „Wenn man in einer Zeit wie die gegenwärtige lebt“, sagte er, „so darf man sich nicht zurückziehen, am wenigsten, wenn man einen Namen hat. Auf Beredsamkeit kommt es dabei kaum an. Man braucht jetzt in möglichst knapper Form das Bedeutende . . . Wie sehr schwer es ist, thatsächlich einzugreifen, erfahre ich übrigens täglich mehr auf's Neue. Alle Welt scheut sich Dinge zu thun, die für unbescheiden angesehen werden könnten; vor Allem ernste, treffliche Leute, auf deren Initiative es doch sehr ankommt. Da ist z. B. unser braver Grillparzer. Ich ging zu ihm, als Pillersdorff Minister geworden war, und wollte ihn bewegen, gemeinsam mit mir dem Minister vorzustellen, was jetzt Noth thue. Er hatte Einwendungen über Einwendungen. Pillersdorff habe den besten Willen. Ohnehin sei Pillersdorff früher sein Chef gewesen! und was der Bedenken mehr waren. Genug, wir gingen nicht hin.“ Hebbel wünschte über seine Heimath Näheres zu erfahren. Die erste bereits durch die Zeitungen gemeldete Schlappe der Schleswig-Holsteiner war ihm noch unbekannt, doch hatte er etwas Derartiges erwartet ohne darum die schließliche Niederlage der Dänen weniger zu bezweifeln. „Opfer und Blut wird der Krieg noch in Fülle kosten“, sagte er, „aber Dänemark ist verloren und Schleswig-Holstein gehört heute schon zu Deutschland, so gewiß, als es schon vor vier Jahren zu Deutschland gehörte, als ich in Kopenhagen war . . . Für Dänemark ist nur Ein Heil. Es ordne seine Politik der deutschen unter, so kann es dereinst noch eine stattliche deutsche Provinz abgeben. Meinen Landsleuten aber möchte ich den Rath geben: fangt hohe Personen weg —

den Buben selbst womöglich — und macht dann nicht viel Federlesens! —“ Er kam noch ein Mal auf Dänemarks Vasallen-Zukunft zurück. „Ich habe in einer Künstlergesellschaft in Rom“, sagte er, „das Up ewig ungedeckt! in solchem Sinne gewendet, freilich mit einem gewissen Lakonismus, denn ich war ja dort als dänischer Stipendiat. Ich trank auf die ewige Unzertrennlichkeit Schleswig-Holsteins und Dänemarks. Natürlicher Weise jubelten die Dänen und die Holsteiner schalten. Als ich aber erläuterte: Dänemark werde eben der Verschmelzung Schleswig-Holsteins mit Deutschland folgen müssen, da wendete sich das Blatt.“

Braust es nicht wie eine Stimme aus den Reihen der Ditmarscher bei Hemmingstedt, wenn Hebbel sich des Wortes bedient: „Fangt hohe Personen weg — den Buben selbst womöglich!“ Was in dem Jüngling schlief, der unter menschlichen Zurücksetzungen litt, und was den Bittsteller in Kopenhagen nicht beunruhigen konnte, das ward nun in dem Manne geweckt, der von geordneten, ihm angemessenen bürgerlichen Verhältnissen umgeben, politische Luft athmete. Zudem stand nicht mehr der königliche Wohlthäter zwischen seiner Dankbarkeit und dem uralten Grimm seines Stammes. Christian der Achte war zu Anfang des Jahres heimgegangen und eine Herzensergießung in dem Tagebuche des Dichters sagt uns, wie sehr ihn diese Todesnachricht erschütterte. „Mich knüpfte das Band der Dankbarkeit an ihn. Denn wenn er nicht bei der Vertheilung der Reifestipendien, die nur denjenigen zu Theil werden sollen, die auf einer der Landesuniversitäten studiert haben, meinerwegen eine Ausnahme von der Regel gemacht hätte, so würde ich schwerlich nach Frankreich und Italien gekommen sein. Das fühlt man denn in einem solchen Moment doppelt und dreifach.“

Um ihn persönlich hatte sich in den letzten Monaten allerlei Wichtiges ereignet. Das Verhältniß zu Sigmund Engländer

war allmählich in's Wanken gekommen und löste sich im Sommer des Jahres Achtundvierzig. Vom revolutionären Taumel ergriffen, hatte sich Engländer bald nach den Märztagen kopfüber in die Bewegung gestürzt und betheiligte sich am Ende mit den wüthendsten Parteigängern an der am heftigsten wühlenden demagogischen Presse. Hebbel konnte den Abscheu dagegen nicht vermeiden, um so weniger, als er seinen vertrautesten Freund und Jünger in den Reihen der Tobsüchtigen erblickte, einen begabten, auf edle Ziele gerichteten Menschen. Aus einem Briefe Engländer's an Hebbel vom 7. Juni lassen sich die stattgehabten sehr bösen Reibungen und Scenen zwischen Beiden ermessen, aber auch die schrecklichen innern Zustände des Schreibers. „Sie haben mich einen Charakterlosen genannt und damit unser Verhältniß abgebrochen. Was Ihnen die Natur auf der einen Seite an grandioser künstlerischer Kraft geschenkt, hat sie auf der andern in ein so vorwaltendes despotisches Element umgesetzt, daß ich Ihr Benehmen begreife und deshalb entschuldige . . .“ So lauten die Eingangszeilen dieses Briefes. Im Fortgange desselben spricht Engländer von der Betäubung, die er in der Revolution aufgesucht, indem er literarischen Tagelohn als Handwerker verdiene. Dann ruft er ihm ein wehmüthiges Lebewohl zu. Er werde mit gespannter Aufmerksamkeit jedem der weiteren Schritte Hebbels nachsehen, und gewiß, sagt er, werde kein Mensch sich mehr freuen als er, wenn Hebbel endlich einmal die ihm zukommende Verehrung unter seinen Zeitgenossen finde.

Meine gescheiterten Pläne, sagte er nachmals zu mir, trieben mich, den Verzweifelnden, in das politische Wirrsal hinein. Hätte ich dichten dürfen, so hätte ich 1848 in einem Tempel gelebt, wie Hebbel selbst, der sich durch den allgemeinen Sturm nicht beirren ließ, seinen Poetenweg fortzusetzen. Aber ich, recensiren? in jener Zeit recensiren? als sich die Welt verjüngte! das

war mir unmöglich! So klammerte ich mich denn an die trotz meines Freiheitsdranges mir innerlich verhaßte Politik, und das war der Fluch meines Lebens! — Daß aber Hebbel selbst Engländer's Gemüthsverfassung in jener Epoche nicht verborgen war, dies bezeugt ein drei Jahre später an Varnhagen von Ense gerichteter Brief. Er hatte Varnhagen einige Autographe versprochen, und indem er auch eines von Engländer sendete, begleitete er dasselbe mit einer erläuternden Betrachtung über den Freund, wozu ihn das Blatt angeregt, welches den „folgeschweren Wendepunkt“ in Engländer's Leben bezeichnet, als ihm durch Hebbel der Beruf zum Dichter abgesprochen worden war. Engländer, heißt es in dem Briefe an Varnhagen, habe das Versprechen, nie wieder etwas Poetisches schreiben zu wollen, mit eiserner Consequenz festgehalten, sich aber auch nicht im Mindesten gegen Hebbel verändert, was gewiß sehr für ihn spreche, „hatte aber offenbar seit diesem Tage den Mittel- und Zielpunkt seines Strebens verloren und fand leider in wissenschaftlichen Studien, die er mit großer Energie betrieb, keinen genügenden Ersatz. Doch glaube ich, daß er sich wieder gesammelt haben würde, wenn der Weltsturm nicht gekommen wäre und daß wir dann bei seinem außerordentlichen Blick für das Specifisch-Poetische und bei seinem bis zur Genialität anschaulichen Styl einen Kritiker in ihm erhalten hätten, wie wir ihn gerade brauchen. Aber die Revolution riß ihn aus allen Fugen heraus, und wohl mag seine tolle, völlig vernunftlose Betheiligung an dem Treiben der Ultrapartei eher ein Act der aus Lebensüberdruß hervorgegangenen Verzweiflung gewesen, als aus Absicht und Entschluß entsprungen sein. Wenigstens sagte er mir selbst im Jahre 1848 einmal, als ich, auf der Straße mit ihm zusammentreffend, über die empörende Richtung seines deutschen Charivari ihn zur Rede stellte: Was wollen Sie, Ihr Element ist die Luft mit Sonne,

Mond und Sternen; das meinige der Sumpf mit Kröten, Fröschen, Schlangen und Molchen! — Ich konnte, als ich das beifolgende Blatt für Sie heraus suchte, nicht widerstehen, mir den merkwürdigen, bedeutenden Menschen, über den ein geistiger Sinnäus ohne Zweifel günstiger urtheilen wird, als der Polizeiminister der französischen Republik, wieder gegenständlich zu machen; möchte es mir gelungen sein, ihm auch Ihre tiefere Theilnahme zu gewinnen . .“

Ungefähr zur selben Zeit als Hebbel und Engländer auseinander gingen, verließ ein seltsamer Gast des Dichters Haus: Elise Vensing, welche über ein Jahr unter seinem Dache gewohnt hatte. Sofort nach dem Tode ihres zweiten Knaben, Ernst, dessen Abscheiden sie ganz und gar zu Boden drückte, hatte Christine das Wort gesprochen: „Laß sie — die Mutter, zu uns kommen, laß sie gleich kommen!“ Die herzlich Hergerufene war gekommen, und nahm jetzt, aus eigener Wahl wieder nach Hamburg zurückkehrend, ein von wehmüthigem, aber wirklichem Frieden durchwärmtes Gemüth mit sich fort. Die unerschöpfliche Güte Christinens hatte dieses Wunder vollbracht, ein Frauenherz das andere beschwichtigt, wie es unter solchen Umständen nicht oft in der Welt der Leidenschaft sich ereignen mag. „Daß unser Verhältniß sich so rein gestaltete“, sagt Elise in einem der Briefe an Christine, „verdanke ich meinem Dortsein, Euerem Ruf, nach Wien zu kommen. So viel Schmerzensstunden mir in jener unvergeßlichen Stadt auch bestimmt waren — nimmer würde es sich so gewendet haben, hätt' ich nicht Dich und alles dort selbst kennen gelernt. Jetzt ist unser Verhältniß gewiß eines von denen, deren es wenige gibt. Bleib Du und die Deinen gesund, das ist ja die erste Lebensbedingung, genießt Euer Glück, denn Ihr seid glücklich! Wie so manche schöne Stunde wird durch nicht zu beherrschende Leidenschaft getrübt, die auch ohne diese Qual hätte

vorübergehen können. Wenn man sagt, der Mensch ist Schöpfer seines Lebens, so ist dann wohl am mehrsten von denen zu fordern, denen die größte Kraft gegeben ist . . ." — Wenn Jedermann ihren Geburtstag vergißt, was ihr weh thut, Christine vergißt ihn nie, und Elise dankt der „guten Seele“, welche ihrer gedenkt. Sie nimmt gerne von der schwesterlichen Freundin, „die mit Liebe und zartem Sinne gibt“, so daß es nicht drücken kann. Sie erzählt ihr zuweilen von ihren beiden Knaben, die der Tod ihr weggenommen, so ganz, so unbarmherzig weggenommen, daß sie sich das Bild derselben nicht mehr vorstellen könne, während ihr dies mit den gleichgültigsten Menschen möglich sei; ja sie hält gegen sie nicht den Seufzer zurück: Welch ein schlimmes Ding es um den Menschen ist, daß er erst durch Unglück, harte Schicksalsschläge geläutert wird. „Die Natur sollte wenigstens diejenigen, welche sie sich zu ihren Opfern erkiesen hat, auch mit mehr Kraft ausrüsten und von vornherein Temperament und Charakter darnach gestalten.“ Am liebsten, sagt sie, schreibe sie an Christine, sie sei das einzige Wesen auf der Welt, an die sie noch Briefe richte. „Du meine süße Tina, bist wie ein ewig klarer Stern, der, wenn er trüb und uns erscheint, selbst doch rein ist.“ — Hebbel steht abseits mit dem Blick düstern Erstaunens. Vielleicht empfand er im Anblick dieses tragisch geklärten Seelenbündnisses zweier Frauen etwas von jener Buße, die ihm nun einmal nicht erspart sein konnte.

Aber im Kampf gestählt und gut bewaffnet, wie er war, warf er die andringende Nachhut seiner Vergangenheit zurück und lebte er mit dem rastlos vorwärts treibenden Dämon der Geschichte als tragischer Dichter um die Wette. Je mehr die Wiener Bewegung sich zu einer Revolution im eminenten Sinne des Wortes ausbildete, desto entschiedener wendete er sich von den Aufrührerszenen des Tages ab, jedoch die hochgespannte Stimmung

der Zeit hörte darum nicht auf, seine Lebenspulsse zu beschleunigen. Die Besinnung verdunkeln konnte sie nicht. Wieviel man auch Schutt hinwegräumte, Unbrauchbares bekämpfte, der freien menschlichen Entwicklung feindseliges zu beseitigen suchte: Hebbel vergaß keinen Augenblick, daß der unbedingte Krieg gegen das Herkommen eben so fruchtlos sein muß als er zugleich die ewige Ordnung der Dinge antastet, welche die vergänglichen Formen, in denen sie sich ausdrückt und beglaubigt, zwar wechseln, aber nicht entbehren kann. Man reiße jetzt, sagte er, das Pflaster des Staats und der Gesellschaft auf, dies erwecke in ihm ein eigen- thümliches Gefühl. Ihm sei so zu Muth, als ob dem Bau, der nun zerstört werde, uralte Erfahrungen zu Grunde lägen, aus Zuständen gewonnen, wie sie wieder im Anzuge wären, als ob jeder Pflasterstein auf der umgekehrten Seite die Inschrift trüge: Auch wir wissen, daß dies ein Pflasterstein ist, wenn wir ihm gleich das Bild eines Gottes aufgeprägt haben; seht Ihr zu, wie man ohne Pflastersteine, die man für mehr als solche hält, fertig werden wollt! Der symbolische Geist sprach eben aus Allem und überall zu ihm.

— Ausnahmsweise anticipirten diesmal die Hochsommer- monate seine productive Stimmung, welche sonst nur der Herbst ihm zu bringen pflegte. So strömte es in mir zur Zeit der Genoveva, sagte er. Das Werk, das ihn fortriß, war: Herodes und Mariamne. Im Februar 1847 begonnen, wurde diese Tragödie, kurz nach der Einnahme Wiens durch die kaiserlichen Truppen, im November Achtundvierzig, vollendet. Die erhabene Scene zwischen Mariamne und dem Römer Titus dichtete Hebbel in der Jägerzeile unter dem Geschützdonner am Praterstern, wo der General Bem die Barricade gegen die Salven der Rothmäntel des Croatenführers Jellachich vertheidigte. Man braucht nur die geschichtlichen Namen der Titelhelden des Stückes zu hören, um

zu wissen, daß der Gegenstand keinen Contrast bildet zu der den Dichter umgebenden Scenerie. Eine Sittenatmosphäre, welche die an sich glühenden Leidenschaften der Menschen erhöht, wie erklärt, ein vulkanischer Boden, welcher die persönliche Maßlosigkeit der Handelnden zu rechtfertigen scheint, eine zusammenbrechende Welt, gegen die sich der Untergang der Einzelschuldigen, auf denen unser Auge verweilt, in der Abstufung des Furchtbaren abhebt. Wie die Geschichte den Stoff überlieferte, rundete sich derselbe fast von selbst zur Tragödie. Sie habe hier wirklich Alles gethan, meinte Hebbel mit Recht, was sie überhaupt thun könne, wenngleich nur derjenige, der nicht tief in das Wesen der Kunst blicke, glauben werde, daß sie das sonst dem Dichter zufallende Amt bereits verrichtet hätte. In des Josephus Flavius' Alterthümern und jüdischem Kriege fand Hebbel den Schatz, aber um ihn zu heben war eine bedeutende gestaltende Kraft nöthig. Und ist auch unserem Dichter der Verschmelzungsprozeß der historischen und psychologischen Elemente nicht so gelungen, wie Schiller im Wallenstein, was immer man gegen dieses Werk einwenden mag, so wird doch die Tragödie Herodes und Mariamne ein denkwürdiges Zeugniß vorstellen: daß der große Styl aus dem Drama der nachclassischen Zeit nicht verschwunden war. Kein Poet vor ihm hat den Stoff auch nur gebührender Maßen angefaßt, weder Calderon, der ihn obendrein ganz und gar entmischt einem Volksbuche entnahm, noch Philipp Massinger, der ihm in seinem Herzog Lodovico (Sforza) nur die triviale anekdotische Seite abgewann, noch Friedrich Rückert mit seinem ärmlichen dramatischen Versuch. Der Gegenstand und die Behandlung die er durch Hebbel erfuhr, fordern zu so vielen mannigfaltigen Betrachtungen auf, daß nur eine auf das Nöthigste sich beschränkende Charakteristik des Stückes vor der Abirrung in kritische Analysen schützen kann.

Herodes, König der Juden, von allen Seiten feindlich bedroht und umlauert, gegen die Verräther im eigenen Hause, wie gegen die verstockten und trotzigen Pharisäer sich unablässig rüstend und wehrend, wird von Antonius nach Alexandrien entboten, damit er sich wegen des unter verdächtigen Umständen ertrunkenen Hohenpriesters Aristobolus, des Bruders seiner Gemalin Mariamne, verantworte. Im Einverständniß mit seinem Schwäher Joseph, hat er den blühend schönen Jüngling beim Baden so lange scherzend untertauchen lassen, bis derselbe im Flusse ertrank. Denn der arglose und nichtige Aristobolus war von des Königs Feinden zum Parteiabzeichen und =Werkzeuge gemißbraucht worden. Herodes Schwiegermutter Alexandra, welche den stolzen und gewaltigen edomitischen Emporkömmling haßt und mit allen ihr verfügbaren Mitteln seinen Sturz herbeizuführen strebt, hat ihn auf Tod und Leben bei Antonius verklagt, hat dem wüsten Römer schon das Bild ihrer Tochter zugesandt, wodurch des Herodes Furcht und Argwohn gleich die so wichtige bestimmte Richtung erhalten, hat seine Schwester, die eitle, auf Mariamnens Schönheit neidische Salome, gegen den Bruder eingenommen, ja sogar unter die Leibwache des Königs einen angeblich Stummen als ihren Späher eingeschwärzt. Nur Mariamne, welche den bösen Sinn der Mutter durchschaut und ebenso kalt und fremd über deren Untriebe hinweg sieht, als sie unerschütterlich an ihrem Gatten hängt, Mariamne allein ist ihm die Gewähr noch vorhandener Treue in der Welt, ja sein menschlich kostbares Besizthum. Gerade zwischen ihm und ihr aber steht jetzt, echt tragisch, der Schatten des Aristobolus. Alle diejenigen, welche er durch diesen Mord entwaffnen und schrecken wollte, konnten bei ihm solcher blutigen That gewärtig sein, denn alle haben ihm längst das Schlimmste zugetraut. Mariamnens Scheu vor ihm, seit „ihres muntern Bruders jähem Tod“ schärft

den Stachel des Mißtrauens gegen sie, deren blinde Liebe er gleichsam sehend gemacht hat. Und da seine Furcht vor dem lüsternten Antonius wohl begründet ist und er mit Schauder an die Möglichkeit denkt, Mariamne in seinen Armen zu wissen, wenn er selbst nicht wieder heimkäme, so verlangt er von ihr in der ersten warmen Stunde ihres allmählich aufthauenden Gemüthes das Versprechen ihres freiwilligen Todes für den Fall, daß er nicht zurückkehrt. Sie jedoch, im Gefühl des unauflöselichen Bandes, das sie mit ihm verknüpft, weigert sich, einen Schuldschein auszustellen auf Schmerzen und auf Opfer, wie die Verzweiflung zwar sie bringen, aber niemals die Liebe sie verlangen könne. „So klein die Angst?“ fragt der fiebernde Herodes, nachdem sie, gen Himmel blickend, die Hoffnung auf sein Wiederkommen ausgedrückt.

Mariamne.

So groß die Zuversicht.

Herodes.

Die Liebe zittert!

Sie zittert selbst in einer Heldenbrust.

Mariamne.

Die meine zittert nicht!

Herodes.

Du zitterst nicht!

Mariamne.

Nun frag' ich an! Kannst Du nicht mehr vertrauen,
Seit Du den Bruder mir — dann wehe mir
Und Dir!

Nein, er kann nicht mehr vertrauen — er stellt sie unter's
Schwert und läßt den Blutbefehl in Jerusalem zurück. Seinem

Schwäher Joseph überträgt er ihn, dem schwächlichen, völlig von ihm abhängigen Manne, den Alexandra Ursache hat, am meisten nächst Herodes zu hassen, über dessen Haupt sich zuerst ihr Zorn entlände, wenn sie wirklich freie Hand bekäme. Den hezt Herodes nun „durch Feigheit in den Muth hinein“, bis Joseph den Auftrag bereitwillig übernimmt. Dann eilt Herodes nach Alexandrien.

Hat uns der erste Act die Furchtbarkeit der Entschlüsse gezeigt, die einer edel angelegten, aber schrankenlos begehrliehen und vereinsamten Herrschernatur entspringen, so legt der zweite Act das großartige und schöne Innere eines nicht minder leidenschaftlichen und nicht minder vereinsamten Weibes bloß. Du hättest vertrauen können, ganz und ungetheilt vertrauen: so scheint Mariamne jetzt zu sprechen, die von jenem Blutbefehl nichts weiß. Statuengleich steht sie eine Weile lang inmitten der auf die Zerstörung der Herodianischen Macht hinielenden Bewegung, welche Alexandra mit der Geschäftigkeit und Umsicht unbezähmbaren Hasses leitet. Die racheathmende Tochter Hyrkans ist dem Herodes an Unerbittlichkeit gewachsen, aber es fehlt ihr der neben seinem ungestümen Willen durchdringende Blick. Geschreckt hat sie weder der Tod des Aristobolus, noch der abgeschlagene Kopf des Stummen, den er ihr vor seinem Abschied zum Warnungszeichen schickte. Dies beweist der Aufstand, welchen sie durch die Pharisäer anzetteln läßt. Träse auch sie sein Schlag, meint Alexandra, so würde sie in diesem blut'gen Fall nur um so besser zu ihren Ahnen passen.

Mußten doch

Die Meisten meines Stamms, die Aeltermütter,
 Wie Aelterväter, ohne Kopf die Welt
 Verlassen, weil sie ihn nicht beugen wollten.
 Ich theilte dann ihr Loos, was wär' es mehr?

Wenn aber Herodes sie nicht schreckt, so graut ihr dafür vor der Tochter als einem Wesen, das ihr vermöge der gleichen Stammeseigenschaften so sehr zugänglich, aber in der sittlichen Artung ganz und gar unverständlich ist. Als die Mutter ihr vorwirft, daß sie den Kaufpreis vertändelt habe, als sie das Weib des Herodes ward, da antwortet ihr die Tochter, sie habe es vorgezogen, die Makkabäerin so zu vergessen, wie er den König über sie vergaß. Die Rede Alexandras: wenn ihr ein Zweifel an seiner Blutschuld noch geblieben sei, so wolle sie den Beweis ihr geben! schneidet Mariamme mit dem Worte ab: „Ich brauch' ihn nicht! er gilt mir nichts!“ Wenn sie dem König und Gemal in Jericho argwöhnisch und verstoßt die Thür verschlossen habe, so bereue sie es jetzt; dort verwirrte sie das gräßliche Ereigniß. „Es kam zu schnell, vom Tisch in's Bad, vom Bad in's Grab, ein Bruder; ja mir schwindelte.“ Auch hätte sie's nicht gethan, wenn Herodes nicht in Trauerkleidern gekommen wäre; roth, dunkelroth hätt' sie ihn sehen können. Der Bruder aber, der durch Alexandra aus seiner Selbstzufriedenheit herausgetriebene Jüngling, welcher zu seiner Seligkeit nicht mehr bedurfte als bunte Röcke und die Blicke schöner Mädchen, habe sich bald für das zweite Haupt von Israel gehalten und zuletzt arg bethört, für das erste und einzige. Zwar trugen an seinem dunklen Ende Ehrsucht und Herrschgier die Schuld,

Doch nicht die Ehrsucht, die der Todte hegte,
 Und nicht die Herrschgier, die den König plagt!
 Ich will Dich nicht verklagen, mir geziemt's nicht,
 Ich will dafür, daß Du uns ein Gespenst,
 Ein blut'ges, in die Cheskammer schicktest,
 Von Dir nicht eine Neuethräne seh'n,
 Obgleich wir nie jetzt mehr zu Zweien sind
 Und mir der Dritte so den Sinn verfürzt,
 Daß ich verstumme, wenn ich reden sollte,

Und daß ich rede, wenn zu schweigen wär'.
 Ich will nicht einmal Deinen Rachedurst
 Erstickn, will nicht fragen, was Du rächst,
 Ob Deine Pläne oder Deinen Sohn:
 Thu' was Du willst, geh' weiter, halte ein,
 Nur sei gewiß, daß Du, wenn Du Herodes
 Zu treffen weißt, auch Mariamne triffst;
 Den Schwur, den ich zurückhielt, als er scheidend
 Ihn forderte, den leist' ich jetzt: Ich sterbe,
 Wenn er stirbt. Handle denn und sprich nicht mehr!

Wie mit weit ausgespannten Flügeln, über welche die Sonne hinblitzt, erhebt sich nunmehr die Tragödie.

Der todte Aristobolus, welcher dem verblendeten Herodes den Blutbefehl aus der Seele holte, den Blutbefehl, der hinter Mariamne lauert, stiehlt ihr wiederum den Schwur aus der Brust, den von Herodes begehrten Schwur, welchen dieser nicht hören kann und gewiß nicht hören wird, da Alexandra dafür bürgt, daß er geheim bleibe. Und dieser Schwur bekräftigt nicht bloß, wie der Dichter selbst in einer Decomposition des Stückes sagt, was sich nach ihrem Gefühl ohnehin versteht: Mariamne kann durch ihn, wenn durch irgend etwas Herodes vor den Untrieben ihrer Mutter schützen. Wahrlich, ein Höhepunkt tragischer Kunst! Die folgenden Scenen sind ebenso viele Gefechtzüge, welche die Katastrophe beschleunigen. Joseph, der Vicekönig, in der Verkettung der Situationsfäden den Täuscher wie den Getäuschten vorstellend, geräth unvermerkt auf den abschüssigen Weg, wo sein und der Helden Verderben liegt. Durch den unterdessen ausgebrochenen Aufstand zu einem gebieterischen Auftreten gezwungen, welches Mariamne in dem von Herodes gewünschten Sinne mißdeutet, bildet der kleine, dürstige Knecht seines Herrn sich ein, daß die Königin auf der rechten Fährte sei, daß sie nämlich das Geheimniß durchschaue. Kaum hat der armselige Mensch,

von dem bedeutsamen Augenblick ein Wischen beschwingt, prahlerisch für sich hingemurmelt: „Mir dünkt, Herodes Geist ist über mir!“ als er auch schon im nächsten Moment zusammenknickt, so daß ihm die, jeden seiner Athemzüge belauschende Mariamne den verhängnißvollen Auftrag an den Augen abliest. Er hat sich verplaudert, ohne geplaudert zu haben. Noch fausen die Steinwürfe des aufgewiegelten Pöbels durch die Straßen Jerusalems: da ist Herodes unerwartet wieder in der Stadt, ja bereits in der Burg.

Ein angeschossener Adler möchte dem schmerzlichen Anblick vergleichbar sein, welchen diese Tragödie in dem nun beginnenden dritten Acte und der ersten Hälfte des vierten darbietet. Mit gelähmtem Fittig schwingt sie sich weiter, es ist kein königlicher Flug. Die zunehmende Herbheit der Handlung belebt ein allzu ruhiger Puls, an die Stelle der Stimmungstiefe der Hauptcharaktere tritt eine versengende Gedankenhitze, und wenn bisher unser Gemüth den Eindruck unausgleichbarer Conflictte empfunden hat, so fassen jetzt die Kämpfenden und Leidenden selbst ihr Verhältniß zu einander mit der Schwere der Erwägung auf. Aber auch sonst noch stoßen wir im Fortgange des Stückes auf Bedenkliches.

Der römische Hauptmann Titus hat den Aufruhr in Jerusalem erstickt und dabei hat ihn Coemus, der Statthalter von Galiläa geholfen, welcher herübergekommen war, um Joseph vor den Maulwürfen zu warnen. Herodes ist voll Heiterkeit, denn er kennt nun, wie er zu Alexandra sagt, alle Schlangen, die sich sonst still vor ihm verkrochen. Mariamne begrüßt ihn nicht. Vor allen Umstehenden wird sie von der thörichten Salome des Ehebruchs mit ihrem Gatten Joseph beschuldigt, weil dieser sie nicht aus den Augen gelassen, sie auf Schritt und Tritt, wie es sein Auftrag erheischte, verfolgt hat. Herodes ruft Mariamne in den Audienzsaal, läßt was anwesend ist, abtreten und in dem Zwiesgespräch zwischen Beiden verwandelt sich die Angeklagte in die

durch ihre Hoheit und durch das an ihr begangene ungeheuerere Unrecht ihn niederschmetternde Anklägerin. Sie weiß, was sie nie hätte wissen sollen und Herodes läugnet nicht. Die beiden leidenschaftlichen und entzweiten Naturen messen sich an einander, zwar in Uebereinstimmung mit der Charakterart einer jeden, aber denn doch trotz aller pathetischen Accente auf solche Weise, daß unser Antheil aus einem das Gemüth bewegenden und bezwingenden in einen psychologisch beobachtenden übergeht. Die blank ausgespielten Gründe und Gegengründe, wiewohl wir ihre Eindringlichkeit nicht bestreiten können, fühlen die poetische Sinnlichkeit ab. Herodes, wie Mariamne rufen den Zustand an, nennen das tragische Motiv gleichsam beim Namen, und dies muß allzeit im Drama wie der trockene Ostwind wirken, unter welchem die heißen Blumen sich welkend krümmen. Insbesondere erscheint Mariamne in ihrem stolz gelassenen Ausdrucke tief verletzten Menschenthums als all zu besonnen die Lage überschauend, wogegen Herodes seiner dialektischen Rechtfertigung ungeachtet den an sein Naturell Gefesselten uns noch überzeugend genug einschärft. Der unheilbare Riß ist geschehen — was soll werden? Da tritt eine Schicksalswendung ein: Antonius ruft Herodes wieder zurück, damit er ihn gegen Octavian in dem endlich zwischen den Duumbirn zum Ausbruche gekommenen Kampfe um die Welt unterstütze; nur weil er die Nähe dieses Kampfes voraussah, hat er dem Judenkönig verziehen. Er zieht noch ein Mal fort! ruft Mariamne aus, Dank, Erw'ger, Dank! Jetzt werd' ich seh'n ob ihn bloß das Fieber der gereizten Leidenschaft verwirrte, oder ob sich mir in klarer That sein Innerstes verrieth! Herodes legt ihre Freude fälschlich als Hoffnung der winkenden Befreiung von ihm aus; „man sterbe nicht stets in einem Krieg!“ höhnt der Verblendete. Sie verweigert auf jede seiner rohen Fragen die Antwort — die Probe ist keine, sagt sie sich, wenn

er ahnt, was dich bewegt. Vergebens mahnt sie ihn an das vielleicht für alle Ewigkeit Entscheidende der schwülen Stunde: er bittet sie, ihm nicht zu sehr zu zürnen, wenn er noch ein Mal wiederkehren sollte. Daß sie durch den schönödesten Frevel das Geheimniß aus Joseph hervorgelockt, glaubt er nicht, wohl aber dies: er müsse nun von ihrer Rache fürchten, was er von ihrer Wankelmüthigkeit vielleicht mit Unrecht gefürchtet habe. Joseph läßt er ohne Verhör und Gericht enthaupten und stellt Mariamne zum zweiten Male unters Schwert. Den Blutbefehl legt er in die Hand des Soënius, dem er das Zeugniß gibt, daß er da stehen würde, wo er selber steht, wenn er, Herodes, nicht in der Welt wäre. Aus ihm locke sie nichts heraus, sobald sie ihn auf Menschenart versuche, verrathe er ihn, so zahle sie auch den höchsten Preis.

Die Wiederholung der nämlichen Situation unter veränderten Umständen. Man hat den Dichter bitter deshalb getadelt; die Theaterleute, die Bühnenkundigen haben es unbegreiflich gefunden, die leichtesten Recensenten es bespöttelt und sich etwas auf die Entdeckung eines Fehlers zu Gute gethan, den auch ein Primaner als solchen bezeichnen wird. Hebbel hinwiederum erklärte die äußere Wiederkehr der innerlich so ganz verschiedenen Situation als den Gipfel des ganzen Dramas, als den Triumph seiner Kunst, da sie zur runden blanken That steigere, was eine Handlung war, durch den plötzlichen Drang des Moments hervorgerufen. Bedarf jene Verwunderung und jene Spöttelei keiner Glossen, so fordert dafür des Dichters Meinung zu einer nichts weniger als sie bekräftigenden Bemerkung heraus. Dieselbe Situation mochte immerhin wiederkehren, aber wie sie innerlich verschieden ist, mußte sie auch äußerlich in eine neue Form sich kleiden. Die Kunst darf über dem Ernst, aus dem sie erwächst, nie des Spiels vergessen, und nun gar, wenn sie schwere Lasten

trägt, nicht auf die singenden Laute verzichten. Lakädemonische Enthaltſamkeit hat ihr noch zu keiner Zeit gefrommt. Indem Hebbel, der ſo gerne glühende Farben aufſetzt, uns mitunter geradezu ſpartaniſche Entbehrungen zumuthet, bringt er ſich nicht ſelten um den Vollgenuß ſiegreicher Poefie. Je finſterer der dichterische Entwurf iſt, je ſtrenger der künſtleriſche Bau, deſto mehr ſind ſinnliche Erleichterungen, welche der das Kunſtwerk Aufnehmende anſpricht, geboten. Wie ſehr iſt Shakspeare fürſtlich zuvorkommend im Hamlet und im Lear, welch eine künſtleriſche Höflichkeit entwickelt er, wo uns ein ſteiler Anſtieg erwartet! — Es rächte ſich auch an Hebbel, vornehmlich in dieſer Tragödie, daß er uns die ſinnlichen Erleichterungen nicht gewährte. Der uns vorenthaltene Formreiz der äußerlich gleichen Situation wird auch als ein innerer Mangel empfunden. Der Leſer oder der Zuſchauer ſieht jetzt ein Experiment vor ſich, anſtatt der tragischen Beſiegelung eines Naturacts, ſein Gefühl ſpinnt nicht an dem Conflict leidenschaftlich weiter, ſondern ſein Geiſt didaktiſch an der Idee. Dazu geſellt ſich noch der Uebelſtand, daß ſich die geſchichtlichen Factoren des Stückes jetzt ſtärker vordrängen, als früher und daß die hiſtoriſchen Geſtalten und Ereigniſſe, welche motivirend und färbend der rein menſchlichen Handlung gedient haben, bei der größeren Aufmerkſamkeit, die ihnen nun der Dichter ſchenkt, doch nur als Reflexe verwendet werden und dadurch eine uns verſtimmende Schmälerung ihres Anſehens erleiden.

Der vierte Act belehrt uns, daß Herodes ſich in Soëmus getäuſcht hat. Eben weil dieſer ein ganzer Mann iſt, gibt er ſich nicht zu einem gedungenen Mörder her. Um Mariamne vor einem wirklichen Henker zu ſchützen, hat er den Auftrag zum Schein übernommen und theilt ihn der Königin in der Stunde mit, als zu Jeruſalem die Nachricht eintrifft, daß Antonius die

Schlacht bei Actium verloren und alle seine Anhänger und Freunde, an ihrer Spitze Herodes, in seinen Untergang mit verwickelt hat. Wie es Soëmus anstellt, daß er der Königin den Auftrag des Herodes enthüllt, ist ein dramatischer Zug erster Ordnung. Denn durch ihn wird das bisherige Verhältniß zwischen Mariamne und Soëmus und die schöne Männlichkeit desselben mit einer einzigen Wendung klar. Die zwei Menschen sind in angemessener Entfernung neben einander hergegangen; Mariamne hat ihn beinahe furchtsam gemieden, Soëmus ist ihr ruhig ausgewichen. Da aber jetzt nach seiner Kenntniß des Siegers Octavian Herodes nicht mehr unter den Lebendigen weilen kann und Mariamne ihrem Gemal nicht Thränen nachweinen soll, die er nicht verdient, so entläßt er den von Herodes zum Tode verurtheilten Auführer Sameas aus seinem Kerker, um zu ihr zu gelangen. Sie zieht ihn zur Rechenschaft, sie erblickt in seiner Eigenmächtigkeit den Beweis, daß er von dem Tode des Königs fest überzeugt sein muß und wird dadurch erschreckt. Aber sie schwört, daß sie Herodes auch im Tode noch Gehorsam zu verschaffen wissen wird; es soll nicht ein einziger seiner Befehle unvollzogen sein, dies soll sein Todtenopfer sein! Dahin hat Soëmus sie bringen wollen. Er fragt sie: ob er, damit das Todtenopfer vollkommen werde, auch sie durchstoßen solle? Er habe auch dazu den Befehl. Mariamne ist vernichtet und in den furchtbaren Worten: ich hatte Nichts, ich habe Nichts, ich werde Nichts haben! war denn je ein Mensch so arm! haucht sie weniger ihren Schmerz als ihre Seele aus. — Alexandra meint, jetzt werde sie wissen, was sie thun müsse! Mariamne antwortet ja und will sich mit dem Dolch durchbohren. Daran verhindert ruft sie aus: das war verkehrt, dies Amt versah er für sich selbst. Und von der drängenden Mutter aufgefordert, sich dem Schutze der Römer zu übergeben, versetzt sie, daß sie Niemand, dem etwas an sich liege, verhindern

werde, dies zu thun; sie selber gebe zur Nacht ein Fest. Sie wird Allen ein Räthsel. Soëmus, den sie einen Verräther schilt, erhebt sich in seiner Manneshoheit, so daß sie ihm Abbitte leisten muß. Wer Dienste von ihm fordre, sagt er, die ihn, vollbracht oder nicht vollbracht, schmachvoll dem sichern Untergange weihen, der spreche ihn los von jeder Pflicht, dem zeige er, daß es zwischen Sklaven und Königen eine Mittelstufe gebe und daß der Mann auf dieser stehe. — Marianne tanzt in Prunkgewändern, sie tanzt „um den Tod“. Sie flößt ihrer Umgebung Entsetzen ein, nur nicht der Leopardenatur Alexandras. Salome gelangt nach ihrer Meinung zu der Gewißheit, daß ihr kein Mensch auf Erden Unrecht thun könne und Titus muß nach dem, was er sieht, später gleichfalls gegen sie zeugen. Als das Fest seinen Höhepunkt erreicht hat, erscheint Herodes; der Bote, der ihn ankündigen wollte, ward unterwegs erschlagen. Durch sein würdig stolzes Benehmen hat er auch die Gunst Octavians davongetragen. Mit dem Rufe: „Der Tod, der Tod, der Tod ist unter uns! Unangemeldet wie er immer kommt!“ begrüßt ihn Marianne. Was nun geschieht, kann nicht zweifelhaft sein. Herodes sieht sich dem Unbegreiflichen gegenüber, das er nur noch zertrümmern kann. Marianne drückt sich gleichsam die Larve fester an's Gesicht. Die Tragödie hat sich mit der zweiten Hälfte des vierten Actes wieder zu erneuter Kraft gesammelt.

. . . Zu der hab' ich einmal gesprochen:
 Zwei Menschen, die sich lieben, wie sie sollen,
 Können einander gar nicht überleben,
 Und wenn ich selbst auf fernem Schlachtfeld siele!
 Man brauchte Dir's durch Boten nicht zu melden,
 Du fühltest es sogleich, wie es gescheh'n
 Und stürbest ohne Wunde mit an meiner!
 Titus, verlach' mich nicht! So ist's! So ist's!
 Allein die Menschen lieben sich nicht so!

Von Salome gehezt, von Titus nicht zurückgehalten, ruft Herodes am nächsten Morgen aus Angehörigen seines Hauses ein Gericht zusammen. Auf die Anklage: daß Mariamne ihren Herrn und Gemal betrogen, erwiedert sie: Dies wäre dann der Fall gewesen, wenn sie bei seiner Todesnachricht Trauerkleider angelegt und sich das Haar zerrauft hätte. „Wie ich beim Scheiden stand vor seinem Geist, so hat er mich beim Wiederseh'n gefunden, d'rum muß ich leugnen, daß ich ihn betrog!“ Der zur Besinnung nicht gelangende Herodes schäumt auf, die Richter verurtheilen ohne geurtheilt zu haben und Mariamne wird mit Soëmus enthauptet. Vorher jedoch hat sie sich als letzte Gunst eine Unterredung mit Titus erbeten. Schmerz fühlt sie keinen mehr, „denn zum Schmerz“, sagt sie, „gehört noch Leben, und das Leben ist in mir erloschen, ich bin längst nur noch ein Mittel- ding vom Menschen und vom Schatten und fass' es kaum, daß ich noch sterben kann“. Den Römer Titus habe sie darum ausgewählt, weil er schon immer, wie ein eh'rneß Bild in eine Feuerbrunst hineingeschaut, in „un'sre Hölle“. Seinem Zeugniß müsse man glauben. „Wir sind für Dich ein anderes Geschlecht, an das kein Band Dich knüpft, Du sprichst von uns, wie wir von fremden Pflanzen und von Steinen, parteilos, ohne Liebe, ohne Haß“. Sie erzählt ihm, wie sie ihren Gemal betrog, nachdem er sie zum zweiten Male unter's Schwert gestellt. Ihr verzerrtes Bild in seinem tiefsten Innern tragend, sollte Herodes im Leben ihr Henker werden, der ihren Henker hat im Tode machen wollen. Nicht der Troß verschließe ihren Mund, sie könne nicht mehr leben. — Nach einem Lebewohl gegen Herodes Gemächer, spricht die letzte Makkabäerin gegen die Erde gewendet:

Du, Aristobolus, sei mir gegrüßt!

Gleich bin ich bei Dir in der ew'gen Nacht.

Raum ist sie todt, als auch über Herodes die fürchterlichsten Schläge des Gerichts hereinbrechen. Titus, der sich mit seinem Worte verpfändet hat, vor ihrem Abscheiden nicht zu sprechen, verkündigt dem König ihre Unschuld, Alexandra bestätigt sie nicht allein, sondern theilt ihm auch Mariannens Schwur mit. Was ist ihm noch geblieben? Die Krone. Auch diese nicht; die heiligen drei Könige treffen eben, ohne Abrede aus allen Weltgegenden aufgebrochen und vom Stern geführt, in der Burg Zion zusammen und forschen nach dem eben gebornen Wunderkinde, das Himmel und Erde beherrschen soll. Auch die Krone, um deren willen er den Aristobolus getödtet, und die Saat gesäet hat, die so schrecklich aufging, sitzt nicht mehr fest auf seinem Haupte, eine unsichtbare Hand greift darnach — und indem er den Befehl zum Bethlehemitischen Kindermord gibt, dann aber bei dem Gedanken, daß er Marianne zu begraben hat, zusammensinkt, schließt das Stück.

So machtvoll sinnlich die Tragödie begonnen hat, endete sie auch. Allerdings reicht an die mustergültige Exposition, die den ersten Act einnimmt, keiner der späteren als ganz ebenbürtig heran. Diese Exposition gibt der des Molière'schen Tartuffe, die Goethe und Chamfort als das Höchste in dieser Art gerühmt haben, kaum etwas nach an Bedeutsamkeit des Gehalts und an dramatischem Formgefühl. Geschehenes und Heraufdrohendes wird hier dergestalt in die Präsenz der eben sich ereignenden Vorgänge hereingezogen und verwandelt, daß man Vorder- und Hintergrund, das zerbröckelnde Rom und das erstarrte Judäa, Nahes und Entferntes, Aufgedecktes und Halberborgenes, den geheimnißvollen Tod des Aristobolus und das aus diesem Blute keimende Verhängniß, mit dem Kunst- und Wirklichkeitsgefühl zugleich empfindet und überschaut, welches uns zuweilen in einer glücklich beleuchteten, mannigfaltig gruppirten Landschaft erfüllt.

Wie in der Maria Magdalena, liegt die Wurzel außerhalb des Stückes, abermals an die antike Tragödie erinnernd, deren Schuld- und Bußform Hebbel schon in seinen Hamburger Aufsätzen der christlichen übergeordnet hat. Ueber Hebbels Tragödie, sagt Wilhelm Gärtner, in einer geistprühenden Kritik derselben, zieht ein unsichtbares Etwas, ein bescheerendes, unwidersprechliches, allmächtiges Sein hin und dieses wirft dann seinen wandelnden Schatten oder auch sein Licht in die Handlung hinein. Das Ganze sei groß und edel, aber nicht überall ausgebaut, ein Geschick, das schon oft große heilige Bauwerke betroffen habe. — Den geringen Antheil, den dieses Stück erweckte, möchte ich in der unvollkommenen Mischung der geschichtlichen und der psychologischen Handlung suchen. Das historische Trauerspiel, das sich hier entfaltet, ist autokratischer Natur, das psychologische gleichfalls: ein jedes begehrt vermöge seiner Stärke den dramatischen Alleinbesitz. Anders verhält es sich z. B. im Julius Cäsar oder im Wallenstein. Brutus Schuld und Schicksal erwächst aus dem cäsarischen Rom, Wallensteins Schuld und Schicksal aus dem dreißigjährigen Kriege, Beides als das natürliche, vom Mutterstamme zwar sich loslösende, aber nicht wegzudenkende Product. Dies gilt zwar auch von dem tragischen Verhältniß zwischen Herodes und Mariamne, aber doch nur in sehr eingeschränktem Sinne. Dieses Verhältniß ist durch die geschichtliche Constellation wohl bedingt, aber seinem Kerne nach ein Unbedingtes. Dieses Unbedingte nun will die historischen Fesseln abstreifen, wenn man so sagen darf, und frei und königlich einziehen in unser Gemüth. Weil es dies aber nun einmal nicht kann, indem es vom Dichter an die Weltereignisse geschmiedet worden, so ringen psychologische und geschichtliche Motive beständig um unseren Antheil, was einen Zustand der Unruhe erzeugt, welche dem künstlerischen Genuße nicht förderlich ist.

Die bewunderungswürdige Kunst des Dichters im Balanciren der psychologischen und der historischen Motive soll darum nicht geleugnet werden. Wie er Berichtetes und Geschehendes in einander verwebt, ist gleichfalls hohen Lobes würdig. So viel auch erzählungsweise das Stück arbeitet, die dramatische Bewegung kommt dabei nicht zu kurz, das Erzählte errichtet stets der Charakterentwicklung seinen Zoll und bringt je nach der Situation, dem Genius des Dramas entsprechend, Aufenthalt oder Beschleunigung. Hebbels Kraft, mit wenigen energischen und symbolischen Zügen Zustände und Gestalten zu zeichnen oder Durchsichten zu eröffnen, offenbart sich im Herodes ohne die Beimischung des Bizarren und Gewaltthätigen, die uns in Judith und Geneveva öfters empfindlich stört. Die Menschenuhr z. B., welche der episodische Artaxerxes vorstellt, dessen Ahnen bereits ein jeder als Uhr am Hofe des persischen Satrapen verwendet worden, und der aus seinem mechanischen an den Puls Greifen und die Schläge Zählen gar nicht mehr herauskam, ist nicht nur eine köstliche Erfindung, sondern illustriert zugleich die dumpfe, absterbende orientalische Kulturwelt. Nebenbei sei bemerkt, daß Hebbel wahrscheinlich durch eine Notiz in Jean Pauls Siebenkäs zu seinem Artaxerxes angeregt worden. An tiefen, wie grandiosen Naturlauten ist gerade diese Dichtung besonders reich. Solch ein Naturlaut ist der Ausruf des Herodes:

Mein Stummer wird erwürgt und sollt' er fragen
Warum? so sagt man: weil du fragen kannst!

Oder die Anrede der drei Könige aus dem Morgenlande und die darauf folgende Antwort des Herodes:

— Ward Dir nicht ein Sohn geboren? —
— Mir? O nein! Mir starb mein Weib!

Oder die Wechselrede zwischen Alexandra und Herodes, als dieser von ihr vernommen hat, daß Joseph so unschuldig, wie Soëmus, gestorben:

- Joseph! Rächt der sich auch? Thut sich die Erde auf?
Geh'n alle Todten hervor? —
- Das thun sie nicht — Nein doch! fürchte nichts!
Es gibt schon Eine, welche drunten bleibt! —

Wo sind sie denn, die deutschen Dramen seit dem Tode Kleists, in denen Aehnliches anzutreffen wäre?! Zwei, drei Stücke Grillparzers, eines von Otto Ludwig, da hätten wir den Reichthum beisammen. Die Franzosen und die Italiener, das ist gewiß, wären anders mit einem solchen Stücke umgegangen, als die Zeitgenossen Friedrich Hebbels.

Als der Dichter die letzte Hand an sein Werk legte, im November 1848, da war die Gegenrevolution in voller Gährung, Wien mit Feuer und Schwert von den kaiserlichen Truppen eingenommen, der italienische Krieg beendet, aber nicht der moralische Widerstand der Wälschen gebrochen, Ungarn in heller Empörung, Galizien unterwühlt und das Czechenvolk auf dem Wege plump leidenschaftlicher Vergewaltigung der deutschen Elemente Böhmens. Gregorovius in seiner Geschichte des mittelalterlichen Roms erzählt die Sage aus dem zehnten Jahrhundert, wornach die alten Römer siebzig eherne Statuen zu Ehren aller Völker auf dem Capitol errichtet hätten. Eine jede habe auf ihrer Brust den Namen des Volks getragen, welches sie vorstellte, eine jede sei mit einem Glöckchen am Halse versehen gewesen und Tag und Nacht hätten die Priester daselbst der Reihe nach Wache gehalten. Wenn nun eine Provinz des Reiches rebellirte, so bewegte sich die Statue derselben, das Glöckchen läutete, die Priester aber machten dem Kaiser davon Anzeige. Solche, die Provinzen

Oesterreichs verkörpernde Erzbilder in dem Burgraum der Kaiserstadt gedacht: und in manchem Moment der damaligen Epoche hätten alle Statuen auf einmal sich bewegen und alle Glöckchen klingen müssen. — Unser Dichter, der sich den eingetretenen Verwelsungsprozeß der Freiheit nicht so arg vorstellte, als er wirklich war, setzte seine abgerissene Correspondenzarbeit für die Allgemeine Zeitung eine kurze Weile wieder fort und sprach in seinen Berichten die Zuversicht aus, daß die über Wien verhängte Militärdictatur maßvoll, versöhnlich walten werde. Es kam anders. Das Standrecht wurde von Neuem publicirt, im Stadtgraben knatterten unausgesetzt die Hinrichtungsflinten, wer sich compromittirt hatte und nicht bei Zeiten entwischt war, den ereilte ein hartes Loos. Unter den Flüchtlingen befand sich auch Sigmund Engländer, den Hebbel, ein zuverlässiger Freund, wie er war, trotz des Bruches zwischen Beiden, noch am Tage vor seiner Flucht aufgesucht hatte. Schwer lastete der Belagerungszustand auf der Stadt. Das Kriegsgericht schien seinen Heißhunger gar nicht stillen zu können; Hausfuchungen, Verhaftungen, Verfolgungen drängten einander, und die Gutgesinnten, die Schwarzgelben, wie man die Conservativen um jeden Preis nannte und wie sie sich gefallsüchtig selber nannten, freuten sich der Unerfättlichkeit des Wolfs, welcher Schuldige und Unschuldige, verantwortliche und unzurechnungsfähige Missethäter, Schwärmer und Verbrecher gleich erbarmungslos hinunterschlang. Inzwischen ging zu Olmütz der längst geplante Thronwechsel vor sich. Kaiser Ferdinand unterzeichnete die Abdankungsurkunde und sein Neffe, der achtzehnjährige Franz Joseph, ergriff den Scepter der Habsburger. Ferdinand der Gütige, so hieß der Monarch im Volksmunde schon seit den Märztagen, zog sich auf den Gradschin nach Prag zurück und die Legende fing an den Goldglanz um sein Haupt zu spinnen.

„Ich lass' auf meine Wiener nicht schießen!“ so hatte er damals gerufen, und dieses Stückchen Edelmetall reichte hin, sein ganzes Wesen in leuchtenden Schimmer zu kleiden. Des Kaisers Wesen war aber auch in seiner Beschränktheit von rührend komischer Naivetät, wobei das Rührende im Eindruck sichtlich überwog. „Ich hab' den Wienern Alles gegeben, wie mein Vater seliger!“ — „Wenn's aus ist, muß ich nach Amerika!“ Diese Aeußerungen werden dem Kaiser gleichfalls zugeschrieben. Den Gutgesinnten freilich mißfiel es höchlich, daß der Sinn der Menge gerade jetzt an diese Gestalt sich hing, denn sie waren fest und steif überzeugt, daß nur des Kaisers übel angebrachte Güte die Möglichkeit einer so furchtbaren Störung der staatlichen Ordnung verschuldet habe. Ein straffer Zügelgriff, meinten diese Macchiavellisten aus der Schule des fidelem Lebens, und die Pferde wären sofort wieder im Schritt gegangen. Sie gingen jetzt im Schritt, aber wie vor einem Leichenwagen. Der nach Kremsier ausgewanderte Reichstag wurde bald nach seiner neuen Ansiedlung vertagt und hierauf zerbrochen. Als die Treulosesten in der constituirenden Versammlung hatten sich die Czechen erwiesen, Kieger obenan, durch dessen Löwenstimme und -Gesicht die Wiener, die Deutschen Oesterreichs, über die Katzenseele unseres erbittertsten und rohesten Feindes gröblich getäuscht worden waren. Um den Deutschen wehe zu thun, um sie zu demüthigen und unter die Füße des heiligen Wenzels zu kriegen, würden die Kieger und Palachy sich nicht einen Augenblick besonnen haben, ein Schutz- und Trugbündniß mit den Anthropophagen einzugehen. Aber das binnen Kurzem erscheinende Ministerium Schwarzenberg-Bach hatte die Aufgabe, eine allgemeine Einschnürung des geistigen Lebens ins Werk zu setzen; der politische Gedanke Alexander Bachs: der Centralisationsgedanke, verschränkte sich mit den Antrieben der Rathgeber der Krone zur Wiederaufrichtung der absolutistischen Machtvoll-

kommenheit, und dahinein paßte das Taboritenthum so wenig als die deutsche Freiheits- und Einheitsidee. Alle im Jahre 1848 erwachten Hoffnungen waren einstweilen geknickt. Die wenigen redlichen Männer, wie z. B. Adolf Fischhof, Theodor von Hornbostel, die sich muthig und uneigennützig auf dem Kampfplatze eingefunden, lehrten ein Jeder resignirt, niedergeschlagen, zu ihrer Berufsthätigkeit zurück und überließen nothgedrungen das Feld den Ehr- und Habfüchtigen, den um Stellen und Gnaden Bettelnden, den Ueberläufern und Freibeutern, deren nach und nach viele aus der Fremde das Häuflein der einheimischen Parasiten an der Tafel der Gewalt vermehrten. So leichtsinnig die Wiener Bewegung als Verbrüderungsfest begonnen hatte, so boshaft dänisch, so sinnlos brutal trat nun die Reaction in die durch die Niederwerfung des October-Aufstandes entstandene Bresche. Fürst Windischgrätz und der Banus von Croatien galten in den höfischen, bureaukratischen und militärischen Kreisen, wie unter den Gesinnungsfreiwilligen aus dem Bürger- und Banquierstande, als die Helden des Zeitalters; allerdings nur insolange, als die unglückliche, weil ungeschickte Heerführung im ungarischen Feldzuge noch nicht vor Aller Augen offenbar geworden. Mit der berühmten Depesche des russischen Marschalls Paskewitsch: „Ungarn liegt Euerer Zarischen Majestät zu Füßen!“ kam so viel Verstimmung in die Gemüther, daß ihnen nun auch vor der Cäsarenähnlichkeit des Fürsten Windischgrätz ernstlich bange ward. Doch konnte der demüthigende Beistand der Baschkiren das Selbstgefühl, den Uebermuth der Soldaten nicht dämpfen. Die Officiere aller Waffengattungen, welche in den Cafés und sogar auf dem Kohlmarkt und Graben häufig genug die Passage hemmten, so zahlreich und so rücksichtslos behaupteten sie, wo sie erschienen, den Raum, betrachteten sich seit den Siegen in Italien als die Herren der Stadt und des Landes. Wenn sie in ihren

gleißenden Uniformen und mit ihren Schlepssäbeln einherklirrten, so schien es nach dem Ausdruck ihrer Mienen nur von ihrer Großmuth abzuhängen, ob sie den Fußgänger im Civilkleide beleidigen würden oder nicht. Insbesondere die jungen Reiterofficiere, auf deren denksfeindlichen Gesichtern sich die Lust an dem blank polirten Säbelgitter und ein eitler Stolz auf die Goldschnüre vor der Brust widerspiegelten, trugen eine Vermessenheit zur Schau, welche schon in Thätlichkeiten des Blicks übergieng, wenn sie etwan einen Zeitungsleser fixirten, der in einer bequemen Ecke saß, welche die pittoresken Söhne des Mars für sich selber ansprachen. — Von Monat zu Monat nahm die Unsicherheit der individuellen Existenz zu, wurde der Einzelne mehr und mehr rechtlos; im Zwiesgespräche, im Briefe, im eigenen Hause mußte er auf Schlingen und Ueberfälle gefaßt sein.

Zum Mißtrauen hatte der Minister des Innern, Alexander Bach, schon durch die Dienste Veranlassung gegeben, die er, wie alle Welt sich zuflüsterte, bei dem Thronwechsel in Olmütz leistete. Anfänglich trat er, auf Uebergänge eingerichtet, ein wenig behutsam auf; der einstmalige Wortführer des Liberalismus, einer der vornehmsten Oppositionsmänner im juridisch-politischen Leseverein, war allem äußerlich grellen Wechsel abgeneigt. Um so plumper trat in der begonnenen Aera der Reaction der damalige Polizeidirector Wiens auf, der Herr Weiß von Starckfels, einer derjenigen höheren Beamten, welche überall, wo sie wirthschaf-teten, dem Leumunde der österreichischen Regierung unermesslich geschadet, welche namentlich dazu beigetragen haben, die Italiener und die Magyaren fortwährend zu reizen und schwierig zu machen. Duzendweise ließ Herr von Weiß junge Leute in den Straßen Wiens abfangen und ihnen in der Polizeistube das staatsgefährlich lange Haupthaar kürzen. Jeder weiche Hut eines Studenten oder eines auch sonst nicht nach dem Staatskalender gekleideten

armen Teufels war für den beschränkten Menschen ein Verdachtgrund, welcher nicht selten Insulten gegen das Opfer, Arretirung, Haussuchung und Verhöre im Gefolge hatte. Die „Vertrauten“, die Spirren nämlich, entwickelten eine unermüdlige Geschäftigkeit und ein einziges unbesonnenes Wort konnte eine furchtbare Sühne nach sich ziehen. — Hin und wieder wurde sogar Hebbel durch einen solchen „vertrauten“ Blick belästigt, weil auch unseres Dichters Kopfbedeckung nicht immer vorschriftsmäßig in eine „Angströhre“ auslief. Dabei passirte es ihm dann und wann, daß er auch nach der entgegengesetzten Seite Aergerniß erregte, in dem Falle, daß er in ein Hausthor trat, um die auf dem Spaziergange entstandenen Verse in seine Schreibtafel einzutragen. Da wurde er dann selber für einen „Spitzel“ gehalten.

Noch schlimmer ging es an Gewaltmaßregeln und eigenmächtigen Verfolgungen mißliebiger Personen in den Provinzen her. Dort wucherte noch die ganze Saat ständischer, confessioneller Vorurtheile, welche der Sturmwind des Jahres Achtundvierzig eigentlich nur in Wien auf kurze Zeit niedergelegt hatte, dermaßen, daß man z. B. in Tirol gar nicht merkte, welch ein politisches Intermezzo erst unlängst eingetreten war. Nun mochten den Wienern die Augen aufgehen über ihre thörichte Eilfertigkeit womit sie nach dem „Verbrüderungsfeste“ tabula rasa gemacht mit Allem, was im Herkommen und in der Neigung zum Bestehenden wurzelte; sie mochten begreifen, wie unklug es vom Reichstage gewesen, auf Einen Schlag Religionsfreiheit decretiren zu wollen, auch für jene Länder der Monarchie, wo es gestern noch dem Juden verwehrt war, in einer Stadt oder einem Flecken außer der Marktzeit auch nur zu nächtigen, und wo lutherisch und luderisch ethnologische Wechsellaute wie Wechselbegriffe vorstellten; sie mochten die politische Tactlosigkeit erkennen, als der Reichstag durch Verweigerung des Dankes für die italie-

nischen Siege die Armee gereizt hatte. Eine feile, ja eine schamlose Presse, welche die demokratische nach der Seite der Gemeinheit überbot, deutete jetzt emsig auf jegliche Sünde der jüngsten Vergangenheit zurück und wie naseweise Bürschchen Staatswohl und Staatsmänner vor ihr Phrasenforum gezogen, so erhoben nunmehr ehrlose Subjecte öffentliche Denunciationen und besudelten die Todten in ihren Gräbern.

Hebbel, der auf seinen dänischen Paß in Wien lebte und vermuthlich nur aus diesem Grunde in der Schlangenepoche unbehelligt blieb, fürchtete den pfauchenden Wurm der Reaction so wenig, als ihn das bellende Ungeheuer der Revolution eingeschüchtert hatte. Und wie er vor Monaten den Demagogen die Wahrheit sagte, so zauderte er jetzt keinen Augenblick, den Ultraconservativen deutlich zu machen, daß er mit ihnen keine Gemeinschaft habe. Wahrlich der schlechteste der im October-Aufstande Gefallenen sei noch zu gut, als daß der beste von jenen den Finger in sein Blut tauchen und Caricaturen damit an die Wand malen dürfte! so lautet eine Briefstelle in einem seiner Berichte an die Allgemeine Zeitung, aus dem December 1848. Und im mündlichen Gespräch konnte wer wollte von ihm hören, daß er nicht deshalb gegen die Uebergriffe und Verbrechen der Revolution Front gemacht habe, um dem was kriecht und Staub frist die Existenzbedingungen erleichtern zu helfen. In seinem Tagebuche findet sich der nachstehende Vers vor:

Ein Apfelbaum ward arretirt,
 Der Blätter ausgestreut,
 Auf denen klar zu lesen stand,
 Daß sich die Zeit erneut.

Abermals muß hier an die angesehenen Dichter Wiens erinnert werden, welche im Gegensatze zu Hebbel von dem geschicht-

lichen Umschwung die Anweisung erhalten zu haben schienen, ihre Person aus dem Gedränge zu retten und der Homerischen Sonne nachzueifern, die über Sieg und Niederlage der Achäer gleichmäßig antheillos aufgeht. Grillparzer hatte während der schlimmsten Wirren in Baden bei Wien verdrießliche Epigramme gemurmelt, denen der revolutionäre Wahnsinn den Stoff lieferte und nur für Radezky einen warmen Brustton übrig behalten: „Glück auf, mein Feldherr, führe den Streich! Nicht bloß um des Ruhmes Schimmer, In Deinem Lager ist Oesterreich, Wir Andere sind einzelne Trümmer!“ Während er die Zornesausbrüche in Vers und Prosa gegen die Quäler und Kerkermeister des alten Oesterreichs jetzt, wie ehemals, in seinem Pulke verwahrt hielt, um kein Aergerniß zu geben, gestattete er einem Schmähegedicht auf den Reichstag (das die Redacteure seines Nachlasses unterdrückt haben), sonder Scheu die Wanderung von Hand zu Hand. Bauernfeld hatte sich schon im Mai, nervenmüde, von Wien geflüchtet, gleichfalls nach Baden. Dort strich er in den Waldgebirgen umher und entrichtete seinen Zoll an die revolutionäre Zeit in einem satyrischen Gedicht: Die Republik der Thiere betitelt, worin die Satyre so zahm ist, wie einer seiner Commerzienräthe, und die Thiere so sinnlich aufgefaßt sind, wie ihre Abbilder in den A-be-ce-Büchern. Im Sommer 1849 wieder vergnügte sich der Frondneur auf dem alten Stuppacher Schlosse, in dem Freundescircle des Advocaten Gutherz mit der Abfassung einer Kinderkomödie, welche eigentlich die Erwachsenen ergötzen sollte. Sie hieß: „Die Elfen-Constitution“, war mit vielen harmlosen Coterieespäßen ausgestattet und mit einigen satyrisch-politischen Anspielungen aufgeputzt, wie er selber erzählt. „In dem Minister Puck war Bach mit seinen bereits keimenden Reactionsgelüsten nicht zu verkennen; seiner eigenen Schwester, der hübschen Witwe, wurden die Ausfälle gegen den Bruder in

den Mund gelegt. . . „Ein croatischer Genius“ habe mit seinem „Nix deutsch“ Furore gemacht, ebenso „der Genius des Belagerungszustandes an der Hand des bösen Zauberers Knutezewski Karbatshewitsch“. Wiederum der gemüthliche Spaß inmitten des furchtbarsten Ernstes! So elastisch hätte zweifelsohne Beaumarchais nicht sein können. — Endlich sei noch Deinhardsteins erwähnt, an den zwar Niemand andere Ansprüche als federleichte zu stellen vermochte. Aber der Zug, den ich von ihm mittheilen will, ist zu charakteristisch für die Sittentemperatur des früheren Wien, als daß er übergangen werden sollte. Am Vormittage des 7. October 1848 langte der Eisenbahntrain aus Wien in dem nahen Baden an und brachte die Kunde von der Ermordung Latours, der Erstürmung des Zeughauses und der Flucht des Hofes. Schrecken und Bestürzung ruhten auf den Gesichtern der Aussteigenden. Deinhardstein war unter den Wartenden auf dem Perron, vernahm die grauenvollen Nachrichten, schüttelte das Haupt, murmelte etwas Pathetisches, um sofort, mit seinem Fischzeuge bewaffnet, sich in einem der Waggons zu setzen und nach Neustadt zu fahren, wo er seiner Liebhaberei getreu, stundenlang Forellen fing. — Sah nach der Angel ruhevoll, kühl bis an's Herz hinan.

Das Burgtheater machte Miene, die patriarchalische Stimmung von ehemals festzuhalten, doch glückte dies nicht. Zwar hatte man es am 16. November 1848 mit Bauernfeld: Leichtsinns aus Liebe wieder eröffnet und eine Rede, die von der guten alten Zeit sprach, hatte Enthusiasmus erregt — acht Monate nach der ersten Unterbrechung dieser guten alten Zeit. — Aber solcher Enthusiasmus entstammte denn doch nur Denjenigen, welche den Schlaffessel in der Loge für die Arbeitsstätte der Welt hielten oder den Besitzenden ohne Unterschied der Confession im Parkett, welche von der Zeit nur das Eine wissen, daß sie Geld

ist. Mit der guten Alten war es wohl auf immer vorbei. Das Repertoire des Burgtheaters streckte sich nach der Decke, die allmählich kürzer wurde, aber ab und zu tauchten noch Stücke auf, welche das Jahr Achtundvierzig herangebracht hatte: Die Karlsrufer, Uriel Acosta, Maria Magdalena. Am 1. Februar 1849 wurde Judith zum ersten Male gegeben. Der unbestritten nachhaltige Erfolg des bürgerlichen Trauerspiels hatte Hebbels biblische Tragödie nachgezogen, deren Wirkung eine nicht minder eindringliche und entschiedene war.

Einige allgemeine Bemerkungen über das Burgtheater und eine kurze charakterisirende Skizze desselben in seiner damaligen Beschaffenheit sind im Hinblick auf den Hauptgegenstand dieser Erzählung nunmehr unabweisbar. Als der einzige öffentliche Sammlungspunkt, wo geistige Anregung geboten ward, hatte das Burgtheater in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts allerdings eine über das Unterhaltungsbedürfniß der Stadt hinausreichende Bedeutung. Doch möchte ich diese nicht überschätzen, wie es jetzt so häufig geschieht. Die Classiker, die deutschen, wie die fremdländischen, konnte des Censurzwanges ungeachtet Jedermann in Wien genießen, da Einem doch sogar die streng verbotenen Bücher nicht eben schwer zugänglich waren; ja auf der Hofbühne begegnete man den grausam oder lächerlich verstümmelten Classikern und man rächte sich dann freilich an dem Nothstift, indem man stehen gebliebene, halb verfängliche Stellen demonstrationslustig aufgriff. Zur Erziehung des künstlerischen Geschmacks trug dies nicht gerade bei. Trotz alledem weht in dem Hause ein geistiger Athem, wurden die profanen Eindrücke, welche von den Vorstadtbühnen und den andern Vergnügungsorten Wiens ausgingen, auf würdige Weise gekreuzt und das Gefühl für Sitte angenehm rege erhalten. Die Mittagshöhe des Burgtheaters war bereits überschritten, als Hebbel es zuerst kennen lernte; aber der

Nachglanz, wie die älteren Besucher des Theaters sich ausdrückten, hätte anderwärts den Ruhm der Unvergleichlichkeit aussprechen dürfen. Karl Gutzkow sagt in seinen schon citirten Wiener Eindrücken (1845) Folgendes: „Wahrhaft befriedigt fühlt' ich mich durch das Burgtheater. Hier ist denn doch eine Ueberlieferung der Zeit, die sich in vornehm bedeutungsvoller Größe erhalten hat. Man klagt über den Verfall dieser Bühne, die Deutschlands Musterbühne sein sollte, aber das was von dem frühern Werthe übrig blieb, ist noch immer so groß, daß es die übrigen deutschen Theaterzustände bei Weitem überragt. Die Aufgabe dieses Theaters fand ich mit einem gewissen feierlichen Ernst gelöst. Ich fühlte mich ergriffen von diesem geregelten Gang der Geschäfte, von dieser voraussichtigen Beherrschung aller an einer solchen Anstalt vorkommenden Eventualitäten. Die Schauspieler fühlen sich geehrt durch ihre Stellung: sie sind stolz, da zu stehen, wo ihr Talent oder die Gunst des Zufalls sie hinstellte. Das Gefühl, vor einem oft zahlreichen, immer aber gewählten und feinen Publicum, vor einer Kritik zu spielen, die gewohnt ist, ihnen unausgesetzte Aufmerksamkeit zu schenken, läßt sie ihre Kunst mit einer gewissen heiligen Verehrung üben. Nirgend hab' ich auf den Tag, wo er auftritt oder die Reihe einer Darstellung ihn trifft, so viel Freude, so viel Vorbereitung im Wesen des Künstlers bemerkt. Nie hab' ich ein nachlässiges Auftreten gesehen, nie dies Arbeiten um's liebe Brot bemerkt. Die obern Behörden sind selbst von Achtung vor den Darstellern, vor den Dichtern durchdrungen. .“ In der That: Weihe war in der Darstellung zu jener Zeit nicht nur das Begleitende, vielmehr das Klima selbst, so daß Frau von Weißenhurn oder Schiller, eine Hauptrolle oder eine Nebenrolle von der nämlichen uneigennütigen Sorgfalt getragen wurden. Zu dieser künstlerischen Artigkeit und Illusionsfreude der Schauspieler trug gewiß

auch die größere Entfernung bei, in der sich die Genossen der heitersten Kunst von den Zuschauern hielten. Wahrscheinlich unbewußt war in ihnen noch ein Restchen der Tradition aus der Principalzeit lebendig. Die Schranken, welche die gesellschaftliche Ordnung zwischen dem Mimen, dem Gaukler und dem ehrsam bürgerlichen Menschen gezogen hatte, waren, wie mir dünkt, noch nicht gänzlich in der Empfindung des Schauspielers gefallen; eine stolze Lust an dem Fremdlinghaften, ein künstlerisches Genügen an dem Abgesonderten des Schauspielersstandes mochte sich just in dem Augenblick geltend gemacht haben, als die angesehensten Personen anfangen, den Umgang mit ihnen zu suchen. Wie dem auch sei, eine schöne, wohlthuende Zufriedenheit war an ihrem Gebahren fühlbar und ohne diese hätte die Darstellung nicht in dem harmonischen Einklange aller Theile begonnen und beschloffen sein können.

Der Sinn für Einordnung und Unterordnung war dergestalt ausgebildet, ja Natur geworden, daß jedes der vorzüglichen Einzeltalente auch die eigene Begrenzung schicklich zu verbergen oder auf Momente gelinde zu erweitern vermochte, wenn eine bestimmte dichterische Aufgabe das Eine oder das Andere wünschenswerth erscheinen ließ. Und dies will um so mehr sagen, als jene Einzeltalente, kraft ihrer Stärke und ausgeprägten Eigenthümlichkeit mit demselben nicht ohneweiters umspringen, es nicht so leicht biegen und dehnen konnten, wie dies der geschmeidigen mittleren Begabung gelingt, der genialen Vielseitigkeit nach der Ansicht der Flachen. So verstand es denn Anschütz, der am liebsten aus der Gemüthstiefe heraus spielte, den Herzenston zu mäßigen und auf oratorischem Wege dem Erhabenen beizukommen, sobald Shakspeare oder Schiller es verlangte. So wußte Fichtner die sorglose Anmuth, die er im Conversationsstück über sein Spiel hinhauchte, wie Keiner, mit einem herben Beifatz zu

versehen, wenn er den Mercurio gab, oder der liebenswürdigen Stimme und Auffassung gleichsam ein paar Schmuckfedern zu leihen, wenn er dem dunklen Colorit eines Mortimer halbweg gerecht werden sollte. So blies Löwe, indem er den Narren im Lear spielte, ein humoristisches Feuerchen, anstatt der Flamme des Blutes an, und goß über das Narrenbild einen melancholischen Glanz, bei dem man jauchzte und betrübt zugleich war. Paroche, ein Meister in der Genremalerei und im Holzschnitt, wenn ich so sagen darf, schliff dem Eßigen so viel Kanten ab und anvertraute dem Willen soviel Phantasiearbeit, daß er mit seinem König Philipp im Don Carlos wenn auch keinen tragischen, so doch einen imponirenden Eindruck hervorbrachte. Wo sich aber diese Künstler, ein jeglicher, nach ihrer eigensten Artung frei bewegen konnten, da leisteten sie geradezu das Vollkommene.

Das stärkste gestaltende Vermögen ward Anschütz zu Theil. Die Hauptlinien der Rolle zog er klar, das Knochengerüste des Menschen baute er sicher auf. Niemand machte so sehr das Werden anschaulich, wiewohl ohne das tastend Heimliche, das mit allem Wachsthum verknüpft ist. Die leisesten Schwingungen der Seele traten manchmal zu deutlich hervor, die kleinen Motive griffen dann und wann mit zudringlicher Plastik um sich. Hingegen war seine Gemüthsraft eine überwältigende; er erschütterte, er erwärmte, riß uns aber immer wieder zum Ausblick in eine freiere Welt empor. Und überwog auch das Mitleid, das er uns für seine tragischen Helden einflößte, den Eindruck der Furcht: vor dem Verschwelgen des Pathos im Rührenden bewahrte ihn allzeit das seine Gestalten durchströmende Gefühl des schönen Scheins und die unbeschreibliche Macht seiner choralartigen Stimme. Sein Realismus begann erst einen Schuh über der Wirklichkeit.

Mit dem Betreten der Bühne durch Löwe, wenn er einen Liebeshelden spielte, und er konnte dies noch in den Vierziger Jahren mit gutem Fug, wurde gleichsam der rothe Hahn aufs Dach gesetzt. Nun erst brach das Feuer des Dramas aus, sei es, daß es ein Dichter gelegt, sei es, daß aller Zündstoff von Löwe allein herrührte. Bezaubernd wirkte sein melodisches Organ, aus dem man den Minnegesang und das Ritterthum meinte sammt und sonders wiederherstellen zu können. Sein schmelzender und in tiefer Farbe anklingender A-Vocal that dem Ohr wohler als irgend ein virtuos gegriffenes hohes C. Die raschen Bewegungen Löwes, wie waren sie dabei rund, welche eine Delicateffe verband sich mit seiner Hast, und wie rein verzehrte dieses Feuer seine Nahrung! Kein Rauch, kein Qualm, keine Schlacke. Seine Sinnlichkeit hatte ein Etwas, das ich die Galanterie der Sinnlichkeit nennen möchte, wie er denn nur aus dem Temperament heraus zu idealisiren schien. Ein durchaus lyrischer Schauspieler aber? Gewiß. Doch auch die echte Lyrik hat ihre Plastik, und Löwes Lyrik war nicht unecht.

Wie Löwe ein seltenes Geschenk der ernstestn Muse an das deutsche Theater gewesen, so war Fichtner eines das die lächelnde Muse demselben dargereicht hatte. Der Kreis, in dem er vornehmlich waltete, der leichte gesellschaftliche Kreis des Sitten- und Gesprächs-Lustspiels, schloß eigentlich das entschieden Charakteristische in dem nämlichen Maße aus, wie sein Talent. Darum wäre es ein eitles Bemühen, darnach zu sinnen, wie man, um Goethe'sche Worte zu gebrauchen, ein bleibend Bild, ein lieblich Deuten auf den verschwundenen werthen Mann auch nur nothdürftig denjenigen überliefern könnte, die ihn nicht gesehen haben. Aber trotz des Mangels an hervorspringenden Besonderheiten hatte seine Darstellungsweise etwas Bestimmtes, sofort Erkennbares und Unnachahmliches. Vielleicht bezeichnet man sie nicht

unrichtig, indem man sagt, daß er ihr das Genie gesellschaftlichen Herkommens einhauchte. Die nichts sagenden Vorbehalte, leeren Rücksichten, hohlen Höflichkeitsformen: er füllte sie aus, er gab ihnen Gehalt, Berechtigung und Bedeutung. Dem nur angenommen Schicklichen legte er ein inneres Bedürfniß unter, dem durch sociale Ueberlieferung Verwehrten drückte er mit feinem Humor den Stempel natürlichen Verbotes auf, und mit so lieblicher und froher Unbefangenheit behandelte er den dürftigen Lebensstoff, bis er die Rolle des Conversations-Lustspiels demaskirt, nämlich in's edel Menschliche hinüber gedrängt hatte. Seine leichtfertigen Courmacher und liederlichen Väter hatten ihre moralischen Grundsätze unter der Aufsicht der Sitte eingebüßt, sie waren ihnen abhanden gekommen, wie goldene Hemdknöpfe, sie sind in der Zerstretheit irgendwo liegen geblieben, wie ein Handschuh, den zweiten des Paares hielt der „gute Ton“ zierlich fest. Bei den linkischen und bornirten Figuren, die er entwarf, fühlte man sich behaglich, weil ihr frommes Gemüth sich zu verwundern schien, daß man ihren Verstand nicht für voll annehmen wolle. Wenn er aber treuherzig und schlicht als Kaiser Max im Götz oder als Rudolph von Habsburg im Ottokar vor uns hintrat, dann empfand man so recht den Tiefsinn des Bibelwortes von den Armen im Geiste. Das Gegenstück zu diesem sparsamen und mehr zeichnenden als malenden Künstler bildete Karoche. Wenn jemals die Farbkraft und Lebensenergie eines der großen Niederländer in einem Schauspieler wiedergekehrt ist, so kann man dies von Karoche behaupten; sogar seine Uebertreibungen haben etwas Stylvolles durch Coloritstärke und glückliche Lichtreflexe. Vergnüglich, in kräftiger Körperlichkeit steigen seine wunderlichen Käuze, seine Sonderlinge, seine Mentor- und Vasallengestalten aus der bildenden Phantasie hervor, nachdem sie nur insolange bei der Seele verweilten, als nöthig war, um Wegzehrung mit-

zunehmen. Die Bosheit seiner Intriguanen hob er durch die Accente des Weltkundigen in die Sphäre des bedingt Nothwendigen hinein, aber freilich hatte auch seine Darstellung des Bösen das Genrehafte des Bittern oder der Schadenfreude. Hingegen war an seinem gutmüthigen alten Manne auch kein Tüpfelchen auszustellen, wenn er dabei nur launig oder launenhaft sein durfte.

Noch standen hinter diesen Schauspielern zu jener Zeit zwei Veteranen: Korn und Wilhelmi. Der Erstgenannte war thatsächlich ein Anbetungsgegenstand der Weiber; „Korn, du bist ein Gott!“ hatte eine schiefgewachsene bebrillte Enthusiastin einmal von der vierten Galerie herab in das Haus gerufen. Sein Talent lag in der Sphäre des eleganten Lustspiels. Der Zauber des Gedämpften, die Kunst des Verschwiegenen waren in Korn dermaßen erhöht und entwickelt, daß schon die Magie des Verrätherischen daraus hervorblitzte. Die Huld der Vornehmheit und das Ansiehthalten der Noblesse sind weder vor ihm, noch nach ihm auf der deutschen Bühne so schön zum Ausdruck gekommen; und zwar gilt dies nach zwei Seiten hin. Seine Minister und seine Fürsten konnten Schulköpfe für die wirklichen Kronen- und Würdenträger abgeben, und seine Darstellung heikler psychologischer Momente bewies, daß er auch in der Aristokratie der Seele heimisch war. Eine Audienz, das versprechende Lächeln der Gewährung einer Bitte, die verabschiedende Handbewegung, die fingirte Zerstreutheit eines Königs, dergleichen mußte man von Korn haben spielen sehen, um vielleicht zum ersten Male zu begreifen, daß auch „sechzehn Ahnen“ eine Realität sind. Die Selbstüberwindung im Zustande einer innern Collision, die Athemnoth des bewegten Gemüths und die Fähigkeit ihrer Herr zu werden, vermag Niemand zu vergessen, den Korn's Darstellung mit gebrochenen Farben jemals getroffen hat. Lebhaft erinnere ich mich

noch seines Fürsten in dem Schauspieler der Prinzessin Amalie von Sachsen, der Siegelring betitelt, seines Saladin im Nathan und seines Marinelli, jenen Rollen, aus denen ich die von ihm entworfenen Porträtzüge gewonnen. An seinem Marinelli war das Kreuzgewebe des Menschen und des Höflings so dicht, wie in dem edelsten holländischen Linnen. Einen Intriganten bemerkte man nicht, blos einen Sakayen erlesenster Form, dem für fremde Zwecke arbeiten zur zweiten Natur geworden und dessen Gewissensgrenze in das Machtgebiet des Prinzen fällt. Die heisere Stimmfarbe Korn's klang wie eine von der Sordine gezähmte Geige, und seine schlankgliedrige, elastische Statur schien zu versichern, daß sie leichtlich durch jedes Gedränge komme. — Wilhelmi, ein hochstämmiger Mann mit einem ziemlich stark gerötheten Gesicht, verlieh den komischen Rollen jene tapfere und doch kindliche Laune, die uns an alten Officieren so sehr erbaut, und den ernsteren eine edelmännische Derbheit und eine gewisse rüstige Majestät, welche die Vertraulichkeit nicht zurückscheucht. Sogar den unduldsamen Clerus zwang er zum Schmunzeln, was sein Patriarch im Nathan bezeugte. Wenn er wiederholt sagte: Der Jude wird verbrannt! so sagte er es mit einer Betonung, daß das Haus die *ecclesia militans* auslachte.

Nicht so mannigfaltig abgestuft war der damalige Kreis der weiblichen Künstler. Die liebliche Louise Neumann, das Sinnbild des Sentimental-heitern — im Theaterwälsch nennt man es *naiv* — gewährte Einem innige Freude durch das Pflgende und Schonende ihrer Darstellungsart. Die Durchführung einer Rolle war bei ihr der still vergnügte Gang durch einen Garten, bald im Licht des Muntern, bald im Schatten des Empfindsamen, wobei sie an den Zügen des Uebermüthigen, wie des Schwer- müthigen flüchtig rasch vorbeischiitt, ohne darum auf einen

Fingerraub des Drolligen und auf den Reiz des Sinnigen zu verzichten. Der Thau mädchenhafter Unerfahrenheit ruhte auf ihren zierlichen Schauspiel- und Lustspielgestalten, den der Borwitz eines launigen Geistes nicht verschüttete, und ihre Stimme wußte ihren ärmlichen Wohlklang so bescheiden als dauernd bei uns einzuschmeicheln. — Als ihre Mutter, Amalie Haizinger neben ihr zu wirken anfang, da bot sich in den Beiden ein Gegenstück dar zu Korn und Fichtner. Wie diese Vater und Sohn zu sein schienen, so kam Einem jenes weibliche Paar als ein schwesterliches vor. Und wenn dort die nahe Verwandtschaft der Begabung in die Unterschiede des schwächeren Temperaments bei Korn und der größeren Talentsfrische bei Fichtner ausschlug, so setzte sich hier wiederum das ungleich beherztere Naturell der Haizinger auffallend gegen die besänftigte Persönlichkeit der Tochter ab. Louisens Jugend mischte in ihr Spiel Zeitlosen und Veilchen, der Mutter Jugendllichkeit übersäete noch immer die Gebilde der Täuschung mit brennenden Blumen. Aus der Behaglichkeit ihrer drall-komischen Weiber funkelte stets vergangene Lust hervor, die Geschwägigkeit und Geschäftigkeit ihrer Vasen, selbst der lächerlichen, hatte die Deckfarbe einer feurigen Einbildungskraft, die sie nie hätte auslöschen können. Sprudelndes Naturleben und ein galanter Geschmack, der sich an den Rococo-Höfen nicht selten mit den Lauten der Ursprünglichkeit vereinigt hat, hielten sich gegenseitig in Zaum oder neckten einander auf der Linie des Uebergangs, und wo sie das Lüsterne anbringen konnte, da zögerte sie keinen Augenblick, weil sie sich auf ihren Tact verlassen durfte. Mephistopheles wird auf dem deutschen Theater nicht so bald wieder einer Frau Martha begegnen, die ihn derart in die Enge triebe, wie ihre trostbedürftige Witwe gethan, und keine Bühnen-Julie ist jemals so anmuthig in ihren frühzeitigen sinnlichen Aufwallungen motivirt worden, wie diejenige, deren Amme

Amalie Haizinger hieß. Man mag dies immerhin laut ſagen, trotz des geſtrengen Moralisten, der heutzutage in der Geſtalt Eduards von Hartmann hinter dem Liebeſtrauerspiel Shakespeares her iſt.

Seitdem Sophie Schröder das Burgtheater verlaſſen, war Julie Nettiſch, geborne Gley, deſſen Tragödin. Sie war die Idealistin des ernſten Dramas, aber als ſolche dem einfältig Menſchlichen entfremdet, als hätte ſie beſorgt, der Grenze allzu nahe zu kommen, wo der ſchöne Schein im naturaliſtiſchen Sein erliſcht. Ihrer Tragik fehlte der Erdgeſchmack beinahe gänzlich und aus dieſem Grunde konnte ihr zu hoch gegriffener, überſpannter Idealismus nur bis zu den ſtolzeſten Wallungen, nicht bis zur tieſten Erſchütterung des Gemüths vordringen. Wenn Phantafie und Kunstgefühl ihr Werk beendete und es an die Seele weiterzugeben hatten, dann nahm es der Verſtand an ſich und modellirte es gleichſam von Neuem und grub ſeine Furchen hinein. Hatte Julie Nettiſch dem Auge eines Dichters zu folgen, der das Gemeine, das die Andern bändigt, hinter ſich ließ, dann ſchritt dem Führer Niemand ſo ſichern Fußes, ſo ſtolzen Ganges nach, wie die Darſtellerin der Iſabella in der Braut von Meſſina, der Marſa im Demetrius. Ungeblendet ſchaute ſie da in das weißeſte Licht. Sie war die Muſe Schillers im Burgtheater. Das Theater und die Kanzel ſind die einzigen Plätze für uns, wo die Gewalt der Rede waltet, rief der Dichter; ſie rief es ihm nach; auch in ihrem Sinne ſollte das Theater immer der Kanzel gleichen, „die Menſchen geiſtiger, ſtärker und liebereicher machen, die kleinen, engen Anſichten des Egoismus löſen, zu großen Opfern das Gemüth ſtärken und das ganze Daſein in eine geiſtigere Sphäre erheben, wo die Tugend als Ziel in höherer Glorie ſteht“. Von den ſtrengen Geſichtszügen der Künſtlerin angefangen, welche ſich dem Ausdrücke des Erhabenen williger fügten, als dem des

Furchtbaren, bis zu der markigen, ein wenig schneidenden Stimme, und zu der kunstvoll gegliederten Rede, welche sich im oratorischen Schwunge wohler fühlte, als in der prunkloseren dramatischen Bewegung, war diese Frau man könnte sagen die vorherbestimmte Schauspielerin für die überschwenglichen Seelen der Schiller'schen Tragödie. Aber auch die verstandesscharfen Charaktere Schillers, die voraus berechnenden, klug erwägenden, wie die Königin Elisabeth, die Gräfin Terzky nahmen unter ihren Händen eine nervige, Gesetze dictirende Gestalt an. Das Lauernde, langsam Umstrickende, das Hezende und Stachelnde im Faltenwurf der Majestät hatte die Fülle und Macht der Wahrheit und das Bezwingende des Willens. Die halb warme, halb kalte, zwischen Rede- und Empfindungsglut getheilte Plastik Friedrich Halms erfaßte sie mit der übersinnlich sinnlichen Neigung, welche sie zu erwecken im Stande ist. Den schlichteren Gestalten der Poesie gewann Julie Nettiich dann erst ihr Lebensgefühl ab, wenn in ihnen das Treuherzige, Erbauliche, Patrizierhafte waltete, wie z. B. in der Elisabeth im Götz. Dazu vermochte die Künstlerin schier die ganze Tonleiter aus ihrer Innerlichkeit holen. Den Lustspielrollen brachte sie ein Lächeln des Geistes, eine vornehme Heiterkeit und die Schalkhaftigkeit der Bildung entgegen. Julie Nettiich sträubte sich am längsten, den jugendlichen Gestaltenkreis gegen die Heroinen zu vertauschen, welche der vollreifen Kunst der Darstellung angehören. Der Myrthe endlich entsagen, fiel ihr sichtlich schwer. Und gleichwohl war ihre letzte Rollenstufe diejenige, welche ihr Talent in dem günstigsten Lichte zeigte.

So ziemlich alle Farben waren, wie man sieht, in der Schauspielergruppe des alten Burgtheaters individualisirt wahrzunehmen. Aber eine Farbe würden wir bisher umsonst gesucht haben: die Farbe des Dämonischen. In Christine Hebbel brannte

am hellsten diese Farbe, und das Zusammenleben der Künstlerin mit dem Dichter der Judith mußte gerade das Geheimnißschwere und Schicksalsvolle, worauf das Wesen des Dämonischen beruht, in ihr steigern und zur electrischen Entladung bringen. Ja, man darf sagen, erst von dem Zeitpunkt an, als sie seine tragischen Aufgaben vor den Wienern löste, machte sie dieselben mit dem Kerne ihrer Eigenthümlichkeit bekannt. Ihr war es Jahre lang beinahe ebenso am Burgtheater ergangen, wie ihrem Manne sein bisheriges Leben hindurch: auch sie konnte nicht an den Platz gelangen, auf den sie zum mindesten das nämliche Anrecht hatte, wie ihre Colleginnen, auch ihre Entwicklung wurde durch stets wiederkehrende äußere Hemmungen um das frohe Gedeihen, die ruhige Entfaltung betrogen. Hier ist wohl auch der schicklichste Ort, einen Blick auf ihre Jugend zu werfen.

Christinens Kindheit, so weit sie zurückdenken kann, war Arbeit und Entbehrung. Wenige Jahre nach ihrer Geburt (9. Februar 1817 zu Braunschweig) verlor sie den Vater und war genöthigt, mit ihrer Hände Fleiß ihre Mutter zu unterstützen. Doch da dies von einem siebenjährigen Kinde nur wenig sein konnte, so ließ sie sich beim Hoftheater ins Kinderballet aufnehmen. Sie erhielt monatlich ein und einen halben Thaler Gage. Zuweilen spielte sie auch ein Röllchen im Schauspiel, wofür sie drei Thaler extra empfing. Ihr älterer Bruder kam zu einem Zuckerbäcker in die Lehre, ihre jüngere Schwester war durch viele Jahre schwer krank; ja, halb erblindet mußte sie von der Mutter fast immer getragen werden, und zwar in den dunkelsten Raum der Wohnung, damit ihr die Augen nicht schmerzten. Wie oft gab es nichts zu essen, die kleine Christine mußte mit hungrigem Magen auf der Bühne tanzen und noch dazu ein so freundliches Gesicht machen, als wäre sie das glücklichste Kind von der Welt. Beim Schlafengehen freilich gab's dann bittere Thränen und sie

mußte sie anstatt des Brots hinunter schlucken. Gottvertrauen und ihre Hoffnung auf eine bessere Zukunft waren dazumal ihre stäten Begleiter. Sie hielt sich immer in ihrer Phantasie für das arme Aschenbrödel (die Oper hatte sie hin und wieder gesehen), der Zauberer darin mit langem weißem Bart war für sie der liebe Gott, und wenn er sang: Mein gutes Kind sei nur zufrieden, dir ist ein bess'res Loos beschieden, du bist gut, du bist fromm, dir wird es einst noch wohlgergeh'n! dann war sie getröstet und vergaß Hunger und Durst. Als sie vierzehn Jahre zählte, da wurde sie confirmirt. „Ich weiß es noch wie heute, ich sollte Tags darauf in einem Ballet als Knabe tanzen, es widerstrebte meinem Gefühl als junge Christin so sehr, daß ich dem Balletmeister erklärte, ich würde jetzt, nachdem ich erwachsen, nicht mehr als Knabe tanzen. Ich mußte seinen ganzen Zorn darüber empfinden, er schalt mich und wies mir die Thür. Mit weinenden Augen ging ich hinaus. Da traf ich den Dr. Köchy, der Dramaturg des Theaters war; er hatte mir oft Freundliches über meine kleinen Rollen gesagt, ich klagte ihm mein Leid, ich bat ihn, mich zu prüfen, ob ich nicht Talent zur Schauspielerin hätte. Er bestellte mich auf den andern Tag in seine Wohnung, wo ich ihm einige Gedichte recitiren sollte. Es geschah, er sagte mir darauf, ich hätte nicht allein Talent, auch ein gutes Organ und äußere Mittel, er wolle mir mit Freuden einige Rollen einstudieren. Wer war glücklicher als ich! . .“ Längst hatte ihr die Jungfrau von Orleans als das höchste Ideal vorgeschwebt, sie bat ihn nun, ihr diese Rolle zuerst einzustudieren, was er auch that. Dann lernte sie die Louise in Kabale und Liebe, dann die Toni (in dem Drama Körners). Dr. Köchy verschaffte ihr darauf ein Gastspiel in Bremen, wo sie, wenn sie gefiel, engagirt werden sollte. Der edle Mann, da er wußte, wie arm sie war, bezahlte ihr die Reisekosten, die sie ihm bei Gelegenheit zurückerstatten

möge, und schenkte ihr noch obendrein das weiße Kleid für Kabale und Liebe. Den Anzug zur Jungfrau hatte sie sich selbst aus armseligen Flittern zusammen gestellt. Sie fand in dieser Rolle großen Beifall und wurde engagirt. Bald darnach kam Amalie Haizinger nach Bremen, um zu gastiren. Sie fand Wohlgefallen an dem jungen, hübschen, talentvollen Mädchen, nur war sie mit ihrer Beschäftigung nicht einverstanden. Denn sie, die Junge, mußte die ältlichen Liebhaberinnen spielen, während eine alte Schauspielerin die jüngeren spielte. Amalie Haizinger versprach ihr, in Hamburg, wohin sie jetzt reise, den Director Schmidt auf sie aufmerksam zu machen, und sie hielt Wort. Einige Wochen später bekam Christine einen Gastspielantrag nach Hamburg. Bevor sie dort zur Probe ging, ließ sie der alte Schmidt in seinem Zimmer den ersten Monolog der Jungfrau sprechen. Als sie geendet, sagte er: Nun, wenn man solche Posaune in der Kehle hat, da kann's nicht fehlen! Und es fehlte wirklich nicht an Erfolg. Nachdem sie drei Jahre in Hamburg gewirkt, gastirte sie am königlichen Hoftheater zu Berlin und ein Jahr später am Burgtheater, dessen Mitglied sie seit 1840 bis 1875 gewesen. Da an dieser Bühne das Rollenmonopol herrschte, das jeder Einzelne eifersüchtig hütete, so wollte man ihr durchaus keine gute Rolle abgeben; eine solche konnte sie nur dann spielen, wenn ein Krankheitsfall eintrat, sonst mußte sie sich mit dem begnügen, was Andere nicht wollten. Ihr blieb keine Wahl. Sie mußte z. B. anstatt der Emilia die Claudia in dem Lessing'schen Stücke übernehmen. Und es half nichts, daß das Publicum ihr gewogen war und das ihr zugesügte Unrecht einsah. So ging es bis zum Jahre 1845, da Hebbel nach Wien kam, ja noch bis in die nächste Zeit hinein.

Christine Hebbel spielte ganz und gar aus einer blinden Zuversicht heraus, welche man eben so gut ein sich Verlassen auf

das wegzeigende Herz nennen kann. Der Quellsprung des darzustellenden Charakters ging ihr allzeit klar auf und es war ihr die Gabe verliehen, die Naturseele in die Plastik der Gebärde und des Worts zu bannen. Ihr breiter Strich und ihre einfache Malerweise brachten die jeweilige Grundfarbe voll zur Anschauung und ihr Pathos, zwischen Wehrlosigkeit und Nothwehr wunderbar getheilt, hatte die Monotonie von Ebb' und Flut. Während aber die Hefigkeit ihrer leidenschaftlichen Ausbrüche nicht selten etwas Unarticulirtes annahm, kleidete sich ihr Erleiden immer in den schönsten tragischen Ausdruck. Minder deutlich traten die begleitenden Motive hervor, welche die Grundlinien des Charakters bald einschränken, bald überwuchern, bald verdecken und ihm dadurch den Schein des Bestimmbaren, Veränderlichen und Zufälligen geben. Die Künstlerin modulirte zu wenig das Charakterthema und wurde deshalb zuweilen die Verkünderin einer starren Nothwendigkeit. Wo sich jedoch zu ihrer seelenvollen Macht im Aufschlag des Charakterthemas der Reichtum der Variation gesellte und wo sich die ihr eigene Stimmung- und Coloritstärke in den Wechsel der Lichter und Schatten auflöste, da war ihr Gebilde jedesmal ein Schmaus der Sinne und eine Erquickung des Gemüths. Der stylvoll geschnittene, im Detail etwas markirte Kopf südlichen Gepräges gemahnte an jene altrömischen Werke des Meißels, welche die archäologischen Zweifel bei der Bestimmung ihrer Bedeutung beschäftigen.

Ihre ganze Innerlichkeit und ihre ganze plastische Kunst waren in der Darstellung der zwei Gestalten Hebbels: der Klara und der Judith, aufgebrochen. Als die hochgewachsene Frau in der Rolle der Tischlerstochter auf der Bühne sichtbar ward, mit dem ersten Worte des Stücks, da durfte man den Contrast befürchten zwischen der gedrückten Bürgerlichkeit des unglücklichen

Mädchens und der fast hoffärtig schönen Leiblichkeit der tragischen Schauspielerin. Aber die Eingangsscenen waren noch nicht vorüber und schon wohnte man so stimmungstief in ihrer Darstellung, daß kein äußerliches Bedenken auch nur im Geringsten einen Störenfried abgeben konnte. Ich stehe nicht an, auszusprechen, daß im Gebiete des Seelenhaften und mit dessen Ausdrucksmitteln allein diese nachschaffende Leistung nicht ihres Gleichen in der Geschichte der Schauspielkunst aufzuweisen hat. Es war das gemißhandelte und gefangene Herz, das hier sprach, handelte und litt; das gefangene Herz, das umsonst nach einem Ausgange späht, das nicht lauter spricht, als der Eingekerkerte, der zaghaft prüfend auf eine leise Nachbarstimme Antwort gibt. Jede Einzelrede dieser Klara hatte die Blässe der entfärbten Lippe, jeder ihrer Blicke, sogar ihr Lächeln war ein Zeuge und ein Hüter ihres Schicksals zugleich. Man spürte, daß ihre Gedanken sich in's Wort flüchteten, weil ihr eigener Kopf den Häfcher machte, und man fühlte hinter ihrer Zerstretheit das gesammelte Unglück. Und wie die Naturstille mannigfaltig zu sein scheint, weil das Menschenauge von den Halmen, welche die Insecten durchsummen, übergleitet auf den Laubschatten, der am Boden zittert, und auf die Sonnenfunken in den Wipfeln, so gewann auch die psychologische Stille, welche diese Klara umwob, allerlei Abstufungen und Gradunterschiede, je nachdem sie angehaltenen Athems mit der Mutter oder dem Vater, mit Leonhard oder dem Secretär sprach. Den Abwegen des Zerfasernden und weichlich Rührenden kam die Künstlerin auch nicht auf mäßige Entfernung nahe, die Kraft der Buße wuchs in ihrer Darstellung mit der sich mehrenden Hilflosigkeit, und wie eine Pflichterfüllung, nicht wie ein Abschütteln irdischer Dual traf uns ihr Todesgang an den Brunnen. — Anschütz als Meister Anton, Löwe als Secretär, Fichtner als Karl, individualisirten ein jeder

mit einer Strenge und Feinheit, als ob dieses bürgerliche Trauerspiel an eine Tradition sich anschloße. Nun hieß aber die Tradition Iffland, von welcher Maria Magdalena durch eine Kluft getrennt ist. Alle hatten sie sich in das Drama Hebbels wie in ein ihnen längst Bekanntes hinein gelebt. Nicht einmal an den Musiker Miller, eine seiner vollendetsten Rollen, erinnerte Anshütz. Er milderte vielleicht die Härte des Meister Anton, aber nur durch die Tonwärme seines Organs und das zum Vertrauen Einladende seiner Gestalt, nicht in der Auffassung der fundamentalen Eigenschaften des Tischlers. Er präsentirte sich uns nicht als Original, nicht das Ungewöhnliche oder gar Unerhörte grinste uns an; nein, er war uns bald ein geläufiger Mensch, dessen Besonderheiten uns als Lebenserscheinungen trafen, nicht etwan als merkwürdige Aussichtspunkte, wie sie unzureichende Dichter oder Komödianten bei solchen Anlässen zu zeigen pflegen. Des Tischlers Weh kam bei Anshütz nicht zu kurz und damit griff er gewiß nicht fehl, denn ohne dieses Weh wäre Meister Anton sozusagen eine plastische Phrase, ein Theater-Brutus, mit dem Hobel, der möglicher Weise einmal irgendwo gelebt hat, aber in der Luft der Tragödie nicht leben kann. Löwes feurige Anmuth, die er über den Geliebten Klaras hauchte, überraschte und that wohl, gleich einem Licht, das in ein dämmeriges Gemach zu uns herein kommt, und wie eine Begütigung der lockern und rohen Sitten, die Karl zur Schau trägt, wirkte Fichtner, der den leichten Sinn des Jungen nicht stärker betonte als das Leidgefühl, das auch ihn am Flügel erwischt hat.

In purpurne Sinnlichkeit getaucht war Christine Hebbels Judith; aber von einer räthselhaften Schwermuth umfungen glimmte und glühte sie auf, und das sie begleitende Naturgeheimniß durchschauerte sie mit einer schmerzhaften Wollust, die sich in ihrer Rede, wie in ihrem Mienenspiel äußerte. Aus

diesem Geheimniß zog sie die fromme, wie die heroische Begeisterung, die unheimliche Besonnenheit und die ernstumflorte Trunkenheit der Phantasie. Ihr Spiel war das Nachtfest einer dämonischen Seele. Löwes Holofernes war einer von den Menschen, die wie Fackeln brennen, um ein Wort des Dichters aus dem Prolog zum Diamant anzuwenden. Der asiatische Racendespot hatte zum ersten Male die Bretter betreten, im vollen Schmuck der Genußsucht und mit den Abzeichen wahnwitziger Eitelkeit. Pfauenhaft schlug Löwe das Rad entzückten Wohlgefallens an sich selbst, auch das Haupt bewegte er mitunter, jenem lächerlichen Vogel ähnlich, hin und her. Die braun gleißende Patina des Gesichts, in welchem das Auge lärmte, und das farbenschreiende Costüm vervollständigten den Eindruck des Phantastischen und Fabelhaften. Er hatte tief in den Humor hinein gegriffen, womit er den Prahler gleichsam entschuldigte und der unfreiwilligen Heiterkeit, die sonst vielleicht im Publicum erwacht wäre, die Pforte verriegelte. Seine wilde Grazie bildete einen prächtigen Gegensatz zu Christine Hebbels gewitterschwüler Judith. „Wie der Adler kamst Du auf Holofernes los!“ sagte der Dichter zu ihr nach der Vorstellung.

Hebbel hatte mit der Judith in Wien Glück; das Stück wurde sehr oft wiederholt und bei steigender Theilnahme des Publicums. Nach der ersten Aufführung beglückwünschten ihn Hammer-Burgstall, Deinhardstein, Bauernfeld zu dem bedeutenden Erfolge. Der Maler Amerling, der eben sein Bild Judith vollendet hatte, und in wahlverwandten Phantasien schwelgte, äußerte sich beinahe mit kindlichem Entzücken über die Dichtung und die schauspielerische Reproduction der Titelrolle. Die meiste Freude aber empfand Hebbel, als sich eines Tages ein alter, sechsundseshzigjähriger Pfarrer, Filtich mit Namen, aus Mühlbad in Siebenbürgen bei ihm meldete, den die Begeisterung für

den Dichter und die Darstellerin der Judith zu ihm getrieben hatte. Er näherte sich mir, sagte Hebbel, wie dem Holofernes die Gesandten aus Mesopotamien. „Dergleichen thut mir wohl, als alle Kritiken der Welt.“

Zwei ein halb Monate später, am 19. April, erfuhr seine Tragödie Herodes und Mariamne bei ihrer ersten Aufführung, welche auch die einzige blieb, eine vollständige Niederlage. Das Publicum war, wie Hebbel selbst bemerkte, sichtlich nicht im Stande, der Composition zu folgen, auch spielte das Stück zu lange, von sieben bis elf Uhr. Das Verwirrende lag für die Masse der Zuschauer, in dem historischen Moment des Dramas, dessen motivirende Verflechtung mit dem psychologischen sie nicht begriffen. Als nicht gleichgiltig erwies sich ferner der Umstand: daß wenige Wochen vorher Philipp Massingers Lodovico in Deinhardsteins Bearbeitung über das Burgtheater gegangen, also der anecdotische Reiz des Herodes vorweg genommen worden war. Zu Hause lag an dem Abend der Aufführung sein Töchterchen an den Pocken darnieder, die Mutter mußte spielen und empfing für ihr großartig entworfenes Makkabäerbild auch nicht das geringste Zeichen des Dankes. Hebbel hatte als Mensch einen schmerzenreichen, qualvollen Abend. — Die Wiener Kritik, welche schon bei Gelegenheit der ersten Darstellung seines bürgerlichen Trauerspiels so gehässig als geistlos sich gezeigt hatte, that sich nun auch in der Unwissenheit hervor, indem die Schreiber, welche die gemeinschaftliche Quelle Calderons, Massingers und Hebbels, nämlich den Josephus nicht kannten, unseren Dichter zum Bearbeiter eines dem spanischen Dramatiker gehörigen Stoffes machen wollten. „Die Subjecte, die hier über das Schöne, nicht im Schweiße ihres Angesichts, sondern leider sogar ohne denselben zu richten wagen“, so lautet eine Brieffstelle unseres Dichters, „fühlen sich durch Kraft und Einsicht schrecklich incom-

modirt und sie haben, da sie natürlich nebenbei auch Producenten sind oder noch Producenten werden wollen, allerdings auch ihre eigene Existenz zu vertheidigen . . ." Wie hätte es anders sein können! Die angesehenen, ehrenhaften, gebildeten und begabten Männer, die Ernst von Feuchtersleben, Ferdinand Wolf, Christian von Zedlig u. A., welche von Zeit zu Zeit kritische Arbeiten lieferten, entzogen sich der Tagesliteratur und diese beherrschte noch immer der Wigbold und ästhetische Taschenspieler M. G. Saphir, der Schwäger- und Sudlerschwarm der Wiener Theaterzeitung und einige vorlaute Literaten in dem vor Kurzem entstandenen Wiener Plohd und der eben Wurzel fassenden Jang'schen Presse. Man könnte Hieronymus Lorn als den dazumal allein in Betracht kommenden Schriftsteller bezeichnen, welcher in Wien die literarische Kritik mit Bildung, Einsicht und Geschmack ausübte.

Hebbel war kaum in engeren Contact mit den Wienern gekommen, als er ihnen auch bereits wieder entfremdet wurde, zum Theil durch die Journalisten, die aus ihrem Uebelwollen gegen ihn kein Hehl machten, wie er hinwiederum ihnen mit mißachtender Schroffheit begegnete, wenn die Gelegenheit dazu sich ergab. In der Mitte eines bescheidenen Kreises neu erworbener Freunde, des Beamten der Hofbibliothek Ferdinand Raab, des Malers Dittenberger und des Redacteurs der Wiener Zeitung Doctor Schmidl, welche neben Franz von Braunau seinen ständigen Umgang bildeten, schloß er sich von dem socialen Massenverkehr, den er überhaupt nicht vertrug, beinahe kastenmäßig ab. Dann und wann sprachen der geistig anregende Arzt Professor Romeo Seligmann und der Kunsthistoriker Doctor Eitelberger bei ihm vor. So trug denn auch die Goethe-Feier, die er im Einverständniß mit seinen Freunden zum hundertjährigen Jubiläum des Dichters im Kärnthnerthortheater veranstaltete, einen esoterischen Charakter

an sich. Sie wurde sozusagen, hinter dem Rücken der Wiener Literaten begangen und darum mit respectlosen Glossen hier und dort versehen. Er hatte den Prolog zu dem Feste gedichtet, der bis auf einige formelle Unebenheiten und abstract gebliebene Verse zu den schönsten Weihegeschenken gehört, die jemals zu Füßen des Goethe'schen Standbildes niedergelegt worden.

Wer hat sie klarer wohl geseh'n, des Himmels letzte Sterne?
Doch kannt' er auch den Zwischenraum, die ungeheu're Ferne,
D'rum strebt' er nicht hinauf, er war zufrieden, daß sie schienen,
Da meinten un'r'e Kinder denn, er fürchte sich vor ihnen.

— —

Und wär' auch einzeln jede Kraft, die er besaß, zu steigern:
Der Einheit seines Wesens darf kein Gott die Ehrfurcht weigern.

— —

Die Blume keimt nicht in der Luft, die Elemente müssen
Sich mischen, eh' sie werden kann, und Licht und Staub sich küssen.
Die Blume aber ist's allein, die süßen Duft versendet,
Und nicht dem Licht und nicht dem Staub, der Dank wird ihr gesendet.
Schuf Luther denn das Instrument, gab Klopstock ihm die Saiten,
Ließ Lessing sanft zur Prüfung dann den Finger d'rüber gleiten,
Schlug Bürger schon die Töne an, wir wollen's nicht vergessen,
Doch dem, der die Musik gemacht, darum nicht larger messen.

Dem Publicum war mit solchem Hymnus nicht gedient, es hatte Tubalante und wohl auch einige Klappertöne erwartet. Nirgendwo „ein Fürst der Gedanken“, ein „Purpurmantel der Poesie!“ Der 28. August 1849 ging überhaupt spurlos an Wien vorüber und daran war nichts Verwunderliches. Denn zu den geistigen Erziehern dieser Stadt zählte Goethe bisher noch nicht und der Weltsturm war zur Genüge furchtbar, um auch dichterische Gedächtnistage hinweg zu fegen. Gerade im August

hatten die Russen den ungarischen Aufstand niedergeworfen und der Blutgeruch, der von den Schlachtfeldern herüber kam, verdüsterte die Gemüther Aller. Schon im October dampften die Reichsstätten zu Pest und Arad, wo Batthyany und mehrere ungarische Generale justifizirt wurden, während in Wien Alexander Bach auf eine Weise dafür sorgte, daß man den Klang des Armenfünderglöckleins nicht vergaß.

Wir wissen, daß unser Dichter den gewissenlosen Parteigängern des conservativen Princips eben so feindselig gegenüber stand, wie kurz vorher den volksbeglückenden Ultras. Als er daher gegen Ende des Jahres die Redaction des artistischen Theiles der eben gegründeten Reichszeitung übernahm (15. November 1849), eines Organs, das die Ideen des Fürsten Felix Schwarzenberg unterstützen sollte, da hatte er ausschließlich künstlerische Zwecke im Auge, nachdem ihm volle Unabhängigkeit in der Auswahl der Mitarbeiter und im Urtheil zugesichert worden war. Aber er gerieth gleichwohl in ein schiefes Verhältniß zu den sogenannten liberalen Blättern, wo seine literarischen Gegner das große Wort führten. Zudem erlebte jetzt abermals eines seiner Dramen den betrüblichsten, aber nicht unverdienten Mißerfolg. Es war das Märchenlustspiel: Der Rubin, das er in den Frühlingswochen dieses Jahres gedichtet hatte.

Der Leser wird sich noch erinnern, daß Hebbel, als er aus München seinen komischen Roman Schnock an Tiedt sendete, ein Märchen beilegte, der Rubin betitelt. Diese in Prosa geschriebene Skizze, die er später in Theodor Mundts Freihafen veröffentlichte, schien ihm zur dramatischen Ausbildung geeignet, ja er maß derselben einen noch höheren Werth bei, als der Erfindung an sich, die ihm als eine unvergleichliche vorkam. Ein schönes Mädchen, die Tochter des Kalifen von Bagdad, ist in einen Rubin verzaubert worden, der jedes betrachtende Auge lebhaft

anzieht. Vollends magisch wirkt sein Anblick auf einen schwärmerischen Jüngling, so daß er das Kleinod an sich reißt und an die Behauptung dieses Besitzes Leib und Leben setzt. Die Erlösung der Prinzessin aber aus dem funkelnden Gefängniß ward an die Bedingung geknüpft, daß der Eigener des Juwels dieses aus freiem Antriebe von sich werfe. Nun hält aber Jedermann Edelsteine fest, um so mehr einen Rubin, welcher das Wohnhaus des Schönsten und Wünschenswerthesten der Erde ist, denn die Prinzessin ist einmal auf wenige Augenblicke aus dem Kleinod hervorgestiegen. Nach manchen Fährlichkeiten, die den Jüngling bis an die Schwelle des Todes bringen, schleudert er den Stein, den Niemand außer ihm besitzen soll, in einen Strom und damit ist auch die Entzauberung der Khalifentochter vollbracht. Ein origineller, ein poetischer, wenn man will ein tiefsinniger Gedanke, aber der dramatischen Behandlung angemessen ist er nicht. Der Zuschauer, und auch der Leser eines Dramas ist Zuschauer, kann die Illusion nicht aufbringen, sich ein weibliches Wesen vorzustellen, das bald in einem Rubin schläft, bald wolkenhaft ihm entquillt, um am Ende leibhaftig über die Bühne zu wandeln. Er kann sich den Blaubart vorstellen und sein Todtenzimmer, er kann sich die Geisterbemannung auf dem Schiff des fliegenden Holländers vorstellen, das schattenhaft in der Seebucht ankert, er kann sich Ariel vorstellen, der nur noch mit ein paar Fäserchen am Körperhaften hängt, und Caliban, der schon in die Thierheit wieder zurück zu sinken droht. Denn für alle diese Gebilde finden sich Naturstimmungen und Naturspiele vorgezeichnet, die unsere Einbildungskraft nur auszuspinnen braucht, um sich eine dichterische Realität vorzutäuschen. Beim Rubin jedoch soll sie den Hanf selbst herbeischaffen. Außerdem hat Hebbel, indem er das Wunderbare und das Wirkliche zu vermengen suchte, Alles gethan, um die zwei Gebietsgrenzen scharf von einander

abzufondern, ganz wie im Diamant, so daß ein schlimmes Ergebniß unvermeidlich war. In sein Märchenlustspiel fällt eine Taghelle hinein, welche der ethnographischen Wirklichkeit entspricht, da in Bagdad ein stätig grelles Licht die Augen schmerzt, die jedoch den Zauber des Traumhaften vollständig auflöst. Scheherezades Phantasie müßte hier am Sonnenstich sterben. Der Dichter, welcher im pathetischen Drama und in der Lyrik die eifertigsten Dämmerempfindungen zu haschen, das Zwielficht der Seele ins Wort zu bannen wußte, der nämliche Dichter war in dieser Hinsicht machtlos, sobald er die heitere Region betrat. Auch nicht lustig, im Sinne der Shakspeare'schen Comödie, ist das Märchenlustspiel an irgend welchem Punkte, und die satyrischen Beziehungen zum Absolutismus in einzelnen Zügen und Scenen sind Winke wie mit dem Zaunpfahl. Hieronymus Vorm, dem Hebbel das Stück vor der Aufführung mitgetheilt hatte, tadelte die kalte nordische Sprache, die er einem wunderbaren Eiskrystall verglich, in welchem der ätherische Gedanke fest, klar und durchsichtig geworden, und beklagte den Mangel an morgenländischer Fülle und blumentumkleideter Sinnigkeit. Die Idee des Märchens schien ihm nicht transparent genug gehalten, um sich einem großen Publicum, auf welches jede heitere Gestaltung Anspruch mache, rasch und überzeugend aufzudrängen. Als entschiedener Bewunderer der ernstern Dramen des Dichters, dürfe er um so freimüthiger seine Abneigung gegen den Rubin bekennen und von einem theatralischen Versuche damit abrathen. Hebbel ließ sich nicht beirren. Führte er doch um des Rubins willen eine Art kleinen Kriegs mit dem Oberstkämmerer Grafen Lanzkoronski, welcher den Grafen Dietrichstein abgelöst hatte. Der neue Chef der Hoftheater wollte von einer Aufführung des Märchenlustspiels durchaus nichts wissen, und er war, seiner sonst bewiesenen Unschuld in künstlerischen Dingen unbeschadet, diesmal auf der

rechten Fährte. Hebbel aber, indem er sich auf die definitive Annahme des Stückes durch Holbein berief, bestand auf seinen Schein. So kam denn am 22. November der Rubin zur Darstellung. Das Publicum war in jener verhängnißvoll munteren Laune, welche man am besten in den Opernhäusern Italiens kennen lernt. In der Reichszeitung vom 23. November berichtete Hebbel selbst über den mißlichen Ausfall seines Märchenlustspiels, ruhig sachlich beginnend, dann aber unter Hinweisung auf Grillparzers Lustspiel: Weh dem, der lügt, das ein ähnliches Schicksal betroffen habe, das Publicum ein wenig meisternd, um zuletzt competente Männer geltend zu machen, welche den Rubin als Kunstwerk gebilligt hätten, lange vor dessen Darstellung im Burgtheater.

Seit geraumer Zeit war ein neuer Director in Sicht, der den Posten des abgenützten Holbein besetzen sollte: Heinrich Laube. Trotz seiner jungdeutschen, burschenschaftlichen, ferkerromantischen Vergangenheit erfreute er sich des Wohlwollens einflußreicher Personen, weil er seiner Dreistigkeit ungeachtet niemals die kluge Fühlung mit dem Vortheil verloren hatte. Im rechten Augenblick schwang er sich auf das Trittbrett des einherrollenden Wagens der Gewalt und warf seine Bittschrift hinein. Sogar die Schauspieler des Burgtheaters, insbesondere Laroche, Julie Kettich und Louise Neumann, agitirten für den Verfasser der Karlschüler. Am Sylvesterabend war Doctor Heinrich Laube zum Dramaturgen und artistischen Director des Hofburgtheaters ernannt. Was unser Dichter dabei gewann, dies sollte sich sehr bald zeigen.

Drittes Capitel.

Hebergänge.

Zu böser Stunde, mit ungedecktem Rücken, ein Gefecht annehmen, dessen glücklichen Ausgang man um so heftiger erzwingen will, je schlechter alle Chancen stehen, wobei die Beharrlichkeit in Eigensinn umschlagen und der Kampfblick getrübt werden muß: dies dürfte am besten die Situation bezeichnen, in der sich Hebbel jetzt und die nächste Zeit über befand.

Seine hervorragende Betheiligung an der Reichszeitung führte binnen kurzem Reibungen zwischen ihm und der politischen Redaction herbei, welche Doctor Leopold Landsteiner leitete. Er war ein gebildeter, in der Pariser Journalistik geschulter Mann, von überdelikatem und darum ein wenig pedantisch anmuthenden Umgangsformen, ohne jegliches Pathos, vielmehr genußsüchtig und zur Bequemlichkeit neigend, in der er auch nachmals ersticke. Seine Artikel aber waren stylistisch ebenso fest geschlossen, als klug lavirend und den letzten Zweck verbergend. Eine offiziöse Feder und eine Persönlichkeit, die dem Minister des Auswärtigen dienlich und angenehm sein konnte. Nicht so unserem Dichter. Den artigen Einwendungen des politischen Redacteurs, welche

„höheren Rücksichten“ entsprungen, setzte der Redacteur des Feuilletons seine Unererschütterlichkeit entgegen, ohne daß diese vorher gesellschaftliche Toilette gemacht hätte; er verweigerte jedes Zugeständniß an die Aengstlichkeit, daß etwas Anstoß erregen könnte, ihn bekümmerte nicht eine mögliche Umdeutung des Ungefährlichen in's Bedenkliche. Der verantwortliche Vermittler fremder Gedanken hingegen war darauf eingerichtet, die Köpfe seiner Mitarbeiter nur für ebensoviele Hüte anzusehen, deren Schnitt eine bestimmte Vorschrift habe, und so blieben ernste Collisionen zwischen den Beiden nicht aus. Schon im Februar spürte Hebbel, daß das Verhältniß nicht mehr lange dauern werde, und einige Monate später trat er von der Redaction zurück. Es war nicht seine Schuld, sagte er, wenn der klaffende Widerspruch sich erst nach Abschluß der Verbindung zeigte. Es gäbe Leute, die sich einbilden, daß Männer wie Spagen zu fangen seien.

Er hatte für die Reichszeitung eine stattliche Reihe von Besprechungen älterer wie neuer Dramen geliefert, die damals auf dem Burgtheater in Scene gingen, hin und wieder auch literarische Kritiken. Da bisher von seiner kritischen Thätigkeit seit seiner Ansiedlung in Wien nicht die Rede gewesen, so wird ein rascher Ueberblick in dieser Richtung jetzt am Orte sein. Sowohl in den Wiener Jahrbüchern, als auch in Röschers Jahrbüchern für dramatische Kunst, in der kaiserlichen Wiener Zeitung und der Presse war er ab und zu mit Aufsätzen hervorgetreten. Ihr gemeinschaftliches Hauptmerkmal, wie verschieden auch der Werth sich darstellt, ist eine trotzige Strenge, welche polemische Ausfälle liebt und die Färbung der Widerrede auf eine vernommene oder erwartete gegentheilige Ansicht nicht verleugnet. Zwei Artikel allgemeiner, theoretischer Natur, der eine: Ueber den Styl des Dramas, der andere: Wie verhalten sich im Dichter Kraft und Erkenntniß zu einander? nehmen

wegen ihres bedeutenden Gehalts und auch um ihrer Beziehungen willen zu der dichterischen Eigenthümlichkeit des Urhebers eine hervorragende Stelle ein. „Der Dialog ist leicht! der Dialog ist schwerfällig! Das ist das Einzige, was die Recensenten, und selbst die besseren, über den Styl eines Dramas zu bemerken pflegen.“ Mit diesem Satze beginnt die erstgenannte Abhandlung, welche entwickelt, daß Bemerkungen solcher Art sich schon durch ihre Allgemeinheit als flach erweisen, da die Leichtigkeit oder Schwerfälligkeit des Dialogs gar kein charakteristisches Kennzeichen eines ganzen Dramas sein könne. Tieffinnig und scharfsinnig knüpft nun Hebbel an den Sprachbildungsprozeß selbst an, weil das Räthsel, das er einigermaßen in's Enge zu bringen suche, unmittelbar auf ihn zurückführe und keine einzige Frage anrege, die, wenn überhaupt, nicht dort ihre Erledigung fände. Er thut dar, wie das Wesen der Sprache bereits auf ihren untersten Stufen und bei ihrer Verwendung zum täglichen Gebrauch in die Gestalten des Denkens und Dichtens, wiewohl noch roh gebildet, sich theile, wie dann die Zwei zu „einem schüden Mittleren“ zusammenlaufen, indem eine poetische Philosophie und eine bald didaktische, bald rhetorische Poesie entstehen, bis endlich ein Letztes im vollen Dichter und im vollen Denker erreicht werde. Hierauf definiert er den Charakter des poetischen Styls, und gelangt zur Charakteristik des Dramatischen. Hier zeigt er die Cardinalunterschiede zwischen Relation und Darstellung auf, was vor ihm noch Keiner mit dieser Präcision gethan hat. Relation nennt er den Bericht über die Sache, Darstellung die Sache selbst. Jene sei an das Fertige gebunden, und wäre es auch das Fertige im Werdenden und lege zwar das Leben den entscheidenden Momenten nach aneinander, um alsdann ein Resultat zu ziehen, dringe aber nicht in die Uebergänge und nöthige uns deshalb auch nie ein: So ist es! ab, sondern höchstens ein: So kann es sein! Die Dar-

stellung gebe den Werdeprozeß in seiner ganzen Tiefe, begleite Alles, was sie in ihren Kreis aufnehme, von der Wurzel bis zum Gipfelpunkt, führe das Leben in der ihm wesentlichen Gestalt eines rastlosen sich Umgebärens vor und erzwingt sich darum auch einen unbedingten Glauben, denn sie sei die Probe ihrer selbst. Die sich kreuzenden und einander aufhebenden Lebensäußerungen, die plötzlich abreißen Gedankenfäden, die unspringenden Empfindungen, sogar das sich selbstständigende und einen geheimen Sinn hervorkiehrende Wort: Alles dieses vergegenwärtigt der echte dramatische Styl. Darum könne er auf Klarheit des Verbaues, Verwicklung und Verworrenheit des Periodengefüges, Widerspruch der Bilder als auf unumgängliche Darstellungsmittel nicht verzichten. Man denkt hierbei sofort an den Styl Shakespeares, den Hebbel auch am Schlusse ausdrücklich citirt, indem er meint, er würde sich freuen, wenn er gezeigt hätte, daß Shakespeare nicht ohne zureichenden innern Grund seinen Dialog vor sich herwälze, wie Sisyphos den Stein. Einer der Freunde unseres Dichters nannte diesen Aufsatz ein wahres Zahlengebäude von logischer Schärfe und formeller Reinheit. Die kleine Abhandlung über das wechselseitige Verhältniß von Kraft und Erkenntniß im Dichter bringt zwar Licht in eines der dunkelsten Probleme, läßt aber doch manchen Winkel finster, der zu erhellen gewesen wäre, wenn der ephoristische Dichter die Leuchte nicht so hastig hindurch getragen hätte. Das Grundaxiom, das er aufstellt, wird der Hauptform, aber nicht den Varietäten gerecht. „Die Natur ist nicht so grausam, dem Individuum, dem sie die Kraft versagte, die Erkenntniß aufzudringen, denn sie würde es dadurch vernichten, sie ist noch weniger so unverständlich, dem Individuum, dem sie die Kraft verlieh, die Erkenntniß vorzuhalten, denn sie würde dadurch die höchsten Wirkungen, die sie durch dasselbe bezweckt, schwächen, ja aufheben. Wo die

Erkenntniß mangelt, da gebricht es sicher an der Kraft, ihr zu genügen, und wo die Kraft ausreicht, da kann es an der Erkenntniß nimmermehr fehlen.“ Allerdings ist die Natur zuweilen so grausam, zu halber Kraft die ganze Erkenntniß zu schenken oder mit der nur in seltenen Augenblicken zu voller Sammlung und Stärke befähigten Kraft die stätige, die ununterbrochene Erkenntniß zu verbinden. Wie schwer Hebbel selbst unter diesem Dualismus gelitten hat, wissen wir seit den Münchener Tagen her. Den schönen Kern des Aufsazes bildet die Untersuchung, wie die triviale Naivetät im vollständigen Erkenntnißmangel wurzelt, während die echte das Ergebnis wie das Kennzeichen der Vereinigung beider Potenzen ist. — Der Aufsaz über den Schiller-Körner-Briefwechsel kann auch als autobiographischer Beitrag zur Charakteristik Hebbels dienen. Die dort ausgesprochenen Bemerkungen über das Verhältniß des großen Talents zu der es umgebenden Misere stimmen mit der Tagebuch-Auslassung über den nämlichen Gegenstand überein, welchen der Leser bereits kennt. In den Kritiken über Meinholds Bernsteinerhexe und dessen Sidonia von Bork, Holzmanns Indische Sagen und Tieks kritische Schriften wird entweder der dichterische Keimpunkt in's Auge gefaßt oder ein principieller Gedanke betont, der Hebbeln besonders am Herzen liegt. Bei den dramaturgischen Arbeiten, wenn sie es nicht auf eine Reproduction des Einzelstücks abgesehen haben, wie z. B. der meisterhafte Aufsaz über den Prinzen von Homburg, wird das Object für ihn gewöhnlich die Gelegenheitsursache zu einer allgemeinen Erörterung. Die Kritik des Gutzkow'schen Urbilds des Tartuffe ist darum interessant, weil man ihr die sittliche Erleichterung anmerkt, welche der Verfasser empfindet, indem er diesen Schriftsteller einmal auch als Poeten loben kann. „Gegen keinen Menschen“, heißt es in seinem Tagebuche aus

dem Jahre 1846, „der sich in der laufenden Literatur neben mir bewegt, habe ich eine so große Abneigung, wie gegen Carl Gutzkow, und gegen Keinen möcht' ich darum lieber gerecht sein.“ Einen Pendant zu der Decomposition des Massinger'schen Lodovico, der die Folie zu Hebbels Herodesbilde vorstellte, gab er in seiner Betrachtung über den Stoff des Struensee nach der Aufführung des gleichnamigen Laube'schen Trauerspiels. Er baute eine in allen Theilen ausgebildete oder skizzirte Tragödie aus Eigenem auf. Wir entsinnen uns, daß ihm Struensee schon in Kopenhagen als ein tragisch bedeutsamer Vorwurf erschienen ist. Das Laube'sche Theaterstück that er mit einigen, die Wirksamkeit desselben bestätigenden Zeilen ab.

Hebbel setzte zu viel voraus, um gerade in Wien, dem damaligen Wien, mit seinen Kritiken Eindruck zu machen. Das Gedrungene seiner Darstellung und sein spröder Ernst waren nicht nach dem Geschmacke der Zöglinge Saphirs und Bäuerles, die noch immer den Humoristen und die Theaterzeitung als Standplätze der lotterigen Recension behaupteten. Die „nachmärzlichen“ Schöngelster aber fingen eben an, das pikante Feuilletton zu pflanzen, das amüsiren, und wenn es sich gut fügte, Skandal erregen sollte. In Heinrich Laube hatten sie einen routinirten Lehrmeister, um den sie sich auch alle, wenige ausgenommen, wahlverwandtschaftlich schaarren.

Das gläubige Zutrauen in den neuen Besen ist so ziemlich allen Städten eigenthümlich; in keiner Stadt jedoch ist es derart ausgeprägt, wie in Wien. Man setzte die stolzesten Hoffnungen auf den energischen Director des Burgtheaters, den man oben drein für eine Zierde der deutschen Literatur hielt, und seine mächtigen Gönner theilten die hochfliegenden Hoffnungen, wie die falsche Ueberzeugung. Als das beste Attest seiner Verläßlichkeit, im Sinne des Bach'schen Regiments, mochte seine Geschichte des

deutschen Parlaments gelten, die er mit derselben Schnelligkeit kurz nach seinem Austritt aus der Paulskirche zusammengeschrieben, wie er als junger Mensch die Rauberei vollbracht hatte, den Historiker der deutschen Literatur zu machen schon auf den ersten Wegschritten zu ihrer Kenntniß. Aber wie einstmal's Echtermayer der züchtigende Beurtheiler seiner Literaturgeschichte gewesen, so übte jetzt Heinrich Simons Kritik an seiner Parlamentsgeschichte das scharfrichterliche Amt aus. Wahrscheinlich gezeigte dies dem Gemißhandelten von solcher Seite in den Regierungskreisen Wiens erst recht zum Vortheil. „Heinrich Raube machte gerade damals seine Uebergänge zu allerhand aristokratischem, fürstpücklerischem, selbst Metternich'schem Wesen, das uns schließlich trennte“, sagt Carl Gukow von ihm in seinem Rückblick auf das Jahr 1839. Je nun, zehn Jahre darnach hatte er von Neuem seine Uebergänge gemacht. Mit dergleichen Personen konnte sich der verjüngte Absolutismus mühelos verständigen und er hatte in diesem Falle den Schein der Concession an den Liberalismus für sich. Männer von gemäßigter aber unbeugsammer politischer Gesinnung, durften derzeit am wenigsten auf Begünstigung oder auch nur auf Rücksicht rechnen. Mit nichts konnte man sich dazumal in Oesterreich schlechter empfehlen als mit Charakterernst. Dies erfuhr Hebbel sattfam an sich selbst.

Raube hatte demnach leichtes Spiel nach Oben, indem er seine Feindseligkeiten gegen unseren Dichter eröffnete, was er sofort nach seinem Amtsantritte that. Außerdem war der Oberstkämmerer durch die Rubin-Affaire wider Hebbel eingenommen und Publikum wie Kritik stellten sich von vornherein, also auch hierin, auf die Seite des artistischen Directors. Dieser begann seine Gehässigkeiten gegen Hebbel damit, daß er dessen Bearbeitung des Julius Cäsar, auf Veranlassung Holbeins unternommen, ohne alle Umstände bei Seite warf und seine eigene

spielen ließ. Die erbetene Wiederholung des Herodes lehnte er unter den wichtigsten Vorwänden ab, Maria Magdalena beseitigte er sans phrase, und als Hebbel sich nach dem Schicksal dieses Stückes bei ihm erkundigte, da verwies er auf die ungeschlagene Zeitstimmung. Sein eigenes scabröses Lustspiel *Rococo* jedoch brachte er trotz der veränderten politischen Situation ohne weiteres auf die Hofbühne und der lüsterne Abbé de la Sauce gaukelte dort so lange, bis ihn die Bolterpredigten eines Franziskaners von den Brettern herunterwehten. Der Gattin des Dichters forderte er die besten Rollen ab und zwang sie, gestützt auf einen alten, von Holbein selbst für ungültig erklärten Revers, der nur aus Versehen, wie ein unzerrissen gebliebener, aber bezahlter Wechsel, sich noch unter den Acten befand, Großmutter und Ammen zu spielen. Die bescheidensten Wünsche schlug er ihr schon in den ersten Jahren rundweg ab und war erfinderisch gegen sie in kleinlichen Quälereien. Hingegen bevorzugte er mit cynischer Offenheit ihm angenehme neu angeworbene Mitglieder der kaiserlichen Bühne und unterdrückte einstweilen die Abneigung vor solchen, die er aus diplomatischen Gründen schonen mußte. So hütete er sich anfänglich, die Empfindlichkeit Julie Nettihs irgendwie zu verletzen, weil hinter dieser Künstlerin der Freiherr v. Münch stand, eine persona gratissima des Hofes. „Wahrlich“, rief Hebbel aus, „bei solchen Erfahrungen ist das Wort des Pharisäers erlaubt: Ich danke dir, Herr, daß ich nicht bin wie dieser da! Individuen, die dessen fähig sind, wollen Dichter sein!“

Zwei Reisen, die er in den Ferienwochen seiner Frau mit ihr antrat, lenkten ihn auf eine kurze Weile von den widerwärtigen Eindrücken der jüngsten Wiener Epoche ab. Zuerst gingen sie nach Agram, wo Christine gastirte. Im slavischen Süden Oesterreichs lernte er aus eigener Anschauung das Uebelwollen

der uncivilisirten Stämme der Monarchie gegen die Deutschen kennen. Es erbitterte ihn, als er die Betheuerungen vernahm, daß man in Croatien nur deshalb so sehr wider die Deutschen sich stemme, weil man befürchte, germanisirt zu werden. Wehmuth und Grimm zugleich erfüllten ihn; Wehmuth, weil er wünschte, daß man zu solcher Furcht Grund hätte, da wir, wenn der Trieb uns geltend zu machen in uns läge, längst etwas gelten müßten; Grimm, weil diejenigen, die Reden dieser Art vorbrächten, von ihrer eigenen Heuchelei überzeugt wären. Wir und germanisiren! seufzte er. Wir selbst sind unter Regierungen, die seit den Tagen Hermanns des Cheruskers lieber die Präfecten fremder Gewalthaber spielten, als daß sie sich auf ihre eigenen Füße stellten, schon romanisirt, französirt, russificirt und danisirt worden. Zudem kam eben während seines Aufenthalts in Agram die Nachricht dahin, daß Preußen mit Dänemark Frieden geschlossen. Also wiederum die alte deutsche Schmach.

Da sie, um Familienangelegenheiten zu ordnen, nach Hamburg mußten, so war Hebbel in nächster Nähe des Kampfplatzes Zeuge der nationalen Erbitterung über das von Preußen und Oesterreich preisgegebene Schleswig-Holstein. Er langte in Hamburg an kurz nach der Schlacht bei Idstedt. Immer befand er sich unter den Harrenden auf dem Altonaer Bahnhofe, wenn ein Heeresbericht erwartet wurde, den regelmäßig ein Mann von einem Balcon herunter mit Stentorstimme verkündigte. Er war Willens, auf einige Tage nach Kiel hinüber zu gehen, aber die tückischen Manöver Laubes, sagte er, nöthigten ihn, zur bestimmten Frist mit seiner Frau in Wien wieder einzutreffen.

Wie sich von selbst versteht, suchte er die noch anwesenden Jugendfreunde und Bekannten in Hamburg auf. Sie glichen den zerfallenden oder vergilbten Blättern eines zerlesenen Buches. Jaminski und Alberti waren mit gescheiterten Lebensplanen aus

Hamburg verschwunden; der Zweitgenannte hielt sich, wie man ihm sagte, in einem Staate der amerikanischen Union auf; der Weinhändlersohn Wilhelm Hocker, an den er einst aus Ditzmarschen poetische Freundschaftsbriefe geschrieben, und dessen lyrisches Talent Amalie Schoppe so hoch gehalten, war als schmähtlich herunter gekommener Mensch im Hospital gestorben. Ueber Gravenhorst, seinen einstmaligen Lehrer im Lateinischen hörte er, daß er ein Säufer geworden und von den Eltern getrennt in Altona lebe. Ein trübes Gefühl durchwogte Hebbeln, als er eines Abends in eine elende Kneipe trat, deren elendestes Zimmer Gravenhorst bewohnte. Er sei nicht zu Hause, hieß es, sondern auf der Regalbahn. — Hebbel ging zu ihm hinüber. „Sind Sie nicht der Nefte von Campe?“ sprach ihn der Verlorene an; dann ihn erkennend: „das ist schön von Dir, Du bist ein berühmter Mann geworden, ich —“. Im Uebrigen, meinte Hebbel, noch immer ein wackerer Knabe. Sein Bruder, der gegenwärtig war, erinnerte ihn an Werner im Wilhelm Meister. Auch zu den Eltern Gravenhorsts ging Hebbel. Steinalt, gerunzelte Gesicht, ein Zug leidenden Unwillens über den Sohn. „Er sollte schon Bürgermeister sein und ist kaum Doctor“, klagte eine schwache Stimme. — Der leibhaftige Philister sah ihn in Kendorf an. Er war Doctor der Medicin, im Stadium der Armenpraxis. Hebbel begleitete ihn auf einem Gang zu einem Cholerafranken, den Kendorf noch zu retten glaubte, als er die alten Weiber in der Straße die Hände gen Himmel ausstrecken sah. Er machte bei Hebbel einen Gegenbesuch auf fünf Minuten. „Ganz dazu gemacht, Kinder zu wiegen, abgethan für immer.“ — Amalie Schoppe, die jetzt zur Miethen auf dem Stadtdeich wohnte, war unverändert, was sie gewesen, ebenso Julius Campe, aber mit Schnee bedeckt. Sein Laden starrte nach wie vor von radicalen Schriften, sein Antheil an allgemeinen Gegenständen

war nach wie vor das kleine Nebenbei des Geschäftsmannes, das Citronenblättchen auf der fetten Fruchtlage habfüchtigen Erwerbs.

Das einzige Wesen, bei dem sich inzwischen das Gut schöner Menschlichkeit abermals vermehrt hatte, war Elise.

Die Herbst- und Wintermonate des Jahres 1850 weckten in Hebbel den Geist der Dichtung wieder. Am 25. October vollendete er den zweiten Act des Moloch, der dazu bestimmt war, ein Torso zu bleiben. Im Sommer des Vorjahres hatte er die zweite Hälfte des ersten Acts gedichtet, auf dessen Eingangsscenen das Licht Neapels gefallen war. Schon seit dem Hamburger Brande, wie wir wissen, trug er sich mit diesem Vorwurf. Welcher Natur derselbe ist, wird zuvörderst am Besten eine Inhaltsangabe der fertig gewordenen, wie der geplanten Acte darthun. Bei letzteren war der Biograph auf zerstreute Notizen, Schlagworte und mündliche Mittheilungen des Dichters angewiesen.

Hieram, ein uralter Greis, der Bruder Hannibals, kommt nach der Zerstörung Karthagos durch die Römer von Rhammit, dem Oberpriester des Moloch begleitet, zu den Deutschen in Thule. Aber auch der eiserne Götze ist mit ihm. Durch diesen Götzen, der den Teutonen als der verleblichte Gott ihrer dunklen Ahnungen, als die sinnliche Erfüllung ihrer geheimnißvollen Sagen und Sehergesichte erscheint, will Hieram das jugendliche Volk zum Bewußtsein seiner selbst erziehen, auf daß es dereinst die königliche Stadt, die der Römer von der Erde vertilgt hat, an dem verhassten Römer räche. Fluch und Segen, sagt Hieram, bringt der Moloch mit. Für die Deutschen den Segen: Korn und Wein und mehr; denn Alles hat der Greis in das Schiff geladen. Für Rom den Fluch, den Fluch durch ihren Arm, den er bewaffnen, den er lenken wird. Schrecken und Grauen sind die Gefühle, die Hieram zuerst in dem wilden Volke hervorrufen will.

Die Furcht ist's, welche die Götter geschaffen, lautet das bekannte Wort des Statius. Außere Umstände begünstigen ihn und was er angestrebt, gelingt ihm bald. Mit einer bezwingenden Sicherheit, welche sein verwegenes Auftreten gegen die Gefahren schützt, die ihn unfehlbar verderben müßten, wenn die so Betroffenen und Eingeschüchternen sich auf ihre physische Ueberlegenheit besinnen würden und könnten, zähmt Hieram das innerlich erzitternde Volk und macht es sich binnen Kurzem beinahe vollständig unterthan. Am wichtigsten war ihm der Königssohn, der junge Teut, dessen leicht erregbare Einbildungskraft er rasch erkannt und ebenso rasch sich unterworfen hat. Und in dem Königssohne ist Hieram die ganze Jugend zugefallen. Nur Einer im Volke widersteht: der trogige König selbst, der alte Teut. Ueber seinen nüchternen, heidnisch gefestigten Sinn hat Hieram keine Gewalt, den alten Teut erfüllen weder Furcht noch Schauer vor der Majestät des Moloch. Aber unfähig, sich gegen den Molochglauben mit Aussicht auf Erfolg zu behaupten, weil dieser schon anfängt im Volke Wurzel zu schlagen und weil er in dem jungen Teut einen dumpf begeisterten Anhänger hat, schließt der alte König sich in eine Höhle ein, aus der er nicht früher wieder hervorkommen will, bis der junge Teut, zerknirscht vor Reue, ihn aus derselben an's Licht des Tages holen und ihm das Königsschwert, das ihm der Sohn im Zweikampf entwunden hat, selber bringen werde. Nun Hieram Boden unter sich fühlt und seinen Einfluß gekräftigt hat, geht er von den furchtbaren Wirkungen, die er mittelst des Moloch geübt, zu den wohlthätigen über. Die ersten Keime der Cultur werden ausgestreut. Er befiehlt, die Wälder lichten, welche mit ihren bemoosten Stämmen, ihren dichten Laubkronen die Sonne abwehren; er befiehlt das Meer eindämmen, das jetzt noch nach Gefallen in's Land hereinflutet und es überschwemmt und versumpft; auf sein Geheiß müssen

die staunenden Barbaren pflügen und säen. Dann werde die Zeit kommen, sagt er, wo ihnen der Schooß der Erde von unten mit der rothen Beere fromm entgegen schwillt, indeß der gut'ge Baum das gold'ne Obst von oben fallen läßt. Er lehrt sie Häuser bauen und Schiffe zimmern. Alles aber, ruft er, sollen sie im Namen des Gottes thun, im Namen Molochs. Denn dieser sei von nun an ihr alleiniger Gebieter! und selbst das Königsschwert muß der junge Teut zu den Füßen des Gottes niederlegen. Jetzt ist Hiram Herr.

Erzitt're, Rom! Wie auf die Bäume jetzt,
 So werden sie vertausendfacht dereinst
 Auf dich sich stürzen und dein Capitol
 Zertrümmern bis auf seinen letzten Stein.
 Du aber, Hand, die du das Schwert verschenkst,
 Nimm jetzt den Griffel auf und schreib das Buch,
 Durch das ich sie, auch wenn ich nicht mehr bin,
 Beherrschen will in alle Ewigkeit.

Mit diesen Worten endet der zweite Act.

Im Moloch wollte Hebbel die Urzustände des deutschen Volkes und damit symbolisch die eines jeden Volkes anschaulich machen. Den Mittelpunkt sollte die mythenbildende Kraft des Menschengeschlechts abgeben, als der Ausdruck des innersten Bedürfnisses der menschlichen Natur und im engen Zusammenhange mit den weltlichen Interessen, welche sich dieses religiösen Zuges bemächtigen und bestimmend auf ihn einwirken. Einer Briefstelle zufolge war es seine Absicht, den Entstehungsprozeß der bis auf unsere Tage fortdauernden, wenn auch durch die Jahrhunderte beträchtlich modifizirten religiösen und politischen Verhältnisse darzustellen. „Rom und Karthago bilden nur den Hintergrund, wie zwei sich kreuzende Schwerter und auch die deutschen Urzustände sollen nur die einer Darstellung, die sich

nicht in's Verblasene verlaufen will, nöthigen Farbkörner hergeben. . .“ Ueber die Entwicklung dieser Tragödie im Allgemeinen sprach sich der Dichter dahin aus, daß Hieram, auf der Höhe seiner Erfolge angelangt, plötzlich wahrnehmen werde, wie der Moloch, den er bisher als Ding in seiner Hand betrachtet hat, immer mehr zu einem geistigen Wesen sich gestalten müsse, das über den Meister hinauswachse, um ihn schließlich zu überwältigen. Den Götzen macht nicht der Vergolder, sondern der Adbeter, sagt Balthazar Grazian in seinem Handorakel.

Dem dritten Act war ein Gemälde der sich entfaltenden Cultur zugebracht. In einer großen Scene vor dem Moloch erscheint das Volk, das dem Gotte die ersten Culturproducte darbringt. Die Wälder sind gelichtet, das Meer ist eingedämmt; überall sprießt und quillt der Segen hervor. Eine Reihe von Genrebildern bezeugt das Schöpfungswerk. Das erste Brot, der erste Wein wird genossen: das ist das erste Abendmahl in seiner rein menschlichen Bedeutung. Müller, Gärtner und Schmiede treten auf und suchen sich gegenseitig herabzusetzen: dadurch hat der Dichter Gelegenheit, die Anfänge der Gewerbe zu zeichnen; es gliedern sich die Stände. Hier fechten Zwei auf Leben und Tod, dem Sieger wird ein Kranz gewunden: nunmehr sind Kränze das äußere Zeichen des Ruhmes. Dort sitzt ein Liebespaar unter der Linde, dem Baume, der seines linden Gefäusels wegen diesen holden Namen trägt: dies deutet auf die Sprachbildung hin. Der Eine erfindet eine Geschichte, der Zweite singt sie nach; „wo hast du das her? — ich weiß es nicht“. Dies mahnt an den Ursprung der Volkslieder. Das Feuer soll zu seiner eigenen Freude brennen, es darf nichts dabei gekocht werden! lautet der Wunsch eines Mannes, den der Anblick der Flamme entzückt hat: so trennt sich das Schöne und Heilige vom Nützlichen. Inmitten dieses erblühenden Lebens steht Hieram kalt

und streng und sucht den jungen Teut, der unter diesem Volke sein geistiger Erbe sein soll, immer fester an sich zu ketten. Zugleich verfäunt er nicht, ihm und in Teut dem Volke den Reichtum und die Ueppigkeit der italischen Natur auszumalen, wie dort Alles leichter entstehe, was hier nur durch schwere Arbeit errungen werde, wie der Purpurregen in jenem Lande spritze, weil auf den lachenden Fluren der Weinstock gen Himmel dringe. Dadurch will Hiram den Deutschen die Sehnsucht einflößen, selber in das gelobte Land hinab zu steigen, um endlich an die Thore Roms zu klopfen, der Zerstörerin Karthagos. Stolz erfüllt ihn, daß er den Götzen, den schnöden Götzen, an dessen hilfreichen Arm die Priester thörichterweise geglaubt hatten, als Karthago in Flammen stand, zum Knecht erniedrigen konnte, zum Werkzeuge seiner unterjochenden Macht. Aber dieser Uebermuth Hierams erfährt bald den ersten Stoß. Der vierte Act zeigt uns den jungen Teuten, der zu zweifeln anfängt. Hiram hatte ihm verboten, ohne Erlaubniß den Moloch-Hain zu betreten, und das ganze Volk kennt dieses Verbot. Jedermann sinke dort um, der sich allein hineinwage. Wenn die Nacht anbreche, halte der Gott Zwiesprache mit dem Greis. Hiram selbst bedürfe des Schlafes nicht und werde nicht eher sterben, als bis es dem Moloch gefalle, ihn abzurufen. Da will es der Zufall, daß Theoda, ein Mädchen, welche den jungen Teut heimlich liebt, aber auch dem alten König unerschütterlich anhängt und des Jünglings Abkehr von dem Vater schmerzlich beklagt, sich zu nächtllicher Stunde in den heiligen Hain verirrt. Als sie dessen inne wird und noch die Arme heben, den Spieß noch schleudern kann, da erstaunt sie, daß sie nicht todt umgesunken ist. Und als sie den Greis, den fürchterlichen Greis im ungewissen Licht des Mondes erblickt, da stürzt sie auf die Kniee und fleht um Erbarmen. „Stell' Dich nicht, als ob Du schliefest! Du brauchst ja keinen

Schlaf wie wir!" Sie eilt zu dem jungen Teut und erzählt ihm das außerordentliche Erlebnis. Da begibt sich dieser gleichfalls noch während derselbigen Nacht in den Hain, um Moloch zu belauschen. Auch er erwartet bei jedem Schritte den Tod, auch er ist erstaunt ihn nicht zu finden. Und am Morgen, nachdem der Jüngling den fürchterlichen Greis im Haine schlafen sah, spricht Hieram von den in der jüngsten Nacht habten neuen Offenbarungen und steht vor Teut, der unwillkürlich etwas im Hain zurückgelassen, das seine Anwesenheit verräth, als Lügner da. Jetzt conspirirt Teut gegen Hieram und sucht die Hervorragendsten im Volke zur früheren Verehrung für den alten König umzustimmen, dessen Widerspänstigkeit nun so augenfällig gerechtfertigt sei. Denn das Gottesgeheimniß ist in der Seele Teuts zu einem Eisenklumpen erstarrt, dem die überirdische Macht, von der Hieram gefabelt, so wenig gegeben sei als dem Propheten selbst. Die Krisis ist ausgebrochen. Hieram will nach mißglückten Versuchen, das Vorgefallene zu verwischen, den Moloch zerschmettern und sich selbst als den Bringer des Heils unter dem Volke ausrufen. Aber der jetzt Allmächtige ist in der That Moloch, nicht mehr Hieram. Des Volkes Glaube hat längst seine persönliche Gewalt überflügelt und wendet sich jetzt mit heftigster Erbitterung gegen den Frevler, der sich unterfangen habe, an den Gottesglauben zu rühren. Da kehrt dieser Gottesglaube in Hierams eigene Brust zurück und der Greis erkennt, daß die übermenschlichen Kräfte, mit denen er nach Gutdünken zu schalten wähnte, ihn darum nicht weniger zu ihrem Sklaven machen, weil er bisher unbewußt in ihren Fesseln einherging. „Fürchte Moloch!" sagt er zu dem Königssohne, „Du siehst, daß er mich unter die Füße kriegt, es wird auch Dir geschehen! Stürzt mich vom Felsen hinab in's Meer, aber gegen Rom zieht ihr dennoch!" — Im fünften Acte kommt der junge Teut zu seinem Vater vor die Höhle. Nimm

Dir Dein Schwert wieder, spricht er, es liegt zu Molochs Füßen, denn ich will es nicht berühren. Der Vater erwiedert: Ich thu' es, ich wußte auch, daß es so kommen mußte, aber ich werde Dich damit tödten. Das steht Dir zu! antwortet der Sohn. Nun tritt der Alte aus der Höhle und ist geblendet. Denn eben erscheint ein Zug, der von einer großen Expedition zurückkehrt und die wunderbare Herrlichkeit des neuen Lebens vor ihm ausbreitet. Da ruft er aus: Nein, nein! das sind nicht wir, das hätten wir ohne einen Gott niemals erreicht, das habe ich nicht für möglich gehalten! Auch der alte Teut betet an, so daß in ihm auf naturgemäße Weise vor sich geht, was sich im Sohne phantastisch vollzogen hat. Während dem bekehrten König Wein entgegengebracht wird, der edle Saft, dessen Dasein er vorher so wenig geahnt, als die Cultur selbst, die ihn auf Schritt und Tritt anlächelt und begleitet, da hört er von dem Tode Hierams reden, der sich vom Felsen in's Meer gestürzt und so mit seinem eigenen Blute die Göttlichkeit des Moloch besiegelt habe.

Man ersieht aus dieser Skizze, daß das ganze Stück aus der religiösen Idee hervorstübe. Und zwar ist es die Pietät, welche Hebbel unter der religiösen Idee begriffen hat. Im mündlichen Gespräch, in Briefen, wie in Tagebüchern, betonte er die Pietät als das eigentliche Wesen der Religion. Am klarsten drückte er sich darüber in nachstehenden Worten aus. „Als die Alten die Erfahrung machten, daß der Kreis der Sittlichkeit nicht rein im positiven Gesetz aufgehe, sondern daß ein dunkler Fleck übrig bleibe, da erfanden sie das Wort Pietät. Die Pietät ist, wie der Schlaf, die Hauptwurzel der sittlichen Menschen und so wenig durch Gesetze zu ersetzen, als jener durch Essen und Trinken.“

Den Zusammenhang religiöser Anfänge mit den ersten Pflanzentrieben der Cultur hat schon Aeschylos im gefesselten

Prometheus erfaßt. Aus der nämlichen Ideensphäre stammt Goethe's dramatischer Plan zu Mahomet, worüber er in Wahrheit und Dichtung spricht. Der vorzügliche Mensch, heißt es dort unter Anderem, möchte das göttliche, was in ihm ist, auch außer sich verbreiten, trifft dann aber auf die rohe Welt und muß, um auf sie zu wirken, sich ihr gleichstellen. Das Ewige wird in den Körper irdischer Absichten eingesenkt und zu vergänglichen Schicksalen mit fortgerissen. Das Irdische wächst und breitet sich aus, das Göttliche tritt zurück und wird getrübt. Goethe hätte, wenn sein Plan zur Ausführung gekommen wäre, das Hauptgewicht auf die menschliche Collision im Charakter Mahomets gelegt. Auch Schiller beschäftigte sich, wie Wilhelm von Humboldt sagt, vorzugsweise gern mit dem Problem der Bildung des rohen Naturmenschen durch die Kunst, ehe er der Cultur durch die Vernunft übergeben werden konnte. Schillers Augenmerk war eben überall auf die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts gelenkt. Mit Vorliebe, bemerkt Humboldt weiter, habe er bei den Anfängen der Civilisation überhaupt verweilt, dem Uebergange vom Nomadenleben zum Ackerbau, bei dem, wie er es so schön ausdrücke, mit der frommen mütterlichen Erde gläubig gestifteten Bund.

„Ganz den Spuren der Fabel getreu bleibend, bildete er Demeter, die Hauptgestalt in diesem Kreis, indem er in ihrer Brust menschliche Gefühle mit göttlichen sich gatten ließ, zu einer ebenso wundervollen als tiefergreifenden Erscheinung aus. Es war lange ein Lieblingsplan Schillers, die erste Gesittung Attikas durch fremde Einwanderungen episch zu behandeln. Das Eleusische Fest ist an die Stelle dieses unausgeführt gebliebenen Planes getreten.“ Endlich hat noch Zacharias Werner in dem nicht mehr existirenden zweiten Theil des Kreuzes an der Ostsee dieses Thema vorgenommen, er aber hat es mystisch fanatisch gefärbt, wie es seiner gequälten und wieder quälenden Phantasie entsprach. Dies

entnehmen wir den in den Serapionsbrüdern enthaltenen Mittheilungen E. T. A. Hoffmanns, welche die unmittelbare Anregung zu Hebbels Moloch gegeben haben dürften. Die Hauptgestalt war bei Werner der sagenhafte König von Preußen, Waidewuthis, ein gigantisches, grauenhaftes Wesen, wie aus der schaudervollen Tiefe des unterirdischen Reiches heraufbeschworen. Geschichtlicher Tradition gemäß, berichtet Hoffmann, ging die erste Cultur der alten Preußen von ihrem König Waidewuthis aus. Er führte die Rechte des Eigenthums ein, die Felder wurden begrenzt, Ackerbau wurde getrieben, und auch einen religiösen Cultus gab er dem Volke, indem er selbst drei Götzenbilder schnitzte, denen unter einer uralten Eiche, an die er sie befestigt, Opfer dargebracht wurden. Aber eine grause Macht erfaßt den, der sich selbst allgewaltig, selbst Gott des Volkes glaubt, das er beherrscht. Und jene einfältigen starren Götzenbilder, womit er des Volkes Kraft und Wille beugen wollte, erwachen plötzlich zum Leben. Und was diese todten Gebilde zum Leben entflammt, es ist das Feuer, welches der satanische Prometheus aus der Hölle selbst gestohlen hat. Abtrünnige Leibeigene ihres Herrn, strecken die Götzen nun die bedrohlichen Waffen, womit er sie ausgerüstet, ihm selbst entgegen, „und so beginnt der ungeheuerere Kampf des Uebermenschlichen im menschlichen Prinzip“. — Drei Literaturperioden spiegeln sich ab in diesen verschiedenartigen Behandlungsweisen eines und desselben Grundgedankens. Auf die Gruppierung der Fabel des Moloch hat möglichenfalls Grabbes Hannibal Einfluß genommen, welcher wenige Jahre vor der Judith, 1835, erschien; gerade damals tauchte zuerst der Molochplan auf. Die Scene im Hannibal vor der erzenen Bildsäule des Moloch und der Umstand, daß Hebbel seinen Hieram zum Bruder Hannibals und zum Rächer Karthagos gemacht, bekräftigen meine Vermuthung.

Der Dichter hatte den ersten Act in Kühnes Europa drucken lassen. Die düsteren Unriffe, das Räthselhafte und Dictatorische der Charakteristik, die mit Vorbedacht schwer bewegliche Plastik des Aufbaues und der Sprache, welche an die Sculptur der Aegypter erinnert, die Detailzüge des Entsetzlichen, z. B. Hierams Tödtung des Rhamnit im Angesicht des Volkes, angeblich auf das Geheiß des Moloch, die Opferung eines Kindes, das aus dem Mutterarm in den glühenden Arm des Götzen wandert. All dies zusammen wirkte auf die Leser, namentlich die schriftstellern- und recensirenden, so schlimm, wie nur immer möglich. Man deutelte an dem Fragment herum, man legte dem Poeten die sinnlosesten Absichten unter und das Gedichtete als unwidersprechliches Zeugniß für die Lust Hebbels am Maaflosen, Peinlichen und Unerhörten aus. Als derselbe gar mit einem Commentar anrückte, da war des widerlichen Lärmens kein Ende. Ein Bruchstück aus dem Rubin hatte er gleichfalls in Kühnes Wochenschrift veröffentlicht. Das Trauerspiel in Sicilien in der Leipziger Novellenzeitung, und um das Maaf seiner Unthaten voll zu machen, in irgend einem Blatte der periodischen Presse eine 1849 entstandene Erzählung: die Ruh, wo die haarsträubendsten Vorfälle, einer aus dem andern sich entspinneud, auf den denkbar engsten Raum zusammengedrängt sind. Die Kritik und was als solche sich gab, protestirte fast einstimmig gegen den Dichter, vielfach auf unziemliche, nämlich brutal hämische Art, wie dergleichen zweifellos in Deutschland allein vorkommt. Einem lange vorbereiteten, immer wieder zerstreuten, nun aber ernstlich losbrechenden Gewitter ähnlich, das einen kalten Landregen nachschleppt, ging jetzt die kritische Sündflut über dem Haupte unseres Dichters nieder. Viel des Unheils, das ihn nun traf, hatte er sich selber zuzuschreiben. Denn wohlmeinende und gut begründete Worte der Einwendung gegen die

eine und andere seiner verdächtigen Productionen waren wirkungslos an ihm abgeglitten, unabweishbare künstlerische Bedenken, die von besfreundeter Seite herkamen, keiner Beachtung gewürdigt worden. Wir entsinnen uns noch, was ein Wiener Schriftsteller vertraulich gegen ihn über seinen Rubin geäußert. Gustav Kühne, dem Hebbel das Manuscript nach dem entmuthigenden Theatergeschickale des Stückes gesandt hatte, ließ es, einzelner billigerer, ja bewundernder Aussprüche ungeachtet, nicht an tadelnden Bemerkungen fehlen. Das genannte Drama leide nicht, wie man ihm ohnedies nur unterschieben wolle, an der Allegorie, es leide an der Skizze. Dem märchenhaft Idealen und der burlesken Wirklichkeit sei nicht, wie im Sturm, reichlicher Spielraum in allen Momenten gegönnt. Die ideellen Gestalten, Prosper, Miranda, seien vollständig ausgemalt, um uns zu gewinnen und uns in ihrer Welt heimisch zu machen; gleich sehr sei Kaliban mit seinen Gefellen eine in sich fertige Existenz. Auf beiden Seiten komme man zu Athem, lebe man sich ein in das an sich Fremdartigste, so daß wir von dem grellen Wechsel zwischen Traum und Wirklichkeit gehoben, nicht befremdet niedergedrückt werden. Mehr Hingebung an die Einzelheit der Gestalt, mehr Ausmalung des Individuellen, mehr Ausdauer im Pragmatischen, mehr Vegetation im sachlich Concreten: und das geniale Wagniß wäre geglückt, wie im Sturm. Hebbel werde ihn ver-lachen, sagte Kühne, weil er verlange, der Poet solle sich an seine Gestalten mehr verlieren, aber Shakspeare verliere sich in der That an seine Geschöpfe. Shakspeare gehe ganz auf im Concreten, gebe sich ganz hin und resumire sich doch im Ganzen und Großen wieder, so daß er, ein intramundaner Gott für seine Schöpfung, gleichwohl darüber bleibe. Das ist gewiß ebenso wahr, als es gut, eindringlich und theilnahmsvoll gesagt ist. „Daß Sie, lieber Hebbel“, sagt Kühne weiter, „Ihre Stoffe lange (allzu lange!)

mit sich herumtragen, verführt nur noch mehr dazu, das Resultat für die Genesis zu geben. Es verführt sie zur Kürze, und an der Kürze, so simpel das klingt, leidet ihr Rubin. Daß Ihre Tragik schreckt, auch wo Sie vielleicht meinen, sie müsse erhebend wirken, kann Ihnen nicht entgangen sein; Sie sind blos darauf gefaßt: Sie wollen auch diese Wirkung. Und so darf Ihnen auch nicht die Erfahrung entzogen werden, daß Ihre Komik, wo sie Epigramm geblieben, nicht die volle Wirkung übt, die Ihrer geistigen Kraft und Ueberlegenheit gebühren sollte. Sie haben Ihren komischen Roman Schnock gekürzt. Ich wage nicht zu behaupten, ob Sie daran recht gethan. Ich weiß blos, daß die Komik in Schnock erst da, wo sie breit wird, ihre Wirksamkeit entfaltet, in der Thierbude, in der köstlichen, überaus gewichtigen Speisekammerscene. Die erste Hälfte der Erzählung ist trocken, gesucht trocken. .“ In einem späteren Briefe beklagt der aufrichtige literarische Freund abermals, daß der Dichter seine Gebilde zu lange in seiner Phantasie behalte und daß sie darum beim Hervortreten zu fest und fertig, ja überjährig und steif sich ausnehmen. Nicht minder freimüthig, wenn auch weniger rück-sichtsvoll hatte Ruge gegen das Trauerspiel in Sicilien seinen brieflichen Einspruch erhoben, gleich nachdem er es in der Novellenzeitung gelesen, 1847. „Es greife“, sagte er, „die Degeneration der menschlichen Gesellschaft auf einer Stufe auf, wo sie nicht mehr curirt werden kann, wenn sie wahr ist, und nicht mehr dargestellt zu werden verdient, wenn man sie entwickelt und anschaut.“ Die Charaktere seien unwahr, der Dialog ihm als eine Unmöglichkeit erschienen. Hebbel habe über dem Abenteuerlichen und Ungeheuern den Boden psychologischer und ethischer Wahrheit verloren. Seine Richtung sei die entgegengesetzte, denn gerade durch das unerbittlich Wahre der ethischen Nothwendigkeit in seinen Charakteren habe er die Gemüther zu frappiren ver-

standen. Ruge würde ihn gebeten haben, das Stück nicht zu veröffentlichen, wenn er es vorher gekannt hätte. Dies und Anderes in Ruges Briefen nahm Hebbel schief auf. Im Jahre 1850 bot er nun dem Publicum neben der Tragödie Herodes und Marianne eine Reihe der ansechtbarsten Productionen dar: den Rubin, das Trauerspiel in Sicilien, Julia, Schnock; Dichtungen, welche weder das Wesen des jugendlichen Hebbel noch das des gereiften ausdrückten. Mit Vorreden verfaß er drei davon; mit einem Sendschreiben an Röttscher das Trauerspiel in Sicilien, dessen Bezeichnung Tragikomödie der Kunstphilosoph ästhetisch entwickeln, gleichsam in die Form des Dogmas bringen sollte; den Schnock mit einer Rückschau auf die Entstehungsgeschichte des kleinen Romans, wobei er den Theoretiker hervorkehrte; Julia mit Ausfällen gegen die deutschen Theaterdirectionen und -intendanten, sowie mit Andeutungen über das Verhältniß dieses Stückes zu den socialen Schäden der Zeit. Dem Vorworte zur Julia folgte noch ein polemischer Aufsatz unter dem Titel: Abfertigung eines ästhetischen Kannegießers.

Wer war dieser Kannegießer? Es war Julian Schmidt, der dazumal lauteste und anmaßlichste Recensent in deutschen Landen. Beinahe Woche für Woche brachten die Grenzboten in Leipzig, deren Mitredacteur er war, einen Artikel von ihm, bald über ältere, bald über moderne Dichter und Schriftsteller, die er je nach seinen Neigungen und Abneigungen beurtheilte oder verurtheilte. Sein Verständniß ist das des Rationalisten, seine Logik die des mittleren Denkens, welches den Ausgangspunkt willkürlich wählt und bis zum Letzten niemals vordringen kann. Der dicke Schleier, der ihm alle feinen Beziehungen der Theile des Kunstwerks zu einander und des Urhebers zu diesem selbst verdeckt, gab ihm eine unverwüßliche Sicherheit, die auch seiner Schreibweise die Färbung des Unfehlbaren verlieh. Sie ist sozu-

sagen energiehast angelaufen, was unkundigen Augen als Stahlglanz vorkommen mag. Mitten aus seiner Nüchternheit heraus brach zuweilen eine rabbia, wie man sie gerade bei den trockensten Menschen antreffen kann; doch hatte seine sittliche Entrüstung stets etwas fahles, pastorenhast Boshaftes und mit sich selbst Zufriedenes, so daß man nicht selten hätte Amen sagen mögen. Die Kritik der Hallischen Jahrbücher war mit einem ideellen Realismus aufgetreten, mit den Mahnrufen an die Poesie, daß sie sich den Strömungen der Zeit und des Lebens wieder zuwenden soll, und ihre Verkehrtheiten wie Uebereilungen trugen den Stempel des zornigen Pathos. Julian Schmidts Kritik hingegen predigte einen stofflichen und formalen Realismus, den er, wie ein unerlaubter Weise rückwirkendes Gesetz sogar auf unsere classischen Dichter ausdehnte, indem er sie an demselben maß und schulmeisterte; seine Kritik schob die Herren- und Eigenthumsrechte der Imagination und des Verstandes durcheinander, und wo er rücksichtslos verdamnte oder sichtlich die größten Mißgriffe beging, da verletzte und ärgerte er nur, aber schreckte und verblüffte nicht, denn seine Ungerechtigkeiten waren Ausflüsse besonnener Gehässigkeit, nicht das Resultat flammender Parteiwuth. Da er die Lebensäußerungen eines bestimmten Künstlers nicht auf den Anlaß zu prüfen im Stande war, der sie hervorgerufen, so mißbrauchte er öfters Aehnlichkeiten zu Folgerungen, welche im idealen Gebiete das Nämliche bedeuten, was im bürgerlichen Verkehr Verläumdungen sind. Das Allgemeine war meistens richtig angegeben, die geheimen Triebfedern des Besonderen erkannte er nie. Jean Paul sagt in seiner Vorschule: „Je weiter ein Wesen vom Mittelpunkte absteht, desto breiter laufen ihm dessen Radian auseinander, und ein dumpfer, hohler Polyp müßte, wenn er sich ausdrücke, mehr Widersprüche in der Schöpfung finden, als alle Seefahrer“. Bei solcher kritischer Beschaffenheit

ist es nicht zu verwundern, daß er dann und wann Vorwürfe und Anklagen vorbrachte, deren der verworrene Kopf nicht fähig sein kann, wohl aber ein Nikolaitischer Verstand. Einmal meinte er: Schiller hätte uns doch mittheilen sollen, was in dem verschleierte Bild zu Saïs der Jüngling gesehen habe! und zu dem Xenion Columbus: „Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde — Was der eine verspricht, leistet der andre gewiß!“ machte er die Glosse: „Das ist dem Naturgesetz zu viel zugemuthet. Columbus hat Amerika entdeckt, weil er das Naturgesetz richtig berechnete, sich mit Andacht der Wirklichkeit fügte“. Mit der Miene und dem Tone desjenigen, der niemals an sich zweifelt, sprach er das Absurdeste über Heinrich von Kleist aus, den er rühmte und heruntersetzte in Einem Athem, an dem er Gebrechen bemerkte, die mit seinen gepriesenen Vorzügen unvereinbar waren, weil Eines das Andere aufhob. Schmidt betonte Kleists Macht der Leidenschaft und versicherte zugleich, daß das Gefühl bei ihm selten unmittelbar und ungehemmt zum Ausdruck komme, und daß er Mühe habe, die Eisrinde des Verstandes zu durchbrechen; er betonte die strenge Kunstform des Dichters, die plastische Kraft desselben, welche jene Goethes und Schillers überrage, und beschuldigte ihn dabei eines übertriebenen Realismus und des Hanges, sich in das dunkle Naturgebiet zu verlieren, welches keine Kunst zu adeln im Stande sei und er schalt seine Gemüths-bewegungen convulsivisch, deren Zumuthungen sich nicht einmal die geläufigste Phantasie fügen könne u. s. w., u. s. w.

Noch viel schlimmer sprang er mit Hebbel um. Er nahm nicht nur Alles wieder zurück, was er ihm vor Jahren, wie wir wissen, zugesprochen hatte: er verfuhr gehässig, unredlich gegen ihn, heftete sich an kleine Jugendproductionen, aus denen er Gesamtmurtheile ableitete, ja fälschte geradezu Inhaltsangaben und Züge, um das Gesicht des Dichters zu schänden. Will man

ihn aber dieser Unlauterkeit nicht zeihen, nun dann muß er sich gefallen lassen, daß man seiner Ungründlichkeit und seiner Leichtfertigkeit im Denken und Lesen durchweg zuschiebt, was man theilweise auf böse Absicht hätte wälzen dürfen. Die im Geiste Julian Schmidts von Hebbel fictiv entworfene Reproduktion des Othello gibt in der That eine treffende Charakteristik seines kritischen Verfahrens:

„Ein junges Mädchen, Desdemona mit Namen, verliebt sich in einen garstigen Neger, Othello geheißten, der ihr viel von seinen Heldenthaten vorschwadronirt hat. Der Fähndrich Iago, eine schöne Seele, bei der alle Teufel noch in die Schule gehen könnten, ist auf seinen schwarzen General aus den ordinärsten Gründen erbost, weil dieser statt seiner den Cassio zu seinem Lieutenant machte. Er entschließt sich deshalb, den Neger, sein Weib und den ihm vorgezogenen Cassio zu verderben, theilt uns das auch des Breiteren in buntscheckigen Monologen mit, wie sie noch nie unter dem Monde gehalten wurden. Als Werkzeug muß ihm ein gewisser Roderich dienen, ein liebedlicher Bursch, der in die Desdemona verschossen ist und vortrefflich zu den Uebrigen paßt. Es tritt sogar eine öffentliche Dirne auf, wie man denn dergleichen beim Verfasser schon kennt. Nun heßt Iago Einen auf den Andern, und es gelingt ihm über die Maßen leicht, denn der Dichter hat besser dafür gesorgt, als der liebe Gott in solchen Fällen zu thun pflegt, er hat ihm lauter leichtgläubige Thoren, lauter Regler, die von selbst umfallen, in den Weg gestellt. Es gibt Eifersucht an allen Ecken und ein Taschentuch spielt, so unglaublich es auch scheinen mag, die Hauptrolle dabei; das Ende aber ist, daß der Neger erst die Desdemona, dann, unter gräulichem Renommiren, sich selbst ersticht, und die Moral läuft darauf hinaus, daß Schwarz und Weiß sich nicht mit einander vermischen sollen.“

Daß Hebbel nicht carrifirte, dies bewiesen nicht nur Schmidts dargelegte Proben dieser Art bei der Beurtheilung unseres Dichters, dies bezeugen auch des „gereiften“ Julian Schmidt kostbare Zeilen über Grillparzers Sappho in den 1875 erschienenen „Charakterbildern aus der zeitgenössischen Literatur“. Dort heißt es wörtlich: „. . . Freilich ist die Idealität mehr in dem Costüm als in der Handlung selbst. Eine ältere, vornehme und geistreiche Frau verliebt sich in einen unbedeutenden jungen Menschen, bis dieser, der Natur getreu, sich vom ungleichen Bande löst. Das Weitere ergibt sich von selbst. Der Sprung vom leukadischen Felsen ist mehr Costüm und war ohnehin in der „Wanda“ vorweg genommen“. An den Bemerkungen, welche Schmidt bei der Besprechung der kleinen Erzählung Die Ruh zusammenrafft, manifestirt sich jenes schöne Recensententhum, welches man weder in Frankreich, noch in Italien oder England, welches man nur in Deutschland und in Dänemark antreffen kann. Das ganze Bild hatte er verschoben und verdreht. Wer sich überzeugen will, welche Veranlassung zu künstlerischem Nachdenken und Vergleichen diese grauenvolle, aber in ihrer Art musterhafte Erzählung einem ebenso gelehrten als geschmackvollen und durchgebildeten Dichter darbot, der lese die Abhandlungen des Freiherrn von Münch über zwei Novellen des venetianischen Prälaten und Schriftstellers Giovanni Brevio, aus dem sechzehnten Jahrhundert, zwei Novellen, welche eben so knapp gehalten, wie Hebbels Erzählung, und nicht minder entsetzliche Vorfälle auseinander wickelnd, die nämliche grausame Consequenz in dem Zusammenwirken von Zufall und Schuld auf dem denkbar kleinsten Raume anschaulich machen.

Jahre hindurch galt Julian Schmidt als die erste kritische Instanz und war er ein gefürchteter Mann. Seine Kritiken aus den Grenzboten erweiterte er zu einer Literaturgeschichte, die alle

Tagsschreiber ausnutzten. Erst als der starke Habicht kam in Gestalt Ferdinand Lassalles, erst dann schien sein Hahnenflügel gebrochen und sein Sporn weniger bedrohlich. Lassalle wies ihm in seinem Pamphlet: Herr Julian Schmidt, der Literaturhistoriker, mit Sezerscholien herausgegeben, Schnitzer über Schnitzer, Ungereimtheiten in allen Formen nach, indem er die Werkzeuge der Gelehrsamkeit, wie die Quälbalken und Martereisen der Tortur, herrichtete, aufstellte und in Bewegung setzte. In dem „Vorberichte des Sezers“ heißt es: „So ist es denn dahin gekommen, daß die Production der geistigen Bildung in unserer Epoche etwan dem Gewebe der Penelope zu vergleichen ist. Wie die Königin selbst in der Nacht austrennte, was sie am Tage gewebt, so wird jetzt diese Arbeit wirthschaftlicher und den Gesetzen von der Theilung der Arbeit entsprechend von verschiedenen Factoren besorgt. Was unsere großen Denker, Dichter und Gelehrten mit großer reeller Mühe für die Entwicklung des Geistes produciren, das entstellen, verderben und vernichten jene „elenden Scribenten“ wieder für alle diejenigen, welchen nicht Zeit und Möglichkeit gegeben ist, unmittelbar aus den Quellen selbst zu schöpfen, welche vielmehr auf Berichte aus zweiter Hand angewiesen sind — also für die große Masse der Nation . . .“ Den Ausspruch Schmidts: daß Goethes Faust, wie alle seine Lieblingsgestalten, ohne ideellen Inhalt, eine Art Dilettantismus sei, glossirt Lassalle folgendermaßen: „Also Faust ist ohne ideellen Inhalt. Es ist etwas in dieser Entdeckung, was Einem auf die Brust fällt und den Athem beklemmt. Besonders aber auch etwas, was Einen besorgt macht um das Schicksal des Entdeckers, denn Sie wissen, Herr Schmidt, es ist noch allen großen Entdeckern schlimm ergangen, Columbus wie Galilei, und so vielen anderen. Und Sie werden zugeben, Herr Schmidt, mit einem Manne, von dessen Titanengeist selbst der Faust zu einem bloßen „Dilettantismus“, zu einer

Gestalt „ohne ideellen Inhalt“ herabsinkt — mit dem darf man es scharf nehmen, Herr Schmidt!“ — Auch Fichte, sagt Schmidt, ist trotz seines vermessenen Dogmatikus nur ein Suchender. „Anmerkung des Setzers: Wissen Sie das genau Herr Schmidt? Ich hatte immer gedacht, er wäre Gott Vater in eigener Person gewesen! Wie Sie doch die Leute tief und unterscheidend zu charakterisiren verstehen! . .“

Hebbels Polemik, welche der Passale'schen Schrift um zehn Jahre voraus war, fruchtete ihm einstweilen nichts, am wenigsten in Wien, wo der Redacteur des Grenzboten bewundernde Freunde, Nachbeter und Abschreiber hatte; sie trug vielmehr dazu bei, daß die Ungebührlichkeiten gegen ihn erst recht überhand nahmen. Aber die gute Natur des Poeten wußte sich zu helfen. Noch bevor das Jahr Fünfzig zu Ende ging, hatte er sich mit einem satyrischen Drama über die gereizte, zank süchtige Stimmung gar prächtig hinausgeschwungen.

Das satyrische Drama hieß: Michel Angelo. Zum Grunde liegt der kleinen Komödie eine Anekdote, welche von Condivi, dem Biographen Michel Angelos, und von De Thou verschiedenartig erzählt wird. Condivi berichtet, daß Lorenzo, der Sohn des Pia Francesco von Medici, dem Künstler gerathen habe, seinen eben entstandenen Liebesgott so herzurichten, daß er aussähe, als ob er unter der Erde gelegen habe, ihn alsdann nach Rom zu schicken, wo er für antik gelten und er ihn besser verkaufen würde, was Michel Angelo that, der im Uebrigen durch diesen Handel selbst nichts Namhaftes gewann. De Thou hingegen berichtet, die Prinzessin Isabella von Este habe in ihrem Palaste eine Cupido Michel Angelos und dann einen mit einem Tuch verhüllten Cupido antiker Kunst gezeigt, und die Bewunderer wären, ehe sie dieses Werk erblickten, über die Statue des Florentiners überaus entzückt gewesen, hätten aber, nachdem

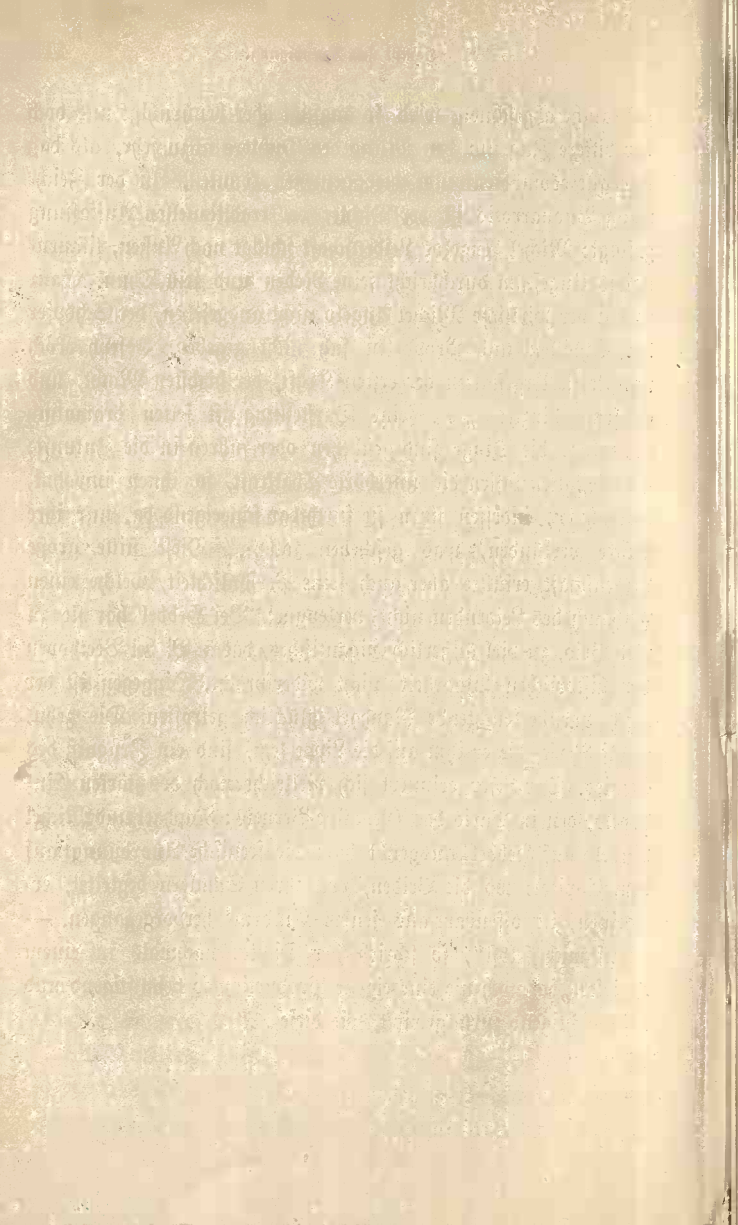
sie das griechische Meisterstück gesehen, die Vorzüge desselben auf Kosten des modernen gerühmt. Michel Angelo habe nun die Prinzessin ersucht, nie seine Statue vorzuweisen, ohne gleich darauf die hellenische zur Besiegelung des Triumphes der alten Kunst daneben zu rücken. In Hebbels Drama wird an die Stelle des Liebesgottes ein Jupiter gesetzt, den Michel Angelo, nachdem er ihm einen Arm abgeschlagen und ihm den Kost des Alters künstlich beigebracht hat, vergraben und wieder auferstehen läßt, um seine Neider und Widersacher durch die ihnen gespielte List zu beschämen und niederzuschmettern. Die Scene hat Hebbel von Florenz nach Rom verlegt. Leicht und obenhin wird im Beginn des in zwei Acte gegliederten Dramas der Kampf des Künstlers in seiner eigenen Brust und mit den äußeren Bedingungen seines Daseins geschildert. Im Fortgange der Handlung verbittert sich die Stimmung des an und für sich trotigen Buonarroti, die Unbilden seiner Gegner gewinnen in seinen Augen mehr Bedeutung, als er in den nothwendigen Lebensäußerungen der Geringeren und Kleineren erblicken sollte, ja der von der Natur selbst gesetzte Schauer des großen Individuums vor dem größeren nimmt in dem gereizten Michel Angelo, Raphael gegenüber als dem Höheren, einen gesteigerten Charakter an; bis durch das Erscheinen des Papstes, der hier den Gipfel der sittlichen Welt repräsentirt, und durch dessen Worte:

Hast Du Dich denn so rein bewahrt,
Daß Dich nicht das Geringste drückt u. s. w.

das aufgeloderte Feuer wieder besänftigt und in den frommen Dienst gezwungen wird.

Hebbels satyrisches Drama ist zwar heiter, aber kühl, die Farben sind hell, doch nicht pastös, und wiewohl der polemische Pfeil mehr aus übermüthigem Kraftgefühl als zum Kriegs-

gebrauche abgeschneilt wird, so ängstigt oder beunruhigt uns doch der bittere Zug um den Mund des Dichters allzu sehr, als daß wir alle Komödienfreude hier genießen könnten. In der Zeichnung Buonarrotis ist der Dichter der traditionellen Auffassung gefolgt: Michel Angelos Leidenschaft schlägt nach Außen, titanenhaftes Ungestim durchbricht seine Reden und sein Thun. Ganz so hat der wirkliche Michel Angelo nicht ausgesehen, der Schöpfer der Sybillen und Propheten sich nicht gegeben. Joseph Koch nannte sie Urgestalten der ersten Kraft, der höchsten Macht, und er setzte hinzu: „. . . seine Darstellung ist selten dramatisch handelnd, die Dinge sind geschehen oder führen in die Zukunft; die Gestalten lassen die unerhörte Thatkraft, so ihnen inwohnt, nur ahnen, indessen sitzen sie furchtbar schweigend da, nur ihre Blicke verkünden, was geschehen soll. . .“ Diese stille große Leidenschaft erfüllte aber auch seine Persönlichkeit, welche einen Anhauch des Leidenden nicht verleugnet. Bei Hebbel hat sie zu viel Brio, zu viel äußerlich Gigantisches, das z. B. bei Beethoven der historischen Wahrheit nicht widerspräche. Hingegen ist der rasch vorüberleuchtende Raphael glücklich getroffen. Die zehn, zwölf Verse, die er ihm auf die Lippe legt, sind ein Zeugniß des Genies. Der Leser erinnert sich vielleicht noch des starken Eindrucks, den in Paris das Gemälde Berners: Raphael und Michel Angelo auf Hebbel ausgeübt hat; die scenische Anordnung auf dem Capitol, wo die Beiden, von ihren Schülern begleitet, erscheinen, ist offenbar aus jenem Eindruck hervorgegangen. — „Auf mich selbst“, so schrieb der Dichter nachmals in einem Briefe, „hat noch nie eine eigene Production so besänftigend und beschwichtigend zurückgewirkt, wie diese. . .“



Sechstes Buch.

Klärung und Ende.

(1850—1863.)

Si quis, tota die currens, pervenit ad vesperam satis est.

Petrarca. De vera sapientia.

1881-1882

1881-1882

1881-1882

1881-1882

Erstes Capitel.

Neue Gestalten und Eindrücke.

Während sich die Weltlage verfinsterte, die großen politischen Angelegenheiten an allen Punkten dunkles Gewölk zusammentrieben, wogegen die Dynasten zuversichtlicher denn je auf gutes Wetter hofften und die Wiedererstarkung dessen erwarteten, was die Revolutionsstürme gebrochen hatten, hellte sich in dem innern Leben des Dichters, den dieses Buch als den wichtigsten Gegenstand behandelt, mancher Widerspruch auf, ließen einzelne Spannungen des sattfam gequälten Gemüthes nach, fing Hebbel an was er besaß, freudiger zu schätzen, dankbarer zu genießen. Die leibliche Schönheit und der Seelenadel seiner Frau waren ihm eine stätig sprudelnde Quelle der Erquickung, das Töchterlein, welches herrlich gedieh, enthüllte ihm zu doppelter Wonne den Zauber der werdenden Menschennatur, und öfters sagte er, daß er von den stammelnden Kindeslauten mehr Aufschlüsse über die wichtigsten Probleme empfangt, als von einer ganzen Bibliothek. Allmählich hatte sich um ihn ein neuer Freundeskreis gebildet, dessen Flügelmann ich selber vorstellte. Aber freilich, ich war ein noch unbeholfener, geistig unreifer, in fliegender Bewunderung schwärmender Flügelmann.

Durch Deinhardstein, den ich viele Male dringend darum ersucht hatte, war ich im Frühling 1849 mit Hebbel bekannt geworden. Sein Kind Christine auf dem Arm, schwarz gekleidet, in buntgestickten Morgenschuhen, wie ihn Robert Waldmüller gesehen, hatte er mich an der Hausthür lächelnd begrüßt, sich alsdann seiner süßen Last entledigt und mich in das bescheidene Empfangszimmer hinein geführt. An meinen jugendlich heftigen Versicherungen der Verehrung, die ich für ihn empfände, denen vielleicht meine glückerfüllten Blicke nachhelfen, schien er eine unbefangene Freude zu haben, wie ich denn in jener Stunde eitel Liebe und Wohlwollen seinem Benehmen, seiner Stimme und seinen Worten ablas. Er kam mir mehr wie ein Jüngling als wie ein Mann vor und ich suchte ordentlich den Dichter der Judith und der Genoveva. Da er mich nach Herzenslust sprechen ließ, indem er mich dabei stets freundlich beobachtete, so bedurfte es nicht vielen Muthes, daß ich aus der Tasche ein kleines Manuscript herauszog und ihm einen vor Kurzem geschriebenen Aufsatz vorlas, betitelt: Friedrich Hebbel und die Philister. Ich hatte mich darin der angefochtenen Sittlichkeit seiner Poesie aus Leibeskräften angenommen und eine schülerhafte Energie sonder Gleichen entwickelt. Hebbel billigte die Gesinnung des Aufsatzes, meinte jedoch, daß er mir über meine Auffassung gelegentlich Allerlei bemerken wolle und forderte mich zu wiederholten Besuchen auf. So spärlich dieselben zunächst waren, so häufig wurden sie bereits im Winter des genannten Jahres, und bald verging kein Tag, an dem ich nicht mit Hebbel viele Stunden zugebracht hätte. Meiner Unfertigkeit ungeachtet gewann ich rasch seine Zuneigung und sein Vertrauen, so daß er mich bald in seine geheimsten Regungen einweihete und mir nichts Wichtiges vorenthielt, was ihn persönlich betraf. Dies mag einstweilen als Aufklärung über mein Verhältniß zu Hebbel genügen.

Im Jahre 1850 brachte ich auf seinen Wunsch Julius Glaser, den jetzigen Justizminister von Oesterreich, in des Dichters Haus. Glaser, um einige Jahre jünger als ich, hatte sich frühzeitig eine Fülle von Kenntnissen erworben, so wie Uebersicht und Ruhe des Urtheils. Er war vor Kurzem aus Zürich, wo er auf Grund einer Schrift über Vergeltung und Strafe den philosophischen Doctorgrad erlangt hatte, nach Wien gekommen und studierte eifrig Jura. Von jüdischem Stamm, in Deutschböhmen geboren, flüssigen Naturells, heiter und genügsam, bewegte er sich in dem leichtlebigen Wien mit der Harmlosigkeit des jungen Menschen, aber zugleich mit der Sicherheit eines Charakters. Man kann sagen: kein Stäubchen der Genußsucht der Großstadt flog ihm an und ihren schlimmen Verlockungen brauchte er nicht einmal auszuweichen, weil er weder Ohr noch Auge für sie hatte. Dabei war es wunderbar, mit welchem Frohsinne er sein emsiges Sammeln an Wissen betrieb, wie gut wirthschaftlich und klug diätetisch er das Wesentliche erwarb und an seine Organe vertheilte. Da konnte man auch nicht im Entfernten jene wissenschaftliche Gewinnsucht, jene erweiterten Pupillen und abgebleichten Wangen ehrgeiziger Jugend wahrnehmen, die uns den angestregten Fleiß nicht selten als unnatürlich, ja als lasterhaft erscheinen lassen. Die Verbindung behender Apperception mit einer eben so sanften als bestimmten Anordnung der Gedankenreihen fiel schon zu jener Zeit an Julius Glaser auf. Diese Mischung von Scharfsinn und Mäßigung drückte sich auch in seinem Antlitz aus, in der frommen Güte und angenehmen Besonnenheit des Blicks und der Züge. Hebbel war ihm bereits nach den ersten Wochen des Verkehrs aus ganzer Seele gewogen, wiewohl er Glasers unbeirrbar Selbständigkeit und Beharrlichkeit im Zusteuern auf das ihm vorschwebende Ziel sofort und zwar nicht ohne Unmuth erkannt hatte. Denn Jedermann, der zu ihm

hielt, sollte völlig in ihm aufgehen, alle seine Bestrebungen und Zwecke gegen seine eigenen vertauschen: dies begehrte blind Hebbels Natur und mit seiner Dialectik suchte er nachträglich solches Begehren vor dem Verstande zu rechtfertigen und vor seinem Gewissen als eine hohe sittliche Anforderung zu beglaubigen. Aber wehe dem, der sie an ihn selber hätte stellen mögen.

In minder nahen, aber doch sehr freundschaftlichen Beziehungen stand Hebbel zu zwei andern jungen Männern: Karl Werner und Karl Debrois van Bruyl. Werner hatte durch eine in der wissenschaftlichen Beilage zur Wiener Zeitung veröffentlichte Abhandlung über den Rubin des Dichters Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Die in Briefform abgefaßte Abhandlung analysirte das Märchenlustspiel nach allen Seiten und trat mit uneingeschränkter Bewunderung für dasselbe ein. Aber sie verrieth zugleich Einsicht in poetische Gebilde und war einfach und nicht ohne Geschmac geschrieben. Der Verfasser, der sich für das Lehramt der deutschen Sprache und Literatur entschieden hatte, bereitete sich eben zu den strengen Prüfungen vor und ging auf Freiersfüßen. Da er binnen Kurzem eine Professur am Obergymnasium in Olmütz erlangte und sich eben so rasch verheiratete, was Hebbel unzufrieden ansah, weil er dadurch die freie geistige Entwicklung Werners gehemmt glaubte, so zerfaserte sich nach und nach der intime Verkehr und spann sich nur noch in herzlichen Briefen fort, welche zeitweilig zwischen den Beiden gewechselt wurden. Karl Werner wirkt jetzt als Landeschulinspector in Salzburg ersprießlich in seiner Sphäre. Debrois' Bekanntschaft mit Hebbel vermittelte Werner. Hatte dieser sich warm des Rubin angenommen, so war wieder sein Jugendfreund Debrois ein Anwalt der Julia gewesen, über welche er auch nachmals eine ausführliche Studie herausgab, der es zwar nicht an guten Gedanken, aber an Reife des Geistes gebrach. Der enthusiastische Verfasser

derselben war im Uebrigen Musiker, ein begeisterter Anhänger Robert Schumanns und um die Ausbreitung seines Ruhmes in Wien lebhaft bemüht. Er war der Erste, welcher hier seine Lobesstimme für Schumann erhob, wenn ich nicht irre vor Eduard Hanslick, und auf jeden Fall muthiger, rückhaltsloser als dieser. Es gehörte thatsächlich Muth dazu, denn noch war dieses in geheimnißvollem Glanze leuchtende Talent den Meisten ganz und gar unzugänglich und ihr eigenes Unvermögen unterschoben sie, wie dies gewöhnlich geschieht, dem Künstler selbst. — Debrois' persönliche Componistenbegabung, die nicht durch die strenge Zucht contrapunktischer Studien gegangen war, trug das Zannusgesicht einer halb poetischen, halb musikalischen Anlage. Der wilde Wuchs seines Talents hatte sich nicht mit Frische gepaart, der Bagabund zeigte eine grübelnde Naivetät, die Intelligenz drückte sozusagen der Melodie die Augen zu. Dennoch rühren von Debrois einige tief empfundene, wahrhaft ergreifende Lieder her. In dem vertrauten Umgange mit Hebbel entstand eine reiche Anzahl Gesänge, zu denen Gedichte unseres Poeten den Text darboten. Auf sein Talent vertrauend und unfähig, sich zu irgend einem practischen Lebensberufe aufzuraffen, litt er fortwährend unter den Mißhelligkeiten mit seinem Vater und nöthigte Hebbel nicht selten, den Beschwichtiger und Ausgleicher, freilich nur mit flüchtigem Erfolge, zu machen. Gegen Werners bürgerliche Festigkeit und geistige Rührigkeit im Gehaben und Thun setzte sich die unsichere und schweifende Artung des jungen Musikers, dem dabei eine pedantisch pathetische Weise eigenthümlich war, als schneidender Gegensatz ab. — In diesem Kreise, bildungsbedürftiger, lernbegieriger, bewunderungsfroher junger Leute, welche keine selbstischen Interessen verfolgten, indem sie sich um den Dichter schaarren, waltete Hebbel theilweise wie ein Lehrer, theilweise wie ein geistiger Priester, ohne daß darum ein

collegial ungezwungener Zug von seiner Seite gefehlt hätte. Nichtsdestoweniger mußten wir ein Jeder mehr oder minder unter seinen Eigenheiten, seiner Festigkeit, seinen gewaltthätigen Aeußerungen empfindlich leiden. Er hinwiederum mußte die Bosheiten, hämischen Angriffe, ja Nichtsnutzigkeiten hinnehmen, die von seinen Widersachern und Neidern in Folge einzelner Thorheiten und juvenilen Ausschreitungen verursacht wurden, zu denen die überschwängliche Begeisterung für seine Poesie uns hinriß. Dennoch darf man das Wort Immermanns auf unser damaliges Verhältniß zu Hebbel immerhin anwenden: „Das junge Alter pflegt eine richtige Ahnung von dem Höchsten zu haben, was gerade in der Zeit da ist“. Auch gestand Hebbel gerne, daß er lebhaftere Anregungen insbesondere von der Jugend empfangt. Sowohl in Briefen als öffentlich sprach er sich jetzt dahin aus, wieviel Gutes er von der österreichischen Jugend erwarte; es rege sich nunmehr an allen Enden und Ecken, schrieb er an Adolph Bichler, er erhalte davon manche Probe, und er hoffe nur, daß die junge Saat nicht wieder absichtlich in die Erde gestampft werde. In seiner Charakteristik Feuchterslebens heißt es also: „Uebrigens stimme ich ihm vollkommen bei, wenn er die nächste Regenerirung der deutschen Literatur von Oesterreich erwartet. Daß sich hier am meisten ungebrochener Boden findet und daß selbst die hier so häufige Racenkreuzung ein bedeutendes Gewicht mit in die Waagschale wirft, leuchtet von selbst ein. Aber es hat sich bei dem Ernst und der mehr und mehr auf's Tiefe gehenden Richtung der jüngeren Generation auch bereits eine Fülle vielversprechender Talente angekündigt, die hauptsächlich deswegen große Hoffnungen in mir erregen, weil sie schon in ihren ersten Proben, seien diese nun lyrischer, dramatischer oder novellistischer Art, ganz frei von dem bisherigen überflüssigen

Bilderluxus erscheinen, der so oft die klaffende Leere verdeckte oder den wirklich vorhandenen Gedanken erstickte . . .“

Mit Adolf Pichler und Wilhelm Gärtner hatte er gleichfalls enge freundschaftliche Verbindungen angeknüpft, während sich die Beziehung zu Carl Kahl, der mittlerweile aus Italien in seine Vaterstadt heimgeliehet war, intimer gestaltete.

Adolf Pichler kannte er bereits seit 1847; damals hatte ihn Sigmund Engländer zu ihm gebracht. Inzwischen war Pichler, nachdem er seine medicinischen Studien an der Wiener Facultät beendet, und an der Vertheidigung Tirols 1848 theilgenommen hatte, Professor in Innsbruck geworden. Erst jetzt, in der Zeit der gereiften Männlichkeit, trat er Hebbeln unter Wahrung seiner inneren Unabhängigkeit näher und es entwickelte sich ein vertraulicher schriftlicher Verkehr zwischen Beiden, den spätere persönliche Wiederbegegnungen zu einem engen und dauernden befestigten, wenngleich die Empfindung der Gegensätze der zwei Naturen Pichler nachmals von Hebbel einigermaßen entfernte. Nicht nur der starke Gehalt seines Wesens sprach Hebbel in Pichler an, auch die edel rauhe Form, in der es sich gab, sei es als Gespräch oder als Brief, sei es als Lied oder als sittengeschichtliche Schilderung. Hebbel fühlte, daß dieser Oesterreicher aus dem Vollen wirklicher Anschauung und wirklicher Erkenntniß herauslebte, daß hier saftiges Holz trieb, von den gesunden Wurzeln im Mutterboden ernährt. Ist es doch in der That der nämliche Athem froher Kraft und heiteren Tieffinns, die uns aus der Persönlichkeit und den Leistungen Pichlers anwehen, wie aus Fallmerayer und Joseph Koch, wenn ihm auch die Günst, geschlossene Kunstwerke gleich diesen zu schaffen, versagt blieb. Von einer gewaltigen, erhabenen Natur umgeben, in ehrwürdigen Sitten und Bräuchen aufgewachsen, sah er sich zugleich von einem dumpfen religiösen Aberglauben, einer gedanken-

losen Loyalität und von Vorurtheilen umringt, welche noch bis auf den gegenwärtigen Tag, wenngleich namhaft verringert, die Entfaltung Tirols schwächen und irre leiten. Auf jedes Büschel Edelweiß, das er sich vom Foch herunter holte, kamen zehn Rosenkränze, welche den alten, wie den jungen Weibern, den Kapuzinern in der Kutte, wie im Leibrock, durch die Finger glitten, auf jede Anemone, die er im Frühling heimtrug, zehn Vaterunser, womit allem Ideellen als einem Teufelswerk der Weg in dieses Bergland versperrt werden sollte. Da wollte es schon etwas bedeuten, wenn ein Geist sich zur Freiheit, ja nur zur Unbefangtheit durch- und emporarbeitete und wenn ein solcher Geist auf diesem schwierigen Pfade nicht jene heilige Empfindung menschlicher Unvollkommenheit und Abhängigkeit einbüßte, welche der Glaube der Würdigen unter den Confessionslosen ist. Leidenschaftlichen Temperaments, durch seine poetische Begabung für jeden Eindruck doppelt empfänglich und empfindlich, war Adolf Pichler mit seinem Freunde Purtscher auf einem Frachtschiffe den Inn hinunter und dann die Donau hinab 1842 nach Wien gekommen. Selbst an die Helden der Ilias erinnernd, durch ihre kräftigen, hohen Leiber und durch ihre Handthierung auf dem Schiff, lasen sie am Herdfeuer gelagert während der Fahrt stundenlang den Homer. In der Genußstadt Jahre hindurch verweilend, war der Gedanke an die Erfüllung seiner wissenschaftlichen Pflichten das unverrückbare Centrum im Dasein Pichlers gewesen. „Ich möchte vom Mittelpunkte des Kreises aus arbeiten“, sagte er, „nur das schützt vor Zersplitterung, und was die vierundzwanzig Stunden des Tages anlangt, so verträdle ich unserem Herrgott keine davon.“ Das Wiener Genußleben stieß ihn ab. Lobe mir Einer die Gutmüthigkeit dieses Völkchens, meinte er, Weichheit ohne Kraft sei unerträglich, nur dieser stehe das Milde schön; so aber wirke es nur als Masse. Fast schein

es, die Vergangenheit habe das Erz der Männer schon aufgemünzt und nur das Flittergold des Salons sei geblieben. Nicht schmerzlich, sondern freudig beschritt er die dichterische Muse, wenn auch mitunter spät Abends im weiten Secirsaale, wo er bei einer Leiche arbeitete, der düstere, von schwacher Kerze kaum erhellte Raum sich mit Gestalten plötzlich füllte, so daß er das Messer weglegte und Verse festhielt. Es taue nichts, nur Poet zu sein, schrieb er an eine Freundin, und gerade die größten wären noch etwas Anderes gewesen. Wer immer nur aus seiner Brust pumpen wolle, der ziehe zuletzt das Blut aus dem Herzen. Wenn er aber die derben Genüsse verschmähte und an den verfeinerten gleichgültig vorüberging, so legte er sich dafür, wenn er irgend konnte, an den Naturfreuden, die er um Wien herum verschwenderisch ausgestreut fand. Am liebsten durchstreifte er die Gegend bei Hütteldorf und Mariabrunn, wandelte er an dem mit Erlen und Weiden bestandenen Ufer des Flüsßchens entlang, Reynolds'sche Bilder haschend, wohl auch aus dem Grunde, weil dort in der Nähe seine Frühliebe blühte und verblühte. Auf dem Wege nach Weidlingau hinab legte er sich einst in das weiche Wasser des Baches zwischen Erlen, umschwärmt von Libellen, und aß dann sein Butterbrot, indem er ausrief: Das ist Wollust! Einen Poeten dieser Art ließ sich Hebbel gefallen. Dem brauchte er kein Almosen der Ermunterung zu reichen, denn diese brauste schon in Pichlers Gemüth. Wie sehr Hebbel den Mann hochhielt, bezeugen seine Briefe an ihn, wie sehr er den Dichter schätzte, bewies die Anzeige der lyrischen Sammlung Pichlers, die er in der Leipziger Illustrierten Zeitung veröffentlichte. Als ihm Pichler den ersten Act seines Dramas: Die Tarquinier mittheilte, da zollte er dem markigen Anfang seinen vollen Beifall. „Mir hat es sehr wohl gethan, daß die Tuba durch das Ganze hindurchdröhnt.“ Und als er es vollständig kennen gelernt, da rühmte er

die vortreffliche Anlage, die Kraft und Wahrheit der Durchführung. Als endlich Heinrich Laube das Stück zurückgewiesen hatte und Pichler darüber murrte, da suchte ihn Hebbel mit dem schönen Worte zu besänftigen: „Trösten Sie sich mit mir . . . Man wohnt nur sicher in der eigenen That, überall sonst sitzt man zur Miethe und wird ausgejagt, eh' man's denkt. Das hab' ich in meinen vierzig Jahren, die mich durch Berg und Thal führten, gründlich erfahren, das Eine an mir selbst, das Zweite an Andern, und der Satz wird sich auch an Ihnen bestätigen. Wo sind sie geblieben all die Papierkronen, die links und rechts um mich herum vertheilt wurden, was hat die große Lebensversicherung genützt, zu denen die edlen Mitglieder so reichlich beisteuerten? Banquerotte an allen Enden und Ecken waren das Ende vom Liede . . .“ Hebbel eröffnete dem Freunde, wo er vermochte, Absatzquellen für seine schriftstellerischen Arbeiten, und Pichler sendete ihm von Zeit zu Zeit Tirolensia, von denen insbesondere Fliers Schriften unserem Dichter willkommen waren. Ich entsinne mich noch des lauen Sommerabends, an welchem ich auf dem Gartenparterre vor dem Schönbrunner Schlosse Pichler an Hebbels Seite zum ersten Male sah. Der Apostelkopf auf den mächtig gebauten und elastischen Körper schien eine weltliche Botschaft schallhaft ernst zu verkünden. „Ich fühle immer und immer wieder“, lautete eine Briefstelle Pichlers an mich, „den polaren Gegensatz unserer Naturen; auch mir blieben die heftigen Kämpfe des Innern nicht erspart, es ist aber nicht zufällig, daß ich Naturforscher wurde und so auf festen Boden trat. Ich möchte Hebbel noch einmal in das Auge schauen: ernst, ruhig und freundlich und ihm die Hand drücken.“

Auf den Namen und die Persönlichkeit Wilhelm Gärtners war Hebbel zuerst 1848 aufmerksam geworden, als Gärtner, welcher das Priesterkleid trug, in der Universitätskirche gegen den

Deutschkatholizismus und den im Odeon die neue Lehre vortragenden Konge predigte. Denn diese Predigten waren nicht in dem kirchengeläufigen frommen Schimpftone gehalten, der die clericale Unwissenheit übertäuben soll, in ihnen ging vielmehr ein starker Herzens-eifer athmend auf und nieder und theologische Gelehrsamkeit unterstützte diesen Eifer auf das Würdigste. Ein Jahr darauf schickte Gärtner unserem Dichter seine Tragödie Simson, und ein im hohen Grade aner kennender Brief Hebbels führte zu einem persönlichen Zusammentreffen Beider. Schon durch Ludwig Tieck war Gärtner, 1839, auf das Wärmste als Poet begrüßt worden, und zwar in einem „Beglückwünschungsschreiben“ an ihn über sein erstes Drama Andreas Hofer, welches dann 1845 gedruckt erschien. Auch von Friedrich Halm hatte er das Erfreulichste darüber vernommen. „Sie begannen ihren dramatischen Beruf“, schrieb der Letztgenannte, „mit einer reicheren Ausrüstung als ich.“ In der Wahl vielfagender, großartiger Charakterzüge, möglichst abge sonderter Individuen und im Belauschen des metaphysischen Gemurmels, das aus der Welttiefe heraufbringt, Hebbel ähnlich, unterscheidet er sich von diesem vorzugsweise durch die unmäßigen Excesse im Detail, so daß die Einschnitte und der zusammenhaltende Reiz gänzlich zu fehlen scheinen. Sein Drama, als Kunstwerk angesehen, muthet uns wie ein schwellendes, reizend unförmliches Weib an im faltenreichen Gewande, dessen Armspangen und Gürtel nichts zu zeichnen und nichts zu binden haben, weil sie nutzlosen Schmuck vorstellen; Gärtners Drama fehlt die Taille vollständig. Aber mit dieser Regellosigkeit söhnt uns zeitweilig die wie eine überreife asiatische Frucht strogende Leppigkeit des Fleisches und der Farbe aus. — Der persönliche Eindruck Gärtners hatte nichts Wohlthuendes. Seine durch den geistlichen Stand bedingte Zurückhaltung zitterte gleichsam unter dem Andränge eines offen-

bar wilden Blutes und dieser Zustand bewirkte erst recht etwas pfäffisch Unheimliches, das er dem mit ihm Verkehrenden einflößte. Das längliche Gesicht, in welchem die Augen nach jeder Hebung niedergeschlagen wurden, und um so öfterer, je leidenschaftlicher er sprach, zwang den Beschauer an seinen schmalen Lippen zu verweilen, um derentwillen es allein da zu sein schien. Ernst wie Freundlichkeit zogen um den Mund stets die nämliche süßlich höhnische Falte. Wenn Hebbel künstlerische Gegenstände mit ihm durchsprach, so spürte man an seinen Mienen, daß er sich in Gärtner eines Mannes bewußt war, der in demselben Schachte arbeitete, und wenn zwischen ihnen über religiöse Materien verhandelt wurde, so that dies Hebbel mit der Freimüthigkeit seiner eigenen Anschauungen und Ueberzeugungen, aber nicht ohne die sichtliche Geneigtheit, auf die Meinungen und Grundprinzipien des Freundes einzugehen. Gärtner wieder wußte, daß Hebbel außerhalb der Kirche lebe, aber darum nicht ohne Bedürfniß nach Sättigung mit himmlischer Speise. Er liebte Hebbel, den Menschen, wie den Dichter.

In diese Gruppe suchender, irrender, nervös bewegter und kämpfender Naturen lachte Carl Nahl als das helle Heidenthum hinein; aber wohlgemerkt als das Heidenthum, das die Geige Johann Strauß' gehört hat. Schlag man die sinnliche Taste an, sinnlich im edlen Wortsinne genommen, so folgte Nahl dann auch willig und verstehend verwickelten psychologischen Themen. Aber der sinnliche Anstoß war nöthig, ungefähr wie ein rüstiger Reiter wieder stundenlang einen beschwerlichen Weg fortsetzen kann, nachdem er nur einen tüchtigen Schluck Wein zu sich genommen hat. Buchstäblich war dieses Gleichniß auf Nahl freilich nicht anwendbar. Denn den Massen, die er bei seinen Mahlzeiten verschlang, schickte er nie einen dionysischen Tropfen nach. Er goß nur Ströme Wassers hinunter, was Hebbel dann und wann mit

komisch wirkenden Ausrufen wie ein Räthsel anstarrte. Da dem ausgezeichneten Maler kaum weniger Schmähliches in dem damaligen Wien zugewogen ward, als dem bedeutenden Dichter, so waren die Mißhandlungen, welche die Zwei erfuhren, der Kreuzweg, wo zuweilen die Klagen derselben zusammenliefen. Bekam Hebbel zu lesen, daß er sich nur im Krassesten gefiele, daß die Unnatur seine eigentliche Domäne sei, so setzte man in den öffentlichen Blättern Nahl die Versicherung vor, seine Farbe wäre schmutzig, sein Fleischtou unwahr und gemein und weil er seine abscheulichen Bilder zuerst grau untermale, so sei er deshalb noch lange kein alter Venetianer. Dabei schwirrten die Intriguen gegen ihn, den Professor an der Akademie, aus dem durch Leo Thun nunmehr geleiteten Unterrichtsministerium lustig um seinen harten Schädel. Man war ihm dort oben seiner politischen Ansichten wegen herzlich abgeneigt, und der eine und andere Protector des großen Malers Kaver oder des noch größeren Malers Pancraz erblickte in jenem Nebelwollen gegen Nahls politische Gesinnung die beste Handhabe, um dessen Stellung zu untergraben.

Indessen hatte der Tod zwei der letzten seiner ältesten Freunde abgerufen, zwei der wärmsten Wohlthäter Hebbels: Dehlenschläger und den Regierungsrath Rousseau. Mit Gurlitt, der jetzt, verheiratet, nach Wien übergesiedelt war, wollte sich der frühere innige Verkehr nicht herstellen. Die Ursache lag in dem Umstande, daß Gurlitt eine Schwester Fanny Lewalds zur Frau hatte und daß Hebbel diese ihm unleidliche Schriftstellerin, sowie die Verschwägerung Gurlitts mit Adolf Stahr als ein Hinderniß gegenseitiger Uebereinstimmung betrachtete. Robert Kolbenheier, der andere in Rom gewonnene Freund, lebte in Schlesien und hatte sich, wie es schien, grillenhaft auf sich selbst zurückgezogen. Wilhelm Zerboni war in Misere versunken, zum größten Theile durch eigene Schuld. Der phantastische Pole, um dessen reichen

Güterbesitz in Galizien es nicht so bestellt war, wie er gegen Hebbel einstmals vorgegeben, sah sich jetzt von Gläubigern bedrängt, die er nicht zu befriedigen vermochte. Tausende hatte er z. B. auf seinem Schlosse an einem Kirchenbau vergeudet, angeblich, weil er mit einem Gelübde verpfändet war. Hebbel stand ihm nach seinen schwachen Kräften bei, aber jede Gabe schien hier ein Wassertropfen auf einen heißen Stein. Ein brieflich angesponnener Verkehr des jungen Emil Palleske in Oldenburg mit unserem Dichter riß bald darnach wieder ab, wiewohl Palleske auf das Hitzigste an ihn herantreten und Hebbel auf das Freundlichste ihm entgegengekommen war. Palleske kehrte nämlich eines Tages den seiner selbst bewußten Producenten hervor und wollte als Collega mit ihm weiter gehen. Dazu hatte Hebbel um so weniger Lust, als er Palleskes Drama Achill als keine besondere Talentprobe betrachten und auf die plötzliche Verwandlung des lernbegierigen Verehrers in den ebenbürtigen Dichtergenossen nicht gefaßt sein konnte.

Im Beginne des Jahres 1851 dichtete Hebbel einen Epilog zu seiner *Genoveva* und suchte dieses Drama dadurch nachträglich in äußeren Einklang mit der Volkslegende zu setzen. Aber die sanfte Waldelegie paßte nicht zu dem Schauer des seltsamen Stückes, das auf seine Weise ohnehin mit sich selber fertig wird. Als den mittelbaren Anlaß müssen wir Carl von Holtei bezeichnen. Dieser hatte einige Monate vorher in Wien seine bis zur Stunde von Niemand erreichten, geschweige übertroffenen Vorlesungen Shakspearischer Dramen gehalten, denen Hebbel die „mächtigsten Anregungen“ verdankte. Der beinahe gleichzeitig erschienene Roman Holteis: *Die Bagabunden* gefiel Hebbel ausnehmend, nicht weniger die leichtbeschwingte, komödiantenhaft phosphorescirende Persönlichkeit des Autors. Als ihm nun Hebbel seine *Genoveva* nach Graz sendete, wo er derzeit seinen Wohnort

hatte, damit er das Drama allenfalls seinem Leserepertoire, einverleibe, da dächte Holtei der mangelnde volksthümliche Schluß eines der Hauptbedenken gegen die Wirkung des Trauerspiels. Liebenswürdig brachte er seine Bedenken vor. Ein Schuhmacher, sagte er, der einer schönen Frau begegnet, werde ihr kaum ins Gesicht blicken; der Esel schaue zuvörderst auf das Schuhwerk. So sei es ihm beim Lesen dieses Gedichtes ergangen. „Ich dachte immer nur: wie wirst du das und wie wird dies sich machen? Auf diesem Wege sammelt man keine Beiträge zu einem Urtheil über die Dichtung als solche oder auch nur zu einer Meinung. Man bleibt beim Metier.“ Er zürne Hebbel, daß er, was die Fabel darbiete, verschmäht habe. Wenn er doch mit ihm darüber reden könnte, im Schreiben sei er zu dumm, vielleicht brächte er ihn alsdann dazu, daß Hebbel ihm einen sechsten Act mache, „wo die Pfalzgräfin einzieht in ihres Schlosses Hallen mit Schmerzenreich, und ihren Siegfried umarmt; ja bis zur Hirschkuh wollt' ich Sie bringen! Dabei fällt mir ein, daß ich in Grafenort vor grauen Jahren Genoveva von einer Zigeunerbande mehr mimisch als rhetorisch darstellen gesehen. Schmerzenreich war ein Lämmel in meiner Größe und die Hirschkuh ein Dachschliefer kleinster Gattung, dem sie zwei kleine Rehbockshörner auf dem Schädel gepickt hatten. Die kleine Amme verleugnete jedoch das männliche Genus nicht und that es, an eine Waldcoullisse gewendet, vor Ablauf des Dramas höchst unanständig kund — was vielleicht, da alle Mitspielenden Thränenopfer brachten, Nührung bedeuten sollte“? Im Uebrigen bebe er, der doch zu wissen sich einbilde, was reden heiße, vor Hebbels Anforderungen zurück. „Da soll man nicht nur sagen, was da steht, und woran man . . . vollauf zu thun hat, man soll auch ahnen lassen, was nicht da steht, weil es dem gewaltigen Denker gefiel, zwischen ein lautes Wort und ein halbes a parte eine

junge Bevölkerung von erst empfangenen, noch nicht geborenen Gedanken zu zwingen, die da drinnen wimmelt, wie ein Alnestr. Alle diese Schwierigkeiten reizen mich umso dringender an, und versucht werden muß es doch einmal. Hätt' ich nur meine Hirschkuh! . . ." Holtei's Drängen fruchtete; und so lugte denn am Ende wirklich die Hirschkuh aus dem Dickicht des Hebbel'schen Trauerspiels hervor. Dessen öffentlich gelesen wurde die Genoveva trotzdem von Holtei nicht, dafür der Michel Angelo, sowohl in Graz als in Wien. Denn das Burgtheater hatte dieses Dramolet gleichfalls zurückgewiesen, und Hebbel wollte denn doch ein Echo aus dem Publikum vernehmen.

Da seine Frau, wie die Verhältnisse am Burgtheater nun lagen, gleichfalls in der Entfaltung ihres Talents gehemmt wurde, so bemühte sich Hebbel, ein Gastspiel am Hoftheater in Berlin einzuleiten und reiste zu diesem Zwecke im Vorfrühling 1851 dahin. Der alte, schläfrige, unzuverlässige Director Küstner wurde eben vom Lieutenant von Hülsen abgelöst. Dieser erwies sich gegen unseren Dichter sehr freundlich und da auch der Hofrath Teichmann sich seinen Zwecken förderlich zeigte, so hatte die Reise den erwünschten Erfolg. Hebbel verkehrte in Berlin mit Röttscher und Mundt, lernte Carrière kennen, der ihm verehrungsvoll entgegen kam, erneuerte die in Rom angeknüpfte Beziehung zu Cornelius und trat in ein persönliches Verhältniß zu dem greisen Tiedt, den er, wie wir wissen, seit seiner Jugendzeit hoch schätzte. Wiewohl derselbe, erst von einer Todeskrankheit genesen, noch keine Minute außer dem Bette zubringen konnte, nahm er ihn dennoch an. „Sein Kopf“, schrieb Hebbel an seine Frau, „ist in der That höchst bedeutend und seinem mächtigen Auge hat selbst der halbe Tod den Glanz nicht rauben können; siegreich und unbekümmert um den Zusammensturz der irdischen Hülle leuchtet der Genius daraus hervor; es ist, als ob ein

unsterbliches Wesen aus dem obern Stockwerk eines Hauses herunter schaute, das unten in Flammen steht. Er streckte mir seine weisse Hand zitternd entgegen und sprach: es ist schön von Ihnen, daß Sie zu mir kommen; wie ich sie sagte, war mir, als ob zwei Jahrhunderte sich begrüßten. . .“ Hebbel blieb aus Schonung für den Kranken nicht lange, doch bat ihn Tieck dringend, seinen Besuch zu wiederholen. Hebbeln schien es, als sei er von lauter Domestiken umgeben. Er unterließ nicht, seinem alten Bedienten, der ihm als ein recht gebildeter Mensch vorkam, beim Fortgehen in den wärmsten Ausdrücken von den außerordentlichen Verdiensten seines Herrn zu sprechen und von dem Danke, den ihm ganz Deutschland für die treue Pflege schuldig werde. Als unser Dichter bei Cornelius eintrat, da traf er diesen vor seinem großen Carton, der das Ende aller Dinge, das neue Jerusalem darstellt. So ferne die Symbolik der Apokalypse der modernen Welt liegt, so mächtig riß ihn doch die Schöpfung des Cornelius hin. Dieser war erfreut, daß Hebbel nicht, wie so viele, den Kopf davor hängen ließ und rief ihm beim Abschied zu: Ich hab's immer gesagt, die Hoffnung ist eine große männliche Tugend! Auch dieser außerordentliche Mann, sagte Hebbel, sei ein Beweis dafür, daß die Natur den Sokrates nur aus Versehen oder in einer Laune in ein so häßliches Gehäuse steckte, daß sie sich aber gewöhnlich nach einer Krystall-Vase für eine reine Flamme umsehe. Man rufe die ganze Armee der Leute zusammen, die jetzt in Deutschland den Pinsel führen, und Jeder, der nicht selbst Fischaugen habe, werde Peter Cornelius als den gebornen Generalissimus heraus finden. Wilhelm von Humboldts gedenkend, machte Hebbel einen Ausflug nach Tegel, auch besuchte er die Gräber Solgers, Fichtes, Hegels auf dem Werderschen Friedhofe. Sich mit Schelling zu berühren, fühlte er kein Verlangen; „Schelling klappert zwar noch immer mit seinem Schlüssel zur

absoluten Wahrheit, aber Niemand glaubt mehr daran, daß sich etwas damit aufschließen läßt.“ Von der Stadt empfing er den Eindruck, daß sie die einzige in Deutschland sei, welche den Namen einer großen gleich auf den ersten Blick erobere; aber freilich dürfe man nicht näher hinschauen. Sie gebe Zeugniß von einem ungeheuern Dasein, doch nicht von dem Dasein eines Volkes, das sich behaglich einrichtete, sondern von dem Dasein eines mächtigen Individuums, das sich ein Denkmal gesetzt habe. Friedrich der Große trete uns an allen Enden und Ecken entgegen, denn auf sein Commando hätten sich diese Häuser eben so gut in Reihe und Glied gestellt, wie seine Soldaten.

Wenige Monate nachher, im Hochsommer, kam Hebbel wiederum nach Berlin, und zwar mit seiner Frau. Auch ich hatte mich, in Folge seiner herzlichen Aufforderung, ihm angeschlossen. Wahrlich, keinen Augenblick konnte ich vergessen, daß ich einen Dichter begleitete und mich bedrängten beinahe die starken Eindrücke, die ich an seiner Seite und durch ihn empfing. Im Waggon auf der Fahrt nach Prag, als er durch den Anblick eines Schwarmes weißer Schmetterlinge, welche eine Strecke weit mit uns flogen auf die Poesie Uhlands gelenkt wurde, sagte er wohl eine Stunde lang Verse seines Lieblingsdichters her und streute Bemerkungen ein über ihre Anmuth und Frische, über die Keuschheit der Darstellung und über Uhland selbst.

In Dresden, wo wir einen Tag blieben, fesselte ihn ausschließlich die Gemäldegallerie und hier wieder am meisten die Sixtinische Madonna; diesmal in einem Grade, daß er lange, wie in Entzücken aufgelöst, vor dem Bilde stand und, nachdem er es verlassen, bei keinem andern sonst noch verweilte. Den Ausdruck seligen Hinweggenommenseins im Antlitz, den ich längst an ihm kannte, wandelte er alsdann Schritt vor Schritt langsam, als ob er fürchtete, sich selber aufzuwecken, durch die Bildersäle,

hin und wieder wie aus dem Traume lächelnd, wenn er dem Blick seiner Frau begegnete. — Ich bringe ein nicht übles Geschenk der Madonna heim! sagte er zu uns, indem wir auf die im Abenddunst des Juli leuchtende Straße hinausstraten. Er meinte damit das schöne eben entstandene Gedicht:

Auf die Sixtinische Madonna.

Das hätt' ein Mensch gemacht? Wir sind betrogen!

Das rührt nicht her von einer irdischen Hand!

Das ist entstanden, wie der Regenbogen,

Und auch, wie er ein göttlich Unterpfund!

Als einst die Himmelskönigin sich zeigte,

Als sie von ihrem Throne, sanft und mild,

Sich auf die dunkle Erde niederneigte,

Da seufzte jedes Herz nach ihrem Bild.

Und sieh: des Aethers reinste Tropfen fallen,

Der Sonne hellste Strahlen schimmern d'rein,

Und wie sie blitzend durch einander wallen,

So fangen sie den holden Widerschein.

Er selber aber hält sie nun zusammen,

Und ein krystall'ner Spiegel bildet sich

Aus glüh'nden Perlen und aus feuchten Flammen,

In dem auch keine Linie erblich.

Schau hin! Dein Auge wird Dir nimmer sagen,

Was Thau ist oder Licht im kleinsten Punkt,

D'rum soll sich Keiner an dies Wunder wagen,

Der seinen Pinsel bloß in Farben tunkt.

Viel lieber soll's die Zukunft ganz betrauern,

Als nur zur Hälfte sich erhalten seh'n;

In einer Sage mög' es ewig dauern,

In einem Abbild nicht zu Grunde geh'n!

In Berlin war diesmal sein erster Gang zu dem Reiterbilde Friedrichs des Großen. Nun, Deutschland, rief er aus, ist wirklich um ein bedeutendes Kunstwerk reicher geworden und das will etwas sagen! Es sei nicht leicht gewesen, den alten Fritz des Volkes, der sich des Krückstocks gerne als Scepter, der Westentasche als Schnupftabakdose bediente, und den Heroen des siebenjährigen Krieges in Eins zu verschmelzen, aber es sei gelungen. Seiner Unsterblichkeit gewiß blicke der König von seinem kühnen Roß auf den Haufen von Gaffern und Bewunderern herab, der sich fast unablässig zu seinen Füßen dränge, allein es seien nicht alle Züge der Verwandtschaft zwischen ihm und dem Stamme, aus dem er hervorging, verwischt, es sei etwas Erde an seinem Stiefel sitzen geblieben und gerade dies Bischen märkischer Erde erhalte ihn lebendig. Nichts Abscheulicheres, meinte Hebbel zutreffend, als der fürchterliche zweite Tod in Erz und Stein durch Bildner und Gießer, auf den es bei einer verunglückten Auferstehung immer hinauslaufe; dieses idealistische Verblasen einer bedeutenden Menschengestalt in das Nichts der sogenannten reinen Form oder das rohe Verbacken derselben zu einem Klumpen Materie, worin der Realismus sich gefalle. Er pries die Basreliefs auf dem Sockel, die Bildnisse der Männer, die mit einem friedlicheren Instrumente als dem Degen das Recht auf das Andenken der Jahrtausende sich erobert hätten, namentlich jene Lessings und Kants, „des kühnen Johannes eines größeren Messias“ und des Denkers, der die Welt noch viel gewaltiger bewegt und erschüttert habe als Friedrich mit all seinen Kanonen. „Das heißt im Geist des großen Königs denken . . .“

Den Mittelpunkt seines zweiten Berliner Aufenthaltes bildete das Gastspiel seiner Frau, welches trotz der theaterfeindlichen Saison sowohl den Zuspruch des Publikums als auch den bewundernden Antheil kompetenter Beurtheiler sich erwarb. Der

Hofrath Teichmann und dessen Frau, welche das Beste auf der deutschen Bühne gesehen, bezeichneten ihre Leistungen als sehr bedeutende, und Cornelius zollte der Plastik ihres Spiels die lebhafteste Anerkennung; namentlich ihrer Judith, die bei Theaterbesuchern, welche der ersten Aufführung dieses Dramas vor zehn Jahren beigewohnt hatten, zu Vergleichen zwischen Christine Hebbel und Auguste Crelinger Anlaß gab. Das Stück selbst regte die satfam bekannten Für und Wider unter den Kritikern auf. Am wärmsten trat Röttscher dafür ein. Gesellschaftlich machte das Künstlerpaar sozusagen eine Zimmerreise durch die ältere und neuere Literatur. Der junge Freund des Dichters, als dessen Famulus betrachtet und wohl auch belächelt, wurde in den meisten Fällen mit eingeladen und schaute zum ersten Male in den Guckkasten der deutschen Poeten- und Schriftstellervelt.

Den ehrwürdigen Tieck sah Hebbel oft und verlebte, nach seinem Ausdrucke, unvergeßliche Stunden in seiner Nähe. Die Gegensätze zwischen Beiden wurden zwar nicht zurückgehalten, aber denn doch tactvoll und namentlich auf Hebbels Seite mit jener heiligen Scheu berührt, welche die Achtung vor dem „mit jedem Individuum gesetzten und nur zum kleinsten Theile enträthselbaren Mysterium erheischt“. Hebbel nannte Tiecks Geist einen Spiegel, der die Erscheinungen, soweit sie überhaupt hineinfallen, mit unglaublicher Treue und Reinheit wiedergebe; wer daher den die Objecte manchmal zerschneidenden Rahmen abziehen verstehe, der trage von der Begegnung mit Tieck einen bleibenden Gewinn davon. Es sei doch der entschiedenste Beweis von innerer Haltlosigkeit, wenn man seinem Gegensatze, mit dem man sich messen und an dem man sich stärken sollte, feig und zitternd ausweiche und es verrathe doch den dürftigsten Begriff von der Menschennatur, wenn bei uns fast allgemein angenommen werde, daß zwei principielle Gegner nicht mit einander zu Mittag

essen können, ohne daß der Eine oder der Andere Gefahr laufe, die Seele einzubüßen, d. h. seine Grundüberzeugungen aufzugeben.

Mir selbst wurde durch die Freundlichkeit Hebbels die Gunst zu Theil, einige Male bei Tieck vorsprechen zu dürfen. Er wohnte in der großen Friedrichsstraße in einem einstöckigen Hause. Sein alter Diener, dem man die Treue und Anhänglichkeit anmerkte, führte mich durch das Bücherzimmer, in dem ein noch immer sehr ansehnlicher Theil seiner einstmals so berühmten Bibliothek aufgestellt war, in ein kleineres Gemach, an dessen Wänden gleichfalls Hunderte von Bücherrücken schimmerten. Tieck, im Lehnstuhle sitzend, lächelte mir entgegen, das zur Seite gebeugte Haupt nicht ohne Mühe umwendend, und ließ mich Platz nehmen. Sein Angesicht machte auf mich den Eindruck verklärter Napoleonzüge, die alles Strenge und Gebieterische gegen das Wohlwollen der Künstlernatur vertauscht hatten. Ich war zu schüchtern, um Anderes zu sprechen als wozu mich seine Fragen ermunterten; diese betrafen literarische Persönlichkeiten Wiens, Grillparzer, Ferdinand Wolf, den Freiherrn von Münch. Ich blieb nur eine kurze Weile, wurde aber zum Wiederkommen eingeladen. Wie ich später durch den Hofrath Teichmann erfuhr, hatte Tieck eben meine Zurückhaltung gefallen. Das zweite Mal war ich mit Hebbel bei ihm. Molière und Goldoni lagen auf dem Tische und das Gespräch entspann sich über diese beiden Autoren, indem Tieck auch noch Holberg hineinzog. Das Thema der Komödiendichtung wurde nach allen Richtungen durchgesprochen und in dem Hauptpunkte stimmten der alte und der jüngere Dichter überein. Dieser Hauptpunkt war, daß Derjenige, der den Komödiendichter darauf beschränken wolle, eine Hauptstadt mit ihren Sitten und Convenienzen zu porträtiren, auch den Maler darauf beschränken müsse, die Mode und die Costüme

abzuschreiben. Rührung und Erhebung empfand ich beim Anblick der beinahe frauenhaften Zartheit, womit Hebbel, der sonst im Gespräche so entschieden die Gedankenposten besetzte und jede Widerrede so leidenschaftlich zu bekämpfen pflegte, der energischen Entgegnung auswich, ohne darum in's Verschwimmende zu gerathen, und zuweilen selber ein Motiv zuspitzen half, welches Tieck wieder ihn ausgespielt hatte. Wahrhaft liebeich ruhte dann und wann Hebbels Auge auf dem Antlitz des Greises und da der Eine unter der Last der Jahre, der Andere aus Gewohnheit das Haupt ein wenig neigte, so gab dies ein Bild der Pietät und der Beschaulichkeit, das mich unbeschreiblich bewegte. Am nächsten Tage sah ich Tieck zum letzten Male. Er war voll von Hebbels Persönlichkeit und sprach nur von ihm. „Ich habe ihn sehr lieb,“ sagte er, „und freue mich jedes Mal, wenn er kommt. Ich habe Goethe gekannt und bin seitdem nicht vielen so bedeutenden Menschen mehr begegnet, wie Hebbel einer ist. In seinen Werken freilich ist mir das Meiste fremd und ich kann mir bis auf den Schnock und etwan noch Herodes nichts davon recht aneignen, obgleich ich die Kraft des Dichters nirgends verkenne.“

Rudolf Köpke, der vertraute Freund, der genaue Kenner und der Biograph Tiecks, meinte in einem Briefe an mich, vom 18. April 1869, daß ihm Hebbels Zeugniß über Tieck in dieser letzten Zeit historisch unschätzbar sei. Hebbel habe ganz dieselben Eindrücke empfangen und ausgesprochen, die er und andere Nahestehende mit ihm damals hatten, Hebbel, der Dichter, der mit neidlosem Selbstgefühl, mit höchster Anerkennung, aber keineswegs kritiklos, dem Koriphäen der Romantik entgegengetreten sei. Dann fährt Köpke also fort: „Er brachte eben den klaren Blick, die Unbefangenheit, das edle Verständniß eines Mannes mit, der über und außer den Parteien des Tages steht, weil er selbst gewohnt ist, dem Flügelschlage des Genius zu lauschen. Noch in

jener Zeit kam es vor, daß literarische Touristen sich bei Tieck einführen ließen, mit denen er Stundenlang in seiner fast kindlich rückhaltlosen Weise sprach, um dann zu erfahren, daß von einer solchen Unterhaltung das boshafteste Zerrbild in einem langen Artikel, etwan der Augsburger Allgemeinen Zeitung, entworfen sei. So namentlich hat es Laube gemacht. Andere verbreiteten geflissentlich, vielleicht mehr im Hinblick auf Tieck's täglichen Umgang, in dem die Tagesliteratur allerdings nicht vertreten war, er sei kindisch und ganz dekrepit geworden! All' diesem elenden Geschwätze tritt nun Hebbel in der edelsten und unmittelbarsten Weise entgegen: die reine Dichternatur macht ihn zugleich zum reinen historischen Zeugen. Darin liegt es auch, daß er niemals den Weg der Clique und Claque betreten hat, er stand da auf sich ganz allein, ein Mann, ein Genius, der selbst schafft, und nicht nöthig hat, Feuer oder Blasebalg von Andern armselig zu entleihen. Seit ich seine Judith gesehen hatte, stand es bei mir fest, daß Hebbel das ausgezeichnetste und bedeutendste Talent des letzten Menschenalters und rückwärts darüber hinaus sei; vielleicht derjenige, der sich am nächsten an H. Kleist anschließt, weil er, wie dieser, jenes nationale Drama anstrebte, das in der Mitte stehen muß zwischen Schiller und Goethe, in dem sich der Gegensatz zwischen Idealismus und Realismus in vollen Gestalten aufhebt. . ."

So flüchtig die Berührungen Hebbels mit Varnhagen waren, so bestimmt war doch der persönliche Eindruck auf beiden Seiten. Hebbel fand weit mehr Entschiedenheit in Gesicht und Wesen Varnhagens, als er erwartet hätte, wie sein Ausdruck lautet. Der verrätherische Ordner der Tagebücher und des Briefwechsels mit Alexander von Humboldt sah dem delikaten Verfasser der biographischen Denkmale bereits über die Achsel. Eine charakteristische Anekdote erzählte er unserem Dichter aus der Franzosenzeit:

„Was, sagten die Paßvigilanten, ihr habt keine Legitimation und bedient euch der ordentlichen Landstraße? Marsch auf die Schleichwege!“ Echt diplomatisch rief er bei der Gegenvisite, die er Hebbeln machte, diesen noch einmal, um, nachdem sie sich schon verabschiedet hatten, ihm zu sagen: „Wie schön ist Ihre Frau! Was verlier' ich, sie nicht auf der Bühne zu sehen!“ Denn er konnte wegen Schwindels nicht mehr allein über die Straße gehen, geschweige das Theater besuchen. Er selbst schildert im achten Bande seiner Tagebücher den Dichter folgendermaßen: „Als ich eben ausgehen wollte, kam Herr Doctor Friedrich Hebbel. Weißhaarig, blauäugig, norddeutsch, schwungvoll und nachdrücklich redend, mit bezeichnenden Geberden, — eine merkwürdige Erscheinung! Der Mann gefiel mir auf den ersten Blick, und mit jedem Wort, das er sagte, gefiel er mir mehr. Wir sprachen zuvörderst über die öffentliche Lage der Dinge, über Oesterreich, Preußen — und stimmten außerordentlich überein. Es that mir wohl, einen Mann so freien Blickes, so muthigen Herzens, so weiten Ueberblickes zu hören. Vorzüge von Wien, von Oesterreich — wie so die Aufnahme von ganz Oesterreich in den deutschen Bund wünschenswerth — über den Fürsten Friedrich Schwarzenberg (den Landsknecht), der richtig sieht, aber falsch fühlt. . .“ Die Judith, welche Barchagen am Tage zuvor gelesen, nennt er ein grauenvolles, aber großartiges Trauerspiel, echt dichterischen Gepräges.

In dem persönlichen Verkehr mit Röttscher erfreute Hebbeln die Wahrnehmung, daß demselben nichts Professorenhaftes anflebe. Er verglich ihn einem gebildeten Officier, der, wenn er den Salon betrete, sich's gar nicht merken lasse, daß er den Degen je gezogen habe. Wer im geselligen Leben aus ihm den Hegelianer heraus zu wittern glaube, der verwechsle höchst wahrscheinlich den Hegelianismus mit dem Geist überhaupt und wähne, dieser

unbequeme Gast sei erst mit Hegel in die Welt gekommen. Es that unserem Dichter leid, daß er in einem Artikel für die Wiener Reichszeitung über ein carrefirtes Drama Elise Schmidts, welches Röstcher anpries, diesen nicht eben sanft angefaßt hatte. Später freilich überzeugte er sich von der geringen Fähigkeit des Kunstphilosophen, noch ungestempelte Dichtwerke auf ihren wahren Gehalt prüfen und in ihrem Wesen richtig beurtheilen zu können, wie dies das köstliche Epigramm ausdrückt:

Ein philosophischer Analytiker der Kunst.

Fangt ihm den Adler, er wird ihn zerlegen, wie Keiner, doch leider
Sieht er den hölzernen oft für den lebendigen an.

Der Umgang mit Theodor Mundt und dessen Frau, Louise Mühlbach, ließ sich anfänglich ganz gut an; Beide waren freigebig gegen ihn in den kleinen nichtigen, unwahren Liebenswürdigkeiten der Geselligkeit. Madame erschien dem Dichter als eine potenzierte Schoppe, „nur unendlich viel voller von Selbstbewußtsein“; er hinwiederum ganz und gar als Diplomat im eigenen Interesse. So sagte ihm Mundt über die Judith die außerordentlichsten Dinge und fand den Erfolg so durchgreifend, „daß die Berliner sich durch die an den Tag gelegte Receptivität förmlich wieder rehabilitirt hätten“. An den Redacteur der Reichszeitung aber schrieb er, wie ich selbst zufälliger Weise erfuhr, das gerade Gegentheil; die Methode der Jungdeutschen. Bei Charlotte Birchpfeiffer brachte Hebbel mit seiner Frau einen Nachmittag zu, den ich gleichfalls mitgenoß. Hebbel fixirte den empfangenen Eindruck also: „Sehr verständig, im Außern unglaublich abstoßend, aber eine Frau, mit der man umgehen könnte, weil sie nie ihre Schranken überschreiten wird, während die Mundt alles Ernstes mein Drama Michel Angelo als eine

Defenſive ihrer ſelbſt betrachtet.“ Ihre Tochter gab an jenem Nachmittage Nachahmungskunſtſtücke der Rachel und der Crelinger zum Beſten und die Mutter trug Gedichte Scherenbergs vor, des königlich preußiſchen Thrtäus, den ſie in dem Grade bewunderte, wie Hebbel Homer. Auch den alten Gubiſ ſuchte er auf, den einſtmals angeſehenen Redacteur des Geſellſchafters, den Wiedererwecker der Holzſchneidekunſt, den putzig braven, ehrenfeſt ſteifſeinenen Mann. Es war recht ergöglich, zuzuhören, als Gubiſ unſerem Dichter allerlei Ermahnungen ertheilte: das Sittlichkeitsgefühl nie mehr ſo arg zu verletzen, wie er es in der Judith und der Maria Magdalena gethan! worauf Hebbel verſprach, den eingeklagenen Pfad der Besserung gewiß nicht wieder verlaſſen zu wollen. Er werde doch ein Stoffbuch haben, meinte Gubiſ unter Anderem, ein Hülfsmittel, das jedem Dichter unentbehrlich ſei? Wie ſollt' ich nicht, Herr Collega! erwiederte Hebbel mit dem ernſthafteſten Geſicht von der Welt. Aus der Schaar der jüngeren Schriftſteller intereſſirte ihn am meiſten J. L. Klein. Ein Holoferneſkopf, ganz ein Wüſtenſohn! rief er, nachdem er ihn zum erſten Male geſehen. Nie noch dürfte orientaliſches Blut (denn Klein iſt ein deutſcher Jude aus Ungarn) eine ſeltſamere Verbindung eingegangen ſein als bei dieſem Autor, deſſen Geiſt von Hegel'ſcher Dialectik geradezu durchfurcht war. Dabei eine toſende, farbenbunte Einbildungskraft, die unruhig hin und her fuhr, und aus einer Diſſonanz, aus einer Tactart in die andere überging, wie eine Zigeunergeige. Hebbel nannte ihn eine eigenthümliche, höchſt bedeutende Erſcheinung; die Natur lege zuweilen eine Fülle koſtbarer Elemente in einem Individuum nieder, aber die Miſchung ſcheine ihr zu mißglücken, oder das Individuum laſſe es an ſich fehlen und runde ſich nicht ab. Eines von Beiden ſei der Fall bei Klein.

Hebbels Güte verschaffte mir Zutritt bei Cornelius, wie bei Tieck. Von beiden Seiten war's ein Herrengruß, konnte man sagen, als der große Maler und der tiefsinnige Dichter einander gegenüber standen. Sie sprachen über die heillosen Einfälle abstracter, tendenziöser Gedanken in die Kunstgebiete, und den Beispielen und schlagenden Aeußerungen, die der Eine zur Illustrirung des Themas aus dem poetischen Kreise vorbrachte, steuerte der Andere sofort Feuerungsmaterial aus dem der bildenden Kunst bei. Unge sucht ergab sich in dem Gespräche der Uebergang auf Kaulbach, indem Cornelius bedauerte, daß ein so vorzügliches Talent sich der Philosophie der Geschichte malend dienstbar gemacht habe. Ueber die Wiener Künstler bemerkte er, sie stünden außerhalb des organischen Zusammenhanges mit der Entwicklung der deutschen Kunst; nur Carl Rahl sei davon auszunehmen, dessen Richtung er zwar nicht theile, aber dessen Phantasie und Farbensinn er aufrichtig anerkenne. Auf einzelne begeisterte Worte Hebbels über den Carton: Die apokalyptischen Reiter versetzte Cornelius in feurigem Ton und blitzenden Auges: „Vergleichen von einem Dichter wie Sie, zu hören, thut unser Einem wohl“. Als ich das zweite Mal, in Folge der Einladung des Meisters sein Atelier betrat, da erschien er auf ein paar Augenblicke, reichte mir die Hand und sagte: „Sehen sie sich die Sachen so lange an, als es Ihnen beliebt. Man darf schon eine Stunde lang vor Werken stehen, die ein Menschenleben gekostet haben“.

Am herzlichsten gestaltete sich Hebbels Umgang mit dem Hofrath Leichmann und dessen Frau. „Er durchaus edel und gebildet. Sie: lang, aber von interessantem, leidendem Gesichtsausdruck.“ In seiner einflußreichen Stellung bei der Generalintendantur der königlichen Schauspiele war Leichmann nicht nur der durch Einsicht und Geschmack das Gute bewirkende Beirath,

sondern auch überall, wo er irgend vermochte, der hilfreiche, wohlwollende Mensch. Er hatte ausgebreitete Beziehungen zu den hervorragendsten Persönlichkeiten der Literatur, deren Manche ihm auf das Engste befreundet waren: so Tieck und Rückert. Ein schönes biographisches Denkmal hat ihm Rudolf Köpke gesetzt.

Aber auch eine abenteuerlich bizarre Figur sollte in dem gesellschaftlichen Reigen, der Hebbel umgab, nicht fehlen. Bei der letzten Vorstellung der Judith war ihm in einer der ersten Sitzreihen des Parquets ein wildes Gesicht mit langen schwarzen Locken aufgefallen; der junge Mann schien auf die Bühne springen zu wollen. Im Zwischenacte wurde derselbe durch Reichmann als der Licentiat K. dem Dichter vorgestellt. „Ich muß sie sprechen!“ Es kann nicht sein, denn wir reisen morgen nach Hamburg ab. „Sie dürfen mir meinen sehnlichsten Wunsch nicht abschlagen!“ Nun denn, vielleicht auf eine Viertelstunde im Kapfeller an der Lindenecke. „Auch damit bin ich zufrieden.“ — Da jedoch die Künstlerin ungemein ermüdet, ferner die Reise auf eine frühe Morgenstunde anberaumt und überdies Nötischer zum Abendessen bei Hebbel gebeten war, so ersuchte mich dieser, an seiner Statt an den Ort der Zusammenkunft zu gehen und sein Nichtkommen zu entschuldigen. Ich war der schlechteste Geschäftsträger, den er hätte wählen können. Viele Stunden lang in der Theaterloge und alsdann auf der Bühne verbringend, noch dazu an einem heißen Juliabend, vom Stücke aufgereggt und von der Aufregung der in nächster Nähe tragirenden Judith obendrein angesteckt, kam ich, nur noch halb meiner Sinne mächtig, an den Ort der Zusammenkunft. Das dunkle, verworrene Gesicht des Licentiaten loderte mir entgegen, eine Fluth von ungestümen Fragen, Anrufungen und Ausrufungen ergoß sich über mein Haupt. Der Enttäuschte, der aber die Hoffnung zum Ziele zu gelangen, nicht aufgab, ließ Kapwein bringen, ich trank das süße

Feuer wie Wasser hinunter, und bald waren wir bei der zweiten Flasche angelangt. Um uns herum lagen Tiger- und Leopardenfelle ausgebreitet, von der Decke des gedrückten, ungemein schwülen Raumes schwannten morgenländische Ampeln herab, die Temperatur war erstickend und meine Phantasie sozusagen in glühenden Dunst aufgelöst. Bevor eine halbe Stunde verging, duckte mich der wilde Mensch. Er sprach unausgesetzt, bald verzückte Reden über Hebbels Genius, bald über „die Sündenläuterung in der Judith“, bald Verse von sich selbst — und zwischendurch schlang sich, einem brennenden Faden gleich, religiöse Ekstase. Er erzählte mir mit zitternder Stimme, er sei Jude gewesen, aber durch göttliche Erweckung zu Jesus geführt worden und zwar an der Hand eines himmlischen Wohlthäters, eines Erleuchteten, an der Hand Neanders. Diesem war er auch in der Vernachlässigung seiner selbst und in der Art ähnlich, wie er von dem Herrn und Heiland sprach. Er tauchte diese Wörter, um ein Wort Gutzkows zu gebrauchen, in orientalischen Duft. Mir war zu Muth, als ob ich neben einem Dämon säße, der all mein Urtheils- und Entschließungsvermögen an sich gerissen und mich wehrlos gemacht hätte. „Hebbel muß, Hebbel wird mich noch heute Abend sprechen! ich gehe mit Dir bis an Deine Wohnung und werde unten warten, bis er mich hinauf ruft. Und wenn ich die ganze Nacht warten müßte!“ — Nachdem der unheimliche Gefährte diese Worte herausgestoßen, traten wir den Weg zu mir nach Hause gemeinschaftlich an. Ich benahm mich, als ich wieder in Hebbels Zimmer erschien, wie ich nachträglich erfuhr, als vollkommen unzurechnungsfähig. Seine Frau lächelte mich liebevoll an, Rötischer schmunzelte und Hebbel fügte sich gutmüthig in das Unvermeidliche. Es war Mitternacht, der Vicentiat saß in Hemdärmeln auf meiner Stube, eine Bettelmengung von Gedichten durchwühlend, aus denen er mir leidenschaftlich sinnliche Liebes-Jesus-

lieder vorlas. Er fuhr hastig in die Rockärmeln, als Hebbel hereintrat, den er mehr lallend als sprechend begrüßte. Der mit solchen Zuständen und Individuen vertraute Dichter zog sich ebenso freundlich als rasch aus der grotesken Situation, merkte aber, daß ihm eine Fortsetzung zugebacht sei. Denn der Schwärmer erklärte, daß er, wenn Hebbel nichts dagegen einzuwenden habe, morgen mit uns nach Hamburg fahren werde. Dies geschah in der That; ja noch mehr. Da wir an einem Sonnabend in Hamburg ankamen und der Licentiat am Sonntage in Berlin predigen mußte, so reiste K. noch am selbigen Abend dahin zurück und erschien am Montag zum zweiten Male in Hamburg.

Dieses Intermezzo und der Umstand, daß ich in das eigentliche Verhältniß zu Elisen nicht eingeweiht war (das Einzige, was Hebbel mir, dem unerfahrenen jungen Menschen, verschwiegen) verminderten den Antheil und die Aufmerksamkeit, welche ich sonst zweifellos jenem schicksalsvollen Wesen würde geschenkt haben. Etwas Räthselhaftes, Geheimes und Peinliches, dies empfand ich wohl dunkel, als den Hintergrund der Stimmung, wenn Hebbel, Christine und Elise zusammen waren. Deutlich entsinne ich mich noch des schwesterlichen Benehmens der Gattin des Dichters gegen Elisen, wie der geknickten, aber sich tapfer aufrecht haltenden Leidensgestalt des schwächtigen alten Mädchens und der mit eitel Seelengüte genährten Züge ihres Antlitzes.

Und wenn Du jetzt vor Sehnsucht weinst,
 So gilt es Keinem als dem Tod.
 Nichts bist Du, als ein Monument,
 Das, halb verwittert und gering,
 Nur kaum noch einen Namen nennt,
 Mit dem ein Leben unterging.

— — Die Berliner Erlebnisse hatten den Dichter überzeugt, daß er in Deutschland etwas galt. Wer nicht hin und wieder,

sagte er zuweilen, den Eindruck der Wirkung seiner Leistungen empfängt, der muß sich am Ende wie ein Narr vorkommen, und wer sich einbildet, daß der Künstler nicht dann und wann eines Gegenklanges bedarf, der ist bereits ein Narr geworden. Die Achtungsbeweise ausgezeichneten Männer, gleich Tieck und Cornelius, hielten ihn dormalen für die Geringschätzung des „Jungdeutschen am Burgtheater“ vollaus schadlos, und die übelwollenden Recensionen in einzelnen Wiener Blättern über seinen Michel Angelo nahm er sich durchaus nicht zu Herzen. Aber wie wenig Ursache er auch hatte, mit den Wienern zufrieden zu sein, er hatte sich doch lebhaft ihrer angenommen, so oft in Berlin schlimmen Sinns die Rede auf sie gekommen war. Ich selbst kann bezeugen, wie entschieden er dort ungerechte Anklagen gegen sie entkräftete oder zurückwies, wie schön er sich zwei Male für die Bedeutung Grillparzers auslegte, als über diesen Poeten mißliche Aeußerungen laut wurden. Ja, mit Innigkeit gedachte er in Berlin, wenn wir traulich zusammen sprachen, des naiveren Wiens und „seines geliebten Oesterreichs“. Er war darüber beinahe erstaunt, wie er in einem seiner Briefe an Dingelstedt sagt, denn eigentlich sollte er dies Lied nicht singen, da die Menschen in Berlin doch freundlich und herzlich gegen ihn seien und alles Mögliche thäten, um ihm den Aufenthalt angenehm zu machen; in Wien falle ihm dieses Lied auch gar nicht ein, und am Ende gelte es doch nur der Atmosphäre.

Schon im Frühlinge dieses Jahres war ihm Franz Dingelstedt, welcher vor Kurzem die Leitung des Münchener Hoftheaters übernommen hatte, wohlwollend entgegengekommen. Die Judith war im April zu München aufgeführt worden und andere Stücke unseres Dichters sollten ihr folgen. Das erste Fädchen einer gegenseitigen brieflichen Annäherung der Beiden reichte in das Jahr 1840 zurück. Aeußerlich, wie innerlich mit der jung-

deutschen Richtung zwar zusammenhängend, ja noch bis auf den heutigen Tag ihr zugeneigt, schied sich Dingelstedt doch durch Talent, wie Gesinnung von den Gutzkow, Laube und Mundt merklich ab. Was diese das Moderne nannten und was bei Gutzkow ein wirkliches Belauern und Belauschen des Zeitgeistes, bei Laube Tendenz, Manie, Aushängeschild war, das hatte sich bei Dingelstedt mit künstlerischen Antrieben verbunden, mit Formgefühl und guter Lebensart in's Einvernehmen gesetzt. Den Genüssen des Daseins hold und gleichsam auf das hohe Spiel des Lebens erpicht, suchte er das Ideale mit den reellen Gütern der Erde zu verknüpfen, *utile dulci*. Mehr herrschgierig als von Unabhängigkeitsinn geleitet, freimüthig im Denken, aber Gelüsten unterthan, aus denen die Welt unsere Ketten schmiedet, ritterlich in Gestalt und Benehmen, jedoch fügsam zu einer vornehmen Vasallenrolle, war Dingelstedt allmählich aus einem Geusen, wie sie unter Wilhelm von Dranien blühten, ein leise knirschender Hofmann geworden. Die geistigen Interessen immer festhaltend, prägte er gleichwohl das Pathos dafür nur in zierlichen oder brillanten Säulchen oder Vorsprüngen aus, in die Gebilde des Ueberflüssigen, nicht des Ueberflusses. Aber man würde ungerecht gegen den Poeten in Dingelstedt sein, wenn man irgendwie meinen wollte, daß ihm das Ideale etwas Nebensächliches sei. Schon der unbefangene Blick auf die Sammlung seiner Gedichte müßte das Gegentheil lehren. Denn ihre Sinnlichkeit ist echt und der Gefühlston in ihnen gleichfalls. Bereits 1840 hob Hebbel an den Pledern eines kosmopolitischen Nachtwächters (brieflich gegen Campe) als das Unterscheidende von den gleichzeitigen politischen Gedichten hervor: daß Dingelstedt sich kühn und muthig auf die Erscheinungen warf und diese mit sicherer Hand in's rechte Licht rückte. Diesem Grundzuge seiner Natur, so schrieb Hebbel achtzehn Jahre später, sei der Poet treu geblieben.

Mit ganzer Seele der modernen Welt und der Gegenwart zugewandt, gleiche er in seiner Gedichtsammlung bald der Biene, welche einer unter Ruinen blühenden Blume noch im Moment des Zusammensturzes den letzten Honig entsauge, und bald dem Raben, welcher das dem Tode verfallene Leben prophetisch und drohend umkreise. Denn fährt Hebbel also fort: „der Raufsch, der in unseren Tagen die reine Freude und das stille Entzücken so oft vertreten muß, ist nie hinreißender geschildert worden als in dem „Roman“; das sociale Zerwürfniß, aus dem er entspringt und das übrig bleibt, wenn man auch alle Pessimisten und Utopisten mit ihren Vitaneien und Theoremen davonjagt, aber auch nie furchtbarer als in dem „Nachtstück“ aus London. Hier haben wir denn auch gleich die beiden Grundelemente der deutschen Lyrik beisammen: Das naive Aufjubeln in einer trunkenen Stunde und die gewissenhaft gründliche Reflexion über das Woher und Wohin . .“ — Man sieht: Hebbel und Dingelstedt hatten einen gemeinsamen künstlerischen Berührungspunkt; Jener wendete sich nicht bloß vortheilshalber an den Theaterintendanten, der ihm nützlich sein konnte, dieser gewährte nicht bloß Gunstbezeugungen ohne inneren Antheil. Daß es Hebbeln darum zu thun sein mußte, auf einer anderen Bühne festen Fuß zu fassen, nun ihm durch Laube das Burgtheater wieder so gut wie versperret war, ist begreiflich, und daß Dingelstedt vielleicht einen Ehrgeiz darein setzte, mit den Productionen dieses eigenthümlichen Dichters einen Trumpf in München auszuspielen, war nicht unmöglich. Die Aufführung der Judith alldort erregte in Hebbel den Wunsch, diese Stadt einmal wieder zu sehen: „Sie, die Judith in einer ganz neuen Gestalt, der englische Garten, in dem ich Hegel und Schelling so lange studierte, bis ich sie (buchstäblich) mit Füßen trat, weil sie mich verrückt machten: was ist da nicht Alles beisammen!“ Ja, im Mai trug er sich mit dem

Gedanken, gleich Knall und Fall hinüber zu rutschen und sich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob der „Harmlos“ am Eingange des englischen Gartens im Jahre 1848 auch Schaden genommen habe, und wie der Tilly sich im Rondell der Ludwigsstraße, die er anlegen sah, präsentire. Er freute sich, daß Dingelstedt den Michel Angelo verlangte, für den in Grunert ein vortrefflicher Darsteller vorhanden sei. „Sie haben die reine jungfräuliche Erde vor sich“, schrieb er ihm über das Münchener Theater, „eine Erde die den Pflug noch nie gespürt, geschweige die Saat in sich aufgenommen hat, und Pschorr mit seinem Bierkeller ist schwerer unter die Füße zu bringen, als alle Ungeheuer im Herzen Amerikas. Doch Sie haben jedenfalls in Studenten und Künstlern einen Stamm, auf den Sie einigermaßen rechnen können, und das Philisterium schließt sich jeder Phalanx zuletzt an“. Im September schickte ihm Hebbel die im Vorjahre für das Burgtheater gemachte Zurichtung der Genoveva ein, aus der er tausend Verse weggebracht hatte. Doch kam das Stück jetzt so wenig in München als in Wien auf die Bretter.

Während der Herbstmonate des genannten Jahres verweilte unser Dichter allerdings an den Stätten Münchens und Augsburgs, aber nur in seiner Phantasie, denn er arbeitete an dem Drama: Agnes Bernauer. Ende September hatte er das Werk begonnen, am 17. December lag es abgeschlossen vor ihm. „Mir ist bei der Arbeit“, bekannte er, „unendlich wohl zu Muth gewesen und abermals hat sich's mir bestätigt, was ich freilich schon oft an mir selbst erfuhr, daß in der Kunst das Kind den Vater, das Werk den Meister belehrt.“ Nie habe er das Verhältnis, worin das Individuum zum Staate steht, so deutlich erkannt, wie jetzt, und dies sei doch ein großer Gewinn. Schon lange, sagte er, lag es ihm am Herzen, einmal etwas recht Deutsches darzustellen und unserem alten Reich, todtgeschlagen

Achtzehnhundertvier und begraben Achtzehnhundertachtundvierzig, ein Kreuz aufzurichten. Es sei oft versucht worden, ohne zu gelingen, und von Talenten, welche übertreffen zu können er sich wahrlich nicht einbilde. Aber sie seien nach seiner Meinung daran gescheitert, daß sie den Hintergrund zum Vordergrund machten; eine Geschichte die immer resultatlos gewesen, müsse kein Centrum abgeben wollen. Er habe eine einfach rührende, menschlich schöne Handlung, treu und schlicht, wie der Chronist sie überliefert, in die Mitte gestellt, und das Reich mit allen seinen Elementen stehe dahinter, wie ein ungeheurer Berg mit Donner und Blitz, dem man's nicht ansehe, ob er fruchtbar oder unfruchtbar sei.

In der That, es durfte ihm bei der Arbeit wohl zu Muth sein, denn noch nie vorher hatte er so sinnlich rein gezeichnet und in so schönem Wechselspiel die Charaktere gegen einander abgewogen und an einander entwickelt. Auch das Gemälde des deutschen Reiches war ihm wunderbar geglückt. Aber den Naturfehler, der an dem Stoffe haftet, konnte er nicht beseitigen, ja, er beging sogar den Irrthum, aus diesem Naturfehler die letzte entscheidende Wirkung des Dramas abzuleiten, indem er dem Staate die sittliche Berechtigung zusprach, über das edel Menschliche hinwegschreiten zu dürfen, wo es seine Zwecke hindert. So lief denn die den weißen Marmor durchziehende blaue Ader, als ob sie das Bildwerk zieren würde, quer über dasselbe hin. In Törnings altem Ritterschauspiele Agnes Bernauer liegt der Ton auf dem Contrast zwischen der Nührung, welche die schöne Baders-tochter erweckt, und der Grausamkeit des Schicksals, das die zur Herzogin von Baiern erhöhte Tochter des Volkes ereilt. Wir befinden uns in der Region des Unglücks und der Intrigue, wo der mit derben, aber nicht ungeschickt gewählten Mitteln arbeitende Dichter redlich dafür sorgt, daß dem Bürgermädchen ergiebig Thränen fließen und daß ein erblicklicher Unwille gegen die hart-

herzigen und schnöden Rathgeber des Herzogs Ernst nachgerufen werde. Hebbel erfaßte die tragische Seite des Gegenstandes, die jedoch von dem Beiwirk des Unglücks nicht gänzlich zu befreien war, und suchte Alles, was in der Handlungsweise des regierenden Herzogs als Vorurtheil erscheint, in den vollgültigen Factor eines unauflösslichen Conflicts umzubilden. Seinem Gange gemäß: die ursprüngliche, dunkle Verschuldung des Menschen möglichst unvermischt darzustellen, reinigte er die Helden dieses Dramas beinahe vollständig von jenen Affecten, welche der individuellen Zurechnung anheimfallen, so daß ihr Verhängniß aus ihrer Beschaffenheit und den Umständen, in die sie gerathen, entspringt; das fatalistische Verhängniß der antiken Tragödie. Hierin unterscheidet sich das Hebbel'sche Drama überhaupt mehr als irgend ein anderes der deutschen Dramatiker von dem Shakespeare'schen. Lear wie Cordelia, Othello, Desdemona, Romeo und Julia, wie Iago und Capulet können wir in mehr oder minder bestimmter Form für ihr Thun verantwortlich machen und auf dieses Thun ihr Erleiden zurückführen. Bei den Gestalten des Agnes=Trauerspiels hingegen fällt eine solche bestimmte Verantwortlichkeit weg. Nicht dem Uebermaß ihrer leidenschaftlichen Antriebe entstammt das sie zermalmende Unheil, sondern den zu einem unentwirrbaren Knoten sich verschlingenden Verhältnissen allein. Ihre Verantwortlichkeit besteht in dem was sie sind, nicht in dem was sie thun. Näher besehen theilen diese Verantwortlichkeit zwar auch die tragischen Personen Shakespeares, aber der Gewaltigste und Freieste der Dichter rückte uns die furchtbare Wahrheit nicht so dicht vor's Auge, sondern milderte sie in weiser Schonung für unser Gefühl, indem er durch Anwendung von Affecten, deren unheilvolle Wirkung wir ahnen und begreifen, den Schein der Verantwortlichkeit auf das Thun hinüberspielte. — „Längst hatte ich die Idee“, sagte Hebbel, „auch

die Schönheit einmal von der tragischen, den Untergang durch sich selbst bedingenden Seite darzustellen, und die Agnes Bernauer ist dazu wie gefunden." In dem Geiste dieser Idee hat er das Bild ausgeführt.

Mit der Charakteristik der Agnes gewinnen wir einen Einblick in das Wesen des ganzen Stückes. Schon unter ihres Gleichen wird die strahlende Baderstochter um ihrer Schönheit willen angefeindet; alle Mädchen Augsburgs hassen sie, Agnes verdirbt ihnen den Tag, wohin sie kommt, und da sie dies empfindet, so ist sie selber froh, den stechenden Bienen ausweichen zu können. Da besucht der junge Herzog Albrecht die heitere Reichsstadt. Kaum hat er Agnes bei dem Turnier, das er dort abhielt, erblickt, als er auch schon lichterloh brennt und ihren Besitz als das einzig Wünschenswerthe in der Welt anstrebt. Sie ist gleichfalls von innigster Reigung ergriffen, doch geht sie nichts weniger als ungestüm das nach den Begriffen des Herkommens unerhörte Bündniß ein. Auf seine Liebesfrage erwiedert sie: „Schont mich oder fragt mich, wie man ein armes Menschenkind fragt, von dem man glaubt, daß ein ungeheueres Unglück es treffen könne! Legt's nicht aus, dies Wort“, fügt sie bittend hinzu, „zieht Niemand die Hand weg, wenn er sie über die Brust hält!“ Diesen Schatten auf dem Antlitz, diesen Schauer in der Seele, überschreitet sie die Kirchenschwelle, empfängt sie den Segen des Priesters, der sie heimlich antraut dem Fürstensohne Baierns; aber sie ist auch von den frommen Wünschen ihres ehrsamem Vaters begleitet. Keine bürgerlich einfache Ehe gottesfürchtiger Menschen kann würdiger geschlossen werden. Demüthig und voll bangen Vorgefühls, das die glühende Liebe Albrechts nur auf Momente in Wallungen des Glückes zu verwandeln vermag, betritt sie an der Seite ihres herzoglichen Gemahls das Schloß Bohburg; zaghaft-vorsichtig, als ob sie ihre eigene Zofe

wäre, bezieht sie die Brunsachen und die Kleinodien, welche ein geheimes Fach des Schrankes seiner verstorbenen Mutter ihr enthüllt. Als er sie nach dem Turnier in Regensburg, wo der offene Zwist zwischen ihm und dem Vater ausgebrochen ist, auf das stolze Schloß nach Straubing bringt, da unternimmt sie als den ersten Gedanken den Bau ihrer Todtenkapelle. In ihre letzte Bitte an den geliebten Albrecht — sie weiß nicht, daß es die letzte ist — betrifft die ihr noch fehlende Ampel für den Wohnort des Friedens. Diese Bitte ist kaum verklungen, der junge Herzog noch keine tausend Schritte weit gegen Ingolstadt geritten, und bereits meldet sich bei dem Engel von Augsburg, wie Agnes im Volksmunde heißt, der Tod. Der Widerstand Albrechts gegen seinen Vater, die dadurch entstandenen schweren Verwicklungen, die Nothwendigkeit der Wiederherstellung der gelockerten öffentlichen Ordnung heischen ihren Tod, da beide Gatten sich nicht freiwillig von einander trennen würden. Noch zeigt ihr der Kanzler einen Ausweg: ihre Einwilligung zur Auflösung der Ehe. Aber sie muß diesen Ausweg verschmähen. „Kein war mein erster Hauch, rein soll auch mein letzter sein! Thut mir, wie Ihr müßt und dürft, ich will's leiden! Bald weiß ich, ob's mit Recht geschah!“ — Und die Wellen der Donau verschlingen das edelste und schönste Opfer, das sie jemals empfangen haben.

Den Gegensatz zu Agnes, wie er in dem alten Herzog Ernst sich ausdrückt, hat der Dichter mit nicht minderer Kunst aller Zufälligkeiten entkleidet. Nicht der leiseste Anflug der Standesvorurtheile oder fürstlicher Hoffärtigkeit, geschweige Impulse dynastischer Selbstsucht oder eines Gottesgnadenthums, das jede Unthat von vornherein frömmelnd deckt, entstellen das schlichte, treuherzige Menschengesicht des Regenten. Sich in seinem Pflichtenkreise ebenso sehr als Diener fühlend, wie der geringste seiner Unterthanen, mit jener prächtigen Prosa der Charakter-

artung ausgestattet, welche auf der Bedürfnislosigkeit der Phantasie beruht, wie auf der lautersten Redlichkeit des Gemüthes, bemißt dieser Herzog Ernst gleichwohl nicht enge und dürftig das Weltwesen nach vorgefaßten Meinungen, sieht er nicht befremdlichen Sinnes auf heftige Naturen, hat er vielmehr ein richtiges Verständniß der Zustände, die sich aus erhitzter Einbildungskraft und einem der Vernunft nicht gehorsamen Blute ergeben. An den Zeiger einer exact gehenden Uhr gemahnend, rückt seine Seele, dem jeweiligen Gange der Ereignisse, den Anforderungen der Situation entsprechend, sachte von Erwägung zu Entschließung, von Entschluß zur That. Mit wenigen Worten ist Friedrich Vischer diesem Charakterbilde gerecht worden. „Hebbel wird nicht der Letzte sein“, sagt er, „der den erschütternden Stoff im Drama behandelt hat; freilich liegt ein schwerer Knoten darin: Herzog Ernst theilt entweder den wilden, blöden Wahn, daß die Baders-tochter Hexenkünste geübt hat, und dann ist er ein undramatischer Charakter, oder er benützt ihn aus politischen Motiven und dann ist er doch immer unleidlich grausam; Hebbel hat ihn, so weit möglich, dem Erträglichen genähert: Agnes wird dem Wohle von Tausenden geopfert, die unter einer Kette von Uebeln leiden müßten, wenn die Mißheirath dauerte, der Herzog entschließt sich vorher zum Schwersten, einer Veränderung der Erbfolge, und erst da der neue Thronerbe stirbt, greift er zum letzten, furchtbaren Mittel. Ich zweifle dennoch ob dies hinreicht, die unerträgliche Härte im Stoff ganz in höhere tragische Nothwendigkeit aufzulösen, aber das weiß ich, daß dieser Herzog ein Meisterstück von männlicher Charakterzeichnung ist. Das ist ein Mann, menschlich fühlend und streng sich bezwingend, wortkarg und durch die kurze Rede auf ein reiches, aber vom Schicksal und der allmächtigen Zeit zu Stahl geschmiedetes inneres Leben zeigend, schlicht in seiner Stärke, wahrhaft deutsch . . .“

Dieser Menschlichkeit im Charakter des Herzogs Ernst dürfen wir die wahrhaft tragische Bewegung, ja die Rührung im höchsten künstlerischen Sinne zuschreiben, welche uns vor dem Hereinbrechen und im Erwarten der Katastrophe erfüllt. Dies geschieht im vierten Acte, der zu den größten dramatischen Leistungen in unserer Literatur gehört. Hier ist auch der Gleichungspunkt der Tragödie. Das Sterbeglöcklein, welches die Scene einläutet, wo das vor Jahren geschöpfte Urtheil der ersten Juristen Baierns hervorgeholt und entfaltet wird, das Todesurtheil über Agnes Bernauer, jenes Sterbeglöcklein geht klagend und prophezeiend durch das ganze erschütternde Gespräch zwischen Herzog Ernst und dem Kanzler Preising. Mit dem Hinscheiden des Kindes, auf dessen Haupt die Krone Albrechts hätte hinüberwandern sollen, ist auch der Lebensfaden der schönen Agnes, dies spüren wir, abgelaufen. „Dieser Todte wird wieder tödten“, sagt der Kanzler, „dieser Knabe, der nicht einmal seine Nürnberger Klapperbüchse mehr schütteln kann, wird das Mädchen nachholen!“ Tapfer knirschen wir den Schmerz hinunter, den Herzog Ernst fühlt, indem er zu einer solchen Sendung aufgespart blieb, und wie einen warmen Sommerregen, der uns in betrübter Stunde wenigstens das physische Athmen erleichtert, empfinden wir die gleich darauf folgenden wehmüthig sauren Scenen zu Straubing. Daß unserem Dichter die Macht gegeben ward, was bitter und schrecklich, unbarmherzig und niederwerfend ist, den tragischen Erscheinungen zu entlocken, dies wissen wir aus seinem Jugenddrama, seinem bürgerlichen Trauerspiel und seinem Herodes. Diesmal aber, in den elegischen Scenen des vierten Actes seiner Agnes Bernauer, löste er die Härte der Tragik liebreich auf, ließ er sie gleichsam in großgeschwungenen weichen Falten dahin fließen. Ein schmelzendes Wehegefühl durchdringt uns hier derart, daß es uns wie ein Wohlgefühl überkommt, es

ist als ob die Trauer dieses Acts Liebesarme hätte und das Grauen der Vernichtung ein verheißendes Lächeln.

Viele versuchten umsonst das Heiterste heiter zu sagen,
Hier spricht endlich es sich, hier in der Trauer sich aus!

singt Hölderlin, angesichts der Tragik des Sophokles.

Aber der fünfte Act, gleich nach den Scheidelauten der Bernauerin, hebt diese milde, das Menschengemüth erhebende und befreiende Erschütterung auf. Mit dem Zwiegespräch zwischen Vater und Sohn, die einander auf dem Schlachtfelde äußerlich und innerlich entzweit gegenüber treten, verbreitet sich eine frostige Luft durch das Drama. Und weder der Herold des Kaisers, noch der päpstliche Legat, welche die Herrlichkeit und Unantastbarkeit des deutschen Reichs symbolisch darstellen, sind irgendwie vermögend, der Opferung der Agnes im Interesse des Staates das Siegel menschlicher Billigung aufzudrücken. Umsonst strengte sich Hebbel an, diese Billigung zu erzwingen, umsonst führte er als Poet und später als Vertheidiger seiner Behandlungsweise die schwerwiegendsten Motive dafür in's Treffen. An der Agnes Bernauer, so meinte er gegen Dingelstedt, könne nichts Anderes Antheil erregen, als das Verhältniß, worin ein menschliches Individuum, das zu schön sei, um nicht die glühendsten Leidenschaften hervorzurufen, und doch zu niedrig gestellt, um auf einen Thron zu passen, zum Staate und zum Vertreter desselben gerathe, wenn es höher erhoben werde, als die Ordnung der Welt es vertrage. Daß sie in eine Situation hinein geräth, in der sie vernichtet werden muß, wenn sie nicht zurück kann, das ist, nach Hebbels Ansicht, an ihrem Schicksal einzig, das stempelt sie, wie er sich ausdrückt, zur Antigone der modernen Zeit, indem doch auch hier ein Zusammenstoß des absoluten und des positiven Rechts vorliege. Daß sie zu Grunde gehe (bei Törring und bei Andern),

weil untergeordnete Beamte aus Nachsicht oder einer Grille die gemessenen Befehle ihres Gebieters überschreiten, theile sie mit vielen Tausenden und setze im speciellen Falle die Tragödie zur Tragikomödie herab. „Mein Augenmerk war, in dem Mädchen eine Lilie hinzustellen, der man es auf jedem Blatt noch ansieht, daß sie sich durch den Boden hindurch quälen mußte, und in dem Fürsten, der sie opfert, einen durchaus sittlichen Repräsentanten der höchsten Gewalt, der eben darum auch, obgleich der Gott der Schlachten sich gegen ihn erklärt, am Schluß durch einfache Entfaltung des erhabenen Pflichtbegriffs die ihm in wilder Ungebändigkeit entgegentretende Leidenschaft niederschmettert.“

Als begreiflich, verzeihlich, von politischem Gesichtspuncte aus berechtigt mag man die Opferung der Agnes immerhin ansehen: ein ewiges Gesetz aber prägt sich darin nicht aus; und wenn es auch unserem Dichter gelungen ist, den Glauben an ein solches uns im Verlaufe der Handlung abzuschmeicheln oder unvermerkt einzulösen: sobald die Idee des Stückes nackt hervortritt, sobald wir auf diesen Glauben schwören sollen, übermannt uns das Gefühl reinen Menschenthums, das Gefühl der heiligen Natur, die in der Poesie das erste wie das letzte Wort zu reden hat. Im Uebrigen verhält es sich in Betreff der Antigone durchaus nicht so, wie die Meisten, darunter auch Hebbel, wähnen. Ein tiefer, zart empfindender, gelehrter Kenner des Alterthums, R. Lehms, erklärte auf das entschiedenste, daß neuere Aesthetiker und Philologen einen willkürlichen Inhalt in die Antigone des Sophokles hineingedeutet hätten. „Das Staatsgesetz“, sagen sie, „geräth in Conflict mit dem göttlichen und sittlichen Gesetze: beide Theile, an sich gleich berechtigt, verfallen gleichmäßig in Schuld durch leidenschaftliches Beharren. Diese Auffassung der Antigonerolle ist, mit Erlaubniß, eine Philisterei, unverschuldet von Sophokles, der dem Unbefangenen deutlich genug geredet und in einem höheren

Schwung: das Staatsgesetz anstoßend gegen das göttliche und sittliche Gesetz, kann wie alles Unsittliche nicht berechtigt sein, und wenn Leidenschaft, wenn Befangenheit sich darüber verblenden mögen, urplötzlich und mit unmittelbarer Gewißheit erschaut es das reine Herz eines Mädchens . .“ — Zum Ueberfluß waltet noch ein durchschlagender Unterschied vor zwischen der Sophokleischen Antigone, welche selber thut und mit Bewußtsein thut, und der, mit Hebbel zu sprechen, modernen Antigone, hinter welcher als der eigentlich Handelnde Herzog Albrecht steht.

In der Zeichnung der übrigen Gestalten des Stückes und in der Anordnung der Gruppen hat Hebbel seine nunmehr gereifte Kunst bewiesen. Der feurige junge Herzog, in dessen Adern Blutstropfen seiner Mutter, einer mailändischen Prinzessin, rollen, der beim faulen Wenzel in Prag unter Geigen und Schalmeyen auferzogen ward — die nach Denkungsart und Temperament anmuthig abgestuften Freunde des Prinzen, der edle Törring obenan, in seiner Mischung von Besonnenheit und jugendlichem Lebensmuth, edelmännischem Humor und verlässlicher Bravheit — der alte Caspar Bernauer in seiner reichsstädtischen Tüchtigkeit und mit seinem pudigen Wunderglauben, ehrenfest, wie der Meister Anton, und gemüthsweich, wie der Musikmeister Miller, wenn es seine geliebte Agnes gilt — Preising, der gewissenhafte und ergebene Kanzler, das geschwächte Nachbild seines Herrn — endlich Theobald, sozusagen ein Vetter Brackenburgs, der im Verborgenen zu Agnes emporschmachtende Gefelle, gefünderen Herzens, aber freilich auch unbeholfener als jener in unerwiederter Neigung dahinsterbende Niederländer: alle diese Gestalten dienen auf das schönste der Hauptbewegung des Dramas, indem sie sich mehr oder minder behaglich vor uns ausleben, und bilden zugleich die harmonisch zusammengestimmten Einzelsfarben des historischen Gesamttolorits der Tragödie.

Ohne in Genremalerei zu verfallen, eine Gefahr, welche nahe lag, entwarf Hebbel in lauter Detailzügen, aber breiten Striches und stets in nothwendigem Einklange mit der Charakter- und Situationsentwicklung den geschichtlichen Untergrund und Hintergrund der Handlung. Aus der Tiefe dämmert die Kaiser- macht herauf mit den Attributen der Kirche, wir thun einen Blick in die Zunft und Städteordnungen, in das Landsknechtreiben und Vagantenthum, das vom Hauch der Renaissance gestreifte Augsburg mit seinen Gärten und Lustbarkeiten leuchtet im Hell- dunkel der mittelalterlichen Bräuche vor uns auf; bald schweift unser Auge nach Regensburg hinüber, wo sie so gut die Kunst des Getäfels verstehen, bald nach der Cölner Bauhütte, woher die schnörkelhaften Entwürfe zu den Grabmälern und den legendenhaften Gemälden auf den Glastafeln stammen; man wird heilig, meint Herzog Ernst, wenn man durch diese Scheiben sieht. Sogar die Wahrzeichen der Behme, Strick und Dold, sind nicht vergessen. — Auch hier stehen wir auf rother Erde, sagt Caspar Bernauer, auch in Augsburg ist Westphalen! — Wie hebt sich doch das ganze mit kräftiger Sinnlichkeit gesättigte Bild gegen die vielen sentimentalen Bernauer- und Welfer- dramen ab, diese Zwittergeburten einer armseligen Einbildungs- kraft, mit denen das deutsche Theater bis auf den heutigen Tag heimgesucht wird!

Eine solche Agnes Bernauer stellte sich auch unserem Dichter in den Weg, als Dingelstedt eben entschlossen war, das neueste Werk Hebbels in München aufzuführen: das gleich- namige Stück Melchior Mehrs, der sein Opus ein wenig früher dort eingereicht hatte und noch überdies zu den Kindern der bayerischen Hauptstadt zählte. Dingelstedt, welcher deswegen einigermaßen in der Enge war, theilte das Mehr'sche Drama dem Freunde in Wien vertraulich mit. „Stünde diese Bernauerin“,

schrieb ihm Hebbel, nachdem er es gelesen, „nur um einen Fingerbreit höher, wäre die Mache nur ein klein wenig besser, gehörte ein Theatererfolg nur zu den möglichen Dingen, so würde ich Anstand nehmen, mich darüber zu äußern. Aber ich habe nichts zu besorgen, ich brauche nicht vor mir selbst auf der Hut zu sein, Neid und Mißgunst können gar nicht aus mir sprechen! Nein, wahrlich nicht, denn Sie haben in zwei Worten Alles gesagt; es ist von Anfang bis Ende „eine Komödie im Phrasengange alter Zeit“, eine Hopfenstange, die der Verfasser mit welchem Laub vom vergangenen Jahre aufgezupft hat. Mit meinem Versuch werden Sie das Ding vergleichen; ich halte es gegen die Arbeit des alten Törning und bin der Meinung, daß es dieser nicht das Wasser reicht. Ja, ich beleidige den wackeren Vorgänger schon durch die bloße Zusammenstellung, er ist ein Shakspeare gegen den, der nach ihm kam. Seine Auffassung des Gegenstandes ist nicht die tiefste, er übersieht den Hauptpunkt, aber sie ist doch verständig und steht in vollkommenem Einklange mit den Mitteln, die er aufzubieten hatte. Darum stellt er das Liebesverhältniß, für das ihm die Farben fehlten, nebst dem Abschluß in der Heirath, gleich in der ersten Scene fertig hin und entwickelt nun in schlagenden, klaren Situationen die Folgen, so daß man ihm bis zu Ende gern das Geleite gibt und erst ganz zuletzt den Kopf zu schütteln anfängt. Herr Meyer wagt sich, ohne die Beschaffenheit seiner Palette irgendwie zu untersuchen, ruhig an die Genesis und hat nun nicht einmal Reißkohle zur Verfügung; da kommen denn Schemen zum Vorschein, gegen die Wolkenbilder noch Consistenz haben, und die werden mit Redensarten von Tromlitz und Blumenhagen aufgefüttert; sein Schluß aber, die Ausstellung eines einbalsamirten Leichnams, der vorher stundenlang an der Donau herumgewälzt wurde, dürfte das Scheußlichste sein, was jemals in einem Drama vorkam. Törnings Prosa ist knorrig,

zuweilen plump, immer unbeholfen; aber es steckt doch Kern darin und mitunter kommen ganz vortreffliche Sachen vor. Herr Meyr reitet einen wahren Maulesel von Jambus, der nach der störrischen Art dieser Bastardthiere verweilt, wenn Eile noththäte, und eilt, wenn verweilt werden sollte; es ist der Styl des heiligen römischen Reichs, auf Verse gezogen, wie Bier auf Flaschen, man wundert sich ordentlich, daß nicht irgendwo ein „in Rechnung legen“ vorkommt. .“ Hebbel war nach der in diesem Stücke beurkundeten Unkenntniß des Stoffes geneigt, anzunehmen, daß dieser Herold des historischen Dramas, der den Egmont so ungenügend fand und Rötchers Jahrbücher durch seine Abhandlungen mit ruiniren half, jene Zeit, ohne die das Ereigniß doch undenkbar sei, gar nicht im Detail gekannt und höchstens im Falkenhain, vielleicht nur im Mannert geblättert, gewiß aber nicht die Quellen gelesen habe, denn ein wenig Fleisch und Blut hätte sich doch ansetzen müssen. Und so etwas, ruft er spöttisch aus, werde von den sieben Weisen Griechenlands empfohlen, von Leuten, die mit Schiller und Goethe doch wenigstens L'hombre spielten! Das Werk sei so langweilig, daß man ein Jahrtausend zurückgelegt und graue Haare bekommen zu haben glaube, wenn man bei seinem vierten Act anlange. — Mit seinem eigenen Stück, meinte Hebbel, möge Dingelstedt machen, was er wolle, „streichen Sie heraus, fügen Sie hinzu, was Sie angemessen finden, lassen Sie es vor- oder nachtanzen: Sie haben plein pouvoir, wie Louis Napoleon!“ Mißlich erschien es dem Intendanten in München, daß Meyrs Bernauer, welche auch am Berliner Hoftheater eingereicht worden, möglicherweise vor der Hebbel'schen aufgeführt werden und wenn sie gefiele, ihm Gehässigkeiten der in ihrem „Stammesgefühl“ verletzten Baiern einbringen könnte. Doch er entschied sich am Ende für Hebbel, dessen Drama er warm anerkannte, und drang darauf, daß der

Dichter selbst nach München komme. Dieser war gerne bereit, sich unter die Zuschauer seiner Agnes Bernauer zu mischen. Irgend eine heimliche Ecke, sagte er, finde ich ja wohl in dem Theater, wo ein Poet seinen Angstschweiß vergießen könne, ohne bemerkt zu werden. Er habe außerordentlich viel Lust dazu und würde etwan acht Tage vor dem 29. Februar kommen. „In dem nämlichen Monat reiste ich vor dreizehn Jahren von München ab. Daran sieht man so recht, wie alt man wird; was mag sich Alles verändert haben, wie manches an den „alten bekannten Gesichtern“ mag nicht mehr zu finden sein! Damals lief Herr Meyer dort auch schon herum und ließ eine Broschüre gegen Heine, Uhland und das junge Deutschland drucken, wegen deren wir Studenten ihm gerne den Hals umgedreht hätten. Jetzt ist er denn mit Glück von der Negation zur Position übergegangen . . .“

Am 22. Februar 1852 fuhr Hebbel in München ein, in der für seine Jugendentwicklung so sehr bedeutsamen Stadt, welche er, von der anhänglichen Tischlerstochter eine Strecke weit begleitet, bei klirrendem Frost, das Ränzchen auf dem Rücken, das Hündchen neben sich, verlassen hatte. — Nachdem er bei Dingelstedt vorgesprochen und seine Mahlzeit genossen, brachte er die Stunden bis zur Theaterzeit damit zu, daß er seine sämtlichen alten Wohnungen wieder aufsuchte und von der Straße aus die Fenster betrachtete, die einst die seinigen gewesen. Es kam ihm natürlicher Weise nicht in den Sinn, irgendwo hinein zu gehen, da er ja lauter fremde Menschen würde angetroffen haben. Doch konnte er dem Zuge seines Herzens nicht widerstehen, diese nach seinem Ausdruck unblutigen und gleichwohl an Wunden und Schmerzen so schrecklich reichen Schlachtfelder seiner Jugend wenigstens von Außen einmal wieder anzusehen. Abends, in Dingelstedts Theaterloge, erblickte er die beiden Könige,

Ludwig und Max einander gegenüber, mit einem eigenthümlichen Gefühl. Dingelstedt machte ihn mit einem Grafen Tascher bekannt, der in München den Ton angab und der noch ganz voll von der Judith war. Er meinte, alle unsere neueren Dramendichter, Hebbel ausgenommen, schickten immer nur verkappte Deutsche auf's Theater, denen man glauben solle, daß sie etwas ganz Anderes wären; Hebbels Assyrier und Juden hätten's ihm aber angethan, und er erinnere sich gar keines gewaltigeren Eindrucks. Den nächsten Abend brachte unser Dichter mit Genelli in einer Künstlerkneipe zu. Er erlebte dabei den Spaß, daß sich ihm ein alter Bekannter aus früherer Zeit, der in ihm den ehemaligen Kameraden gar nicht mehr ahnte, mit ängstlicher Veneration vorstellte und dann von Hebbel durch Fragen der speciellsten Art so lange verirt wurde, bis ihm ein Licht aufging; wie z. B.: Lesen Sie den Tacitus noch immer so gerne? Halten Sie Ihre Meinung über Platen noch jetzt mit den Zähnen fest? Ist der botanische Garten noch Ihr Lieblingsspaziergang? Genelli erzählte eine prächtige, ganz unbekannte und höchst charakteristische Anekdote von Schiller. Der außerordentliche Mann hat in einem Kreise von Künstlern einmal alles Ernstes und mit dem größten Pathos erklärt, er halte einen durchsichtigen Genius für einen äußerst dankbaren Gegenstand der plastischen Darstellung, und ist zornig fortgegangen, als er ausgelacht wurde.

Mit jedem neuen Tage in München wurden die Eindrücke bunter, Hebbels Verkehr bewegter. Er besuchte seinen alten Freund Franz Gartner, die hervorragendsten Mitglieder der Hofbühne, las den in der Agnes Bernauer beschäftigten Schauspielern das Stück vor, lernte Franz Lachner kennen, welcher den Wunsch äußerte, die Musik für den Moloch zu componiren, wenn Hebbel das Werk nur fertig brächte. Lachner rieth ihm an,

es mit Hören auszustatten, nachdem er in den Stoff und Charakter dieser Tragödie eingeweicht worden. Bei Dingelstedt drängten sich die fröhlichen Abende, wie denn der Poet und der Genußmensch in Dingelstedt jetzt ihre Geberlaune gegen Hebbel entfalteten. Schon duzten sich die Beiden und der Generalintendant trat mit der Aufforderung hervor, daß unser Dichter und dessen Frau nach München übersiedeln möchten. Hebbel glaubte an ernstliche Absichten von Seite Dingelstedts und meinte in einem Briefe an seine Frau, daß eine Krisis gekommen sei.

„ . . . Zu übereilen brauchen wir uns nicht, aber entscheiden werden wir uns müssen, und ich dächte, mit Ausnahme unserer Freunde hätten wir an Wien, wo Du so unwürdig behandelt wirst und wo man mir jede Existenzquelle zu verschütten sucht, wenig zu verlieren. Erwäge beide Seiten, aber sprich zu Niemand, absolut zu Niemand! Hier wirst Du das ganze Rollenfach der Schröder haben und wie Vieles wird blos Deinetwegen in Scene gehen. Hier brauche ich blos zu dichten, für Dich zu dichten, und ich bin der Darstellung sicher . . . Dort — — mein Gott, wir gehen ja nicht leichtsinnig, wie undankbare Menschen, die Lust am Wechseln finden; wir werden ja durch diesen neuen Director mit Gewalt vertrieben! Wie ernstlich ich mich als einen Wiener betrachtete, habe ich im Jahre 1848 wohl durch meine Handlungsweise bewiesen; ich würde mein Leben gewiß nicht eingesetzt haben, wenn ich mich für einen Fremden, einen bloßen Zuschauer gehalten hätte. Wer wird von der schönen Stadt, an die uns so viele Jahre knüpfen, ohne Schmerz scheiden, aber was hilft's uns, im Paradiese zu wohnen, wenn wir darin gemartert werden. Davon weiß das kaiserliche Haus nichts, das versteht sich von selbst, aber das ist eben das Schlimme. Also denke, schreib' mir und schweige, denn nächstens stehe ich vor dem König, wenn mich nicht Alles täuscht . . .“

Durch Dingelstedt wurde Hebbel bei dem Geheimrath Dönniges eingeführt, der dazumal des Königs rechte Hand war, dem geistvollen, Kunst und Wissenschaft in München energisch fördernden Manne, der sich auch durch seine musterhafte Nachbildung schottischer und altenglischer Volksballaden in unserer Literatur eingezeichnet hat. Bei ihm traf Hebbel Kaulbach, den er schon früher besucht und dessen Zerstörung Jerusalems einen bedeutenden Eindruck auf ihn gemacht hatte. Professor Vogel, der Sohn des Hofrathes kam zu unserem Dichter mit der Bitte, seiner Familie einen Abend zu schenken und die Personen selbst anzugeben, die er sehen wolle. Dies war ein Haus, worin sich die Staatsräthe und die höchsten Ministerialbeamten versammelten und wo unser Dichter vor dreizehn Jahren bei seinen damaligen gesellschaftlichen Qualitäten eine so traurige Figur abgegeben hatte. Zu der Soirée bei Vogel waren sehr viele Gäste geladen, darunter Minister, Geheimräthe, Künstler und Professoren. Der Justizminister von Kleinschrod sprach enthusiastisch und verständig über die Judith. Hebbel ging sozusagen von Hand zu Hand, und alte Herren, die sehr oft in seiner Studienzeit vornehm auf ihn herabgesehen hatten und ihn natürlicher Weise nicht wieder erkannten, priesen sich glücklich, ihn kennen zu lernen. Hofrath Martius, der berühmte Botaniker, brachte einen Toast auf ihn aus, die Hofrätthin Thiersch und Frau von Kleinschrod waren seine Tischnachbarinnen. Mit der Zweitgenannten wurde er so vertraut, daß sie ihm ihre Heirathsgeschichte erzählte, was er durch die Mittheilung der seinigen erwiederte. Die tiefgebildete Frau schien ein richtiges Verständniß seines Wesens zu haben. Sie sagte: „Manchen bedeutenden Dichter habe ich Freund genannt, mit Platen bin ich auferzogen worden, aber Ihr Herz ist viel größer, wie an Allen, und das Herz ist an Ihnen auch das Größte“. „Ueberall in Deutschland“, schrieb Hebbel im Gefühl

dieser Eindrücke, „weiß man zwischen dem Verfasser der Judith und den Klapperpoeten zu unterscheiden; nur in Wien nicht. Aber sie sollen ihre Subjecte nur einmal auf Reisen schicken.“

An einem der ersten Märztage fuhr er in die Residenz. Der König, ein noch junger Mann, mit frischem Gesicht und sehr wohl gebaut, empfing ihn mit der größten Liebenswürdigkeit und behielt in sehr lange bei sich. Er sprach zunächst über die Judith. „Das Stück ist eines der merkwürdigsten, die mir jemals vorgekommen sind; die Wirkung, die es hat, ist eine gewaltige, ich habe sehr viel darüber nachgedacht und möchte wohl von Ihnen selbst entwickelt hören, welche Idee Sie zum Grunde legten.“ Hebbel that dies, charakterisirte dann das Stück als ein nach Art aller Jugendwerke ein wenig auf die Spitze gestelltes und bemerkte, daß er längst damit beschäftigt sei, es im Einzelnen umzuarbeiten. „Das thun Sie ja, das Stück ist in Gehalt und Form so bedeutend, wenn Sie es auch als ein Jugendwerk bezeichnen, daß es gewiß verdient, so rein wie möglich hingestellt zu werden.“ Hebbel nahm nun eine Wendung und sagte, daß es ihn nicht bloß seiner selbst wegen freue, über ein solches, doch immer sehr leicht mißzuverstehendes Stück aus königlichem Munde dies Urtheil zu vernehmen, sondern daß er für die ganze Literatur eine Hoffnung daran knüpfe, indem die dramatische Kunst, die jetzt überall wieder durch die überstrengen politischen Maßregeln in ihrer Entwicklung gehemmt sei, bei einem solchen Eingehen des Monarchen auf die schwierigsten Probleme mit Muth und Zuversicht auf München blicken dürfe. „Mein Vater hat die bildenden Künste zu heben gesucht, ich wünsche für die Literatur das Gleiche zu thun, das scheint mir noch wichtiger. Vor Allem ist das Drama meine Passion.“ Darnach kam der König auf die Agnes Bernauer; Hebbel skizzirte ihm das Stück und die Punkte, worin es von dem Törring'schen Volksschauspiele abweiche. „Ist

es nicht gefährlich, an den Traditionen, wie sie nun einmal im Volke leben, zu ändern?" Der Dichter versetzte, daß er diese Bemerkung sehr gegründet finde, daß der Gegenstand aber nur dann tragische Form gewinne, wenn der Dichter Agnes als die moderne Antigone hinstelle, und daß er dies gethan habe. „Ihre Vergleichung mit der Antigone ist sehr treffend, und wer Ihre Kraft besitzt, darf auch ruhig viel wagen.“ Hebbel entwickelte seine Gedanken jetzt näher und schloß, indem er sagte, daß er das Thema streng historisch gefaßt habe, seine Vorgänger aber nicht. „Ich kam noch nie dazu, das geschichtliche Fundament genauer zu prüfen, und es freut mich, dies zu hören. Haben Sie sich außer den Chroniken auch der Reichsarchive bedient?“ Hebbel erwiderte, daß er zu denen den Weg schwerlich offen gefunden hätte. „Ich hätte Ihnen dieselben sogleich öffnen lassen.“ Dann kam er auf die Genoveva. „Diese alte Geschichte gehört zu meinen ersten Kindereindrücken und meinen liebsten Erinnerungen, ich selbst habe in meinen Jünglingsjahren sie einmal dramatisch zu bearbeiten begonnen und sie auch vollständig skizzirt. Kann denn Ihr Stück nicht aufgeführt werden?“ Hebbel erzählte die Historie des Stücks, namentlich des Epilogs, und sagte, daß der Darstellung nun gewiß nichts Vernünftiges mehr im Wege stehe. „Das freut mich, ich will noch heute mit meinem Intendanten sprechen.“ Nun noch Manches über Allerlei, politische Dinge nicht ausgeschlossen. Der König entließ den Dichter mit den Worten: „Ich wünsche, daß es Ihnen noch länger bei uns gefallen möge, und ich hoffe, Sie nicht zum letzten Male gesehen zu haben.“ Später sprach sich der König gegen Dingelstedt dahin aus, er sei seit lange von einem Manne nicht so angeregt worden, wie von Hebbel.

W. H. Niehl hat in einem tactvollen und die Gegensätze, wie die Neigungen Maximilians II. von Baiern anschaulich

erklärenden und sondernden Charakterbilde den König geschildert. Von leidenschaftlichen Impulsen wenig berührt, erfüllte ihn eine einzige Leidenschaft, die Leidenschaft zu lernen. Ohne ein Gelehrter zu sein oder es werden zu wollen, hatte er, der einstmalige Schüler Schellings, den Trieb des reinen Forschers, der ihn aber nicht zur Ausübung der Wissenschaft, sondern zu der Erkenntniß führte, daß univervellste Bildung dem modernen Fürsten unerläßlich sei. Auch lernte er nicht bloß um seiner selbst willen, sondern vielmehr noch, weil er sein Volk zum Lernen drängen wollte, das baierische Volk, welchem seit der Reformation das Gemeinbewußtsein der wissenschaftlichen Cultur Deutschlands abhanden gekommen war. Wenn ihn der Vater, König Ludwig, an sprühender Geisteskraft überragte, so überragte diesen der Sohn wiederum als Charakter. Er war dem südlichen Schaupränge des Katholizismus abgewandt und hegte einen schlicht religiösen Sinn, den man vielfach „lutherisch“ zu schelten sich erlaubte. Oftmals und vielen Personen erzählte König Max, sein Vater habe nicht gestattet, daß ihm seine Lehrer, selbst in den reiferen Jünglingsjahren, eine irgendwie eingehende Geschichte der Reformation vorgetragen hätten. Der Gesellschaft Jesu versagte er standhaft die Rückkehr in sein Land und er unterschied sehr genau zwischen strenggläubigen Katholiken, denen er nirgends zu nahe treten wollte, und Ultramontanen, die er als gefährliche Widersacher des modernen Staatswesens und jeglicher Geistesfreiheit ansah. Er war gläubig im Sinne eines mystischen Philosophen und werththätig fromm. Hebbel war gerade in jener Periode nach München gekommen, als der König, dem Poesie und Literatur zumeist am Herzen lagen, seine „Berufungen“ von Dichtern und Gelehrten begann. Die erste Anregung und Organisation zu den abendlichen Zusammenkünften derselben beim König, welche Achtzehnhundertdreißig angingen, war

von Dönniges ausgegangen. Der König erklärte es für ein bedeutsames Omen, daß Platen bei seiner Taufe als Page fungirt habe. Der „Dichterkreis“, sagt Kiehl, war die Ouverture, die „historische Commission“ das Finale. Und mit Recht betont er, daß der Fürst nur auf diesem Wege zu seinem universellen Wirken gelangen konnte. Denn seit länger als einem Jahrhundert habe die deutsche Wissenschaft immer in nächster Fühlung mit der Kunst, insbesondere der Poesie gestanden, und der wissenschaftliche Geist unserer besten Dichter, der künstlerische unserer größten Gelehrten bedinge den eigenthümlichsten Glanz unserer Nationalliteratur. Außerst empfindlich wurde der König berührt, sowie er merkte, daß irgend Jemand persönliche Ziele erstrebte; seine Person vordrängen war das sicherste Mittel, um von ihm zurückgeschoben zu werden, ja selbst die beste Sache, welcher man dabei etwan dienen wollte, zu verderben. Er fürchtete sich argwöhnisch vor allem Günstlingswesen und er selbst ließ niemals merken, daß er den Mitgliedern des Symposions eine Gunst oder Ehre erweise; hingegen dankte er ihnen um so anmuthiger für ihre Ausdauer und Theilnahme. Als der schwülste Druck auf Deutschland lastete, in den Fünfziger Jahren, da gewann er Muße für seine Reformpläne der Geistesbildung. „Der Vater wirkte aus Baiern heraus für das künstlerische Deutschland; der Sohn wollte aus Deutschland heraus für Baiern wirken“. Daß seine Saat nicht verkümmerte, dies bezeugte wohl die Haltung Baierns während und nach dem deutsch-französischen Kriege.

Eine liebliche Ergänzung des Königs bildete die schöne junge Königin. Sie empfing unseren Dichter bald nach seiner Audienz bei ihrem Gemal. Hebbel bezeichnete sie als ein rein weibliches Wesen, mit einem ganz eigenthümlichen Gesichts-

ausdruck, in dem sich sehr wenig Bewußtsein ihrer hohen Stellung ausspreche, sondern eher eine Art Kengstlichkeit.

Auf Andringen der Frau von Kleinschrod ließ er sich auch dem König Ludwig vorstellen. Das Gespräch mit ihm war der vollkommene Contrast zu jenem mit dem regierenden Sohne. Da er schwerhörig war, so machte dies die Unterhaltung etwas unbequem. König Ludwig kam gleich auf die Agnes und fragte, ob sich Hebbel treu an die Geschichte und das alte Volksstück gehalten habe. An die Geschichte unbedingt, antwortete Hebbel, aber eben darum nicht an das Volksstück, und erzählte das Factum, wie es in den Chroniken aufgezeichnet steht. Der König war darüber sehr verwundert und noch mehr, als ihm der Dichter seine Ansichten über die That seines Vorgängers auseinander setzte, wie er sie dem Drama zum Grunde gelegt habe. Er sträubte sich mit Hand und Fuß dagegen, daß diese That nothwendig gewesen sei und rief aus, nachdem ihm Hebbel dies bewiesen zu haben glaubte: „Nein, nein, das hätte ich nicht gekonnt, dazu hätte mir die Kraft gefehlt!“ Vielleicht hörte Hebbel jetzt die Castagnetten jener Spanierin klappern, welche den König vom Thron herab gespielt hatten. Hebbel erwiederte lächelnd: Und doch hätten Euere Majestät müssen, wenn Sie am Regiment gewesen wären. Den Cyniker und den satyrischen Schalk kehrte der König in dieser Unterredung gleichfalls hervor. Er verlangte nämlich Aufschluß über die Gründe, warum Hebbel in seiner Judith, am Schlusse, das sexuelle Geslecht so sehr bloßgelegt habe. Es sei denn doch unnöthig gewesen, wie es ihm scheine. Wenn Euere Majestät dem Gegenstande ein Bißchen Aufmerksamkeit schenken wollen, antwortete der Befragte, so hoffe ich die künstlerische Unerläßlichkeit des gebrauchten Motivs darzuthun. Er höre gerne zu, meinte der König, indem er mit dem Dichter fortwährend auf und ab ging. Nachdem Hebbel seinen ästhetischen Vortrag beendigt hatte,

neigte der König das Haupt seitwärts und versetzte nach einer Pause: „Ja, ja, Herr Doctor, die Schweinerei muß d'rin sein!“ — Ueber seinen Besuch bei Goethe machte der König unserem Dichter eine nicht reproducirbare vertrauliche Mittheilung, indem er schmunzelnd hinzufügte: „Nach meinem Tode mögen Sie dieselbe immerhin erzählen“. Sie würde, wenn erzählt, gewiß nicht Goethen zum Schaden gereichen.

Allerlei kleine Hindernisse und Zufälle schoben die Auf-
führung der Agnes Bernauer länger hinaus, als Hebbel lieb war. Denn er sehnte sich bereits wieder nach seinem Daheim, nach Weib und Kind. Die Kette der Einladungen, denen er Folge leisten mußte, wollte noch immer nicht abreißen, und er wünschte es beinahe, denn der gesellschaftliche Wirbel ermüdete ihn um so mehr, je weniger er sich im Gespräch auf's geistige Sparen verstand. An interessanten Persönlichkeiten traf er noch mit der Witwe Jean Pauls, der Schwiegermutter des Professors Ernst Förster, und einer Tochter des Dichters zusammen, die er schon 1839 kennen gelernt. Die Tochter erinnerte ihn im Aeußern, in der Figur und der hastigen Beweglichkeit an die Lenette aus dem Siebentäs. Ferner berührte er sich mit Emanuel Geibel, der sich, wie er sagte, für einen Lyriker von siebenundzwanzig Auflagen bescheiden genug gegen ihn stellte und ihn für Deutschlands einzigen dramatischen Dichter von Bedeutung erklärte. Geibel war eben nach München berufen worden und überall vernahm Hebbel Stimmen, welche versicherten, daß man nun zunächst an ihn denke. Der Minister Kleinschrod sagte zu ihm: Wenn Sie überhaupt zu uns kommen wollen, nie ginge es leichter als jetzt. Nur Eines sei zu erwägen: Dönniges und Dingelstedt hätten furchtbare Feinde und wenn sie selbst einmal fallen sollten, wer hält die Ihrigen? Dingelstedt, als Bürgerlicher und Protestant an einem katholischen Hofe, wurde nicht bloß von der Aristokratie

und den Journalisten, sondern auch von den Gläubigen mit Widerstreben, ja mit Empörung angesehen. Ihn hatte Dönniges hingesetzt, aber diesen wiederum haßten die Ultramontanen auf das Grimmigste und schalteten ihn den bösen Dämon des Landes.

In diese Gegenwartsbilder mischten sich wehmüthig die schattenhaften Figuren vergangener Zeit. Als Hebbel an einem heitern Wintertage aus dem englischen Garten in den Hofgarten zurückkehrte, da bezog das Militär gerade die Wache und marschirte mit klingendem Spiel von seiner Kaserne bis zur Residenz. Dies geschah in früheren Jahren auch immer um dieselbe Stunde, und wie ehemals als Student, schloß Hebbel der nachschreitenden Menge sich an, in Phantasien versenkt und mehr taumelnd als wandelnd. „Ein wunderbares Gefühl“, schreibt er an seine Frau, „so ganz in eine längst vergangene Zeit zurückversetzt zu werden, und ein eben so süßes als wehmüthiges, wenn, wie bei mir, die damaligen Träume nicht bloß Wahrheit geworden sind, sondern von der Wirklichkeit übertroffen und überholt.“ Seinen Geburtstag verbrachte er so, wie er sich vorgenommen, daß er ihn verbringen wolle. Um zehn Uhr verließ er sein Zimmer und ging in den englischen Garten, wo fast alle seine früheren Gedichte entstanden sind, an den sich also ein großes Stück Leben für ihn knüpfte. Der Himmel war tief dunkelblau und die Sonne schien hell auf die grünen Tannen herab, an denen der Park reich ist. Voll Sehnsucht dachte er an die Seinigen und dichtete eine Elegie, in welcher Vergangenheit und Gegenwart auf märchenhafte Weise durcheinander laufen. Einen Vers schrieb er auf dem chinesischen Thurm nieder, den er ehemals so oft bestiegen; einen andern in einem kleinen Tempel, von dem aus er, als er den Garten vor dreizehn Jahren zum letzten Male betrat, Abschied von ihm nahm. Dabei schmückte er die Wand mit den Namen der Frau und des Töchterchens. So besuchte er, immer fort wandelnd und dichtend,

alle alten Plätze und kehrte von seiner einsamen Pilgerschaft, die wirklich nur hie und da durch einen Bauer unterbrochen wurde, erst gegen zwei Uhr in die Stadt zurück. Als er in die Arcaden kam, sprengte der König an ihm vorbei und rief ihm vom Pferde sehr freundlich einen guten Morgen zu.

O Park, sei mir gesegnet!
 Bleib' ewig frisch und grün,
 Und wenn's nur ein Mal regnet,
 So sollst du zwei Mal blüh'n!
 In jeden deiner Gänge
 Verlier' ich mich mit Lust,
 Denn jeder hat Gefänge
 Gehaucht in meine Brust.

Hier zeigte, wie im Traume,
 Sich mir die Judith schon!
 Dort unter'm Tannenbaume
 Sah ich den Tischlersohn,
 Da drüben winkte leise
 Mir Genovevas Hand
 Und in des Weihers Kreise
 Fand ich den Diamant.

Dann wollt' es mich bedünken,
 Ich sei unendlich reich!
 Mein Busen war dem Blinken
 Des Sternenhimmels gleich:
 Schon viele sind aufgegangen
 In wandelloser Pracht,
 Mehr glaubt man noch umfassen
 Vom stillen Schooß der Nacht.

Zwar blieben's damals Schemen,
 Mir nur zum Trost geschickt,
 Sie mußten Abschied nehmen,
 So wie ich sie erblickt.

Das fügte tausend Schmerzen
Den schwersten noch hinzu,
Doch kam zuletzt dem Herzen
Durch sie allein die Ruh.

Nach einer Darstellung der Judith, welche der ersten Auf-
führung der Agnes vorausging, empfing der Dichter eine Ein-
ladung zum Thee bei der Königin. Ihm wurde sein Platz ihr
vis-à-vis angewiesen und sie unterhielt sich fast mit ihm allein.
Nach dem Thee erschien der König, der augenblicklich von der
Judith zu sprechen begann und den Verfasser alsbald in ein
wahres Feuer der Beredsamkeit hineinlockte. Das Verhältniß der
Poesie zu den Weltereignissen, der Productionsart des Dichters
und noch manches andere ernste Thema kamen auf's Tapet. Der
König bezeigte den lebhaftesten Antheil und wurde nicht müde,
immer neue Fragen an Hebbel zu richten. Hierauf wurde dieser
zum Lesen aufgefordert und las, schickliche Pausen einhaltend,
nach einander beinahe den ganzen ersten Act der Genoveva und
aus seinen älteren Gedichten: Das Kind am Brunnen, den
Sonnenjüngling und das alte Haus. Dann entfernte sich der
König, der sich regelmäßig um zehn Uhr schlafen legte, und
Hebbel erzählte beim Souper der Königin von seinem Aufenthalt
in Frankreich und Italien.

Am 25. März wurde Agnes Bernauer mit Beifall gegeben.
Die Darstellung war unter Null; nur der alte Jost spielte
meisterhaft seine Rolle, den Caspar Bernauer, und Christen ver-
anschaulichte gut den Törring. Der letzte Act, nämlich Alles,
was den Staat angeht, ließ die Menge kalt. Die Gegner der
einflußreichen Freunde Hebbels, schon im Theater zu protestiren-
den Rundgebungen geneigt, versäumten nicht, die freundliche
Aufnahme des Stückes als die Larve eines Mißerfolgs zu be-
zeichnen, und der schmutzige Theil der Journalistik Münchens

verbreitete lügenhafte Berichte und Notizen in die verschiedenen deutschen Blätter.

Von Wien aus dankte Hebbel in den wärmsten Worten Dingelstedt für all' seine Liebe und Güte. „Ich saß wirklich unter dem Wunderbaum, der durch Geben reicher wird und für Eine Blüthe, die er auf den Wanderer zu seinen Füßen fallen läßt, zwei neue aus sich erzeugt, die er ihm ebenfalls herunter wirft! Und ich bedarf dessen so sehr, daß die Wohlthat, mir erwiesen, eine zwiefache ist, wenn ich's mir auch nur selten merken lasse. Nicht ohne die tiefste Rührung verließ ich die letzte Nacht Dein Haus, und nicht, ohne Euch aus vollster Seele gewünscht zu haben, was ich mir selbst wünsche, überschritt ich die Schwelle. Ich glaube, ein wahrer Wunsch ist ein Segen! Genug davon! Das Wort, das nicht schon einmal entweicht wäre, ist ja nicht mehr zu finden.“ Dingelstedts Mittheilungen über die gegen ihn selbst, wie gegen Hebbel entfachte böse Stimmung bestimmte diesen, auf das für den Hochsommer projectirte Gastspiel seiner Frau am Münchener Hoftheater zu verzichten, da an einen friedlichen und fröhlichen Lebensgenuß unter den eingetretenen Umständen dort nun nicht zu denken wäre. Mögen die edlen Bavaren, sagte er, Bier trinken und auf die Fremden fluchen; ich werde sie nicht wieder incommodiren.

In den Wiener Journalen wurde der Sachverhalt gleichfalls entstellt wiedergegeben, ja es mangelte nicht an bübischen Angriffen auf das noch nicht gedruckte Drama, wie auf den Dichter. Heinrich Laube verlangte die Agnes zum Schein, behielt sie ein paar Wochen bei sich und sendete sie zur Beseitigung einer ganzen Reihe beanständeter Stellen an Hebbel zurück. Die Censurstriche der obersten Leitung der kaiserlichen Bühne waren so empörend-ergötzlich, daß sie in den Tagen des Grafen Sedlnitzky hätten als Unica gelten können. Die Epoche der schlimmsten, der

bösartigsten Reaction, für jede mannhaftige Regung bedrohlich, jeden ernstesten, auf das Edle gerichteten Geist niederhaltend, den Director des Burgtheaters störte sie nicht in der Verfolgung seiner „artistischen“ Zwecke, nicht im Zuschreiten auf das vorgesteckte Ziel.

Der Rückfall Oesterreichs in geistige Bevormundung, in Regierungswillkür und Botmäßigkeit unter die Kirche wurde zwar von den übrigen europäischen Staaten, die einen Anlauf zu gesunderer Entwicklung genommen, mit Ausschluß Großbritanniens, getheilt, aber er war unheilvoller als überall sonst, weil bei uns das Geistesleben Jahrhunderte lang in Banden gelegen hatte, weil also die Widerstandskraft fehlte, welche z. B. die Intelligenz in Preußen und Frankreich auch unter den schlimmsten Verhältnissen noch immer aufzubieten im Stande waren. Weder die Junker und Mucker des plötzlich verfinsterten norddeutschen Reiches, noch die absolutistische Selbstsucht Louis Napoleons vermochten irgendetwie die Früchte der Geistesarbeit zu zerstören, welche Preußen und Frankreich aufweisen. Auch ward die Macht- und Existenzfrage dieser Länder bei keinem politischen Systemwechsel jemals in Frage gestellt, wogegen mit der revolutionären Erschütterung der Monarchie, in Folge der Versäumniß der früheren Staatslenker, ein festgegliedertes Ganzes zu schaffen, der Bau derselben in's Wanken gerathen war. Man hatte Oesterreich nicht germanisirt, nicht slavisirt und hatte auch jetzt nur einen bureaukratischen Einheitsgedanken im Auge. Der Denker und Vollstrecker dieses Gedankens war Doctor Alexander Bach.

Ein juristisch gut geschulter Advocat, mit dem spionirenden Verstande des Menschenkenners ausgerüstet, der aus den Schwächen Anderer seine Stärke zieht und jeden Gewinnst seiner scharfen Beobachtung nur nach egoistischem Bedarf verwerthet, von einer bösartigen, weil ernsthaften, zu keiner Unvorsichtigkeit ihn jemals

verleitenden Frivolität der Gesinnung, mit einer kühlen Phantasie und einem überlegenen Witz begabt, so daß sein gesellschaftlicher Verkehr Reiz und Anregung gewährte, ohne daß er selbst die Unkosten heftiger innerer Betheiligung trug: so verwaltete Bach die empfangenen Eindrücke und erlangten Erfahrungen zum Vortheile selbstlicher Zwecke allein. Er war einer von jenen Müden, welche die aufreibendste Campagne aushalten, und durch die Abzeichen der Schlassheit Interesse einflößen. Die gefälligen, im Umgange mit Frauen verfeinerten Manieren des Wieners schützten ihn gegen den Verdacht sittlicher Habgier und ließen ihn sozusagen in die geheimen Fächer menschlicher Vertraulichkeit blicken, welche sich ihm in Mittheilungen und Lebensäußerungen unbefangen enthüllte. Niemand war besser eingeweiht als er in die österreichischen Erbfehle, kannte genauer die hutschende, unzuverlässige Denkungsart und Handlungsweise des Wieners. Er selbst aber that aus Wahl und Berechnung, was bei seinen Mitbürgern Folge des Temperaments und mangelhafter Zucht war. Er hätte seinen politisch liberalen Grundsätzen mühelos treu bleiben können, wenn der Kaufpreis seiner Carrière Charakterfestigkeit geheißen hätte; es wäre ihm nicht im Mindesten schwer gefallen, eine unverrückbar strenge politische Moral einzuhalten, wenn auf dem Wege der Gewissenhaftigkeit allein das Ziel seines Ehrgeizes erreichbar gewesen wäre. Auch seine äußere Erscheinung beurfundete das schlaue Einverständnis zwischen Willenskraft und Geschmeidigkeit, Intelligenz und Behutsamkeit. Auf einem hochgewachsenen, aber feisten Körper saß ein mehr zuhörender als sprechender Kopf. Das Geistige des Gesichts hatte etwas Sichern-des, wie denn dessen Bildung an den Schwamm erinnerte, und sein Auge blinzelte so viel Klugheit, daß man daraus nicht klug ward. Aus dem Argwohn, den er sofort nach der Thronbesteigung des jetzt regierenden Kaisers einflößte, war allmählich der

entschiedene Zweifel an seiner Probehaltigkeit geworden und noch ehe die Mitte der Fünfziger Jahre erreicht war, wußten seine ehemaligen Gesinnungsgenossen, daß sie in dem Freiherrn von Bach einen Abtrünnigen, ja einen Bannerträger der römischen Curie vor sich hatten.

Ihm zur Seite stand Graf Leo Thun, der Leiter des Ministeriums für Cultus und Unterricht; einer jener böhmischen Aristokraten, welche den steifen Nacken der Vladiken insolange vor ihrem kaiserlichen Herrn beugen, als dieser ihre übermüthigen Machtgelüste schont, welche aber sofort murren und ihr eigenes Herrenrecht hervorkehren, sobald der Majestät diese Schonung nicht angemessen dünkt. Der Graf Leo Thun insbesondere prägte in seiner Stimme, wie in seinen Gesichtszügen, in seinen Landtags- und späterhin Reichstagsreden einen unedlen Stolz aus und den Mangel alles dessen, was wir Humanität nennen. Wie viel Ersprießliches auch er durch die Berufung Brückes und Bonitz' nach Wien und durch den unter ihm in's Leben getretenen neuen Gymnasialplan für die Hebung des Unterrichts in Oesterreich gethan, seine kirchlichen Bestrebungen paralyisirten wiederum alles Gute, wie wir dies oft genug in Oesterreich zu erleben gewohnt sind. Die Lehren der Restauration schlug man bei uns zu Lande, wie manche andere, in den Wind und bei gänzlicher Verkennung der Jahreszeit, welche in der Culturwelt angebrochen war, bildete man sich alles Ernstes ein, die Passionsblume werde herrlicher blühen denn je. — Als daher unser Dichter dormalen mit dem Plane umging, eine Kanzel für deutsche Literatur an der Universität zu erlangen, und diesen Plan einzelnen Personen nahe legte, welche beim Unterrichtsminister Einfluß hatten, z. B. dem Professor Eitelberger, da erfuhr Hebbel, daß er sich sowohl in Bezug auf den Zeitpunkt, als auch auf die Werthschätzung seines Geistes und seiner Leistungen in Oesterreich arg verrecknet habe. Zwar

erschien er dann und wann im Salon des Grafen Thun, zwar versicherte Eitelberger, daß er auf seinen Wunsch fortwährend das Augenmerk richte, aber weder diese Einladungen, noch diese Versicherungen hatten größere Bedeutung, als eine Redensart anzusprechen kann. Eine schlechtere Zeit, seine Pläne zu verwirklichen, als die jetzige, war kaum denkbar. Ging doch der Minister alles Ernstes damit um, griechische Mythologie und Poesie auf den hohen Schulen unter christlichem Gesichtspunkte lehren zu lassen und die deutschen Classifier zurückzudrängen, „in deren Gärten kein Gottesseggen gewohnt habe“. Den Lehrstuhl, welchen Hebbel erlangen wollte, bestieg Oscar von Redwitz, um seiner frommen Amaranth willen. Diese schützte ihn nicht vor traurigen Erfahrungen. Denn die Professur überdauerte kein volles Lehrjahr. Der Dichter der Amaranth hat inzwischen längst seine gläubigen Tendenzen verabschiedet und sieht mißnuthig auf diese jugendliche Verirrung zurück.

Wiewohl man von klerikaler Seite her mitunter an Hebbel das Muthchen kühlte: mit der absolutistischen Gewalt kam er auch nicht in den leisesten Conflict. Einmal verlangte man höflich Auskunft von ihm über Adolf Kolatschek, den Herausgeber der deutschen Monatschrift, an der er sich mit einigen literarischen Beiträgen betheiligte hatte. Dieses Organ war wegen seiner ultrademokratischen Färbung, ferner um der Mitarbeiter willen, zu denen beinahe die ganze Frankfurter Linke, Alexander Herzen, Gottfried Kinkel, Sigmund Engländer gehörten, als die wahre Teufelskralle angesehen. Aber auch in dieser schwülen Zeit, ob er gleich die Gebote der Vorsicht nicht mißachtete, drückte Hebbel das Bekenntniß seiner Ueberzeugungen niemals unter das Niveau der Männlichkeit hinab, ließ er sich nie dazu herbei, sein deutsches Pathos zu verleugnen. Ja, er legte sogar den Ton auf dieses Pathos, als er nach dem ruchlosen Attentat auf den Kaiser in

Folge der Aufforderung des Statthalters: zu den Dichterspenden für ein Album beizusteuern, sein Wort an die Person des Monarchen richtete.

Nun darfst Du doppelt auf Dich selbst vertrauen,
 Und doppelt hoffen darf auf Dich die Welt,
 Der Dichter aber blickt mit heil'gem Grauen
 In Deine Zukunft, die sich ihm erhell't;
 Du wirst, er glaubt's, den Thron auf's Neue bauen,
 Den Carl der Große einst so hoch gestellt,
 Denn soll's noch einmal auf der Erde tagen,
 So muß das Herz Europas wieder schlagen!

So schmiede denn mit einer eh'rnen Klammer
 Das eig'ne fest an's alte deutsche Reich,
 Dann endest Du den allgemeinen Jammer
 Und den des edlen deutschen Volks zugleich.

So bestimmt und entschieden auch Hebbel als Charakter und als Dichter war, sein Haus hatte doch mitunter den Anstrich eines neutralen Bodens, in Rücksicht auf die nach politischer Gesinnung, Stand und Stellung verschiedenartigen Individuen, denen man dort zu jener Zeit begegnen konnte. Stammgäste waren seine jungen Freunde und der alte Fritsch, mit dem er bald nach seiner Ankunft in Wien sehr vertraulich geworden. Franz Xaver Fritsch, Secretär und Bibliothekar beim Fürsten Clary, hatte aus der Sitten- und Bildungsatmosphäre des alten Oesterreichs Auffassungsgeschwindigkeit und frohe Sinnlichkeit in das neue herübergenommen und mit dem größeren Ernst desselben amalgamirt. Er war was man einen aufgeweckten Kopf zu nennen pflegt, aber er nickte immer bald wieder ein. Seine Geschäfte im Hause des Fürsten ließen ihm Muße genug,

um sich ein poetisches Zier- und Wurzgärtlein anzulegen, worin es Trauerspiele und Lustspiele in Hülle und Fülle gab. Unter dem Dichternamen Franz von Braunau blieb er in der Literatur unbekannt, trotzdem, daß sein einactiges Drama *Jadest* einige Male auf dem Burgtheater gespielt worden war. Hebbels Interesse hatte er durch eine Komödie erregt: *Der dicke Tischler*, betitelt, die zwar dem Detail und der Durchführung nach wenig bedeutete, aber auf einer köstlichen Erfindung beruhte. Ein wunderlicher Kauz wird um die Identität seiner Person geprellt, indem ihm so lange eingeredet und zugesetzt wird, daß er ein Anderer sei, bis er dies am Ende wirklich glaubt. Nachträglich erfuhr Hebbel, daß diese Erfindung, welche später auch Emanuel Geibel in seinem dicken Bildschnitzer verwerthet hat, das Eigenthum eines altitalienischen Novellisten sei. Bei Fritsch nahm von Jahr zu Jahr seine Neigung für das schwache Geschlecht mit der an ältlichen Männern oft bemerkbaren Heftigkeit zu und er suchte sein leichtes Gedankengepäck in Sicherheit zu bringen. Wiewohl er und Hebbel mit einander auf dem Du-Fuße standen, wurden sie sich doch gegenseitig fremder und fremder.

Sehr häufig kamen der Fürst Friedrich Schwarzenberg, der „Landsknecht“, und Ernst von Schwarzer, Redacteur des *Wanderers*, zu Hebbel; hin und wieder der evangelische Pfarrer Borubszky, der jüdische Religionslehrer, jetzt archivalische Schriftsteller G. Wolf, Robert Zimmermann, dazumal Professor an der Universität in Prag, Eduard Hanslick, Cajetan Cerri, Hofrath Lewinsky; selten: Ludwig Speidel, J. F. Castelli, Bauernfeld, Eduard Mautner.

Der Umgang mit Robert Zimmermann und Eduard Hanslick ging meines Wissens über einen freundlichen Gedankenaustausch nicht hinaus. Hebbel war dem formalistischen Aesthetiker für dessen gründlich eingehende, vielfach anerkennende Analysen

einzelner seiner Dramen, namentlich des Herodes, aufrichtig dankbar, und Robert Zimmermann dürfte es für die Anregungen sein, welche der im Gespräch unausgesetzt producirende Geist des Dichters verstreute. — Hanslicks feines Darstellungstalent, das sich schon in seinen ersten Arbeiten ankündigte, ließ Hebbeln sogleich die Trennungslinie erkennen zwischen ihm und dem neben ihm thätigen Schreibgenossen. Die literarische Bildung Hanslicks, seine bürgerliche Ehrenhaftigkeit erhöhten sein Ansehen bei Hebbel, und Hanslicks ausgesprochene Sympathie für die Werke des Dichters vollendete den günstigen Eindruck auf ihn. Dennoch hielt sich Hanslick stets in einer discreten Entfernung von Hebbel, wozu weniger übergroßer Respect als ein geistiges Bequemlichkeitsbedürfniß mochte beigetragen haben. Das Herbe, Entschiedene, das sich keine Modificationen gefallen lassen wolle, das nur im Ganzen oder gar nicht genossen werden könne, sei nicht die Speise des heutigen Publikums: so hatte Hebbel in der Judith-Zeit geschrieben. Dieses Herbe und Entschiedene, das eben in seinem Wesen lag, war und ist aber auch nicht Hanslick besonders erwünscht, dem die Modificationen Lebensbedingungen sind, dessen beste literarische Leistungen eigentlich den schön gedämpften Wiederhall der Ansichten und Neigungen des zeitgenössischen Publikums vorstellen. „Wir vertragen den weißen Marmor nicht mehr“, bekannte er offenherzig, indem er Glucks Iphigenie in Aulis besprach. Hebbel spürte dieses zur Seite-weichen vor der Strenge, aber es kam ihm darum nicht in den Sinn, eine Persönlichkeit um der Schwächen oder Schranken willen zu unterschätzen, innerhalb deren sich ihre kernhafte Eigenthümlichkeit so lebensvoll ausgestaltet, so gefällig abgerundet hat.

An Cajetan Cerri, der in verdienstlicher Weise zwischen italienischer und deutscher Poesie zu vermitteln suchte, gefiel Hebbeln die Begeisterungsfähigkeit, wie ihm dessen Anhänglichkeit

wohl that. Ueber seinen Idealismus, der die Welt sozusagen durch blaue Scheiben ansieht, wird unser Dichter mitunter gelächelt haben. Für den wehmüthigen Schwärmer bestanden eben die Ideale in einer bezaubernden Unwirklichkeit; daß sie die Urbilder der Dinge bedeuten, wußte er schwerlich.

Nicht wehmüthig und nicht schwärmerisch präsentirte sich der kleine dickliche Hofrath Lewinsky, eine Vertrauensperson, wohl auch ein Geschöpf Alexander Bachs. Der geistreiche Lebemann, in den Banquierkreisen und unter den Damen vom Theater heimisch, schien durch seinen kaustischen Witz und den sichtlich gefunden Appetit, womit er an der leckern Mahlzeit des Lebens saß, gegen jede innere Warnungsstimme geschützt. Fremdes Leid ging ihn so wenig an, als ein Hut oder ein Stock, der ihm nicht gehörte; daher gab er ein ebenso gefügiges als gut geschliffenes Werkzeug des hinterlistigen Despotismus ab. Einige Züge des Schlurfs in Gutzkows Rittern vom Geiste erinnerten an ihn. Seine Sprungkraft und Kälte bezeichnet die Antwort, die er in den Octobertagen des Jahres Achtundvierzig einem Arbeiter ertheilte, welcher ihn auf der Straße heftig um Geld bat, „für ein Nachtmahl!“ Lewinsky sah den bedrohlich Bittenden scharf an, zog tief den Hut und erwiderte: „Was soupiren Sie gewöhnlich?“ Einmal bestellte er ein Compliment an Hebbel, im Namen seines Ministers, wegen eines Aufsatzes, der „vortrefflich geschrieben sei“. Da versetzte Hebbel: „Sagen Sie dem Baron Bach, ich bin der Richter der Form, nicht er!“

Wenn J. F. Castelli, „der Wiener Anakreon“, der sich noch immer in derben Zweideutigkeiten gefiel, unseren Dichter besuchte, dann war der unehrwürdige Greis jedesmal von Hebbels ganz und gar gefahrlosen Reden und harmlosen Benehmen höchlich befriedigt und überrascht zugleich; etwan wie ein Knabe, der die Entdeckung macht, daß der auf dem Weihnachtsmarkt so schrecklich

dränende Pflaumentenfel eßbar sei. Doch züchtigte Hebbel einst den geizigen Castelli dafür, daß dieser auf seiner Besizung in Lilienfeld, wo unser Dichter mit zwei Freunden eines Nachmittags auf einem Ausfluge erschienen war, sich krank stellte und erbärmliche Gesichter schneidend, in Kanonenstiefeln auf dem Bette ausgestreckt, sie empfing, wahrscheinlich nur deswegen, um sie nicht bewirthen zu müssen. „Sie sehen übel aus, Castelli!“ begrüßte ihn Hebbel, als der Alte eines Morgens wieder in seine Thür trat, „ja freilich, der ultima linea rerum kann kein Sterblicher entrinnen!“ eine Anrede, welche ihn entsezte, denn der genußsüchtige Sünder wollte durchaus nichts vom Tode hören. — Wahrhaft innere Verührungen hatten Bauernfeld und Hebbel seit jeher nicht; dies wissen wir bereits. Das gute Einvernehmen zwischen Bauernfeld und dem artistischen Director des Burgtheaters war ein Grund mehr für Hebbel, sich Zurückhaltung gegen ihn aufzuerlegen. Zu dem gesellschaftlichen Plänklergefecht, worin Bauernfeld excellirte, gab das Naturell Hebbels nicht die geringste Veranlassung, und die an Bauernfeld bekannte Lust am Schimpfen über Allerlei hätte Hebbel nur mit dem bis zum Willen hinabreichenden Unmuth über jene Gebrechen, die seinen Protest herausforderten, secundiren können. Bei den spärlichen und oberflächlichen Begegnungen Beider war eine feindselige Stimmung unter den höflichen Umgangsformen wohl zu bemerken. — Ludwig Speidel, der als literarischer Correspondent für die Allgemeine Zeitung aus München nach Wien gekommen war, ließ sich in der ersten Zeit öfters bei Hebbel sehen, und dieser erwies sich freundlich gegen ihn. Aber zutraulich wurde er dort nie. Auch über Laubes Bühnenführung schien er anders zu denken, als unser Dichter und bei seinem Gange zu humoristischer Satyre und zum Widerspruch fand er leichtlich Gelegenheit, launig das Gegentheil dessen öffentlich zu sagen, was Hebbels

junge Freunde von ihm erwarteten. Sachte hatte er sich dem Verkehr mit unserem Dichter wieder entzogen. — Dann und wann verlor sich Eduard Mautner in seinen Cirkel. Seine Gutmüthigkeit machte ihn Hebbeln angenehm. Noch kämpfte in dem vergnügungsfüchtigen und muntern Wiener der Antheil an ernstern geistigen Fragen erfolgreich gegen die Ablenkungen gesellschaftlicher Freuden, aber dieser Antheil wurde jeden Augenblick zur Desertion verleitet. Eduard Mautner war in dem „Salon“ des Ditmarschers nicht am rechten Orte. Ungleich besser nahm er sich unter den jungen eleganten Leuten aus, deren Typus Giusti so prächtig im *Giovinetto* geschildert hat.

Tuffato in cene e in balli,
Martire in guanti gialli.

Den Fürsten Friedrich Schwarzenberg, den Landsknecht, wie er sich nannte, hatte Hebbel schon Achtzehnhundertsechszundvierzig in dem Hause der fürstlichen Mutter kennen gelernt, einer sehr gebildeten, geistigem Leben innerlich zugeneigten Dame, welche sich gerne mit Gelehrten, Künstlern und Poeten umgab. Hebbel war seitdem mit ihm in Contact geblieben, bis Achtzehnhundertneunundvierzig ein Gespräch über den Fürsten Windischgrätz und manche beleidigende Aeußerung des Landsknechts über Deutschland eine so böse Wendung nahm, daß die gesellschaftliche Beziehung zwischen ihnen auf eine Zeitlang sich löste. Einige Jahre nach jenem Gespräche begegneten die Beiden einander in der Praterstraße. Der Fürst blieb stehen, redete Hebbel an und sie gingen, ungezwungen plaudernd wie sonst, spazieren. Von da ab war der Fürst öfters bei dem Dichter und nahm nicht selten an seiner einfachen Abendmahlzeit Theil. Geist und Gemüth waren in ihm unzusammenstimmend verbunden. Die kurze Bemerkung Hebbels gegen Barnhagen: daß der Landsknecht richtig sehe, aber

falsch fühle, enthält die epigrammatische Beschreibung seiner Artung. Er schaute Welt und Leben eigenthümlich an, so daß in seinen Urtheilen dem Zuhörer die abgetasteten Gegenstände völlig neu vorkamen; aber die willkürlichen Schlußfolgerungen, die er zog, verwiesen beinahe immer auf das Eigensinnige seines Ausgangspunktes. Sein Ruf galt der Rückkehr zur Natur, was er jedoch dafür hielt, das waren theilweise die barbarischen Ueberreste einer Gesittung, die er in den Culturkreis seiner Zeit herüberreißen wollte. Ursprünglichkeit der Empfindung, feste Selbsthilfe, ungehinderte Entfaltung der Kräfte: diese Eigenschaften und Zustände pries er in dem Maße, als er ihr Verschwinden aus der Gesellschaft beklagte, aber mit der Naivetät des eingefleischten Edelmanns dachte er sich dabei stets die Wappenthiere hinzu, eskamotirte seine feudale Phantasie ohneweiters alle Rechte in Vorrechte, erblickte er in dem althistorisch Ererbten und Beglaubigten die Wirksamkeit ewiger Gesetze.

Ein früherer Wallonenofficier hatte ihn erzogen, der Hausstand seines Vaters, des berühmten Feldmarschalls, war zum größten Theile aus alten Wallonen, Latour-Dragonern, zusammengesetzt, und er selbst that sich was darauf zu Gute, daß er einem Lande angehöre, in dem noch manche Stoffe aus der Hussitenzeit übrig geblieben. Zu den finstern, erbarmungslosen Taboriten sah er als zu nachfeierungswürdigen Vorbildern hinauf. Er hatte im Heere des Don Carlos gefochten, mit den Franzosen gegen den Dei von Algier gekämpft und er war nach der Schweiz geeilt, als dort der Sonderbund sein schwarzes Banner entfaltete. Man möchte sagen, die Legitimität bedeutete für ihn mehr als der Royalismus, das Gottesgnadenthum der Könige mehr als die göttliche Gnade. Er wäre immerhin fähig gewesen, einem armen Juden, der am bemoosten Brunnen des Herrenschlosses stand, ein Auge auszuschießen, um die Armbrust

zu versuchen, wogegen er das Köcklein des Husaren, wenn es ein Eisen verloren hätte, gegen eine Verletzung des zierlichen Hufes geschützt haben würde. In seinem Wanderbuche eines verabschiedeten Landsknechtes, wie in seinen Antediluvianischen und Postdiluvianischen Papierschnitzeln fällt eben so sehr die Ideenlosigkeit im Ganzen auf, als sich Geist und Selbständigkeit des Blicks im Detail ausdrücken. Auf ähnliche Weise wirkte sein Gespräch. Lauter sprühende, anregende, verduzende Einfälle, Glossen und Gleichnisse bewegten sich um ein Paradoxon herum, sobald das Thema ein raisonnirendes war. Nach dem Erlöschen der Feuerfarben und den verpufften Raketen drehte sich noch das erblichene Rad mit seinen entleerten Pulverhülsen; und: wozu der Lärm? stahl sich unwillkürlich auf die Lippen des Zuhörenden. Gerieth er aber in's Erzählen, da kamen alle seine abenteuerlichen Gaben zur vollen Geltung. Eine polnische Kneipe, einen wunderlichen czechischen Förster, die Gewohnheiten des Husaren von ihm schildern hören, war ein poetischer Genuß. Der Husar insbesondere wurde unter seiner gestaltenden Hand ein geradezu merkwürdiges Wesen. Hebbel hat sein Gedicht: Husarenwerbung, wozu ihm der Fürst sicherlich den stofflichen Anlaß gegeben, ihm ausdrücklich gewidmet.

Der kaiserliche Officier,
 Der wirbt im Dorf Husaren,
 Und laut aus seinem Standquartier
 Ertönt's wie von Fanfaren.

Denn, bleibt der Vogel nur am Leim,
 Der Fisch am Wurm nur hangen,
 So wird der Pustensohn daheim
 Nur mit Musik gefangen.

. . . .

Aus den breit gemalten Gesichtszügen des Fürsten sprach unzufriedene Sicherheit, und die bequeme, durch den Anflug des Bagatellmäßigen ein wenig verletzende Noblesse seiner Haltung ließ den Reitersmann nie vergessen, nicht wenn er ging, nicht wenn er saß. Man vermißte ordentlich den Wallensteiner mit der hochmüthig herumgelegten Feder auf dem Haupte, wenn der Fürst unwirsch höflich bei Hebbel eintrat oder, die Unterhaltung plötzlich abbrechend, trotzig und lächelnd sich erhob. Indem ich mich an das Zusammensein Hebbels mit ihm erinnere, steht vor mir der Eindruck des Respects des Fürsten vor der geistigen Potenz des Dichters, während um die Mundwinkel Hebbels eine unwillige Duldung gelagert schien, womit er gewisse aristokratische Manieren des Landsknechts hinnahm.

Mit Ernst von Schwarzer, der gleichfalls ein originelles Menschenkind war, stimmte Hebbel eigentlich in nichts überein. Der robuste Körper, der gewaltige blonde Kopf, die mädchenhaft zarte, rosig weiße Gesichtsfarbe und das breite spöttische Lächeln, das Schwarzern eigen war, erinnerten an einen heiter grinsenden Märchenkönig. Auch in seinen Reden lag etwas voreilig Abfertiges, humoristisch Beseitigendes um jeden Preis. Er protestirte gegen Alles, was Herkommen, Institution, Sitte oder Gebrauch hieß, gleichviel ob es der gesellschaftlichen Ordnung nothwendig oder ob es ihr entbehrlich war. Sein Glaubensbekenntniß bestand aus einer sophistischen Demagogie, die sich von dem politischen Felde auf das ethische und wissenschaftliche erstreckte. Max Stirners: Der Einzige und sein Eigenthum umschrieb so ziemlich Schwarzers eigene Ansichten. „Der Kritiker dient immer einem Princip, ich aber, wenn ich kritizire, habe nicht einmal mich im Auge, mache mir nur ein Vergnügen, amüsire mich nach meinem Geschmack. . . Je nach meinem Bedürfniß zerkaue ich die Sache oder ziehe nur ihren Duft ein. . .“

Diese Sätze Stirners hätten ganz gut auch von Schwarzer herühren können. Wo etwas morsch und mürbe war, da entging es seinem Luchsauge nicht, wo der Unsinn sich zeigte, dort stöberte er auch dessen Vettern und Basen auf, wie er denn einen revolutionären Instinct hatte. Hebbel war ihm nur wegen der Jugendproductionen werthvoll und an ihnen wiederum interessirte ihn nur das Allarmirende, den geläufigen Anschauungen Entgegengesetzte; Maria Magdalena predigte nach seiner Exegese die Auflösung der Gesellschaft. Natürlicher Weise weckte Agnes Bernauer seinen erbitterten Widerspruch. Er zählte gleichfalls zu denen, für welche sich entwickeln, von sich abfallen heißt. Trotz seiner angestregten journalistischen Thätigkeit, beschäftigte er sich, und zwar schon Jahrzehnte lang, mit einer Allkunde, einem autodidactisch zusammengerasteten Kosmos. Nach seinem Geständniß gegen Hebbel hielt er sich durch diese Arbeit für gefeit; ich würde den Hals nicht brechen, sagte er, wenn ich vom Dache fiel, darum scheue ich mich, es zu enden. Acht Tage nach dem Tode seiner ersten Frau, von welcher er in ihren letzten Lebensjahren getrennt war, verheirathete er sich mit einer andern. Einer von den Menschen, meinte Hebbel über ihn, die auch dann den krummen Weg lieber einschlagen, wenn der gerade schneller zum Ziele führt. Die hitzigsten Wortgefechte führte Hebbel außer mit Rahl, welcher die Botschaft Louis Blancs und Ledru Rollins zu der seinen gemacht hatte, mit Ernst von Schwarzer. In einem solchen Streite wurde unser Dichter nicht selten der Bertheidiger der Säbelherrschaft und der violetten Strümpfe. Denn nichts war ihm verhaßter als das Nivelliren.

Ein Mittagessen bei Frau Ottilie von Goethe, welche damals in Wien lebte, brachte unseren Dichter in jener Epoche mit Bogumil Goltz zusammen. Als Hebbel dort eintrat, so erzählt er selbst, sah er einen starkknochigen etwas hageren Mann

mit durchdringenden Augen, mächtig hervorspringender Nase und einer Stirn, die Eigensinn und Willenskraft zugleich abzuspiegeln schien, in einem Kreise von erschrockenen Damen und staunenden Herren mit mächtiger Stimme gegen das schöne Italien peroriren. Seine Garderobe, fährt Hebbel fort, erinnerte an einen Professor aus der ehrwürdigen Zeit, wo Lessing, als er tanzen und fechten lernte, sich gegen seinen Vater weitläufig darüber verantworten mußte; der Frack schien ein uraltes Erbstück zu sein, und ein weißes Tuch, bis über das Kinn hinaufgebunden, vollendete den urväterlichen Eindruck. Aber seine Gedanken waren nicht alt und bestäubt; in körnigster Sprache entwickelte er eine Reihe der originellsten Ansichten und Ideen; die schlagendsten Ausdrücke, die treffendsten Bilder standen ihm zu Gebote und das Schneidende seiner Aeußerungen wurde durch die Unmittelbarkeit ihrer Erzeugung, die das Wägen und Messen ausschließt, doch wieder gemildert. — Wer Goltz gekannt und wirklich gesehen hat, der weiß, daß Hebbels Zeichnung richtig ist. Freilich hat Goltz nachmals durch das zur Schau-stellen und Verwerthen seiner Person als Wandervorleser der eigenen Schriften Mißbrauch getrieben mit seiner Naturkraft. Mir kam er, als ich einige Jahre nach Hebbels Tode mit ihm befreundet wurde, als der Virtuose seiner selbst vor. Aber er hatte darum nicht aufgehört, diese Naturkraft zu sein. Goethe hätte ihn, so meinte Hebbel, Stundenlang ohne Unterbrechung sprechen lassen; Böttiger ihn beim dritten Wort auf Pistolen gefordert. Selten habe ein Mensch auf ihn einen so ganz eigenthümlichen und darum dauernden Eindruck gemacht. Der erste Gedanke, den er bei ihm und nicht bei ihm allein erweckt habe, war der: er müßte in der nächsten Stunde vom Nervenfieber befallen werden; aber gleich der zweite: er habe mit Krankheiten gar nichts zu schaffen. Die Judith, die zufälliger Weise am nämlichen Abend gegeben wurde, und die Goltz aus Interesse

für den Verfasser sich ansah, wirkte mächtig auf ihn. Tags darauf besuchte er Hebbel und setzte ihn in freudiges Erstaunen wegen des raschen Ueberblickes, womit er die bedeutenden und die schwachen Seiten des Stückes erfaßt hatte. Vor seiner Abreise nach Thorn schenkte er dem neu gewonnenen Freunde sein Buch der Kindheit. Wenn es jemals einen Dichter gab, schrieb Hebbel, der den Pfad zum Paradies der Kindheit zurückfand, so ist es Goltz. Hippel scheine jenen Blick für's Detail des Stilllebens, das seinen Lebensläufen die classische Seite gab, auf den Landsmann vererbt zu haben, Hoffmann das glänzende, Ader und Nerv zugleich in den Rahmen bringende Darstellungstalent, welches von ihm selbst leider an Gespenster und Fragen verwendet worden. Von Hamann habe er einen mystischen Zug, der ihn abhalte, die Nacht als die bloße Abwesenheit des Tages aufzufassen und insoweit gesund sei, als er dies thue; von Kant aber habe er nichts, und dies sei schade, denn das Angebinde des großen Vaters der Kritik hätte ihn gegen die sich erst entwickelnde und allerdings bis jetzt nur noch in Carrikaturengestalt hervorgetretene neue Ordnung der Dinge etwas gerechter und gegen die von ihr befehdete alte etwas scrupulöser gemacht, als er zu sein scheine.

Die poetische Arbeit ruhte bei Hebbel in diesen Jahren; er pflügte jetzt sein geistiges Feld zur Brache. Die Herausgabe des Feuchtersleben'schen Nachlasses, zu der er sich durch die Witwe hatte überreden lassen, verschlang seine Muße, und der Entwurf einer Lebensskizze des trefflichen Mannes, machte ihm ungleich mehr Mühe, als er Dank dafür erntete. Deutschland nahm wenig Notiz davon, nicht einmal die Wiener Journalistik schenkte den gehaltvollen Bänden des Schriftstellers Aufmerksamkeit, welcher zu den dreien zählte, die eine reine, edle Prosa schrieben. Ja, sogar die Witwe, eine unbedeutende Frau, die sich stets außerhalb der Bildung aufgehalten hatte, war unzufrieden mit Hebbels

Charakteristik ihres Mannes, weil keine Fanfaren darin hörbar wurden. Unser Dichter hatte Feuchtersleben nur zwei Male gesprochen und zwar erst kurze Zeit vor den Märztagen. Seine Schriften waren ihm sehr spät in die Hände gefallen, aber ein Wort über Heinrich von Kleist, das er irgendwo fand, gab ihm gleich den Beweis, daß er es hier mit echter Bildung zu thun habe, denn für ein so verwickeltes ethisch-ästhetisches Problem, sagte er, wie der genannte wunderbare Dichter ist, findet die Halbheit nie den Schlüssel, und dies um so weniger, als sie sich auf Goethe berufen zu können glaubt, weil sie vergißt, daß dieser aus des Aethers goldenen Höhen herunterspricht und sie aus Qualm und Nebel hinaufstammelt. Sigmund Engländer hatte die Beiden auf gegenseitigen Wunsch miteinander bekannt gemacht. Der zartgebaute Mann mit feinem Gesicht und gesenktem, etwas seitwärts geneigtem Haupt, machte bei der ersten Zusammenkunft auf Hebbel einen Eindruck, als ob er das Gefühl seines Werths und seiner Bedeutung mit Gewalt bis unter sein Bewußtsein hinabzudrücken suche; für ruhig und innerlich unbewegt, sagte Hebbel, hätte ich ihn nie gehalten. Hebbel wußte durch einen gemeinschaftlichen Freund, daß Feuchtersleben ihn zwar eher gelten ließ, als manches andere Talent der Gegenwart, daß er ihn aber für den reichen Mann im Evangelium hielt, dem seine Schätze zum Verderben gereichten, weil er einen unverantwortlichen Gebrauch davon machte. Hebbel suchte daher die Unterhaltung gleich in's Allgemeine zu spielen; dies gelang ihm auch, aber sie behielt trotzdem den Charakter eines Vorpostengesprächs, wobei man sich vielleicht höflich einen Trunk reiche, aber gewiß die Waffen nicht aus der Hand lege. Als sie sich zum zweiten Male sahen, traten sie einander schon näher und begegneten einander namentlich in ihrer etwas dissertirenden Ansicht über einen vielgefeierten Poeten des Tages, so daß alle Berührungspunkte

ihrer zwar verschiedenen, aber doch nicht entgegengesetzten Naturen auf einmal hervortraten und sie sich beim Abschiede warm die Hände schüttelten. Der Grund zu einem fruchtbaren Verhältniß schien gelegt, aber die bald darnach hereinbrechenden Stürme der Zeit ließen es nicht mehr aufkommen. Als junger Mann war Feuchtersleben, wie mir Professor Romeo Seligmann sagte, so sehr empfänglich für phantastische und mystische Anwandlungen, daß er durch den Verkehr mit Friedrich Schlegel eine Zeitlang in dessen frömmelnde Richtung hineingezogen ward. Als ihm damals ein Freund Goethen vorhielt, dessen Zögling Feuchtersleben vorstellte, da erwiederte dieser ernsthaft: Bin ich auch kein so großer Mensch, wie Goethe, so bin ich doch ein besserer Christ als er! Hebbels warm empfundene, scharf unwissene Charakter-skizze Feuchterslebens beginnt mit der Paraphrase einer Reflexion des Zweitgenannten: „Man wird zu allem geboren, warum nicht auch zum Heilmenschlichen? Gewiß, es gibt geborene Menschen, wie es geborene Poeten gibt“. Die Wahrheit dieser Bemerkung, meint Hebbel, würde schon durch die Verusung auf Feuchtersleben selbst erwiesen. Denn er sei in dem von ihm bezeichneten Sinne ein geborener Mensch gewesen. Die Natur bedürfe zuweilen, nachdem sie sich im Individualisiren erschöpft habe, der stillen Sammlung im Knotenpunkt, und einen solchen gewinne sie nur im reinen Menschen, der den Ring abschließe. Der reine Mensch werde sich in keinem einzigen Gebiete als schöpferisch darthun, er müsse nothwendiger Weise auf das Empfangen und Widerspiegeln beschränkt sein und jener Krystrallkugel gleichen, die man mitunter in einem norddeutschen Park angebracht sehe. Sie nehme das Bild der Landschaft in sich auf und gebe es treu zurück, füge ihr aber nichts hinzu als die Verklärung. — Im Aphorismus erblickt Hebbel die Stärke der Leistungsfähigkeit dieses Autors. Man dürfte ihm, so schließt er die Skizze, den Platz an-

weisen in der Mitte seiner Vorgänger Lichtenberg und Novalis, denen er an Witz und Phantasie nachstehe, die er aber, was die Beobachtungsgabe anlange, im Allgemeinen erreiche und nach mancher Seite hin übertreffe.

Zur Weiterführung seines kleinen Jugendidylls, welches die Lebensgeschichte Hebbels eröffnet, der einzigen in die dichterische Region hinein spielenden größeren Arbeit, die derzeit entstand, mag er durch Goltz' Buch der Kindheit angeregt worden sein. Ein paar frische Balladen dichtete er gleichfalls. Neben den in Berlin und München empfangenen Zeichen der Anerkennung und der Wirkung seiner Productionen ward ihm auch noch die Genugthuung zu Theil, bedeutame Urtheile über sich von dem strengen der nachclassischen Dichtung gänzlich abgewendeten Gervinus und von Rückert zu erfahren.

Gervinus war damals noch eine entschiedene, wenngleich nicht mehr unbestrittene Autorität. Die Gründlichkeit seiner Forschung, seine umfassende Belesenheit und sein ehrliches Urtheil mußten ihm unter allen Umständen die Achtung der Gebildeten sichern. Später drängten sich auch die Einwendungen auf, sie wurden immer nachdrücklicher und am Ende behauptete der Tadel, dem es nicht an Nahrung fehlte, entschieden das Feld. Die geschichtliche Behandlung der Dichter und Dichtwerke, oft genug auf Kosten der künstlerischen Betrachtung errungen, gab vornehmlich den Anhaltspunkt her zur Bekämpfung seiner Literaturgeschichte. Und als die Tagesschriftsteller und Versballadenkrämer die wissenschaftliche Schwenkung gegen Gervinus bemerkten, da nutzten sie sofort den Augenblick, um mit ihren Klagen über Mißachtung aufstrebender Talente, unerlaubtes Ignoriren der jungen Pflanzung, und wie die Selbstsuchtphrasen sonst noch lauten mochten, die willkommene Opposition zu verstärken. Allmählich ward es guter Ton, Gervinus anzugreifen,

die wirklichen und vermeinten Gebrechen seines Buches stark zu betonen; je rücksichtsloser, desto besser. Da die Anmaßung inzwischen ihren eigenen Literarhistoriker gefunden hatte, in der Gestalt Julian Schmidts, so glaubte man den unbequemen Gervinus ganz und gar beseitigt. Wo dieser nach gewissenhafter Prüfung der darzustellenden Autoren geirrt hatte, da irrte Julian Schmidt ohne solche veraltete Vorarbeit. Und weil der flinke Rationalist hin und wieder Goethen und Schillern zauste, als ob er Flachsköpfe einer Dorfschule vor sich hätte, hingegen seine Freunde, z. B. Gustav Freytag, kameradschaftlich bevorzugte, so setzte er sich bei der ihm wahlverwandten Gemeinde in den besten Credit. Indessen war die Literaturgeschichte, die Gervinus für Deutschland eigentlich geschaffen, ein ergiebiger Berufszweig geworden. Von Gervinus lebten die Meisten, aber ihm gerecht werden, schien den wenigsten seiner Collegen aus dem Stegreif ein Gebot der Pflicht.

Den ernstern, redlichen Schriftstellern und Dichtern fiel es nie ein, deshalb an Gervinus zu mäkeln, weil er mit der Weimarer Literaturperiode abgeschlossen hatte. Sie konnten dies unbillig nennen oder voreilig, aber sie empfanden nur zu gut, daß er im Kern, wenngleich nicht in allen Folgerungen Recht habe. Lastet doch das heilige Erbe unserer nationalen Dichtung schwer auf jedem Epigonen, der sein Kraftgefühl nicht mit der Naivetät eines Gladiators in sich trägt. Mit solchen Schriftstellern und Poeten sich zu verständigen, war für Gervinus leicht. Dies thun die Briefe dar, welche er an Hebbel geschrieben hat. Die Veranlassung zur Correspondenz der Beiden bot ein Brief, den ich selbst von Gervinus empfangen. Als er im Jahre 1849 in der Gelegenheit der Herzogthümer nach England reiste und gleichzeitig sein Vermögen den Schleswig-Holsteinern zur Verfügung stellte, da richtete ich an ihn jugendlich enthusiastische Verse, die ich im

Wanderer drucken ließ und ihm ein Jahr darnach mit einem Schreiben sendete. Unreif, wie ich war, konnte ich mich bei dieser Gelegenheit nicht enthalten, Bekenntnisse einzuflechten, die sich auf meine Verehrung Hebbels bezogen. Ich wollte aus dem Munde dieses strengen Richters vernehmen, wie er über den Gegenstand meiner Neigung denke. Gervinus antwortete bald und freundlich. Im Eingange seines Briefes drückt er seine Freude aus, daß gerade ein Oesterreicher so „unbefangen“ seine politischen Bestrebungen ansehe; dann ergeht er sich in bitteren Klagen über das Benehmen der österreichischen Deputirten in Frankfurt und über den traurigen Wettstreit Oesterreichs mit Preußen in dem Vorgehen wider Deutschland. „Von diesen Dingen muß man sich schweigend abwenden und sein Haupt verhüllen.“ Sodann lenkt er auf das literarische Thema ein: „Sie fragen mich, es scheint mit einiger Besorgniß, um meine Meinung über Hebbel. Ich müßte wohl keinen Sinn zum Vergleichen haben, wenn ich nicht anerkennen sollte, daß er wie ein Baum unter dem vielen Gestrüpp unserer Dramatiker hervorragt. Ich bin auch in diesen Dingen oft mißdeutet worden. Ich bin nicht von vornherein und überhaupt gegen alle neueren Dichtungen und Dichter; ich sehe nur die Ungunst der Zeit als eine zu furchtbare Macht an, als daß ich nicht jeden jungen Poeten mahnen sollte, sich vor Täuschungen und bitteren Erfahrungen zu hüten. . .“

Hebbel war von diesem Urtheile angenehm überrascht. Denn erwartet hatte er ein solches nicht. Den schneidenden Satz, womit Gervinus seine Geschichte der deutschen Dichtung schloß: der Wettlauf der Kunst sei vollendet und die Nation solle nun auch das andere, das politische Ziel in's Auge fassen! Diesen Satz, welchen Hebbel den Schrecken aller deutschen Reimer nannte, wußte er selbst in seiner Bedeutung vollkommen zu würdigen. Ueberhaupt ist die Literaturgeschichte des Gervinus, äußerte er

einmal, zwar kein Speisehaus, aber eine gute Apotheke, in der man zuweilen seinen „Bittern“ nehmen muß. Er hatte nie übersehen, daß der Verstand in Gervinus unverhältnißmäßig über die Phantastiegaben hinausgehe und daß Gervinus, dem entsprechend, einen Lessing leichter ergreife und schärfer umschreibe, als einen Goethe oder gar einen Hamann. Er könne sich wohl, sagte Hebbel, eine Literaturgeschichte denken, welche nur das dichterisch Lebendige, künstlerisch Abgerundete eines Volkes auswähle und gleichsam zur Perlschnur verbinde. Er war ferner dem didaktischen, ja pädagogisch sittlichen Zuge in Gervinus Werk über Shakspeare durchaus abgeneigt und wünschte ein Buch auch einmal über die Fehler Shakspeares, lange bevor Gustav Kümelin Shakspeares Poesie zu einem einzigen großen Kunstfehler gestempelt hatte innerhalb eines Rahmens vereinzelter poetischer Tugenden. Aber dies Alles that seinem Respect vor den Verdiensten des Gervinus keinen Eintrag. Im December 1852 hatte er an ihn Agnes Bernauer geschickt, im Sommer 1853 ließ er das kleine Drama Michel Angelo folgen. In seiner Erwiederung wiederholt Gervinus, daß er stets zu unterscheiden gewußt habe zwischen Hebbel und so manchen anderen Dichtern und Dramatikern jeder Art, „unter denen bei der großen Fruchtbarkeit des poetischen Bodens doch welche unterlaufen, die man gerne, selbst bei der größten Gunst der Zeiten, auf ein anderes Gebiet verpflanzen würde“. Es scheine ihm, daß Hebbel in dem vorliegenden Trauerspiele einen Schritt nach vorwärts gethan habe. An dem Formellen verwundere ihn, daß er, wenn nicht das Ganze, so doch nicht wenigstens einige Scenen in Versen gehalten habe. In eine eigentliche Beurtheilung des Stückes, obgleich sie Hebbel wünsche, wolle er nicht eingehen. Doch möchte er darum Ein Gefühl nicht unterdrücken, das ihn über der beendeten Lectüre nicht losgelassen habe. „Es berührte mich seltsam, daß ich, der

ich sonst der jungen Dichterschule gegenüber wohl oft in der Lage war, mich gegen das Recht der Natur, das zuweilen bis zur Verzerrung betont wurde, des Rechts der Nothwendigkeit anzunehmen, mich diesem Ihrem Stücke gegenüber auf die andere Seite gedrängt sehe. Daß die Nothwendigkeit oder die menschliche Ordnung hier über die natürliche einen Sieg davonträgt, daß das Schöne und Sittliche ihr schuldlos geopfert wird, scheint mir wirklich nur in der Geschichte erträglich, wo die einzelne Unebenheit, wie die räumliche auf dem Erdball, neben dem großen Ganzen verschwindet. Die Kunst aber hat darin ein anderes Gesetz, daß eben jedes Kunstwerk ein Ganzes für sich ist, während die Geschichte aus lauter Episoden besteht. Soll in dem Kunstwerke die menschliche Ordnung gegen die natürliche Recht behalten, so muß wohl immer im Verfolgen dieses letzteren irgend ein Unmaß statt haben; ich wenigstens kann mich von dem Aberglauben an die sittliche Gerechtigkeit nicht losmachen, die man sinnvoll genug, wenn auch uneigentlich, die poetische nennt. .“ Hebbel erkannte in seiner Antwort, womit er den Michel Angelo begleitete, diese Bemerkungen als wichtig genug an, um sie vor Herausgabe des Werks nach Möglichkeit zu nutzen. Die wahnsinnige Emancipationsucht des Individuums, sagte er, die sich in unseren Tagen bei Demokraten und Conservativen gleichmäßig äußere, möge ihn wohl verführt haben, das Gesetz zu scharf zu betonen, und er hoffe, noch einige Mittelglieder zu finden. Seine persönliche Annäherung gehe aus dem Gefühl hervor, daß alle geistigen Kräfte der Nation jetzt mehr, wie jemals, auf's Zusammenhalten angewiesen seien, und sie rechne bei Servinus auf die Ueberzeugung, daß auch der letzte Posten, als den derselbe die degenerirte deutsche Bühne gerne betrachten möge, nicht in schlechten Händen sein sollte. Ueber das Drama Michel Angelo sagte Servinus, es habe einen einzigen reinen Eindruck auf ihn gemacht. .“ In wie

vielen Beziehungen mögen wir uns Ihre Lehre einprägen, die Sie selbst in Ihrem Briefe noch einschärfen, daß wir uns neidlos zu vertragen haben und daß wir zusammenhalten und zusammenarbeiten müssen, wenn unser Capitol und Vatikan nicht etwan würdig ausgeschmückt, sondern überhaupt nur erst aufgebaut werden soll. . .“

Mit stolzer Freude erfüllte ihn ein Wort des spröden Rückert, das er durch den Hofrath Teichmann aus Berlin vernahm. Rückert sagte zu dem Letztgenannten Nachstehendes: „Wenn Gervinus Hebbel den Baum unter vielem Gestrüpp nennt, so stimme ich ganz bei. Er ist ein ursprünglicher Dichter, wie Goethe. Er macht die Poesie nicht, wie die Andern, er hat sie“. — Eine sehr anerkennende Abhandlung über Hebbel von Saint-René Taillandier in der *Revue des deux Mondes* gewährte unserem Dichter gleichfalls Befriedigung, und der warme Antheil, den Robert Schumann an seinen neuesten Dichtungen bezeugte, durfte ihn in der Ueberzeugung bestärken, daß die Edelsten und geistig Würdigsten nicht gleichgültig an seinen Leistungen vorbeigingen.

Längst bevor eine persönliche Berührung zwischen Schumann und Hebbel sich ergab, hatte sich jener, sympathisch angezogen, der Poesie unseres Dichters zugewendet. Schon Achtzehnhundert-siebenundvierzig hatte er die ein Jahr später vollendete Oper *Genoveva* begonnen, deren Text zum größten Theile nach dem Hebbel'schen Drama bearbeitet ist. Da der Dresdner Maler und Poet Robert Reinick auf seinen Wunsch: die Textbearbeitung zu übernehmen insoferne nicht einging, als derselbe die ursprüngliche Sagen-gestalt des Stoffes festhielt, so entschloß sich Schumann, Hebbels persönlichen Beistand zu erbitten, als schon die Hälfte des Reinick'schen Textes vollendet war. Hebbel scheint eine mündliche Besprechung des Gegenstandes in Aussicht gestellt zu haben. Ende Juli 1847 hielt er sich in Leipzig auf und hatte mit

Schumann eine Zusammenkunft. Aber sie führte zu keinem Resultat, auch standen beide Künstler einander persönlich fremder gegenüber, als in ihren Briefen; trotz der wechselseitigen Sympathien fanden sie wenig individuelle Anknüpfungspunkte. Jene blieben fort und fort lebendig. Schumann suchte sich unter Hebbels Dichtungen mehr als eine musikalisch anzueignen, ja er erneuerte sogar erfolgreich das Genre der Melodramen mit Clavierbegleitung, indem er Schön Hedwig und den Haideknaben in dieser Form componirte. Marie Seebach trug beide Stücke zuerst in Concerten vor. Hebbel wiederum ehrte den Tondichter durch die Widmung seines Michel Angelo. Als Gegengeschenk folgte hierauf zu des Dichters Geburtstag die Composition des Nachtliebes für Chor und Orchester. „Dem Stücke habe ich immer mit besonderer Liebe angehangen“, schrieb Schumann einem Freunde in Oldenburg. In dem an Hebbel gerichteten Briefe, welcher dieser Composition beigelegt war, sagt derselbe, daß er dem Nachtlieb am liebsten ein blasendes und streichendes Orchester sammt Chor mit auf den Weg geben möchte, um den Dichter, womöglich am 18. März Abends, mit seinem eigenen Gesange in holbe Träume einzusingen. „Ihre Werke“, so lautet eine Brieffstelle Hebbels, „sind schon seit Jahren eine Quelle hohen Genusses für mich gewesen, denn sie erweitern den Kreis der Musik, ohne ihn zu zersprengen, und zwar, wie ich es in meiner Kunst ebenfalls versuche, auf dem Wege größerer Vertiefung in die gegebenen Elemente. Dieser Genuß steigt nun natürlich noch um ein Unendliches, wenn Ihre Schöpfung, um mich so auszudrücken, eine Wiedergeburt der meinigen ist und mich in meine eigensten früheren Zustände zurückversetzt, ja, mir dieselben erst recht eigentlich aufschließt. So ist es mir besonders mit dem Nachtliebe ergangen, obgleich ich es bis jetzt nur sehr unvollständig vernahm: ich habe das Gedicht immer lieb gehabt und es bis auf

den heutigen Tag lieb behalten, bin aber erst durch Ihre Musik, die mich in die Heidelberger Dämmernacht, in der es entstand, ganz zurückführte, zu der Erkenntniß gekommen, daß der Dichter so ahnungsreichen Natur- und Seelenmomenten doch nur die äußersten Umrisse abgewinnt und daß das Leben durch die verwandte Kunst hinzugethan werden muß. Empfangen Sie meinen Dank für die Auferstehungsfeier einer vergangenen Zeit, die mir durch Sie zu Theil wurde. . ." Robert Schumann war wohl der Hebbeln am meisten wahlverwandte Geist unter seinen künstlerischen Zeitgenossen. Wie unser Dichter liebte es Schumann, das sinnliche Leben an den gefährlichen Stellen zu pflücken, wo das Geistige in die Tiefe hinunterzieht, das seelisch Geheimnißvollste symbolisch auszusprechen und das Naturgefühl ausschöpfen zu wollen bis auf den letzten Tropfen. Wie Hebbels ergreifendste Dichtungen neben dem Genuß des Bildlichen, den sie gewähren, noch einen ganzen stillen Chor ahnungsvoller Stimmen in uns wachrufen, so regen auch die Lieder Schumanns und viele seiner kleinen Klavierstücke, namentlich die Waldbilder: Böse Ort — Vogel als Prophet — verschwiegene Gefänge auf, welche den melodischen Kern umkreisen, gleich den Ringen des Saturn. Der zuweilen in sein Tongewebe selber eingesponnene Künstler muthet uns, gleich Hebbel, die Arbeit zu, ihm bei der Entpuppung behilflich zu sein. Endlich ist ihnen Beiden jene wunderfame Romantik gemein, welche an die Perze erinnert, die in den Morgen hineinbrennt.

Während der Ferienmonate 1852 und 1853 hatte Hebbel mit seiner Frau Bergnütungsreisen in das Lombardisch-Venetianische und nach Norddeutschland unternommen. Aus Venedig trug er einen mächtigen Eindruck fort, von dem er hoffte, daß er sich ihm auch noch fruchtbar erweisen werde; wenn auch nicht in dem Sinne, daß ihm irgend eine Darstellung Venedigs vor-

schwebte. Was Shakspeare und Byron liegen ließen, sagte er, soll Niemand aufheben. Aber er habe in eine untergegangene Welt hinein geschaut, und nichts elektrisire den Menschen mehr, als solch ein anticipirter jüngster Tag. Die Fahrt durch die blühenden Gefilde der Lombardei machte es ihm begreiflich, warum gerade sie seit den ältesten Zeiten der Zankapfel zwischen Italien und Deutschland werden mußte. Den Dom zu Mailand, Angesichts dessen dem Menschen Maß und Gewicht aus der Hand falle, mochte er über Sanct Peter setzen. Er bestieg ihn mit dem General Marsano, einem sehr gebildeten Manne, der auch unter den Poeten des Vormärz genannt wird. — Auf dem Ausfluge über Leipzig, Dresden, Berlin und Halle nach Hamburg besuchte er in der zweitgenannten Stadt Gutzkow. Kein selbstsüchtiges Interesse, nein, die Achtung, welche ihm die neueste Arbeit Gutzkows, Die Ritter vom Geiste, eingelöst, war der einzige Beweggrund zu dieser Annäherung. Mit einer eigenthümlichen Empfindung betrachtete er zwei lang aufgeschossene Söhne Gutzkows, die ihm gegenüber saßen, und er erinnerte sich, daß er vor fünfzehn Jahren in Hamburg gerade mit Gutzkow aß, als dieser die Nachricht von der Geburt des jüngsten durch einen Brief aus Frankfurt erhielt. Gutzkows Frau erschien ihm als ein einfaches, naives Weibchen. Gutzkows letztes Wort zu Hebbel war: „In unseres Vaters Hause sind viele Wohnungen!“ Hebbel gab ihm für sein Blatt, die Unterhaltungen am häuslichen Herd, den ditmarsischen Bauer. Die in seiner Charakteristik Feuchterslebens an schicklichem Orte ausgesprochenen Bemerkungen über Gutzkows Roman that dem Verfasser wohl und er wünschte, daß Hebbel und er fortan zusammenhalten möchten. Hebbel zeigte den besten Willen. „Ich habe mich“, heißt es in einem seiner Briefe an Gutzkow, „wie Sie wissen, zur Zeit meiner Entwicklung ganz für mich gehalten, weil ich das Bedürfniß fühlte, den

reinen Wiederklang der Welt zu vernehmen, um zur Selbsterkenntniß und zur richtigen Schätzung meiner Kräfte zu gelangen. Daran mag ein gewisser Stolz oder Dünkel, der von der Jugend wohl unzertrennlich ist, seinen Antheil gehabt haben, aber ich bereue es noch jetzt nicht, weil ich mir nun sagen darf, daß sich die zweiunddreißig Winde an meinem Ehrenkranz bereits alle versuchten und daß die Blätter, die sitzen blieben, mögen es auch noch so wenige sein, fest sitzen müssen. — In Leipzig verkehrte er mit Gustav Kühne, in Halle mit Robert Prutz, in welchem er einen lustigen, harmlosen Gefellen fand. Den Aufenthalt in Hamburg benutzte er, um das einstmalige, freilich oberflächliche Verhältniß zu Wienburg wieder aufzufrischen. Der kundige Schilderer Helgolands trieb ihn auf den Felsen hinüber, den Hebbel noch nicht kannte, und wo er den alten Jugendfreund Hahn Franz begrüßte, der dort den Apotheker machte. Das Wiedersehen erquickte Hebbel nicht, so vertrocknet war inzwischen der Genosse aus Wessalburen. Die Absicht, nach Ditmarschen hinein zu lügen, wurde abermals zunichte.

Mit Gallenfieber und Gelbsucht beladen, wozu, wie er sagte, die widerwärtigen Verhandlungen und Täuschungen wegen der Agnes Bernauer in Wien mochten beigetragen haben, doch gleichwohl freudigen Muthes, reinen Sinnes, schritt er in das Jahr Vierundfünfzig hinüber.

Zweites Capitel.

Reif sein ist Alles.

An einem der ersten Tage des neuen Jahres schrieb Hebbel Nachstehendes in sein Tagebuch: „Die Sammerperiode ist vorüber, ich fühle mich in meinen Knochen, wie in meinen vier Wänden, wieder wohl, kann aber doch eine Betrachtung nicht unterdrücken, die sich mir immer von Neuem wieder aufdrängt. Ohne Zweifel stehe ich jetzt auf der Höhe meiner Existenz; ich habe ein theueres Weib, ein lieblich aufblühendes Kind und wenigstens Einen wahren, erprobten Freund; mit meiner Gesundheit kann ich zufrieden sein, die Geistes- wie die Leibeskräfte sind ungeschwächt und meine Thätigkeit ist keine wirkungslose; dabei habe ich was man zu einem bequemen Leben braucht und bin sogar im Stande, für die Zukunft einen Pfennig zurückzulegen. Ich bin, dies Zeugniß darf ich mir geben, von ganzem Herzen dankbar dafür und freue mich jedes Tags; das Mittagsmahl und besonders die bei einem Glase Bier und einem Butterbrot verplauderte letzte Abendstunde ist mir immer ein Fest und ich nähre keinen andern Wunsch mehr, als den natürlichen, der in allen Verhältnissen übrig bleibt, daß es bleiben möge, wie es ist! Aber es kann nach der Natur der Dinge nur noch heruntergehen. .“ — Das

Wiener Hofburgtheater und die Wiener Kritik hatten nichts dazu gethan, um diese innere Zufriedenheit Hebbels zu nähren; im Gegentheil. Der artistische Director durfte sich sogar, wie schon angedeutet ward, den zweifelhaften Ruhm zuschreiben, unseren Dichter durch Winkelzüge bei der Verhandlung über die Agnes Bernauer so lange gequält zu haben, bis derselbe in eine gefährliche Krankheit verfiel. Seine Gattin erzählte mir, Laube hätte Abänderungen in dem genannten Stücke zwei und drei Male von Hebbel verlangt, alsdann sei es der Erzherzogin Sophie vorgelegt, und am Ende, nicht in Folge höherer Weisung, sondern aus eigener Machtvollkommenheit des Directors abgelehnt worden. Der ganze Stoff eigne sich nicht für die Hofbühne. Als nun Hebbel sein Drama mit diesem Bescheid zurückerhielt, da habe er das Buch auf den Boden geworfen, es mit Füßen getreten — und Tags darauf sei er rothgelb, wie eine Orange aufgestanden. „Ich arbeite diesen Winter nichts“, schrieb er ein halbes Jahr vorher an Dingelstedt, „der Trieb hat sich nicht gemeldet und es wird mir lieb sein, wenn er sich gar nicht wieder einstellt, ich werde sicherlich nichts thun, ihn zu wecken. Werke, wie Agnes Bernauer und Michel Angelo, kann ich nicht überbieten, auch habe ich die Satisfaction, von Männern ersten Ranges die anerkennendsten Urtheile zu erhalten. Aber sie schützen mich nicht vor der unwürdigsten öffentlichen Behandlung, und wenn mir der völlig gleich bleibende Ton auch schlagender, wie Alles, beweist, daß es von jeher mit dem Krieg gegen mich nicht besonders ehrlich gemeint war, so wird man das Spießruthenlaufen doch am Ende müde. Also: der Dämon muß mir hart zusetzen, wenn er mich wieder aufstören will . . .“

Augenscheinlich um sich loszukaufen, ging Laube, trotz seines Widerstrebens und nach langem Hin- und Herziehen der Angelegenheit an die Scenirung der Genoveva. Mehr als zwei Jahre

hatte die armselige Komödie gedauert. Drei Male war das Stück umgearbeitet worden, „um das Kirchliche herauszubringen“, man hatte es bereits unter die Schauspieler vertheilt, da hieß es plötzlich: eine Heilige dürfe nicht auf der Hofbühne erscheinen. Die Wiener Kirchenzeitung, welche, in Uebereinstimmung mit ihren geistig wie religiös niedrigen Grundsätzen und Zwecken, Laubes *Rococo* und Hebbels *Genoveva* unter einen und denselben Gesichtspunkt brachte, hatte ihren Zelotenruf gegen dieses Drama ausgestoßen. Zuletzt schlug Laube dem Dichter vor, *Genoveva* in *Magellona*, *Golo* in *Bruno* u. s. w. umzuwandeln. Alles mußte wegfallen, sagte Hebbel, was an die Heilige erinnert, und nur die *Dulderin* ohne *Palme* durfte stehen bleiben. „So ging's denn weiter, bis ein blut- und markloser Schemen an die Stelle eines Menschen trat.“ Als Hebbel einige Wochen vor der Aufführung bei dem Oberstkämmerer Grafen *Lanckoronski* sich einfand, da bemerkte dieser in höflicher, halb entschuldigender Weise gegen den Dichter: es wolle ihn bedünken, als ob die *Magellona* mit dem vor anderthalb Jahren ihm eingereichten Stücke Hebbels, (nämlich der *Genoveva*) einige Aehnlichkeit habe. „Allerdings nur hie und da, Herr Doctor!“ So sah der oberste Gerichtshof des Burgtheaters aus, auf den sich der artistische Director desselben Hebbel gegenüber allezeit auf das Ernsthafteste berief und ausredete. Am 20. Januar wurde *Magellona* im Burgtheater aufgeführt und der Erfolg am ersten Abend war ein rauschender. *Christine* Hebbel spielte die Titelrolle, edel, gemüthstief; der vor Kurzem engagirte *Josef Wagner* mit dunklem Feuer den „*Bruno*“, *Julie Kettich* voll Energie fanatischer Bosheit die *Hexe Margarethe*, *La Roche*, indem er ein grauenhaftes Genrebild zeichnete, den tollern *Claus*. Auch *Siegfried* und die übrigen Rollen fanden gute Darsteller. Aber der Fasching, an dessen Schwelle dieses Trauerspiel erschienen war, machte seine Rechte

geltend, Schauspielerkrankungen wirkten gleichfalls störend ein, und bald war Magellona von der Hofbühne wieder verschwunden. Mit ihr verschwand auch die Judith, das einzige Drama Hebbels, das sich noch hin und wieder an einem sogenannten schlechten Theatertage hatte zeigen dürfen, und Alles, was unser Dichter fortan noch schuf, war für das Burgtheater nicht vorhanden. Die Wiener Journalkritiker, der Mehrzahl nach von Laube abhängig, wetteiferten mit einander in Verunglimpfungen gegen Hebbel; die gebildeten, wie die ungebildeten Recensenten standen auf der Seite des artistischen Directors. — Den bühnischen Angriff, den z. B. Magellona in der längst um ihren Einfluß gekommenen berüchtigten Theaterzeitung Adolph Bäuerles erfuhr, reichte die scheelsüchtige und geistlose Besprechung des Stückes im österreichischen Lloyd die Hand, wo eine Dichterin den Dramaturgen Lessing spielte; sie zeichnete sich durch die Entschlossenheit aus, womit sie in die Welt hinausrief: „Was der Flachkopf nicht versteht, darüber lacht er“; oder: „Es muß endlich einmal ausgesprochen werden: das Genie geht einsame Wege!“ — Hebbel nannte sie in einem Epigramm „die gestiefelte Katze“. Das Zusammenwirken der Laube'schen Kameradschaften und der Regisseurverdienste dieses Dramaturgen erzeugte im Publikum eine ihm durchaus günstige Stimmung; Laube hatte in Wien die Mitwelt für sich, die indulgente Bundesgenossin aller Thorheiten, wie Fallmerayer sich ausdrückt.

So bitter Hebbel auch Jahre lang unter Laubes Mißgunst und Abneigung gelitten, so viele Beleidigungen und Kränkungen er hingenommen hat, die ihm persönlich und in seiner Frau durch den artistischen Director des Burgtheaters zugesügt wurden, so wenig fühle ich mich versucht, in eine detaillirte Behandlung dieser Unbilden einzugehen. Hebbels Lebensgeschichte hat eine höhere Aufgabe, als solche schnöde Vorgänge breit zu erzählen. Ich

werde nur das Nöthigste berühren und vor Allem die Art der Theaterleitung Laubes, die man vielfach als eine musterhafte auszurufen sich bemüht, flüchtig charakterisiren.

Laube hatte zum Theaterdirector enthusiastischen Eifer, Beharrlichkeit und Sachkenntniß mitgebracht; aber den Eifer des Bühnenliebhabers, nicht die Liebe des kunsterfüllten Geistes, die Beharrlichkeit des Trichters und des Faiseurs, nicht den geduldigen Fleiß des Säenden und Pflanzenden, die Sachkenntniß des Handwerkers, nicht die geläuterte Einsicht in die wundersame Verbindung zwischen Technik und innerer Form. Wie der flache Jurist nichts von der Durchschnittslinie weiß, welche die Rechtsnormen durch das Menschliche ziehen, wie er Beides für ein- und dasselbe hält, so verwechselt Laube das Dramatische mit dem Theatergebräuchlichen oder vielmehr das Eine existirt für ihn nicht ohne das Andere; so sind Sehen und Schauen, Coloriren und Malen, Schildern und Darstellen einander deckende Begriffe für ihn. Dem Poeten, welcher beim Entwurf seiner lebendigsten Scene die äußere Einrichtung der heutigen Bühne nicht genugsam beachtet, spricht er in zweifelhafter Unschuld die Anschaulichkeit ab, und wenn er alsdann diese Scene in den richtigen Einklang mit den Seitencoullissen, mit „rechts und links vom Zuschauer“ und der ganzen Topographie der Bretter, welche die Welt bedeuten, gesetzt hat, so bildet er sich alles Ernstes ein, daß er selbst erst der sinnlich schaffende Geist sei. Lange bevor Gustav Kümelin den großen englischen Dichter vor das rationalistische Tribunal rief, versicherte Heinrich Laube (ich war Ohrenzeuge), daß Shakspeare eigentlich von Anfang bis Ende „durchcomponirt“ werden müsse. Und als Roderich Benedix in der „Shakspearemanie“ seine Flickschneiderwerkstatt aufschlug, da jauchzte Heinrich Laube über die ästhetischen Wahlverwandtschaften. Er gewahrte keinen canelirten Tisch, keinen architektonisch fein gegliederten Schrank, ohne

sofort den Reim zu riechen. Ihm scheint, was dem Künstler nur geschenkt werden kann, ebenfalls erwerbbar, und ob er gleich die Ausdrücke Weihe, Begeisterung, sprachgebräuchlich gelten läßt: eine geheimnißvolle hohe Abkunft traut er diesen Seelenzuständen gewiß nicht zu. Die Erwägungen über den „Zwischenvorhang“ beschäftigten ihn mehr, als die Katharsis Goethen und Schillern beunruhigt hat, und über den „Vortragmeister“, dieses späterhin von ihm entdeckte Jammergehöpf, schrieb er inständiger und ausführlicher, als Schiller über den Wilhelm Meister geschrieben. Nicht auf das Wesen kam es ihm an, dem artistischen Director so wenig als dem jungdeutschen Schriftsteller, sondern auf den Schein, der doch nur dann der schöne Schein ist, wenn er das Wesentliche spiegelt; nicht um das veredelte Bild der Natur, war es ihm zu thun, nein, um die getreue Wiedergabe des Natürlichlichen, innerhalb der Beschränkungen der herkömmlichen Theaterpraxis. Diese Beschränkungen waren seine Idealität. Tragische Erschütterungen, wenn ihnen nicht ein Faustschlag zugesellt war, betrachtete er mit kühlem Antheil, wogegen ihm die nüchternsten Trauerspiele eine Gewähr des Erfolges boten, sobald sie sich in Excessen entluden. Für das sanfte Wachsthum des Tragischen, wenn nicht hier und dort die Blüthe des Pflanzens ausschlug, hatte er keine Empfindung. Nicht daß er das Hohe und niedrig Effectvolle gewollt und gepriesen hätte: so möchte ich jene Bemerkungen nicht verstanden wissen. Wohl aber liebte er die mit einem gefälligen Laß versehene Verbtheit und was auf den Reiz des Prickelnden losgeht, beim Producenten, wie beim Schauspieler. Dem frechen, heutigetierigen Stückeschreiber legte er die Prädicate des „Dreisten“ (sein stehender Ausdruck!), des Beherzten und Frischzugreifenden bei, dem Schauspieler oder der Schauspielerin, welche auf die Trümpfe, auf den Naturschrei, auf das hohe C des Vortrages hinarbeitet, sprach er die Vorzüge der

Wahrheit und Unmittelbarkeit zu. Das Werden anschaulich machen, Steigerungen vorbereiten, leise Uebergänge wählen, war in seinen Augen Manier und akademischer Styl. Am schrecklichsten offenbarte sich die innere Verwilderung der Darstellung bei der Aufführung Schiller'scher Stücke, als die Hauptrollen aus den Händen der Meister in die der Gesellen hinüber gewandert waren. Der starke Ueberschuß der Stimmung, die Entzückung des Herzens, das hochgespannte Durchempfinden der idealen Mächte verblaßten, vertrockneten, erschlafften immer merklicher, der edle Superlativ, in welchem sich die Dichtung Schillers bewegt, schrumpfte immer fühlbarer zu einem naturalistischen Crescendo der Alltäglichkeit zusammen. Ueber Goethes Tasso und Iphigenie fuhr der Realist gleichfalls mit dem borstigen Pinsel hin. Der Vers wurde nur verschämt angedeutet, Tonfall und Cäsur bis zur Unkenntlichkeit verwischt und verschliffen und in eine etwas gehaltene Nonchalance der Prosa aufgelöst. Aus dem beschwingten Gange und der der bildenden Kunst abgelauchten Stellung der Rhythmen und Wendungen wurde ein unbequemes, weiheloses Nebeneinander der gehobenen Sprache. Besser kam Laubes Comparserieverstand Shakspeare zu Statten. Freilich hauste er in dem Reichthume des Briten mit der Rücksichtslosigkeit eines Gefreiten, der seine Kriegsleute befehligt, wenn sie sich das Kasthalten auf ein paar Tage behaglich machen wollen: da wurden Stämme umgehauen, Fensterrahmen ausgebrochen, Säulen und Balkone beschädigt. Weil man aber Shakspeare gar nicht so viel nehmen kann, daß nicht noch immer genug übrig bliebe, so hatte Laube inmitten dieses üppigen Details anscheinend leichtes Spiel. An die Tragbalken der Shakspeare'schen Handlung rührte er weislich nicht, dafür hauste seine Art, wo die kleinen und feinen Motive laufen, deren Führung und Ausnützung gerade das höchste dichterische Können des englischen Tragikers bezeugen.

Jeden Act suchte er, soweit er vermochte, epigrammatisch zuzuspitzen, die Schlußscene eines jeden mit Theaterdonner und -blitz zu versehen, wie der Komödiant seine Rolle mit einem „guten Abgang“. So wurden z. B. die zehn Acte Heinrich des Vierten zu einem fünfactigen Fallstaff-Drama verschnitten, so wurde Hamlet durch „dreiste“ Kürzungen um die nothwendigsten psychologischen Mittelglieder betrogen. Ein überwältigendes Beispiel seiner Auffassung Shakspeares gab er, nachdem er Wien verlassen und das Leipziger Theater übernommen hatte, in der Scenirung des Lear all dort und in der Begründung seiner barbarischen Verbesserungen. Er strich unter Anderem die Wahnsinns-scene des vierten Actes, um aber das berühmte „Jeder Zoll ein König!“ zu retten, verlegte er dieses Wort in die zweite Wahnsinns-scene. Denn es erscheine in der That „natürlicher“, sagte er, wenn Lear aus dem Wettersturm der Haide in die Ruhe vor Glosters Schlosse kommend, mit den Worten beginne, daß Regen, Wind und Donner auf sein Geheiß nicht geschwiegen, daß man ihn also mit der stäten Versicherung belogen habe, er könne Alles! als wenn er diese Worte erst einen Act später sage, „wo Regen, Wind und Donner vergessen sind“. Also die Größe der letzten Wahnsinns-scene war für ihn stumm; das in dem irrweisen König fortwühlende Bild jener schrecklichen Nacht löschte der kleine Theaterverstand aus, um der stumpfsinnigen Zuschauer willen, der Herren Peter und Paul im Parquet, welche das Bild schon „vergessen“ haben, das der König nicht vergessen kann! Schon auf dem Burgtheater, sagte Laube in einem seiner Theater-geschichts-Werke, habe ihn diese Scene immer gepeinigt, und er habe sie nur Anschütz, dem alten Herrn nicht entziehen wollen, weil sie ihm durch lange Übung fest in der Rolle saß. „Was soll sie aber jetzt weiter? Alle Stadien des Wahnsinns sind durchlaufen und wenn nun der alte König mit Strohkranz

und Stecken nochmals gesprungen kommt, da wird der immer wiederkehrende Wahnsinn peinlich und lästig. .“

Bei so geschaffenenem Kunstgeföhle war es nicht zu verwundern, daß Laube, als er einmal warm in seinem Amte saß, seiner Respectlosigkeit gegen die alten, bewährten Künstler des Burgtheaters den anfänglich aufgesetzten Dämpfer abnahm. Wenn früher unberechtigter Weise an der kaiserlichen Bühne das Rollenmonopol geherrscht hatte, so wurde sie hingegen unter Laube nur zu bald ein Taubenschlag. Er engagirte fortwährend neue Mitglieder, und ob sie begabt oder nur brauchbar waren, ob sie Talent oder nur Routine beurkundeten: jedwedes galt eine Zeitlang als der Inbegriff des Vortrefflichen, das man bisher fälschlich in den Schauspielern der „alten Schule“ glaubte besessen zu haben. Als Hebbel einst die Alten und die Jungen zusammen spielen sah, da kam es ihm so vor, als ob man Marionetten zwischen lebendigen Menschen durchzöge. In der That, Laube zuchtmeisterte das frisch angeworbene Personal, als bestände es aus Recruten, und bei vielen dieser Eintagskünstler war solches Exercitium vonnöthen, wenn nicht Alles außer Rand und Band gehen sollte.

Unter den neuen Schauspielern hatten ausschließlich Bogumil Dawison, Marie Seebach und Josef Wagner künstlerische Physiognomien. Josef Wagner erfreute durch eine frische Männlichkeit und ein naiv leidenschaftliches Naturell, das auch späterhin nichts an Unbefangenheit einbüßte, als er in die tiefgefärbte Tragik hineinwuchs. Bogumil Dawison und Marie Seebach ertrugen nicht lange die Zumuthung des artistischen Directors, sich seinem schöpferischen Athem als Klöße anzuliefern, und sie verließen darum bald das Burgtheater, wohl auch von dem Stachel des Virtuositenthums getrieben. Verschiedene Nationalitäten hatten sich vereinigt, um die künstlerische Erscheinung Dawisons hervor-

zurufen. Vom Polen rührte die innere Unruhe, die Beweglichkeit und das Träumerische her; dem Deutschen verdankte er die Kritik und den Drang nach Vertiefung; in der leichten Behandlung schwieriger Aufgaben, im chevaleresken Anstand und im Verwerthen des Wirksamen war der Franzose sein Lehrmeister; endlich hat ihm auch der Jude was Erkleckliches an Verstandesstärke, an Witz und Spitzfindigkeit abgelassen. Seiner Leidenschaft fehlte nicht die Hitze, aber die Größe, seinem Kunstverstande nicht die Empfindlichkeit der feinen Wage, aber der Sinn für's Einfache, seinem Herzen nicht der ausgiebige Schlag, aber die Wärme. Er zerzte uns in der Tragödie öfter mit sich, als er uns fortriß, er nöthigte mit Hefigkeit den Antheil des Gemüthes ab, war jedoch außer Stande, es zur vollen, freudigen Hingebung zu bewegen. Wo er hingegen mit gebrochenen Farben malte, da durfte er stets einer mächtigen Wirkung gewiß sein; wo die Darstellung des Versengenden der Leidenschaft geboten war, des von Klammern sich gewaltsam befreienden oder des zersplitterten Gefühls, dort ergriff er den Zuschauer jedes Mal, ja dort entwand er uns den stillen Wunsch: daß er uns mit den ärgsten Zuckungen der Empfindung verschonen möge, wie eine begehrenswerthe Trophäe. Ihm war eine mit Berechnung innig verschwiferte Dämonik eigen, welche an jene Edgar Poes gemahnt, und eine von mathematischer Wachsamkeit begleitete Gereiztheit des Ausdrucks. Dazu die zwischen Ironie und Schmerz mannigfaltig wechselnden Gesichtszüge, die geschmeidigen Körperformen des Künstlers, die tigerartigen Gebärden und Schritte, die volltönende, auch im Schnarren und Winseln noch fesselnde, nicht leicht müde werdende Stimme: wie sollte da sein Richard der Dritte und sogar sein Othello wirkungslos bleiben! — Marie Seebach, sinnig und nervös zugleich, voll echten Stylgefühls und mit der zarten Hand für das Zarte ausgestattet, zeigte leider schon im Anfange ihrer künstlerischen

Laufbahn einen unwiderstehlichen Hang zum Ueberfeinern und Verkräufeln der Natur, legte mit Vorliebe in jeglicher Rolle das Geäder bloß und flügelte ihre Clärchen und Gretchen, Desdemona und Ophelia allmählich in jene bewußte Unbewußtheit hinein, wo der Zauber des Lebendigen erlischt. — Laube, dem die Selbständigkeit dieser beiden Schauspieler-Individuen verhaßter war, als ihm ihre Gebrechen widerstrebten, athmete ordentlich auf, als sie seinem Theater den Rücken kehrten.

Wie er in den Dreißiger Jahren mit unserer classischen Dichtung tabula rasa gemacht, eine neue Poesie, Sprache und Cultur proclamirt hatte, so war er als Director des Burgtheaters aus Leibeskräften bemüht, das Alte zu beseitigen, Neues an dessen Stelle zu rücken, zu probiren und zu experimentiren, daß Einem die Augen übergingen. Kenner des Theaters, wie Gutzkow, hatten die musterhafte Ordnung der Geschäfte an den Vorstellungen des einstmaligen Burgtheaters gerühmt, das Ensemble desselben war in Oesterreich und Deutschland sprichwörtlich gewesen, der Kranz ungewöhnlicher schauspielerischer Talente als eines der kostbarsten Kunstgüter Wiens angesehen worden: Heinrich Laube erklärte rundweg, er habe Schutt und Moder weggeräumt, unter seiner Leitung erst habe man zu lernen angefangen, was Zusammenspiel sei und bedeuete, erst sein Auge habe die ausgezeichneten Künstler ausgeforscht und entdeckt. Sophie Schrödern, versicherte er, sei die Größe und Gewalt, aber nicht das Herz der Tragödin eigen gewesen, tragische Liebhaber und Liebhaberinnen hätten dieser Bühne stets gefehlt, nicht einmal Löwe habe einen tragischen Helden vorstellen können. Julie Kettich sei die unmittelbare künstlerische Macht versagt gewesen, und Anschütz habe „in einigen Rollen“ hochtragische Scenen „getroffen“. Die Mehrzahl seiner nichtbürgerlichen tragischen Rollen habe, trotzdem daß sie immer reif und werthvoll waren, „der Höhe entbehrt“. Denn die

Sinnesart sei bürgerlich, der poetische Ausdruck ein schulmäßig gebildeter gewesen, nicht ein direct aus seinem Wesen entsprossener. „Man achtete das, man mußte es loben, aber den erwarteten Eindruck idealer Poesie empfing man nicht.“ Demgemäß drückte er die alten Schauspieler, die Scheingrößen nach seiner Ansicht, wo ihm nicht diplomatische Vorsicht geboten schien, wie z. B. bei Julie Kettich, mit welcher er, des Freiherrn von Münch wegen, in leidlichem Einvernehmen zu bleiben suchte. Am schlimmsten verfuhr er mit Christine Hebbel, die er methodisch aus der ihr angemessenen Sphäre hinausdrängte, ferner mit Ludwig Löwe, den er um volle zehn Jahre seiner Wirksamkeit gebracht hat; den nämlichen Löwe, welchem er einst in's Album geschrieben: „. . Ich sage deshalb nicht: Gott erhalte uns Löwes Jugend, sondern nur: Gott erhalte uns Löwe!“ Das Personal wurde nicht ergänzt, heißt es in einem Aufsatz Hebbels, sondern, so weit es ging, todtgeschlagen, damit man Raum für die neue eigenhändige Pflanzung gewann, und das war leicht zu machen: denn man braucht den Tragöden nur in die Komödie hineinzuschieben, den Komöden in die Tragödie, den Plastiker in den lyrischen Kreis, den Lyriker in den plastischen, so sind Schröder und Ecklar, die Rachel und die Kistori verloren. Das Wiener Publikum, nicht zu seinem Lobe läßt sich dies sagen, sah im Durchschnitt ohne Mißvergnügen diese Vorgänge an, wie es später ohne Unwillen Laubes Theorie anhörte, womit er seine Praxis erläuterte und bekräftigte; das Wiener Publicum duldet es, daß die stolzesten Häupter der tragischen Darstellung als überschätzte Größen von Laube behandelt wurden, und verknüpfte den ohnehin selten in der Presse auftauchenden Einspruch gegen solche böotische Kunstübung mit Personalfragen und Privatgehässigkeiten, die nicht in der Sache selbst lagen. Daß Wien die ausgezeichnetste Tragödiendarstellung habe, und zwar erst seit Heinrich

Laube, galt nun als unumstößliches Axiom. Heinrich Laube trat von seinem Posten zurück — und ehe sechs Monate nach dieser merkwürdigen Begebenheit verstrichen waren, machte er mit erstaunter, naiver Miene, man möchte sagen mit einem Kinder Gesicht, die Wahrnehmung, daß die noch kurz vorher erste deutsche Bühne im Handumdrehen zur letzten herabgesunken und daß „binnen einem halben Jahre das alte geschulte, an Tradition so reiche Publikum aufgelöst worden“. Er entdeckte wieder Mancherlei, aber diesmal nichts Gutes. Er entdeckte z. B. daß seine Lieblingsschauspielerin über Nacht aufgehört habe, Sorgfalt auf die Behandlung des Verses zu verwenden, daß ihr ursprünglicher Fehler: falscher Betonung, welcher „zuweilen“ hervorgetreten sei, sich nun in ein stehendes Laster zu verwandeln scheine. Er schlachtete Helatomben grimmigsten Tadel, stand, wie ein Augur, bei den ausgeweideten Opferthieren und prophezeite, allerdings tief aufseufzend und mit den Gebärden der Nüchternheit, welche er am Sarge dahin geschiedener Burgschauspieler allzeit so schön zu entfalten verstand, die baldige Zersplitterung des Burgtheaters, den Verfall dieser einst musterhaften Anstalt. Und das Publikum, in Vausch und Bogen genommen, nun das Publikum fand wieder, daß Laube Recht habe.

Diese vorgreifenden Hinweisungen auf die nachmaligen „historischen“ Urtheile Laubes rechtfertigen das über seine Bühnenführung Gesagte auf das Eindringlichste. Das Burgtheater zu jener Zeit war eben ein Raubbau, der nicht dadurch an Bestand gewann und den unbefangenen Sinn über seine Gebrechlichkeit täuschte, weil Laube seinen ganzen Fleiß darauf verwendet und mit der Energie eines Wachtmeisters die Geschöpfe seiner Gunst gedrickt und dressirt hatte. Seinen ganzen Fleiß? Nicht doch. Er vergaß über dem Director den Theaterschriftsteller oder den dramatischen Dichter, für den er sich hält, keineswegs. Stück für

Stück schrieb er für das Burgtheater und ein jegliches war seiner aufrichtigen Theilnahme gewiß. Noch bevor ein Jahrzehnt abgelaufen war, hatte er ein halbes Duzend neuer Dramen beisammen, welche im Verein mit dem andern halben, womit er nach Wien gekommen, den Grundstock des modernen Repertoires an seiner Bühne bildete. Die meisten seiner Stücke drehten sich um das Günstlingsthema, worin er einen unerschöpflichen Born von Variationen erblickte: *Monaldeschi*, *Struensee*, *Graf Essex*, *Montrose*, nach Hebbels Tode auch *Demetrius*; ja sogar unser nationaler Dichter ist in den Karlschülern zu einer Art Abenteurer und Emporkömmling gemißbraucht worden.

Wo ihm die Möglichkeit winkte, demonstrative Reden anzubringen, Anspielungen und Tiraden, welche die in Wien abermals gefäete Unzufriedenheit zu politischen Kundgebungen reizen konnten, da wagte er es ohneweiters, trotz *Alexander Bach* und *Leo Thun*, und errang dadurch den Ruhmesvortheil kühner Unbesonnenheit, dieser sonst so besonnene Mann. Seine Schauspieler und Schauspielerinnen beeilten sich, den Dichter *Laube* begeistert zu unterstützen, „und wie im Feenmärchen“, nach Hebbels Worten, „der Ritter nur dann zur Prinzessin gelangte, wenn er vorher den einen oder den andern Drachen herzhaft umarmt und geküßt hatte, so fand jeder männliche Gast von Bedeutung rathsam, sich den Wienern als *Schiller* vorzustellen, während jeder weibliche gern als *Lady Rutland* oder als *Königin Christine* sein Compliment machte, was dann den Werken neben fleißiger Benutzung der Sonn- und Festtage ihren Erfolg sicherte.“ Wie *Friedrich Halm*, dieser mit dem Theaterbedürfniß innig vertraute Dichter, dieser feine Künstler, der doch nicht den mindesten Grund hatte, sich persönlich über *Laube* zu beschweren, dessen Dramaturgen-, Regisseur- und Dichterthätigkeit auffaßte, dies

sagen uns seine gegen Laube gerichteten Xenien, die sich in dem Nachlaßbande der Gedichte vorfinden:

Wenn er nicht dirigirt, so schreibt er Stücke,
 Und schreibt er nicht, so dirigirt der Mann!
 So grinst Entsetzen hier und dort mich an,
 Hier Dramaturgenwahn, dort Dichtertücke;
 Denn, dirigirt er nicht, so schreibt er Stücke,
 Und schreibt er nicht, so dirigirt der Mann!

Keines der Stücke, die Laube bei sich selber einreichte, flößte ihm irgend welches Bedenken ein; trat ihn aber eine ehrliche kritische Stimme mit der Forderung an, daß er mit einem Drama Racines oder einer Tragödie des Sophokles den Versuch machen solle, um das gesunkene Stylgefühl zu heben, einen neuen Strom in das laulich gewordene Wasser des deutschen Theaters zu leiten, da lehnte er solch ein Ansinnen ebenso hochmüthig als verächtlich ab. „Antiquarisches Lehren ist doch wahrhaftig nicht Aufgabe des Theaters, welches dem klaren Zwecke einer lebensvollen Erhebung oder Erheiterung nachzustreben hat.“ Zwanzig Jahre später langte der in Gesinnungsmetamorphosen gewandte Principal als Leiter des Wiener Stadttheaters nach den angeblich antiquarischen Stücken, nach der Athalie Racines und der griechischen Antigone. Was nun die Dramen Hebbels betrifft, so wußte er bei jedem derselben einen Haken oder ein Häßchen zu bezeichnen, welches die Zurückweisung nothdürftig motiviren mußte. Hier war der Stoff politisch oder religiös anstößig, dort die Behandlung untheatralisch, das eine Stück widerstrebe dem „modernen“ Geschmack, das andere bereite dem Moralcodex ein Uergerniß, das dritte spiele in der antiken Welt, für die wir kein Verständniß mehr hätten, zum vierten fehle ihm ein geeigneter Schauspieler, das fünfte gefalle ihm nicht. Alle diese Einwendungen lösten sich in

Dunst und Nebel auf, sobald ein anderer als Hebbel für ein biblisches oder in der alten Welt spielendes Drama die Darstellung auf der Burgbühne heischte. Gegen eine Ruth von Frau von Binzer, der Freundin Christians von Zedlig, eine Ahtännestra Tempelheys, einen Heinrich von der Aue Josef Weilens sträubte sich der artistische Director nicht im mindesten; ja sogar eine Schülerarbeit niedrigster Art, wie der Familiendiplomat des Herrn Arnold Hirsch, wurde liebevoll angenommen und scenirt. Daß er es mit der Reinhaltung des Moralcodex nicht genau nahm, bewies der Schwarm neufranzösischer Stücke auf der kaiserlichen Bühne, unter denen die meisten den Ehebruch umschmeichelten und ungangelten.

In jener Epoche wurde das Repertoire des Burgtheaters mit den Stücken Otto Ludwigs und Grillparzers aufgeputzt. Es ist möglich, daß Laube wirkliche Sympathie für Ludwig empfand, wiewohl der innere Gegensatz zwischen diesem Dichter und ihm ein bis zu den Wurzeln hinabreichender war, was denn auch die Nachlaßschriften Ludwigs unzweifelhaft darthun. Aber nicht nur möglich, sondern gewiß ist es, daß Laube mit den Farben des Erbförsters jene der Maria Magdalena vom Burgtheater verdrängen wollte, mit denen der Malkabäer die der Judith. Außerdem drang er, wie seine eigenen Freunde öffentlich ausplauderten, gleich nachdem Hebbels Agnes Bernauer auf der Münchener Hofbühne gespielt worden, ernstlich in Otto Ludwig, daß dieser seine eigene Agnes Bernauer so rasch als möglich für das Burgtheater vollenden möge. — Durch die Pflege der Grillparzer'schen Poesie hinwiederum wollte er beweisen, daß in seinem Herzen neben der Werthschätzung Charlotte Birch-Pfeiffers und der Bewunderung Victorien Sardous auch Raum sei für die Liebe zu einem vornehmen Dichtergeiste, dem bedeutenden „vaterländischen“ Poeten, den man so lange vernachlässigt habe. Hebbel freilich

glaubte nicht recht an die Aufrichtigkeit dieser Liebe. Denn er erinnerte sich der Worte Laubes, als dieser Achtzehnhundertachtundvierzig nach Wien gekommen war. „Wir hatten“, lautet eine Tagebuchstelle, „in seinem Gasthause ein Gespräch über Grillparzer, den er so weit wegwarf, daß ich mich zu der Frage veranlaßt sah, ob er ihn denn auch gelesen habe. Grillparzer war nach seinem Ausdruck ein Cadaver, der nur noch so auf den Wellen mit fortgeschoben werde, und er könne es gar nicht glauben, daß ich über diese „hohle Nachgeburt der Romantik“ anders dächte, aber ich, ich sei der Messias. Wenn Sie, fügte er dann hinzu, bei der Wahl Ihrer Stoffe nicht immer erst zwei Drittel Ihrer Kräfte aufbieten müßten, um dem Publikum den Gegenstand appetitlich zu machen, so würden Sie mich, Gutzkow und uns Alle so darnieder werfen, daß wir nie wieder aufstehen könnten. Diese Aeußerung blieb mir buchstäblich im Gedächtniß, weil ich etwas Wahres darin fand.“ — Die Verwandlungsfähigkeit der Ansichten Laubes war aber so sehr ausgebildet, daß er heute verehren konnte, was er gestern noch gemißachtet hatte. Auf Grillparzer deutete er nun selbstzufrieden, wenn man ihn der Geringschätzung idealer Poesie beschuldigte, und wo man ihn Uebelwollen gegen Hebbel vorwarf, was ohnehin selten geschah, da zeigte er auf Otto Ludwig hin, der doch ähnliche Gegenstände, wie Zener, dramatisch verarbeite, aber dabei „gesund“, „naiv“ und „bühnengerecht“ sei. Die kritisirenden Prätorianer Laubes stimmten in diese Tonart mit ein und hoben was sie an Hebbel Eigensinn, Gewaltthätigkeit, Raffinement scholten, an Otto Ludwig als dramatische Kraft und Unmittelbarkeit hervor.

Hebbel war Laube gegenüber schutzlos, rechtlos, vogelfrei. Nie, sagte er, würde er sich nach den gemachten Erfahrungen abermals der Gefahr der Ablehnung eines seiner Dramen bei Laube ausgesetzt haben, wenn er nicht auf den Erwerb bedacht

sein müßte. Seine ökonomischen Verhältnisse seien denn doch unsicher und er möchte nicht, wenn ihn das Schicksal dazu auserlese seine geliebte Frau zu überleben, im Hospitale enden, wie Cervantes. Was ein Dichter vom Schlage Heinrich Laubes als Journalist könne, um sich ein stattliches Jahreseinkommen zu erschreiben, das habe ihm die Natur nun einmal versagt. In der ersten Aufwallung des Zorns wollte sich Hebbel zur Wehr setzen. Laubes Bestellung einer Bernauer-Tragödie bei Otto Ludwig bestimmte ihn, da der artistische Director die seinige unter Berufung auf die Mißlichkeit des Themas abgelehnt hatte, welches bei jeder Behandlung dasselbe bleibe, dem Grafen Taafe die Frage vorzulegen, wie eine solche Handlungsweise zu betrachten sei. Der Graf, ein ihm persönlich unbekannter und, wie er bei dieser Gelegenheit erfuhr, seinen Arbeiten sogar sehr abgeneigter Mann, antwortete: sie sei unbillig, ungerrecht und unehrenhaft. Dieser Ansicht traten mehrere gewichtige Männer bei. Das Schriftstück sollte im Falle, daß es nöthig wäre, der Deffentlichkeit übergeben werden. „Wenn übrigens“, schrieb Hebbel an Professor Pichler, der sich jenen Männern gleichfalls angeschlossen, „aus der ganzen Sache nichts wird oder gar nichts dahintersteckt, so muß Herr Laube sich bei seiner eigenen journalistischen Clique bedanken, welche die Niederträchtigkeit als nahe bevorstehend in ihren Blättern angekündigt hat.“ Das sich zur Wehr setzen Hebbels war nicht ernst gemeint. Er verzichtete schweigend, wenn auch hin und wieder schmerzlich bewegt oder bitter grollend auf die innern, wie äußern Vortheile der Wirkung seiner Stücke von der Bühne herab; er betrat Jahre lang nicht mehr das Burgtheater, ja er hörte gänzlich auf, Zeitungen zu lesen und duldete nicht, daß man ihm welche in's Haus brachte. Daß diese ihm aufgezwungene Entfremdung vom Theater so wenig heilsam als ermunternd für den Dichter war, versteht sich von selbst. Glücklicher Weise

hatte sein Seelenleben Saugorgane genug, um sich zu nähren und zu erquicken, stand sein Menschenglück und Künstlerdasein nicht auf zwei Augen; nicht auf denen des jungdeutschen Schriftstellers. Doch soll Laube darum das Verdienst unbenommen bleiben, unter allen Zeitgenossen Hebbels am meisten unseren Dichter gequält und gemartert zu haben.

Um so enger ward nun das Band zwischen Hebbel und seinen Freunden, um so lauterer seine Freude, wenn ihm der geistige Antheil sinnvoller und edler Menschen bewies, daß sein Denken und Empfinden einen schönen Wiederhall gefunden. Zu seinem Umgange zählten nunmehr auch die Professoren Ernst Brücke, Bonitz und später Ludwig. Unter diesen Dreien stand ihm sofort nach der ersten Begegnung Brücke am nächsten. Rasch entwickelte sich ein freundschaftlicher Verkehr zwischen ihnen, der sich binnen Kurzem zu einem innigen und dauernden gestaltete. Ernst Brücke theilte mir über dieses Verhältniß Nachstehendes mit.

„ . . Ich wurde mit Hebbel bekannt durch unseren gemeinschaftlichen Freund Louis Gurlitt. Der Dichter kam mir mit lebhafter Freundlichkeit entgegen. Ich sah bald, daß ich dies zum Theil einem zwar egoistischen, aber doch rühmlichen Motive zu danken hatte. Hebbel, der sich so viel und so ernsthaft mit dem Seelenleben des Menschen beschäftigte, wünschte auch einen Blick zu thun in die mechanische Werkstatt, in welcher der Faden des Lebens gesponnen wird. Es handelte sich nun für mich darum, ihm etwas zu zeigen, was seine Anschauungen bereichern konnte, ihm aber auch zugleich die Schwierigkeiten nicht zu verhehlen, die der weiteren Erfüllung seines Wunsches entgegenstanden. Ich führte ihn in das berühmte Josephinische Cabinet, von anatomischen Wachspräparaten und erklärte ihm, was sich auf kurzem Wege erklären ließ. Dann zeigte ich ihm, wie das, was er dort als feinste Fäden dargestellt sah, in der Wirklichkeit noch wieder

aus Hunderten von viel feineren, dem bloßen Auge gar nicht sichtbaren Fäden bestehe. Ich setzte ihm ferner auseinander, daß die Durchforschung der Körpertheile mit dem Auge für uns nur eines von den Mitteln zum Zweck sei, daß wir den wesentlichsten Theil des Schatzes unseres Wissens erst durch mühevollere chemische und physikalische Untersuchungen und durch zahllose, zum Theile grausame Versuche an lebenden Thieren zusammengetragen haben. Hebbels scharfer Verstand und rasche Auffassung ließen ihn nicht lange darüber in Zweifel, daß der Codex unseres physiologischen Wissens, beschränkt und lückenhaft, wie sein Inhalt ist, für den, der sich seinem Studium nicht ganz hingeben kann, stets ein Buch mit sieben Siegeln bleiben wird; aber unsere Bekanntschaft war gemacht und wir hatten geistige Berührungspunkte genug gefunden, um unseren Umgang fortzusetzen. Bis an Hebbels nur zu frühzeitiges Lebensende hat mich aufrichtige und ungetrübte Freundschaft mit ihm verbunden. Ich habe viel schöne und genüßreiche Stunden mit ihm verlebt. Seine Unterhaltung war, wie Sie wissen, im höchsten Grade fesselnd. Die Gedanken erwachsen ihm auch im Gespräche so schnell und in so reichlicher Fülle und kamen mit solcher Lebhaftigkeit zum Ausdrucke. Dabei war die gestaltende Kraft des Dichters unterstützt von einer reichen Belesenheit und einem stets treuen Gedächtniß . . .“

Mehr als der sprachwissenschaftliche oder archäologische Fachgelehrte ist der Mann der Naturwissenschaften im Durchschnitt empfänglich für künstlerische Gegenstände, bringt er eine schöne Neugierde den Gebilden der Phantasie entgegen. Dies mag von der Gemeinsamkeit des realen Bodens kommen, auf dem Künstler und Naturforscher sich bewegen, und zugleich von dem Umstande der ganz und gar getrennten Mittel, deren sich ein jeder der Beiden bedient, um das Stoffliche in Form zu verwandeln. Darum tritt der Naturforscher an den Dichter naiver heran, als

z. B. der Philolog in den meisten Fällen, weil dieser, indem er das poetisch Gestaltete, seiner Aufgabe gemäß, wieder zum Stoffe herabsetzt, womit und woran er operirt, sich allzu gerne verleiten läßt, seine Verstandesthätigkeit mit Anschauung zu verwechseln, und die Ergebnisse seiner abstracten Untersuchungen auf das schöpferische Gebiet zu übertragen. Bei Ernst Brücke gefellte sich zu jener Empfänglichkeit noch ein urbaner Geist hinzu, ein zwischen Ehrfurcht und Behagen gemischtes Vergnügen an der Kunst. Er erinnert, so auch in seinen Aeußern, an die Humanistenköpfe der Reformation, an das milde Feuer eines Erasmus, an die alterthümliche Unerfrohenheit im Vordringen, welche dabei die menschliche Beschränkung weder vergißt, noch beklagt. Sein bleiches, bartloses Gesicht rief mir oft den Vers aus dem Faust in's Gedächtniß: „— den ich so manche Winter- nacht an diesem Pult herangewacht!“ aber das ernst zufriedene Auge und die wohlgenährten Formen ließen den Eindruck der Unruhe nicht aufkommen.

Im Frühlinge des Jahres 1854 empfing Hebbel den Besuch eines jungen Poeten, August Wolf, der auf seiner Reise von Königsberg nach Italien einige Tage in Wien verweilte. Er verdient um seines eigenthümlichen Talents willen, daß seiner mit einigen Worten hier gedacht werde. Schon Achtzehnhundertsieben- undvierzig hatte er an Hebbel geschrieben und im Gefühle wahlverwandter Neigung sich die Erlaubniß erbeten, seine Gedichte ihm widmen zu dürfen. Hebbel hob gegen mich, als er mir einst diese Sammlung mittheilte, die lyrisch plastische Begabung des Autors und den starken Puls einzelner Stücke hervor. Ein kleines Drama: Leben, eine Tragödie betitelt, brachte ihm August Wolf im Manuscript, und auch dieses Werk rühmte unser mit Anerkennung kargende Dichter als die Probe eines aus der Tiefe schöpfenden Talents. Dem jungen Manne, der bereits den Todes-

fein in der Brust trug, thaten Hebbels warme Worte schmerzlich wohl; schmerzlich deshalb, weil er selbst am besten über seine Schranken hinaus sah. „Ein glühender Lebensdurst, ein hohes Gefühl für das Schöne und ein scharfer Verstand, dem zeretzende Kritik zur Nothwendigkeit geworden: die Mischung dieser Elemente brachte in ihm einen Conflict hervor, der hindernd auf alle Thätigkeiten seines Lebens wirkte. . . Dem Niß, der durch sein Inneres ging, erlag endlich der Körper. In der Novелlette aus Lope de Vegas Leben, welche durchaus Erfindung ist, hinterließ er einen sprechenden Zug seines Wesens, eine Art geistigen Porträts. „Der Stern der Schönheit war das Fatum seines eigenen Dichterlebens. . .“ So heißt es in dem Vorworte zu seinen durch Freunde herausgegebenen Schriften. Sein schwermüthig grübelnder Geist prägte sich, im Gegensatz zu Anderen seines Gleichen, in einer anmuthenden Bildlichkeit aus, das wehevollste Thema vom armen, wehrlosen Menschenkinde beschwingte eine sanfte, ja süße Melodik. Um eine Talentoctave tiefer, wenn ich so sagen darf, sang er halb in der Weise Hölderlins, halb in jener Leopardis. Eine seiner Gnomen lautet also: „Tief empfundene Wahrheiten, wirkliche Leidenschaften erschüttern oft die sociale Stellung eines Menschen tiefer und verderben sein Leben mehr, als Laster und selbst Versunkenheit. Nichts verträgt sich weniger mit den Convenienzen und Erfordernissen der Gesellschaft und des alltäglichen Lebens.“ — Als ich eines Abends August Wolf bei Hebbel traf, da sprach der Gast wenig und das Wenige mit bescheidener Sicherheit. Aus dem gelblich blaffen Oval schauten große leidenschaftliche Augen, die nach Heilung auszulugen schienen; nach zwiefacher Heilung. Wir gingen zusammen fort und nach dem Abschied von dem seelenvollen und kränklichen Manne war in mir, dem noch nicht gereiften Menschen, ein räthselhafter Antheil zurückgeblieben.

Ungefähr um dieselbe Zeit ward Hebbel die freudige Genugthuung zu Theil, daß Adolf Holzmann in der Vorrede zu der zweiten Auflage seiner Indischen Sagen ihm ganz besonders für die Anzeige dankte, welche Hebbel vor vielen Jahren in den Wiener Jahrbüchern (Band 123) jenen wunderbaren Nachbildungen gewidmet hatte. Er fand hier wahre Poesie, welcher elektrische Kraft genug innewohne, um noch durch den Conductor der weitabliegenden abendländischen Sprachen hindurch Herzen zu erschüttern und Gemüther zu entflammen. Befriedigt deutete Holzmann auf dieses Urtheil des Dichters hin. Indem sich Hebbel jetzt der bedeutsamen Dankesworte Wilhelm Danzels erinnerte, welche schon im ersten Bande dieser Erzählung erwähnt worden, bekannte er, daß ihn dergleichen geistige Achtungsbeweise doppelt und dreifach für all das Schmäbliche entschädigen, das ihm von anderer Seite zugesügt werde. „Dem Edelsten können die kleinen Schreiber und die großen Journale den Tag verderben“, sagte er zu mir, „das ist gewiß; Shakspeare so gut, wie Goethen, aber über das Jahr haben sie keine Gewalt.“

Gerade dazumal las er wieder eifrig in den Indischen Sagen, und zwar im Hinblick auf eine dramatische Production, wofür er Farben vom Ganges brauchte. Es war ein fremdartiger Stoff, den der Zufall herangeweht hatte. Er war eines Tages in die Bibliothek des Polizeiministeriums gekommen und plauderte dort eine Weile lang mit dem Beamten Braun von Braunthal, einem jener österreichischen Poeten, deren Unvollkommenheit bei uns zu Lande so gerne auf den Druck der Kanzleigeschäfte zurückgeführt wird. Im Verlaufe des Gesprächs fragte ihn Braunthal, ob er denn nie daran gedacht habe, die Fabel vom Ohges dramatisch sich anzueignen; das wäre ein Gegenstand für ihn! Braunthal skizzirte die Fabel, wie sie Herodot erzählt, und Hebbel hörte aufmerksam zu. Sehr merkwürdig! sagte er dann, und im

Nachhausegehen sah er das ganze Bild, dramatisch unvollkommen, vor seinem innern Auge brennen. Sogleich nahm er den Lange'schen Herodot aus seinem Bücherschranke und schon in den nächsten Tagen entstanden die ersten Scenen des Stückes. Er begann mit dem zweiten Acte, weil er, den Anreiz zu dem Stoffe für ein Irrlicht haltend, noch kein richtiges Vertrauen zu ihm hatte und darum auf gut Glück dem Centrum des Gedichtes näher in den Bau hineingehen wollte. Zwei Acte waren gegen Ende des Frühlings vollendet, da riß der Stimmungsfaden ab. Als er im Juli sich mit seiner Frau nach Marienbad in Böhmen begab, wo diese den ihr verordneten Gesundbrunnen trinken sollte, da hoffte er, der Muse im Schutze der prächtigen Wälder wieder zu begegnen. Aber es fand sich nur ihr Schattenbild ein. Er haschte Züge und Pichter für das Drama, gebrauchte die Cur überflüssiger Weise gleichfalls und stellte den Fortgang der poetischen Arbeit dem Herbst anheim.

In Marienbad wurde er mit Gustav zu Putlitz und mit Friedrich von Uechtriz bekannt. „An Uechtriz und Putlitz“, schrieb er mir, „haben wir einen sehr angenehmen Umgang, nur verführen wir uns gegenseitig, nicht zum Essen oder zum Trinken, sondern zum geistigen Zechen, zum übertrieben vielen Sprechen, was auch seinen Rausch erzeugt. Beide sind ebenso treuherzige und offene als feine Männer, mit denen sich vortrefflich verkehren, wohl auch für die Zukunft der Faden fortspinnen läßt.“ Insbesondere erschien ihm der betagte Dichter aus der Zeit der deutschen Romantik, „fein im Innern, wie im Außern“, als ein Mann, mit dem ein Verhältniß für's Leben anzuknüpfen sei; und es freute den Jüngeren, daß Uechtriz nie etwas von ihm gelesen, denn er wirke lieber durch seine Persönlichkeit, als durch seine Werke. Als Hebbel nachmals mit mir über Uechtriz sprach, da betonte er vornehmlich dessen reine Bildung, die ihm in so

harmonischer Form verkörpert, noch nie entgegengetreten sei. Nicht minder entschieden war der von Hebbel auf Uechtriz ausgeübte Eindruck, den derselbe in seinen mir gütig zugewendeten Mittheilungen über den gemeinschaftlichen Freund sinnlich kräftig und präcis festgehalten hat. Friedrich von Uechtriz sagt Nachstehendes:

„ . . Ich bemerkte zunächst im Allgemeinen, daß mich gleich von unserer ersten Bekanntschaft an seine Persönlichkeit als eine der bedeutendsten traf, die mir auf meinem Lebenswege begegnet sind. Es hat dies um deswillen einiges Gewicht in meinem Munde, weil es mir durch die Fügungen eines günstigen Geschickes so gut geworden, nicht bloß mit einer großen Zahl der an geistiger Begabung hervorragendsten Männer unserer Zeit (sei es nun wiederholt und näher oder auch nur einmal, aber zu eindringlicher Erinnerung) in persönliche Berührung zu kommen, sondern auch zwei derselben, deren Persönlichkeit an zauberischer Wirkung oder gehaltreicher Energie wohl selbst in den gelungensten Dichtungen Beider keinen genügenden Spiegel und Nachhall ihres Wesens gefunden hat, Tieck und Immermann, meine Freunde nennen zu dürfen. Nur der lange nicht genug beachtete und anerkannte Merkur Immermanns, nach meinem Urtheile eines der größten Dichterwerke unserer Literatur, könnte für einen solchen Spiegel und Nachhall gelten. Es äußerte sich bei Hebbel eine Kraft und Fülle und dabei geniale Gewandtheit des Wortes, die ihm ebenso sehr den prägnantesten Ausdruck für seine Gedanken und Bemerkungen zuführte, als sie seiner Rede eine freie anmuthende Strömung gab und ihr noch in der Entladung von Unmuth und Entrüstung über ihm Ungefälliges und Widerwärtiges die Würde eines edlen Styls erhielt. Es war ein eigenthümlicher Gegensatz zwischen der nachdrücklichen volltönenden Kraft, die sich in seinem Worte vernehmen ließ, und seinem

blonden Haare, der Weiche und Weiße seiner Haut und der Zartheit seiner Gesichtsfärbung; ein Gegensatz, der sich durch das geistige Feuer, das in den blauen Augen leuchtete, harmonisch vermittelte. Weder etwas Bornehmes, noch weniger aber aufgetragenen Geniehaftes war in seiner Erscheinung, aber bei aller bürgerlichen Schlichtheit etwas in Haltung und Bewegung edel Unbeengtes und ruhig Sicheres. Die Anziehung, die wir auf einander übten, war so, daß wir während unseres mehrwöchentlichen gemeinsamen Aufenthaltes in Marienbad täglich mehrere Stunden, ebenso Vor- wie Nachmittags, in eifrigem Zwiegespräche mit einander verkehrten. Ich habe ihn später, so von München wie Berlin her, der Anmaßlichkeit in seinem Auftreten bezichtigen hören. Auch mag es sein, daß er sich dem einen und anderen Literaten gegenüber, der das „nos poma natamus“ gegen ihn geltend machen wollte, oder wenn er sich in seinen Verhandlungen mit den Intendanten oder Theatersecretären einer Bühne in den ihm als schuldig erscheinenden Rücksichten gekränkt fand, den Werth, dessen er sich bewußt war, in einer für den, mit welchem er zu thun hatte, unangenehmen Weise fühlbar machen konnte. Doch kann ich meinerseits eine von mir gemachte Erfahrung in seinem Verhalten bezeugen, die, wie ich glaube, gegen jene Beschuldigung in sehr gewichtigen Ansatz zu bringen ist. Ich befand mich, als wir zuerst zusammentrafen, noch völlig ohne eigene Kenntniß seiner Dichtungen, von denen bis dahin nur eine Kunde von dritter Hand her aus Journalen und öffentlichen Beurtheilungen an mich gelangt war, und ich konnte nicht umhin, diese in den Augen eines anmaßlichen Scribenten gemeinhin unverzeihliche Unkenntniß vor ihm zu gestehen; was aber die nachsichtigste Aufnahme fand und der von Tage zu Tage steigenden Annäherung und freundschaftlichen Verständigung zwischen uns keinen Eintrag that. Es handelte sich, wie man denken kann, in

unsern Besprechungen zunächst und hauptsächlich um Ansichten über Dichtkunst und Literatur, in denen sich weit mehr Uebereinstimmung zwischen uns herausstellte, als ich nach den in unserer jüngeren Schriftstellerwelt herrschenden Richtungen, sowie nach den mir öffentlich zugegangenen Urtheilen über seine Dramen erwartete. Auch ergab sich eine gleiche Uebereinstimmung in Betreff der Ansichten über das Verhalten im bürgerlichen Leben, wie er sich denn nicht einer ungebundenen Genialität zu folgen bereit erklärte, sondern sich ebenso als glücklichen Gatten und Vater, wie den Grundsätzen einer geordneten Haushaltung huldigend und in diesen Beziehungen das Bild einer wohlbeschaffenen sittlichen Existenz bietend, kundgab.“

Die Frauen der beiden Männer sahen mit Angst die Freundschaft derselben gedeihen, denn die schwerwiegenden Gespräche, den Normen der Marienbader Cur durchaus entgegen, nahmen auf bedrohliche Weise überhand. Uechtriz' Gattin erschrak nachgerade, wenn sie des schlanken Holsteiners am Brunnen ansichtig ward, und die Frauen trafen endlich gegenseitig die Abrede, wenigstens in der Zeit der Trinkstunden die unvorsichtigen und ungehorsamen Badegäste auseinander zu halten. Einmal machten die zwei Ehepaare zusammen einen Ausflug nach dem nahe gelegenen Königswart, einer Besitzung des Fürsten Metternich. Im Parke spazieren gehend, wurden die Gäste aufgefordert, sich dem alten Fürsten vorzustellen. Der einst allmächtige Staatskanzler zählte jetzt fünfundachtzig Jahre, hielt sich aber noch immer vornehm aufrecht und hatte sich auch sonst in Anbetracht seines hohen Alters gut conservirt. „Echt aristokratisch feine Züge, die aber etwas Gefälliges und Gewinnendes haben, und ein mildes blaues Auge, in dem sogar etwas Feuchtes, ja Verschwimmendes liegt.“ So zeichnete ihn Hebbel. Wie alle Halbtaube nahm der Fürst die Unterhaltung allein auf sich; er erzählte die Geschichte seines

Schlosses und Parkes, die er aus Ruinen und Wüsteneien in Schloß- und Gartenherrlichkeit umgeschaffen habe, wobei er in das Einzelste behaglich einging. Er schilderte sein patriarchalisches Verhältniß zu seinen Nachbarn, den umwohnenden Bauern, und drückte namentlich darüber seine Freude aus, daß er gar keiner Sicherheitsmaßregeln gegen Baum- und Waldfrevler bedürfe, weil die Leute sich selbst überwachen, seitdem sie wüßten, daß sie von Niemand sonst überwacht wurden.

Bevor Hebbel Marienbad verließ, faßte er den Eindruck des dort gewonnenen Freundes in einer Tagebuchbemerkung zusammen: Uechtriz mache Tied, in dessen Umgang er reiste, vielleicht mehr Ehre, als seine sämtlichen Werke. Die ungeheueren Probleme des Lebens, an welche die Meisten sich nur dann erinnern, wenn sie zufälliger Weise einer Aufführung des Hamlet oder des Faust beiwohnen, lägen Uechtriz ebenso sehr am Herzen, wie Hebbeln selbst. „Doch suchen wir die Lösung auf verschiedenen Wegen. Er ist Christ und nicht bloß im ethischen Sinne, wie ich, ohne sich doch, was ich nicht begreife, für irgend ein bestimmtes Dogma zu entscheiden. Nach meiner Erfahrung gibt es keine Ergänzung der menschlichen Beschränkung, als das Gefühl dieser Beschränkung selbst und das aus eben diesem Gefühl entspringende unendliche Fortstreben; er findet sie im Gott-Menschen für den ich in meiner Anschauung der Welt und der Dinge absolut keinen Platz ermitteln kann. Dennoch hat diese Grunddifferenz unser stilles ruhiges Verhältniß nicht einen Augenblick gestört. Begierig bin ich nun, wie meine Arbeiten auf ihn wirken werden.“

Die Grunddifferenz führte späterhin allerdings eine Störung des Verhältnisses herbei, in Folge einzelner religiöser Anstöße, welche Uechtriz hier und dort an Hebbels Dichtungen nahm. Die Wirkungen derselben auf Uechtriz waren aber alles in Eins

gerechnet so mächtig, daß Hebbel mehr als zufrieden sein durfte. Dies bezeugen viele Stellen in den gehaltvollen und eingehenden Briefen des älteren Freundes an den jüngeren. Am stärksten trafen ihn: Herodes und Mariamne und Genoveva. Es werde ihm schwer, Worte zu finden, um die Bewunderung auszudrücken, die er für das erstgenannte Werk fühle. „Welche Tiefe der historischen Anschauung, welche Schärfe und Feinheit, welcher Adel in der Charakterzeichnung, welche Dialektik der Leidenschaft, welche Macht des Pathos, das in der Scene, wo Herodes auf dem Feste Mariamnens erscheint, eine Höhe ersteigt, die mich noch in diesem Augenblicke, wenn ich mir den ersten Eindruck, den ich davon empfangen habe, in seiner Stärke zurückrufe, zusammenschauern macht. Und dabei diese Meisterschaft der dramatischen Form, der innern wie äußern, diese echt dramatische, sich in vollster Freiheit bewegende, jeder Schwingung des Charakters, der Leidenschaft, der Situation anschniegender und doch (ohne Brunk der Rhetorik) stylhaft wohlklingende Behandlung des Jambus, diese Kunst des Dialogs in scharf einschlagenden Wechselreden! . . .“ Die Gestalt der Genoveva zählte er zu dem Schönsten, Edelsten, Reinsten, was die Poesie je geschaffen habe. Gegen die Judith hingegen sprach er Bedenken, sowohl das Ganze betreffend, als auch in Bezug auf einzelne Motive aus, und über die Begründung des Falls der Tischlerstochter hielt er das Wort nicht zurück, daß sie für die Vorstellung etwas Unangenehmes, psychisch, wie sinnlich Widriges habe. Julia und Agnes Bernauer wägt er im Ganzen einsichtig und gerecht nach ihren Vorzügen und Mängeln ab und ebenso hoch, wie den dramatischen Jambus, stellt er die dramatische Prosa Hebbels, „die an gedrungener Kraft und dabei Schwung und Wohlklang in deutscher Sprache kaum ihres Gleichen haben dürfte“.

Bis zum Jahre 1862 setzte sich der zwischen Hebbel und Uechtritz eröffnete Briefwechsel fort. Er ist einer der werthvollsten unter denen der neueren Literatur, weil er von zwei ernstesten Männern herrührt, welche, aus zwei verschiedenen Culturepochen kommend, sich zu gemeinschaftlichem Ideenaustausche freundschaftlich verbunden haben. Literarische, politische, religiöse Gegenstände bilden den stofflichen Inhalt, daneben wohl auch persönliche Freuden und Leiden. Merkt man dem bereits an der Schwelle des Greisenalters stehenden Uechtritz die letzte männliche Kraft an, welche die in ihm abgeschlossene Geisteswelt mit einem Hauch der Frische belebt, so spürt man, daß der auf der Mittagshöhe noch zu jugendlichen Flügen gelaunte Hebbel sich weise mäßigt und menschlich, wie dichterisch, sich im Entsagen übt.

Friedrich von Uechtritz war in seinen Jünglingstagen durch den Grafen Cajus Stolberg, den Sohn des Dichters Leopold Stolberg, bei Adam Müller, dem damaligen österreichischen Generalconsul zu Leipzig, eingeführt worden, der sich sehr bemühte, ihn für seine kirchlichen und politischen Ansichten zu gewinnen. Sogar zum Uebertritte wollte ihn der confuse Träumer bestimmen. Von daher stammte, nach Uechtritz' Bekenntniß, seine Hinneigung zur katholischen Kirche, dieses Familienabzeichen der deutschen Romantiker. Auf die Befestigung dieser Neigung wirkten der Umgang mit Dorothea Tieck und eigene historische, wie theologische Studien ein. Während der Universitätsjahre trat er zu Ludwig Tieck und dessen Kreise in ein enges Verhältniß, welches entscheidend für seine Entwicklung ward. Da er, von Natur mit einem realistischen Erbtheil und mit Formgefühl ausgestattet, auf ein praktisches Lebensziel zusteuerte, indem er sich für den Beruf eines juristischen Beamten ausbildete, so war er gegen die Gefahr geschützt, der Poesie des Kaufes und des trüben Tiefsinns anheimzufallen, die in seiner literarischen Umgebung

als böses Beispiel herrschte. Das nachmalige vertraute Verhältniß zu Immermann in Düsseldorf trug ebenfalls zur Disciplinirung seiner Phantasiekräfte bei. Offenbar hatte seine poetische Begabung mit jener Immermanns große Aehnlichkeit. Bei Beiden hilft eine geistige Energie, wie ich es nennen möchte, dem etwas starren sinnlichen Vermögen nach, bei Beiden schwellen erhabene Intentionen über die ihnen nicht ebenbürtige Plastik hinaus. Uechtriz, wie Immermann zügeln die phantastischen Antriebe mehr durch den Willen, als durch das Schönheitsmaß und bringen ein jeder in ihren poetischen Werken mehr den charaktervollen Dichter, als eine scharf ausgeprägte Poesie zur Anschauung. Immermann ist freieren Blickes und hat in seinem westphälischen Hoffschulzen wenigstens Ein Mal die Gabe der Gestaltung „im kleinsten Punkt“ gesammelt. Uechtriz' Kunst der historischen Darstellung, worin überhaupt seine Stärke lag, ist nirgendwo zu solcher Concentration vorgeedrungen, was wohl auch sein im christlichen Offenbarungsglauben befangener Sinn verschuldet haben mag. In seinen Maskengesprächen weist Immermann bewundernd auf die Gedankengröße des Dramas Alexander und Darius, auf das Prophetische, Vormessianische und Falschmessianische in dem Drama die Babylonier als auf Griffe und Blicke hin, welche nur dem Dichter möglich seien. Aber er bemerkt doch auch den Umstand, daß Uechtriz' etwas von seinen Gestalten trenne, und er bezeichnet dieses Etwas als das Ueberwiegen der Reflexion. Das Ueberwiegen des Dogmatischen dürfte richtiger gesagt sein. Dasselbe verpflanzte sich vom religiösen Bekenntniß aus über den ganzen Bereich seiner Auffassung und Darstellung und verlieh seinen Compositionen und seiner Zeichnung eine Strenge, welche der Härte verwandt ist, und eine schroffe, dictatorische Eindringlichkeit. Diesen Eindruck empfängt man auch von seinen ernsten, wie mit Schloßern und Riegeln

versehenen Romanen, unter denen Eleazar, eine Erzählung aus der Zeit des großen jüdischen Kriegs im ersten Jahrhundert nach Christo, vielleicht den Ehrenplatz einnimmt. Aus seiner ganzen Poesie spricht ein fast liebloser Ernst, ein imponirender, aber vom Systematischen angehauchter Kunstverstand, der seinen Gebilden etwas Schweres und Unfrohes gibt. Sie gemahnen an eine eiserne Krone, welche mit geschliffenen und ungeschliffenen Edelsteinen besetzt ist. — Auf die früher erwähnte religiöse Controverse zwischen Uechtritz und Hebbel, welche erst im späteren Fortgange des Briefwechsels hervorbrach, werde ich, soweit es die Dekonomie dieser Lebensgeschichte gestattet, an geeigneter Stelle zurückkommen.

Im Herbst nach den Marienbader Begegnungen nahm Hebbel das vor einem halben Jahre begonnene Drama wieder auf und am 14. November lag es fertig vor ihm. Er nannte es: Gyges und sein Ring; das erste Stück, welches nach beinahe dreijähriger Productionspause entstanden war.

Nach der Erzählung Herodots ist die Fabel diese. Der in seine Frau sehr verliebte und auf ihre Schönheit sehr eitle Randaules, König von Lydien, der letzte der Herakliden, kann dem Antriebe nicht widerstehen, sein verborgenes Schönheitsgut vor fremden Augen zu enthüllen. So zeigt er denn zu verabredeter nächtlicher Stunde seinem Liebling Gyges die entkleidete Frau. Diese aber hat den Hinausgehenden bemerkt und weil sie entschlossen ist, die ihr durch Randaules zugefügte Schmach zu rächen, so hält sie den Schrei der Scham in der Brust zurück. Am folgenden Tage läßt sie den Gyges rufen und legt ihm die Wahl zwischen zwei Wegen vor: entweder den Randaules zu tödten und alsdann sie und das Königreich zu erben, oder selbst den Tod zu erleiden. Um der eigenen Erhaltung willen entscheidet sich Gyges für das Erstere. Der Anschlag wird in's

Werk gesetzt und Gyges besteigt das Ehebett, wie den Thron des Erschlagenen. Hebbel hielt sich an die durch Herodot überlieferten Linien, nahm aber noch aus der mit dem Reiz des Wunderbaren ausgeschmückten Erzählung, die uns Platon gegeben, den unsichtbar machenden Ring herüber. Solcherweise milderte er das stofflich Derbe des Vorgangs und goß über die Handlung jenen Dämmererschein aus, welcher der Phantasie wohlthut, ohne darum den menschlichen Gehalt derselben in das Märchenhafte aufzulösen.

Der seltsame Gegenstand bot der dichterischen Behandlung verschiedene Seiten dar: eine frivole, welche die spielende Einbildungskraft graziös bewegen kann, wie es Lafontaine in einer seiner Contes bewiesen, eine pathetische, welche zu leidenschaftlicher Darstellung auffordert, endlich eine psychologische, welche die Vertiefung in die Irrgänge der Seele begünstigt. Unseren Dichter sprach die psychologische Seite am lebhaftesten an, aber da er nicht mehr der Genoveva-Dichter war, so ging er mit reiner Künstlerfreude, nicht bekenntnißschwer, in das sich ihm erschließende Seelenlabirinth hinein. Fast möchte man glauben, daß es ihn an dem Gyges-Stoffe gereizt habe, vielleicht unbewußt, in dem Verhältniß zwischen Mann und Weib ein Gegenbild zum Herodes zu entwerfen. Der That des Herodes, aus der Raserei selbstsüchtiger Liebesleidenschaft entspringend, steht in der Handlungsweise des Randaules das Ergebnis eines leicht beschwingten, unvorsichtigen Naturells gegenüber. Während Herodes blind und unaufhaltsam sein eigenes Verhängniß schmiedet, indem er das innerste Wesen Mariammens gröblich antastet, verkürzt sich Randaules wiederum dadurch den Lebensfaden, daß er in einer Wallung prahlerischen Uebermuthes die geheiligte Sitte verlegt, indem er seine Gemahlin fremden Männerblicken preisgibt. Dort der unfreie Wille, das ungebändigte Blut, die Unmöglichkeit

gegenseitiger Verständigung zweier groß angelegter an Stärke des Gemüths einander ebenbürtiger Menschen, mithin die vollkräftigen Elemente zur Tragödie; hier von vornherein gedämpfte menschliche Contraste, ein lebenswürdiger König, der den Verlockungen seines Temperaments und den Winken des Augenblicks unbefangen gehorcht, eine in stiller Hoheit gegen die Welt sanft abgeschlossene Frau, deren Neigung zu ihrem Gatten auf sprödem Grunde erblüht ist, ein unerfahrener Jüngling, mit der ganzen Empfindlichkeit schicksalsvoller Naturen, aber auch mit der Macht der Selbstbeziehung ausgestattet. Dennoch bleibt diesen Menschen das tragische Leiden und die tragische Sühne so wenig erspart, als den übermächtigen Seelen und Leibern, die nach dem hellenischen Dichterworte den Göttern ein Greuel sind.

Der Kunst des Dichters ist es gelungen, dem befremdlichen Thema die Wirkung einfacher Tragik abzuschmeicheln und das zwischen Wundermär und Wahrheit fortwährende schillernd dramatische Räthsel so lange zu wenden und so mannigfaltig zu beleuchten, bis die Regenbogenfarben alle in einem einzigen glühenden Ton zusammenfließen. Aber daß Zauberkünste mit im Spiele gewesen, vergessen wir trotzdem nicht, und daß uns der pathetische Antheil abgeschmeichelt worden, will uns am Ende doch nicht aus den Sinn. Weil aber Hebbel, wie schon in der Agnes Bernauer, fest auf dem anekdotischen Boden stand und die feine psychologische Entwicklung immer nur mit der reicheren Entfaltung der Fabel anschaulich machte, so trifft uns jene nirgendwo als ein peinliches Detail, auch artet sie darum an keiner Stelle in Selbstbespiegelung aus. Die drei Personen, zwischen denen sich das Drama abspinnt, büßen unter dem psychologischen Gewicht auch nicht das Mindeste an plastischer Bestimmtheit ein; ja sie überraschen uns vielmehr durch eine gewisse Unveränderlichkeit des Gesichtsausdrucks, was der ruhigen Hand des Künstlers ein Lob einbringen mag, womit

der Poet nicht vollkommen zufrieden sein kann. Der pathologische Geist, der so lange nicht von Hebbels Seite gewichen, hat sich nunmehr von ihm entfernt, auf alle Fälle weiter, als man erwarten durfte; der freie bildnerische Geist hingegen fühlt sich noch nicht heimisch bei ihm, hat überhaupt erst kurz vor des Dichters Ende ihm den Kranz in's Haus gespendet.

Vieles mußte Hebbel herbeischaffen, um die Motive zu schärfen, alle Affecte in den Charakteren mußte er schwächen, um die in leisen Athemzügen schwellende tragische Wirkung, die ihm vorschwebte, zu erzeugen. Der Königin Rhodope verlieh er das Stimmungserbe der indischen Heimath: ihr Vater thronte, wo indische und griechische Art sich mischen, ihr Schleier ist ein Theil von ihrem Selbst. Sie saß als Mädchen, die Lilie in der Hand, unter dem Platanenbaum, sie verweigerte dem um sie freunden König von Lydien den einzigen Kuß, um den er bat, sie hat in ihr lydisches Frauengemach nicht nur den dichten Flor, auch die spröde Abwehr einer bis in ihr Tiefstes verschleierten Menschennatur herübergenommen. Ueber den rauhen Lydier Randaules, in dem der Urahn Herakles nicht ganz erloschen ist, breitete der Dichter die Fülle männlicher Anmuth aus, die schöne Uebereilung eines vertrauenden Herzens, die gefällige Eitelkeit des Glücklichen, der sein Glück zeigen möchte, die Reue der Jugend, die damit das Schlimmste zu bannen wähnt, und edle, seelenvolle Verzeihung. Auf den Günstling Gyges hat er die köstlichsten Güter gehäuft: die Ungeprüftheit des jungen Gemüths und jene Scheu vor den Unterirdischen, welche der gehaltenen Seele eigen ist, einen festen Blick in die Welt, einen reinen Sinn, den nichts Falsches irreleitet, und diese Eigenschaften durchglüht ein dunkles Feuer, so daß sie in dem Durchschein und Widerschein desselben doppelt leuchten. Obendrein ist Gyges als Grieche über die Barbaren Lydiens hinweg und in eine höhere Volks- und Cultur-

sphäre emporgehoben. Bricht unter solchen Menschen ein Conflict aus, so wird der Ernst nicht die Miene der Härte, die Schwere des Leidens nicht das Gewaltsame des Schmerzes annehmen und die Strenge der aufgenöthigten Buße wird in der freiwilligen Sühe der ihr Unterworfenen ihre Mäßigung finden. Das Gedicht selbst hat uns diese Schlüsse an die Hand gegeben, das eben Gesagte ist die Weisheit des Dichters.

Drastisch und zart zugleich führt der Dichter die Situation herbei, aus der das Unheil der drei Menschen sich entwickelt. Und die ganze Ueberlegenheit des tief sinnigen Künstlers beurfundete er durch die Art, wie er dieser Situation die entscheidende Charakterbildung anvertraut. Die Lebensblumen der drei Menschen sprengen jetzt eine jede ihre Knospe, rändern sich aber auch in dem nämlichen Augenblick mit der Farbe des Todes. Der unsichtbar machende Ring, den Gyges jüngst aus einem thessalischen Grabe genommen und beim Heraklesfeste dem König geschenkt hat, ist auf eine Nacht wieder in seinen Besitz zurückgekommen. Den Todtenring am Finger, hat er die hüllenlose Schönheit Rhodopens geschaut. — Er brauche einen Zeugen, hatte Kandaules gerufen, von dem aller Welt verborgenen Glücke trunken, daß er nicht ein eitler, sich selbst belügender Thor sei, wenn er sich rühme, das schönste Weib zu küssen. Wer möchte eine Krone, wenn er sie nur im Dunkeln tragen sollte! und Gyges hat sich zu solcher Zeugenschaft mißbrauchen lassen. Wir würden ihn darob unedel nennen, wenn nicht seine unschuldige Männlichkeit entlastend dafür einträte. Was weiß der junge Gyges von den Weibern! von den Heiligthümern des Frauengemachs, den Heimlichkeiten einer Menschenbrust! Nach der schauerlich süßen Nacht freilich weiß er dies Alles und noch mehr. Schon im Aublick der wunderbaren Frau empfand er den an ihr verübten Frevel und er mußte ihn um so stärker empfinden,

als das Gefühl seliger Lust sich darein mischte. Zwischen Liebe und Schuldbewußtsein wechselnd; zwischen Verlangen und Entfagung irrt er im Morgenrauen durch die schwülen Gärten und Hallen. Nicht weniger bange ist Rhodopen zu Muthé und ein Hauch der Unsicherheit überfliegt den König. Erst die Unterredung mit Gyges, der ihm den Ring allsogleich zurückgibt, streift ihm die holde Täuschung ab, daß eigentlich nichts geschehen sei, und erst das Benehmen des Jünglings gegen die ihm vom König geschenkte Sclavin, die liebliche Tessia, überzeugt den betroffenen Randaules, daß viel geschehen ist. Den Opfertod des Jünglings, um den dieser bat, nahm er nicht an — den Scheidegruß des Jünglings aber darf er nun nicht ablehnen. Hat Gyges doch, wie Randaules aus seinem Munde erfuhr, nicht unwillkürlich, weil in Verwirrung, den verhängnißvollen Ring in jener heißen Stunde gedreht, nein, mit Vorbedacht, so daß er vom hellsten Strahl der Ampel grell beleuchtet, da stand. Denn er wollte, das frevelhafte Wagniß erkennend, den König zwingen, ihn zu tödten. So gehen denn die Beiden auseinander. Vorher jedoch überreicht Gyges dem Freunde ein Kleinod — Rhodopens Diamant. Ich nahm ihn mit, sagt Gyges, weil er an ihrem Hals — Erlaß' es mir, es ist gebüßt! Erynmien seid Ihr's? murmelt Randaules, o, es ist wahr, Ihr habt den leichtesten Schlaf.

Eben so finster, ja noch finstere zieht es sich um Rhodope zusammen, als ob die zuletzt durchlebte Nacht ihre Schattengewänder zurückgelassen hätte. Auf einen Anschlag des Königs verfällt sie nicht. Schamvoll und entsetzenvoll empfängt sie den Gatten, in welchem sie den Rächer vermuthet. Den Roseworten des Königs setzt sie starre Kälte entgegen, während den widerwillig über ihre Lippen gleitenden Fragen: ob Jemand in Schlafgemache gewesen? ob er nichts bemerkt, ob er nicht mancherlei fremdes Geräusch vernommen? flinke Antworten von seiner

Seite folgen, welche abzulenken und zu verhehlen suchen. Die Königin stutzt und verweist auf den Schmuck, der ihr fehle. Randaules gibt ihr den Diamant und in lauter dankbarer Freude befreit sich ihr gepreßtes Herz. Aber die Leichtmüthigkeit des Königs sorgt dafür, daß diese Befreiung nicht lange währt. Um die eben Geängstigte in Beruhigung einzuwiegen und einzulassen, ja, um sich selbst in die Sicherheit, die er verloren, hinein zu reden, theilte er ihr mit, daß sein Günstling Gyges gehe, durch den sie sich, er wisse es wohl, verkürzt geglaubt. Dieses Wort legt Feuer an. Sie faßt nach seiner Hand, weil ihr der Ring einfällt, dessen unheimlichen Zauber er gestern gegen sie gepriesen und dessen bloßes Vorhandensein ihr schon Entsetzen eingestößt hat. „Der war's“, sagt sie, „der stand auf einmal mir vor Augen, als wär' sein feur'ger Umriß in der Luft zurückgeblieben!“ Sie fragt, ob er ihn nicht wieder abgelegt, seit er ihn trage, auch nicht verloren oder sonst vermißt habe? Und Randaules weicht diesen Fragen ungeschickt aus. Auch warum Gyges zieht, warum er jetzt zieht, warum so plötzlich, warum ihn der König ziehen lasse, dies Alles vermag Randaules nicht zu rechtfertigen. Die Nacht habe sie verstört, der Schreck, sie habe Allerlei gehört — was nicht zu hören war! erwiedert sie.

Fast glaub' ich's selbst,

Denn — nun besinn' ich mich — ich sah auch falsch!

Du hast den Ring nicht wieder abgelegt,

Du hast ihn nicht verloren, noch vermißt,

Und mir kam's dennoch vor — ich spähte scharf

Und Morgen war's, und alles And're sah ich —

Als fehlte er an Deiner Hand. So zeugt

Denn Sinn hier gegen Sinn, das blinde Auge

Verbürgt das taube Ohr. Vergib mir nur,

Daß ich Dich quälte, und vergönne mir

Ein wenig Einsamkeit, um mich zu fassen.

Bis hierher, kurz vor dem Ende des dritten Actes, halten in uns künstlerisches Interesse und menschlicher Antheil einander die Wage. Von da ab sinkt die Schale, welche der menschliche Antheil beschwert, merkbar tiefer. Wir fangen an, die Meißelschläge zu beobachten, die das Gebilde fertig machen sollen, und wo wir genießen, da besteht fortan der Genuß darin, zuzusehen, wie Dieses und Jenes gemacht ist. Denn nun hat Randaules aufgehört, dramatisch in Frage zu kommen. Seine schlaunen Ausflüchte und seine feige Flucht, wengleich in seiner Anlage erklärlich, haben ihn dem Schauplatze des psychologischen Kampfes entrückt. Rhodope aber, indem sie ihr beleidigtes Frauenthum vertheidigt und den Frevler, nach dem sie forscht, zu strafen beschließt, kämpft (wohlgemerkt für unsere sinnliche Vorstellung) gegen einen bereits abgethanen Feind, als welchen wir in diesem Sinne Randaules betrachten müssen, und straft in Gyges wiederum einen Frevler, — der auch nicht um eines Athems Dauer zögert, den rächenden Arm Rhodopens selbst zu bewaffnen. Rhodope spielt jetzt die Tragödie allein und sie spielt eine Gedankentragödie. Zweifellos hat der Dichter alle Erfindungskraft, die ihm in hohem Grade eigen war, und all seinen Kunstverstand aufgeboten, um die späteren Acte mit den vorausgegangenen in rhythmischen Einklang zu setzen; aber unter dem melodischen Formengefüge spüren wir doch, daß vorzugsweise nur noch logische Consequenzen gezogen werden, daß keine elektrischen Schläge der dramatischen Situation sich mehr entladen. Wie Rhodope von Räthsel zu Räthsel tastet, bis Randaules selbst die Urheber-schaft des Verbrechens eingesteht, welches Gyges auf sich genommen; wie die Begegnung mit diesem ihren anfänglich trotzigen, um jede mildere weibliche Regung beraubten Sinn allmählich schmelzt und für Gyges unstimmt, so daß ihr am Ende das wehmüthig lüde Wort entschlüpft: „Und wenn's Dich freuen kann, vernimm

noch Eins: Du hättest mich der Heimath nicht entführt, um so an mir zu thun!" Dieses und noch Mancherlei sonst sichert auch dem vierten Act bedeutenden künstlerischen Werth. Aber das starre Sühnegefühl Rhodopens nimmt uns nun einmal nicht mit, weil es von Liebesempfindungen völlig abgeschnitten ist. War doch ihre Neigung zu Randaules nie eine leidenschaftliche, und eben so wenig hat das gleichsam geisterhafte Verhältniß zu Gyges dem Entstehen einer solchen Neigung irgend welchen Anhalt gegeben. Im fünften Acte kommt der fremdartige Rest des Stoffes deutlich zum Vorschein, wie sich auch Hebbel bemüht hat, ihn zu tilgen. Mir dünkt fogar, als ob gerade die verfeinerte Wendung der Katastrophe verletzender wirke, als die barbarische im Herodot, die Hebbel allerdings so nicht brauchen konnte. Rhodope hat nämlich darein gewilligt, daß Gyges den König, anstatt ihn zu tödten, wie sie beehrte, zum Zweikampfe herausfordere. Männer, die einander lieben, die einander noch vor dem blutigen Streite alles Gute der Erde wünschen, schlagen sich vor unseren Augen auf Tod und Leben. Weder das Bußebedürfniß, das sich in Randaules eingestellt und in der großen Rede über den Schlaf der Welt einen tiefsinnigen Ausdruck gefunden hat, noch der hohe Preis, der dem Gyges winkt, wenn sein Schwert das siegreiche ist, genügen irgendwie, um uns mit diesem Vorgange wirklich auszuföhnen. Wir sagen uns: dieser Aberedelmuth widerspricht eben so sehr der Natur, wie die Aberkeuschheit der Rhodope; wir sagen uns: das ist modern empfunden, nicht aus den barbarischen Hydiern und nicht aus den naturvollen Griechen heraus! Dies hätte auch einem französischen Dramatiker der Neuzeit einfallen können, dies hätte aber Shakspeare, das reine Organ der Natur, auch nicht im Fiebertraum ersinnen können. Glücklicherweise hebt die kurze erschütternde Scene im Tempel der Hestia, wo die nun entführte Rhodope sich dem Gyges antraut, um alsdann den Stahl in ihre

Brust zu tauchen, das Drama wiederum in die lautere tragische Sphäre hinauf.

Dem Bilde des Gygis dürfte man schwerlich auch nur einen einzigen falschen Strich, einen fehlerhaften Halbton nachweisen können. Doch dies wäre ein negatives Lob. Gygis verdient auch das höhere und höchste einer lebensvollen leidenschaftlichen Schönheit, welche in ihren ruhigen Momenten das Gemüth nicht minder erregt, als sie unseren Formsinn erquickt, wo sie zu stürmischer Bewegung sich entfaltet. Die Volkszustände, Klima und Landschaft legen sich als das der Fabel gemäße atmosphärische Kleid um die schlanken Glieder der Handlung. Aus dem Wohlklang des getragenen Gesangs, den die Sprache in Goethes Iphigenie anstimmt, und aus der in Naturlauten sich brechenden, abgekürzten dramatischen Rede Heinrichs von Kleist scheint hier der Stylcharakter des Verses gemischt.

Hebbel hoffte, wie er nach dem Abschlusse dieses Dramas an Uechtriz schrieb, den Durchschnittspunkt, wo die antike und die moderne Atmosphäre ineinander übergehen, nicht verfehlt und einen Conflict, wie er nur in jener Zeit entstehen konnte und der in den entsprechenden Farben hingestellt wird, auf eine allgemein menschliche, allen Zeiten zugängliche Weise gelöst zu haben. Auch machte er bei diesem Stück eine merkwürdige Erfahrung. Er sei sich sonst bei seinen Arbeiten immer eines gewissen Ideen-Hintergrundes bewußt gewesen, wegen dessen er zwar keineswegs producirte, wie man ihm auf eine mißverständene Vorrede hin wohl Schuld gab, der aber doch wie eine Gebirgskette zu betrachten war, welche die Landschaft abschloß. Davan habe es diesmal ganz gemangelt; ihn habe nur die zur tragischen Form außerordentlich geeignete Anekdote gereizt: und nun das Stück fertig, steige plötzlich zu seiner eigenen Ueberraschung, wie eine Insel aus dem Ocean, die Idee der Sitte als die Alles bedingende und bindende

daraus hervor. Dies aber bestärkte ihn in der längst gehegten Ueberzeugung, daß der von einem Gegenstande mächtig ergriffene Künstler sich um den Gehalt desselben gar nicht ängstlich zu kümmern braucht, sondern daß dieser ganz von selbst hinzutritt, wie der Saft in die Bäume, vorausgesetzt allerdings, daß er ihn in der Brust trägt. Uechtritz begrüßte dieses Stück als die edelste und köstlichste aller bisherigen Gaben Hebbels. Der Dichter habe bei Schilderung der Wirkung, welche Gyges durch den Anblick Rhodopens erfährt, in die Saiten jener wunderbaren Leier gegriffen, die er schon in der Abschiedsscene Genovevas von Siegfried anzuschlagen gewußt habe. Hebbel verdiene um dieses Gedichts willen von den Frauen als der Frauenlob unserer Tage gekrönt zu werden, „wenn auch die Emancipirten des Geschlechts darüber bersten sollten“. — In einem schlagenden Epigramme faßte Grillparzer den Eindruck dieses Dramas zusammen, das ihm ein Schauspieler vorlas. „Wie ist das filtrirt! wie ist das filtrirt!“ sagte er sinnenden Auges vor sich hin. Daß Hebbel an die Möglichkeit einer Aufführung des Gyges in Wien nicht dachte, braucht nicht erst ausdrücklich versichert zu werden. „Das erste Stück, das ich in den Kasten lege“, sagte der resignirte Mann.

Noch war keine Woche nach der Vollendung dieses Gedichts abgelaufen, als er aus Hamburg die Nachricht empfing vom Tode Elifens. Sie hatte schon Jahre lang gekränkelt und war durch die Fürsorge der Hebbel'schen Ehegatten wenigstens gegen einen materiell bedrängten Lebensabend geschützt worden. Der Dichter schrieb über sie Nachstehendes in sein Tagebuch: „Elise ist nicht mehr; am 18. November 1854 gegen Morgen ist sie verschieden. Lange vorher schon war für sie nichts mehr zu hoffen und also nur der Tod noch zu wünschen; so erschütterte mich die Schmerzenskunde im Moment des Eintreffens denn nicht so sehr als sie in mir nachzitterte und nachzittern wird. Welch' ein

verworrenes Leben; wie tief mit dem meinigen verflochten, und doch gegen den Willen der Natur und ohne den rechten innern Bezug! Dennoch werde ich Niemand lieber, als ihr, in den reineren Regionen begegnen, wenn sie sich mir dereinst erschließen. —“ Beinahe gleichzeitig hatte Amalie Schoppe Hamburg verlassen, um nach Amerika auszuwandern, wo sie bald darnach starb.

Den zunächst folgenden Lebensjahren Hebbels war eine genügsame Zufriedenheit, das Gefühl ungeschwächter, ja gesteigerter Geisteskraft und reine Arbeitsfreude aufgedrückt. Ihr sollt mir meine Gemüthsruhe nicht trüben! sagte er sich, ich will euch nicht den Gefallen erweisen, hinzusiechen, wie ein bleichsüchtiges Mädchen, weil ihr meinen Ruhm nicht begießt. Und in der That, ihm war wohl auf dem Inselboden, den sein Haus in Wien vorstellte, wohl in seiner Familie und seinem Freundeskreise, welchem vorzügliche und von Herzen ihm ergebene Männer angehörten. Ein Spaziergang in den Prater hinunter, ein Gespräch mit ihm innerlich verwandten Menschen, ein einfaches Abendessen in seinem traulichen Heim, wogen für ihn alle sonstigen Genüsse der Großstadt auf.

Im Uebrigen bot Wien eben jetzt einen traurigen Anblick dar. Die wirkungsvolle Thätigkeit, welche der französische Kaiser in Deportationen und anderen Gewaltmaßregeln entfaltete, der Zweite December, wie man ihn zu nennen anfang („ein Verbrechen, kein Datum!“), flößte den österreichischen Staatslenkern Vertrauen in ihr eigenes absolutistisches Regiment ein. Achtzehnhundertfünfundfünfzig kam das Concordat in's Land, als gerade der Krimkrieg an den Flanken des östlichen Europas wüthete. Unsere politischen Weltweisen hatten damals keine Zeit, der orientalischen Frage die der Monarchie günstigste Seite der Betheiligung abzugewinnen, sie wählten die bewaffnete Neutralität,

welche alle Verhältnisse Oesterreichs zu den Großmächten auf das Schlimmste verschieben und verderben sollte. Sie hatten keine Zeit, denn der Vertrag mit Rom verschlang ihren sämmtlichen Gedankenvorrath. Beschwerden der römischen Curie, welche Siebzehnhundertneunzig der oberste Kanzler Graf Kolowrat ohne weiters abgelehnt hatte, indem er den österreichischen Bischöfen erklärte, daß der Zwang gute Christen nicht schaffe, höchstens Heuchler erzeuge, und daß durch die Toleranzgesetze Josephs II. allen billigen Klagen der Bischöfe schon abgeholfen sei, solche Beschwerden waren Achtzehnhundertvierundfünfzig durch den päpstlichen Nuntius, den Cardinal Viale Prela erhoben worden, als man über das Concordat verhandelte. Der sechste Punkt dieser Beschwerden war: es möge gesetzlich festgestellt werden, daß in jenen Gebieten und Kronländern, wo die katholische Religion ausschließlich vorkommt, dieselbe auch ausschließlich erhalten und den Altkatholiken dort niemals gestattet werde, ihren Cultus auszuüben und die bürgerlichen Rechte zu genießen. Diese haarsträubenden Forderungen fanden bei dem Grafen Leo Thun und dem Freiherrn Doctor Alexander Bach willig Gehör. Was ein Kolowrat vor mehr als einem halben Jahrhundert als staatsmännisch unannehmbar abgelehnt hatte, das kam dem feisten Wiener Advokaten jetzt als durchaus zweckdienlich vor, und auf Unkosten des Wohlstandes, der Gewissensfreiheit und der Bildung in Oesterreich mußte dieses schwerkgeprüfte Reich der römischen Curie Bütteldienste leisten. *In cruce spes mea est* — diese Worte, so erzählte man sich in Wien, waren dem Petschaft des Herrn von Bach eingegraben. Dem Salpeter gleich, der an der feuchten Mauer anschießt, setzte sich alsbald überall die schönödeste religiöse Unduldsamkeit an; Erzbischöfe, Bischöfe und Prälaten hatten sich in den Kronländern thatsächlich der politischen Führung bemächtigt und die Statthalter waren verpflichtet, der hierarchischen

Willkür den Arm der Executive zu leihen. Der Staat war buchstäblich an die Kirche ausgeliefert. Ich selbst kann zufälliger Weise einen bekräftigenden Farbenstrich zur Charakteristik dieser Zustände geben. Um einer clandestinen Ehe willen hatte ich in jener Periode den Jesuitenpater und Missionsprediger Josef Klinkowström aufgesucht. Der einflußreiche Mönch, der auch bei dem Erzbischof von Wien, Cardinal Rauscher, viel galt, war in dem mir merkwürdigen Gespräche sichtlich bemüht, auf meine nichts weniger als religiösen Gefühle einzugehen und mir sozusagen persönlich die Angel zu halten. Das Uebrige, dachte er, werde sich finden. Als ich nun bei einer Gesprächseinwendung plötzlich einwarf: dies würde ja gegen die Staatsgesetze verstoßen! da erwiderte er, stehenden Blicks und indem ein ironischer Unwille über das schmutzig dunkle Gesicht lief: „Die Staatsgesetze? Wer ist der Staat? Den kennen wir nicht!“ und damit schob er die silberne Dose, womit er gespielt hatte, lebhaft über die Tischfläche hin. Als ich sein unheimliches Zimmer im sogenannten deutschen Hause verließ, da rauschte die hochgewachsene verwitwete Fürstin E—, an die ich beim Hinausgehen streifen mußte, an mir vorbei.

Es war die Epoche der wiedererstarkten Werkheiligkeit angebrochen, welche sich in der „vornehmen“ Gesellschaft Wiens mit Fastenpredigten und schlüpfrigen französischen Stücken, Praterfahrten, Gofmann-Abenden und Hochämtern ernährte. Das seit jeher in Wien schwach pulsirende religiöse Gefühl wurde deshalb nicht gehoben, nicht einmal der gesunkene Autoritätsglaube, den wir in Oesterreich schmerzlicher entbehren, als dies anderswo der Fall sein kann, wurde auch nur nothdürftig aufgerichtet. Denn die Kirche hatte weltliche Fahnen und Zwecke ausgehängt. Universitätsprofessoren, die beim Cultus- und Unterrichtsminister gut angeschrieben sein wollten, versäumten jetzt nicht die sonntägliche

Messe, die österliche Beichte, die sie in der selbigen Kirche ablegten, wo Pater Klinkowström wochentlich zwei Male alle Güter einer viel tausendjährigen Cultur und alle wissenschaftlichen Gewinne aus den letzten Jahrhunderten als Schandmale der Menschheit brandmarkte. Vor den auf dem Universitätsplatze wartenden Coupés mit Kronen und Wappenthieren stampften indessen die stolzen feurigen Pferde, und unter die aus den Thoren der alma mater herauskommenden Studenten glitt aalhaft der eine und andere „Vertraute“ hindurch, welcher die Redefreiheit zu überwachen hatten. Wie zu Beginn des Jahrhunderts sammelten sich jetzt, wo ein Posten offen war, Renegaten und Ueberläufer aller Art. Die Feudalen und der Klerus gründeten und subventionirten Zeitungen, welche „die gute Sache“ vertheidigen mußten und dies auch so ungezwungen, so handgreiflich thaten, daß man sich unwillkürlich angeheiterte Wallfahrer als den angemessenen Leserkreis hinzudachte. Die Freiheit der Presse war jetzt offenbar für diese Blätter allein vorhanden. Ein Priester, der ebenso durch seine Frömmigkeit, wie durch seine theologische Gelehrsamkeit und durch seinen Geist hervorragte, Pater Beith, sagte zu mir das schöne und dabei furchtbar strafende Wort: „Die Kirche in der Welt ist der Segen! die Welt in der Kirche ist der Fluch! Und jetzt haben wir die Welt in der Kirche“.

Solche Zustände begünstigten ausnehmend das literarische Falschspiel. Den Häfcher auf der Fährte, den Aushorcher an der Seite, den Zwischenträger im Angesicht, entwickelte nun der Wiener Journalist das geistreiche Volteschlagen mit dem Wort, das Angreifen in Verbeugungen, den unter lauter Verbindlichkeiten ritzenden Hohn. Auf die Leitartikelschreiber und Feuilletonisten war übergegangen, was früher die Poeten der Stadt versehen hatten. Bald stellte die Wiener Journalistik, die sich durch den Zuzug pikanter Talente umgebildet hatte, ein wohl-

bestecktes Nadelfissen vor. Daß diese Journalistik wesentlich mit-
 half, dem Leben der Stadt eine neue Gestalt zu geben, scheint
 mir unzweifelhaft. Einstweilen ragten noch alte Elemente herein:
 Nestroy mit seiner giftigen Komik, seinem teuflischen Humor,
 durch den er das Niedrige idealisirte; M. G. Saphir mit seinem
 talmudischen Witz und seiner Wilden Rosen-Lyrik, welche den
 Leichenduft verwelkter Blumen ausströmt. Doch waren Saphirs
 Tage gezählt. Zwar veranstaltete er noch immer seine musikalisch-
 deklamatorischen von der Aristokratie protegirten Akademien, bei
 denen einheimische wie fremde Künstler und Virtuosen gezwungener
 Weise die Hauptlast zu tragen hatten, worauf dann Saphirs ver-
 mauschelte Vorlesung folgte, wo der Sündenfall und das Eisen-
 bahnwesen, der Auszug aus Egypten und das Frauenherz anti-
 thesenhaft zu einem Wortspieleffect herhalten mußten. Da rückte
 ihm eines Tages Rudolf Waldel an den Leib, einer der wenigen
 stylvollen Schriftsteller Oesterreichs, eine ernste und galante Feder
 zugleich. Rücksichtslos, grausam ermittelte er, was denn hinter
 dem Kritiker und Poeten eigentlich stecke, der Jahrzehnte hin-
 durch, wie ein Waldfrevler den Geschmack Wiens verwüstet hatte,
 und brach das Ansehen des Gauklers, wie er ihn nannte, voll-
 ständig. Aber die Heftigkeit der Polemik, da sie kein „Gutge-
 sinnter“ gegen die Juden führte, wie Sebastian Brunner in der
 Kirchenzeitung, sondern ein „Schlechtgesinnter“ gegen einen ein-
 zigen jüdischen Journalisten, gab den Behörden Aergerniß und
 der Streit mußte eingestellt werden. Besser erging es wenige
 Jahre später einem Herrn Prantner, welcher in seinem Roman-
 Pamphlet: *Dissolving views* die bösesten Ausfälle gegen die
 damals herrschenden Personen der Regierung, ja auch in der
 nächsten Nähe des Hofes sich erlaubt hatte. Jedermann zeigte
 mit Fingern auf die Originale, wonach die boshaften Silhouetten
 geschnitten waren. Aber der Verfasser blieb durchaus unbehelligt.

Er bekleidete einen ziemlich bedeutenden Beamtenposten im Chiffrencabinet, aß also das Brot derjenigen, die er zu necken und herabzusetzen suchte, wie dies viele der ehemaligen Censoren thaten, machte während der Amtsstunden den sich krümmenden Diener und Knecht, um dann desto unwürdiger den Frondeur zu spielen. Das ist eine jener Stellen, wo die Corruption Oesterreichs uns ihre ganze Dunst- und Stankladung in's Angesicht schlägt. —

Nachdenklich betrachtete Hebbel die neueste Wendung der Dinge in Oesterreich; er lächelte nur, wenn er hörte, daß sie Bestand haben sollen. Dies Alles wird sich fürchterlich rächen, sagte er mündlich und in Briefen, sobald er die politische Lage der Monarchie besprach. Der vor Kurzem angeknüpfte Verkehr mit dem Hofrath Nordberg, einer Persönlichkeit von reicher politischer Erfahrung und unbefangenen Urtheil, brachte ihm manche Belehrung über frühere Vorgänge, welche die gegenwärtigen erklären halfen. Mehr aber als für diese Belehrung war er ihm dafür dankbar, daß er die Veranlassung zum Ankaufe eines Häuschens am Traunsee geworden. Hebbel hielt sich im Juli 1855 mit seiner Familie dort auf und fühlte sich außerordentlich behaglich. Hofrath Nordberg, der eine Villa am See besaß, machte ihn auf den lieben Fleck Erde in seiner Nachbarschaft aufmerksam, den Hebbel um einen verhältnißmäßig geringen Preis an sich bringen könne. Unser Dichter ging auf den Vorschlag ein und wurde Eigenthümer des Hauses Nummer Einunddreißig in Orth bei Gmunden.

Am 14. August verzeichnete er das kleine Ereigniß, das für ihn ein großes war, mit folgenden Worten: „Ich habe Shakespeare immer für unerreichbar gehalten und mir nie eingebildet, ihm in irgend etwas nachzukommen. Dennoch hätte ich in früheren Jahren immer noch eher gehofft, einmal irgend einen Charakter

zu zeichnen, wie er, oder irgend eine Situation zu malen, als mir, wie er ein Grundstück zu kaufen . . ." Die engen, gedrückten Bauernstuben, aus denen die Wohnung in dem Häuschen damals allein bestand, mutheten doch hell und freundlich an und der Garten mit schönen Fruchtbäumen, der die Aussicht auf den Traunstein und den See über buschreiche Uferauen hinweg bietet, reichte für das Wohnegefühl der Familie vollkommen aus. Am Morgen nach der ersten Nacht im Hause fiel dem Dichter ein, wie glücklich sein armer Vater gewesen wäre, wenn er es jemals zu einem so bescheidenen kleinen Besitz gebracht hätte. „Es war ihm nicht vergönnt, und doch hat er mehr Tropfen Schweiß vergossen, als das Haus Atome zählt.“ An mich schrieb der Gutsbesitzer, wie er zuweilen sich selbst bespöttelte, einen Brief voll menschlich lieber Klänge, in denen freilich auch erlittenes Weh nachzittert „. . . Ja, wir sitzen jetzt bereits in und auf unserem Eigenen; es gibt eine Thür, aus der ich nicht herausgeworfen werden kann, und einen Garten, über dessen Planke ich nach Belieben klettern oder springen darf, ohne daß mir irgend ein Mensch etwas daren zu reden hat. Das ist für mich ein höchst possierliches Gefühl, denn ich habe in früheren Jahren so wenig darauf gerechnet, Grundbesitzer zu werden, als ich jetzt darauf zähle, Flügel zu bekommen, und ich könnte mir selbst die Fenster einwerfen, um zu erproben, ob ich wirklich Eigenthümer sei . . ." Alsdann beschreibt Hebbel den Tag, den er um sieben Uhr damit eröffnete, daß er im Verein mit Frau und Kind in der Pfarrkirche die Messe hörte, weil sein Freund Wilhelm Gärtner während der Dauer seines Landaufenthalts als Priester fungirte und Hebbel den Dichter des Simson doch auch einmal in pontificalibus sehen wollte. Eine Plauderstunde unter dem schattigsten der Apfelbäume, ein Bad in der Traun, das Mittagsmahl, dann ein Schläfchen auf dem Heuboden: dies waren die Kettenglieder

des ihn beglückenden Idylls. Abends hielt ihn der über die Gebirge heraufkommende Vollmond bis tief in die Nacht hinein am offenen Fenster fest, und wenn er sich gar zu sehr in die Betrachtung des himmlischen Gestirns verlor, so rief ihn der dumpfe Fall eines Apfels oder einer Birne wieder auf die Erde zurück und versetzte ihn wieder in die Zeit, wo er als kleiner Knabe oft Stundenlang auf sold' eine Begebenheit wartete, um dann mit seinem Bruder, der auch hinter irgend einem Busch gekauert hatte und nun zu seinem Entsetzen plötzlich hervorsprang, um die wurmstichige Beute zu raufen. —

Hebbel freute sich von jedem Sommerende an auf die wieder kommenden Gmundener Wochen; in dem nahen Umgange mit der Natur schienen aber auch neue Blüthen seines Daseins aufzugehen. Er war bisher der landschaftlichen Natur halb abgewandten Angesichts gegenüber gestanden, der Mensch war ihm ausschließlich wichtig gewesen und nur an der Geheimschrift der Natur, an ihren mysteriösen Beziehungen zur Menschenseele hatte er seinen prüfenden Sinn geübt. Nun erst fing er an, ihre Erscheinungen um ihrer selbst wegen zu genießen, ihr reiches Wechselspiel sozusagen geistig tendenzlos auf sich wirken zu lassen. Noch wenige Jahre vorher hatte er auf meine Frage: ob er abermals eine Landwohnung bei Wien miethen werde, geantwortet: „Wozu? Ich bedarf dergleichen nicht, ich brauche die große Stadt! Ich verzehre Menschen!“ Dies würde er jetzt nicht mehr haben sagen können. Es ist darum kein Zufall, daß seine nächste Production: Mutter und Kind eine idyllisch-epische Dichtung war, getränkt mit behaglichem Naturgefühl.

Im Jahre 1847 hatte er folgende Erfindung als für eine Novelle geeignet sich notirt: „Reiche, kinderlose Leute pränumeriren sich bei armen auf ihr erstes Kind, suchen tüchtige und gesunde Menschen aus, lassen sie sich, blos zu jenem Zweck,

heirathen, versehen sie in sorgenlose Verhältnisse, versprechen ihnen für den Säugling eine bedeutende Summe; so wie aber das Kind da ist, will die Mutter nicht auf die Abtretung mehr eingehen, und nun kehren sich alle Verhältnisse um. Denn die Armen würden sich nicht geheirathet haben, wenn sie nicht auf das Geld gerechnet hätten; sie versittlichen sich durch den Entschluß der angestrengtesten Arbeit, wodurch sie sich aus der Verlegenheit ziehen und den in Gedanken begangenen Frevel abbüßen“.

Diese Fabel nahm Hebbel zum Gegenstande seines Gedichts. Er glaubte alles Ernstes, daß hier das Thema menschlich noch einfacher sei, als in Hermann und Dorothea, das Thema der Mutterliebe schlichter als das der Liebe zwischen Jüngling und Jungfrau. Naturalistischer werden wir sagen, aber nicht einfacher, wobei wir obendrein die raffinierte Ausgangssituation mit in den Kauf nehmen müssen. Kalt, das Menschengemüth anstremdend stehen wir dem reichen Hamburger Ehepaar gegenüber, unfähig, Seelenmitleid für die Patriziersfrau aufzubringen, welche in ihrer theerosenartigen Schönheit und inmitten eines gelangweilten Reichthums Winesellaute um das ihr versagte Mutterglück ausstößt. Ihr ehrenfester Gatte, dessen holzschnittartige Zeichnung die Trockenheit und Selbstsucht des Hamburger nur so weit idealisirt hat, daß sie uns nicht als rohes Element treffen, ist gleichfalls nicht geeignet, uns eine warme Empfindung einzufößen und uns in die Entbehrung des höchsten Ehesegens mitführend hineinzustimmen. Ja, als das Kind, welches die Natur nicht geben will, sozusagen wie der Wein auf dem Stock gekauft wird, da ist es wenigstens auf eine Weile mit aller Einfachheit und Einfalt vorbei. Erst mit der Gruppe der Armen, der Liebesleute: Magdalena, einer Magd im Hause des Kaufherrn, und Christians, eines Knechts aus Wesselburen, welche den ihnen vorge schlagenen Vertrag annehmen, finden sich alle die charakteristischen,

ergreifenden, das Menschengemüth erschütternden Züge, Lichter und Farben ein, über welche Hebbel zu verfügen hatte. Die Winterbilder, die er entwirft, die Schilderung der Schwangerschaft Magdalenas, das Frühlingsgemälde im Harz und der nach der Geburt des Knaben sich im Herzen der jungen Mutter von Stunde zu Stunde steigende Kampf gegen diejenigen, von denen sie fälschlich wähnt, daß sie ihr das Kind entreißen werden, welches sie nie und nimmer herzugeben entschlossen ist: dies Alles ist mit echtem Gefühl für das Naturleben und dem vollen Nachdrucke seines eigenen Jugendlebens gedichtet. Der Patriziersfrau freilich, welche eben auf der Rückkehr von einer Reise nach Italien an der Seite ihres Gemals begriffen, die Flucht des Ehepaars von der ihnen zugewiesenen bescheidenen Besizung am Harz und das Motiv der Flucht erfahren, können wir die edelmüthigen Regungen nicht hoch anschlagen. Denn nur gemeine Menschen würden anders gehandelt haben, als sie.

Hätte sich Hebbel begnügt, den herben Ausgangspunkt zugegeben, ein nordisches Idyll zu zeichnen, ohne Neben- und Seitengedanken auf ein modernes Epos und ohne den unseligen, ich muß schon sagen neidischen Blick auf Hermann und Dorothea, zu dem er ein Seitenstück liefern wollte, das Gedicht würde alsdann bei der nunmehrigen Vollreife seines Talents zu einem frohgemuthen Gesamtausdruck gekommen sein. So aber brachte er Ausblicke und Fernsichten, welche wieder ein ganzes Weltbild episch unschreiben sollten, hinein, die Auswanderer- und Uebervölkerungsfragen, den Socialismus, ja sogar den dazumal durch einen armseligen preußischen Junker an dem Berliner Polizeidirector Hinkeldey verübten Mord. Und es ist trotzdem kein modernes Epos geworden. Hermann und Dorothea, das erste und letzte epische Gebilde aus dem Samen Homers, lebt sich, wie eine schöne Goethe'sche Stunde selbst, vor uns aus und

gleichwohl schließt sich sein Zeitalter, die Stimmung und Gesittung desselben als der Rahmen um das Bild zusammen.

Hebbel war während der Production seines Gedichts in beinahe zu glücklicher Stimmung. Alles, was er bisher gemacht, sagte er oft, versinke vor dem, was jetzt entstehe, in Nichts und alle Probleme, die ihn je beschäftigt hätten, scheine er wie von einem höheren Stern noch einmal wieder aufgenommen zu haben. Er hielt gegen Jedermann, ausgenommen seine Frau, Gegenstand wie Form geheim, und als er mir einmal von Ferne neckend das Manuscript zeigte, da meinte er: das ist mein Bijou. Am 9. Februar 1856 hatte er das Gedicht begonnen, am 20. März 1857 schloß er den siebenten und letzten Gesang. Dieser war im Prater beim Weilchenpflücken entstanden; wenn der Strauß, den er seiner Frau im Frühling regelmäßig zu bringen pflegte, voll war, so hatte er auch seine fünfzig bis sechzig Verse im Kopf beisammen. Doch kam es auch vor, daß er über hundert Hexameter heimbrachte. Er erlebte die Freude, von der Dresdener Liedge-Stiftung das Gedicht mit dem Preise gekrönt zu sehen. Im Druck erschien es erst Achtzehnhundertneunundfünfzig.

Neben und zwischen der Production des epischen Gedichts liefen die intensivsten dramatischen und lyrischen Ausstrahlungen und Stimmungen. Der Winter Sechsendfünfzig auf Siebenundfünfzig war thatsächlich sein poetisches Sonnenjahr. „Ich habe in meinem ganzen Leben“, schrieb er an Uechtriz, „die frischesten Jugendjahre nicht ausgenommen, nicht so viel und so glücklich gearbeitet. . . So war es mir vergönnt, den ganzen Kreis der Kunst in Einem Winter producirend zu durchwandern, was gewiß selten vorkommt, und eine Summe der interessantesten psychologischen Erfahrungen zu sammeln. Im Lyrischen, denn auch neue Gedichte habe ich gemacht und solche, deren ich mich so wenig noch fähig gehalten, wie den Herbst eines Weilchens, bohrt

man sich in's Kleinste ein, wie Schmetterling und Biene, nur dieser Duft, nur dieser Klang ist auf der Welt vorhanden. Im Drama ist mir zu Muth, als ob ich mit bloßen Füßen über ein glühendes Eisen ginge; um Gottes willen nur kein Aufenthalt, was nicht im Fluge mitgeht, gehört nicht zur Sache. Im Epos dagegen möchte und muß man Alles mitnehmen, das Ding, wie den Schatten den es wirft, und bei alledem die Begeisterung, der Drang und das Feuer immer dasselbe. . . Die dramatische Flamme loderte in zwei Nibelungen-Acten auf, von denen er schon im vorigen Jahre den ersten Guß versucht hatte. Nach langer Erwägung war er endlich doch an den schwierigen Gegenstand herangetreten. „Eine Meisterscene geschrieben“, so lautet eine Tagebuchstelle vom 27. October 1856, „mit der Hagen fertig ist. Eins darf ich mir sagen zu einigem innern Trost. Hätt' ich die Wahl jetzt, ein Theaterstück hervorzubringen, welches über alle Bühnen der Welt gehen und die Anerkennung aller kritischen Schöppenstühle finden, aber nach einem Jahrhundert verurtheilt werden sollte, oder ein würdiges Drama zu erzeugen, das aber mit Füßen getreten und bei meinen Lebzeiten nie zu einiger Geltung gelangen, später aber gekrönt werden sollte, ich wäre nicht eine Secunde in der Wahl zweifelhaft. So genügt man doch nach einer Seite dem höchsten Gesetz. An Tagen, wie dieser, ist Einem zu Muth, als ob man die Feder statt in Tinte, unmittelbar in Blut und Gehirn eintauchte.“ Hebbel hatte diesmal nicht nöthig, sich an die Berufung auf die Nachwelt zu klammern. Denn, wie er bald erfahren sollte, blieb seine einsame Nibelungenarbeit kein Fremdling im Publikum und brauchte er nicht auf den Wiederhall seiner Zeitgenossen zu verzichten, indem er dem „höchsten Gesetz genügte“, wie er sich ausdrückte.

Im selben Winter redigirte er auf das Sorgfältigste seine früheren zwei Gedichtsammlungen, weil er mit der Cotta'schen

Buchhandlung für eine Gesamtausgabe seiner Gedichte eben ein Abkommen getroffen hatte. Eine stattliche Anzahl älterer Stücke wurde ausgeschieden, hier eine Strophe fortgenommen, dort eine hinzugefügt, hier eine Wendung besser herausgearbeitet, dort eine Farbe gedämpft oder verstärkt. Viele neue Stücke kamen hinzu, darunter sogar ein paar der zartesten Gedichte zu dem schon besprochenen wunderbaren Cyklus: Ein frühes Liebesleben, und zwar indem er längst vergessene Töne aus der Jugendzeit nachträglich wieder auffing. Das Kostlichste, was er besaß, das Werthvollste unter seinen dichterischen Besitzthümern war in diesen Blättern enthalten. Dies ist nicht nur die Ansicht des Biographen, dies bildete auch des Dichters eigene unerschütterliche Ueberzeugung. Er stellte seine Gedichte über alle seine Productionen, er traute ihnen allein die Bürgschaft zu, eine Spur seines Andenkens späteren Geschlechtern zu überliefern. Das war auch in der That keine Selbsttäuschung, mochte auch der Erfolg der Gedichte bis auf diesen Tag nur als ein sehr bescheidener sich darstellen. Abgesonderte, einsame Dichternaturen, wie Hebbel, stößten insolange Scheu und Mißtrauen ein, bis die kleine stille Gemeinde, die sie unsichtbar umgibt, sich allmählich erweitert und die Vorurtheile, wie das Mißtrauen zerstreuen hilft, welche dem Einsamen auf der Fährte folgt. Haben wir doch in diesem Betracht ein schlagendes Beispiel an Eduard Mörike. Nicht die vollendetsten Lyriker nach Goethe: nicht Heine und nicht Uhland können sich in ihrer Lyrik dieser Traumhelle rühmen, wie der spielend visionäre Mörike in seinen höchsten Hervorbringungen. Sein unvergleichlicher Liedergeist beleckt gleichsam die Adern des Naturlebens mit der goldenen Märchenzunge und bei diesem stäten Tauchen in die Tiefe und diesem kecken Belauschen der plauderhaften Schlafstunden des Gemüthes verliert seine Sinnlichkeit auch nicht ein einziges Rosenblatt und wird die Deutlichkeit seines Gebildes

niemals getrübt. Dennoch ist Mörike, jenen beiden Dichtern entgegengehalten, ein Poet im Winkel, dennoch ist er heute noch Tausenden und aber Tausenden im deutschen Volke ein unbekanntes Wesen. Und warum dies? Weil er das Abzeichen einer Besonderheit hat, die den allgemeinen Geschmack beirrt, ängstlich macht, zu Fragen und Scrupeln auffordert, womit das glatte, in wohlgefälliger Gesprächigkeit waltende Talent den Leser nie heimsucht. Ein ähnlicher Fall liegt in Hebbels Lyrik vor. Diese dominirt ein schwerer, ernster, männlicher Geist, gleichfalls angehaucht vom Seltsamen und Abgeschiedenen. Aber wenn irgendwo in seinen Dichtungen dieser Geist in fließenden Linien sich löste, sein innerstes Gemüthsleben sich von den metaphysischen Hemmungen, unter denen er litt, befreite und das Geheimste, das Unsagbare in der durchsichtigsten Form zu fassen wußte, so hat er dies gerade als lyrischer Dichter gekonnt. Freilich, wer aus seinen Gedichten gerade diejenigen herausgreift, an denen noch die eine oder andere Schlacke klebt, solche, in welchen der poetische Gedanke von vornherein mißlich verlarvt, die Empfindung von Haus aus gebrochen zum Vorschein kommt, um darzuthun, daß Hebbel auch hier aus dem Labyrinth der Unvollkommenheit nicht heraus kann, der wird die alten, abgetretenen Phrasen, die wir und unser Dichter bis zum Ueberdruß vernommen haben, auch bei den Gedichten wieder wohlfeiler Weise zum Besten geben. Dies hat gleich nach dem Erscheinen des ausgezeichneten Buches der junge Paul Heyse gethan (im Literaturblatte des deutschen Kunstblattes 1858), was Hebbeln den berechtigten Ausruf entlockte: „Du lieber Gott, die dreißig Gedichte, um deren willen der ganze Band seinen unleugbaren Werth behauptet, sind für Heyse nicht hinreichend, mich gegen eine unwürdige Gesamttbesuldigung zu decken. Den Schild Goethes habe ich allerdings zu

meiner Deckung nicht, aber seinen eigenen hätte ich schon in meiner Jugend nicht brauchen können“.

Suchen wir nun die charakteristischen Hauptzüge der Hebbel'schen Lyrik zu erfassen. Eine nicht geringe Anzahl der schönsten seiner Gedichte hat der Leser dieser Erzählung bereits kennen lernen, wo sie biographisch wichtige Zustände erläutern oder verklärt austönen sollten. Was die ganze Sammlung von jeder anderen der Neuzeit unterscheidet, das ist vornehmlich dieses: daß darin ein merkwürdiges, tiefsinniges, in sich abgeschlossenes Individuum sich unbefangen und anschaulich vor uns auslebt. Ein weit gespannter Bogen, auf dem sich die denkwürdigen Vorgänge aus seiner Kindheit und Jünglingszeit, rührende Heimaths- und Familienbilder, innere Kämpfe, Zweifel und Schmerzen, sowie die stillen Freuden und Segnungen einer beschwichtigten, zur Entfagung gereiften Seele empfindungsschwer und gestaltenreich vorüber bewegen. Da wird uns nicht zugemuthet, eine Feierstunde lang ein einziges Gefühl in allen Tonarten abspielen zu hören, sei es das Gefühl der glücklichen Liebe oder der unerwiderten Neigung, da wird uns kein Fiedelconcert aufgedrungen mit fünfzig Variationen auf das Frühlingsthema oder die Wonne des Waldes, da schleppen uns keine descriptiven Rhythmen und Reime in die farbige Langeweile besonnerer Fluren und silberner Teiche hinein, da äffen uns auch nicht die endlos wiederholten Nachklänge der sogenannten volksthümlichen Lyrik, welche sogar bei begabten Poeten, wie Hermann Kurz, den Eindruck des Abgestandenen nicht verleugnen kann. Nein, Hebbel schlägt nur dort den lyrischen Ton an, wo der innerste Herzensgrund des Menschen getroffen ward, er gibt das zum lyrischen Klange gesammelte verdichtete Leben wieder, er läßt das Gemüth nicht in halben Lauten verträpfeln oder gar in Besprechungen der Empfindung dahin sichern. Dabei sucht er das Gefühl oder den Zustand nicht

auszuschöpfen, wie zuweilen im Drama, sondern er ergreift den Punkt, wo das springende Leben noch der sinnlichen Hülle sich fügt, und hinter dem Bilde wallt und wogt jenes Unendliche und Ewige, das ihm erst den vollen Nachdruck verleiht und in uns selbst die wunderbare Erschütterung erzeugt, die wir Resonanz nennen. Gedichte dieser Art sind z. B.: Das Fest in meiner Geburtsnacht, Zwei Wanderer, Gebet, Ich und Du und das Nachfolgende:

Die Weihe der Nacht.

Nächtliche Stille!

Heilige Fülle,

Wie von göttlichem Segen schwer

Säuselt aus ewiger Ferne her.

Was da lebte,

Was aus engem Kreise

Auf in's Weitestre strebte,

Sanft und leise

Sank es in sich selbst zurück

Und quillt auf in unbewußtem Glück.

Und von allen Sternen nieder
Strömt ein wunderbarer Segen,

Daß die müden Kräfte wieder

Sich in neuer Frische regen,

Und aus seinen Finsternissen

Tritt der Herr, so weit er kann,

Und die Fäden, die zerrissen,

Knüpft er alle wieder an.

Ein zweites diese Sammlung auszeichnendes Merkmal ist die seltene Mischung von Feuer und Gemüthsinnigkeit, Leidenschaft und Weihe. Mit aller Glut einer hochgespannten Natur versenkt er sich in die Erscheinungen und wie an der Hand eines unsichtbaren Führers kehrt er besänftigt und gelinde bewegt bei

sich selber ein. Noch so heftig emporgerissen, noch so wehevoll das Los der Sterblichen empfindend, überweht und überrauscht ihn doch immer der Odem des Unvergänglichen, und hebt und trägt ihn beseligend aufwärts.

Greife in's All nun hinein!
 Wie Du gekämpft und geduldet,
 Sind Dir die Götter verschuldet,
 Nimm Dir, denn Alles ist Dein.

Nun versagen sie nichts,
 Als den letzten der Sterne,
 Der Dich in dämmernder Ferne
 Knüpft an den Urquell des Lichts.

Ihm entlocke den Blitz,
 Der Dich, Dein Ird'sches verzehrend,
 Und Dich mit Feuer verklärend,
 Löst für den ewigen Sitz.

In Jubel bricht der Dichter selten aus. Sein Jubel ist ein Rauschgefühl des Daseins, halb beglückend, halb verwirrend, als ob er plötzlich an die Abhänge des Lebens gerathen wäre, dem verwegenen Wanderer im Hochgebirge gleich, der sich verstieg hat und nun mit unheimlicher Verzückerung eine Weile lang an der Grenze schwebt zwischen Tod und Leben. Aus einem solchen Rausch ging das Gedicht: Sturmabend hervor, ferner das Frühlingslied: „Klingt um des Jubels Krone!“ Diese Eigenthümlichkeit prägt sich auch in einzelnen Naturbildern aus. Den höchsten Blitz des Lebens, der zugleich schon das im Tode brechende Auge ist: Hebbel sieht ihn und hält den enteilenden Funken mit sinnlicher Stärke fest. Gedichte wie die beiden nachfolgenden sind einzig in unserer Poesie.

Sommerbild.

Ich sah des Sommers letzte Rose seh'n,
 Sie war, als ob sie bluten könne, roth;
 Da sprach ich schauernd im Vorübergeh'n:
 So weit im Leben ist zu nah am Tod!

Es regte sich kein Hauch am heißen Tag,
 Nur leise strich ein weißer Schmetterling;
 Doch ob auch kaum die Luft sein Flügelschlag
 Bewegte, sie empfand es und verging.

Ein Bild aus Reichenau.

Auf einer Blume roth und brennend saß
 Ein Schmetterling, der ihren Honig sog,
 Und sich in seiner Wollust so vergaß,
 Daß er vor mir nicht einmal weiter flog.

Ich wollte seh'n, wie süß die Blume war,
 Und brach sie ab: er blieb an seinem Ort;
 Ich flocht sie der Geliebten in das Haar:
 Er sog, wie aufgelöst in Wonne, fort.

Ebenso müssen ihm die eifertigsten, schüchternsten und ver-
 stohlensten Stimmungen der Menschenseele Rede stehen. Ich
 verweise auf die Gedichte: Auf ein altes Mädchen, Das
 Mädchen Nachts vor'm Spiegel, Das Mädchen im
 Kampfe mit sich selbst, und Auf eine Unbekannte.
 Namentlich die letzten zwei sind von den Goldfäden tiefster Poesie
 durchsponnen. In der Dämmerung ist ein Mädchen eingetreten
 und nachdem sie durch manches milde Wort in heil'gem Ernst
 des Dichters Herz bewegte, hat sie stille, wie sie nahte, sich erhoben
 und Allen gute Nacht gesagt. Ihr Bild war tief von Finsterniß

umwoben, nach ihrem Namen hat er nicht gefragt. Nun wird mein Auge, ruft er, Dich immer erkennen, wenn Du auch einst vorüber geh'st an mir, und hört er sie von fremder Lippe nennen, so sagt ihr Name selbst ihm nichts von ihr.

Und dennoch wirst Du ewig in mir leben,
 Gleichwie ein Ton lebt in der stillen Luft,
 Und kann ich Form Dir und Gestalt nicht geben,
 So reißt auch keine Form Dich in die Gruft.

Das Leben hat geheimnißvolle Stunden,
 D'rin thut, selbstherrschend die Natur sich kund;
 Da bluten wir und fühlen keine Wunden,
 Da freu'n wir uns und freu'n uns ohne Grund.

Vielleicht wird dann zu flüchtigstem Verein
 Verwandtes dem Verwandten nah' gerückt,
 Vielleicht, ich schaudere, jauchze oder weine,
 Ist's Dein Empfinden, welches mich durchzückt.

Auf den schönsten seiner Balladen hat sich der Gottessegner heiterer Sinnlichkeit niedergesenkt, der Umland so reichlich zu Theil geworden. Aber über die Hebbel'sche Ballade flammt noch ein feuriger Blick, und einige derselben: Der Haideknabe, Herr und Knecht sind ganz und gar persönlichen Gepräges; dem Stoffe und der Stimmungsfarbe nach dem düstern Traumbgebiete angehörend, aus der die Dedipusfabel aufsteigt, der Form nach mit dramatischen Accenten durchhärdert, grauenhaft, aber großartig, an's Unschöne streifend, aber mit sich fortreißend durch die sachliche Gewalt. Den Stücken: Ein Ditmarsischer Bauer, Die heilige Drei, Ein Wald, welche zugleich in der denkbar reinsten Form sich darstellen, wird man das Prädicat classischer Gebilde nicht verweigern dürfen. Hier bewährt auch der Dichter

seine Kunst, mit wenigen Versen weite Perspektiven zu eröffnen.
So gleich der Einleitungssaccord des ditmarsischen Gedichts:

Der warme Sommer scheidet
Mit seinem letzten Strahl,
Der Sohn des Südens schneidet
Das Korn zum zweiten Mal.
Man bäckt's am Donaustrande,
Man mahlt's am Rhein und Main,
Und führt's am fernsten Rande
Des Reichs zum Dreschen ein.

So die Strophe in dem Gedicht: Die heilige Drei,
welche die Herrlichkeit des deutschen Reiches zeichnet:

Die Krone Carls des Großen
Trägt man auf Sammt voran,
Den Degen auch, den bloßen,
Der ihm die Welt gewann,
Den Apfel, der verkündet,
Daß sie uns noch gehört,
Das Kreuz ihm fromm verbündet,
Auf das der Kaiser schwört.

Ueber seine rhythmisch vollendeten, den Geist der innern Form tadellos ausdrückenden Sonnetts und anderen Klanggedichte ist schon bei der Schilderung seines italienischen Aufenthalts das Nöthige gesagt und dieses an Beispielen beleuchtet worden. Eine Lieblingsform, in welche er seinen Schatz an Anschauungen und Ideen aus den Sphären der Kunstbetrachtung, der Geschichte der Philosophie und der Sprache niederlegte, war das Epigramm. Aber auch Natur- und Lebensbilder, Sprüche der Weisheit und eigenthümliche Situationen blühen und funkeln uns aus ihnen entgegen. Einen kleinen Strauß der sinnvollsten und schönsten dieser Epigramme wird der Leser gerne empfangen.



Pietät.

Etwas Mitleid den Künstlern und Dichtern, welche das Höchste
Nicht erreichen, es sagt's ihnen kein Joseph voraus,
Und sie müssen das Leben erst opfern, um zu erfahren,
Daß es vergebens geschieht, darum verschont sie mit Spott.

Lüge und Wahrheit.

Was Du theurer bezahlst, die Lüge oder die Wahrheit?
Jene kostet Dein Ich, diese doch höchstens Dein Glück.

Die Nemesis.

Vieles hat die Natur in Römern, wie Cato gelitten,
Aber sie rächte sich schwer, als sie die Kaiser erschuf.

Das Vaterunser.

Wollt Ihr beten, so betet, wie Jesus die Jünger es lehrte!
Manches Gebet zwar gibt's, welches zur Läuterung führt:
Dieses setzt sie voraus: will's Einer, ohne zu heucheln,
Beteten, so muß er sich erst völlig vollenden als Mensch.

Traum und Poesie.

Träume und Dichtergebilde sind eng mit einander verschwistert,
Beide lösen sich ab oder ergänzen sich still,
Aber sie wurzeln nicht blos im tiefsten Bedürfniß der Seele,
Nein, sie wurzeln zugleich in dem unendlichen All,
In die wirkliche Welt sind viele mögliche andere
Eingesponnen, der Schlaf wickelt sie wieder heraus,
Sei es der dunkle der Nacht, der alle Menschen bewältigt,
Sei es der helle des Tags, der nur den Dichter befällt,
Und so treten auch sie, damit das All sich erschöpfe,
Durch den menschlichen Geist in ein verflatterndes Sein.

Im Großen wie im Kleinen.

Trittst Du in ein Gemach, worin die bescheid'ne Neseda
Freundlich gepflegt wird, wie süß strömt Dir entgegen der Duft!
Wenn Du aber darin ein paar Minuten verweilst,
Spürst Du ihn nicht mehr: warum geht's uns doch so mit der Welt?

Shakespeares Testament.

Titus Andronikus war sein Anfang und Timon sein Ende,
 Und ein dunkleres Wort spricht die Geschichte nicht aus.
 In der Mitte zwar prangt die schönste der Welten, doch ringelt
 Sich die Schlange der Nacht um sie herum als ihr Band.

Ausgleichung.

Einem warf ich im Schiffbruch ein Brett zu. Vom Tode gerettet,
 Sprach er: Was kostet das Brett? Dankbar bezahl' ich das Holz.

Zur Erinnerung.

Danke den Göttern, o Mensch, wenn das, worum du am Morgen
 Kämpfstest auf Leben und Tod, Dich nicht am Abend erdrückt.

Die sprachliche Behandlung des Distichons staut sich vielfach an einem widerspännstigen Zuge, der auf die Persönlichkeit des Dichters selbst zurückzuführen sein dürfte. Und sogar dann, wenn er durch Andere, wie z. B. durch Uechtriz oder durch Eduard Mörike, dem er die Sammlung geschickt und der sie mit hoher Anerkennung begrüßt hatte, auf leichtlich zu beseitigende Härten oder offenbare metrische Fehler aufmerksam gemacht wurde, sogar dann ließ er sich selten herbei, vielleicht aus übel angebrachtem Mißmuth über versäumte Studien in dieser Richtung, den wohlgemeinten Fingerzeigen zu folgen. Welch' ein Gegenbild bietet dazu Goethe, welcher Wilhelm von Humboldt und dem alten Voß, gleich einem gelehrigen Knaben, in allen ihren metrischen Ausstellungen Gehör lieh und bereitwillig auf jeden Vorschlag der Verbesserung einging. Auch die übrigen Gedichte, ausgenommen die Juwelen unter denselben, leiden trotz der bewunderungswürdigen Präcision und dem unverkennbar edlen rhythmischen Gefühl an einer gewissen Sprödigkeit der Sprache, die das, was man das Sangbare nennt, stört oder schwächt. — Doch überwindet man diese Sprödigkeit leicht, da sie nicht realistisch

greifbar hervortritt, sondern nur wie ein herber Duft des Weins. Aber wie viel oder wie wenig man auch an der ganzen Sammlung aussetzen mag: sie ist gleichwohl das Vermächtniß des Unvergänglichen in der Dichtung Friedrich Hebbels. Ob diese Thatsache vom deutschen Volke durch den diesen Gedichten zugewendeten Antheil um einige Jahre früher oder später bekräftigt werden wird, dies hat wahrlich nicht viel auf sich. Das Lebendige ist nicht an den Tag gebunden, und die flüchtigen Scheingebilde, die ihn gespensterhaft durchstreichen, können es auf die Dauer weder verdecken, noch verdunkeln, geschweige auslöschen oder aus dem Wege räumen. — Nie noch ist ein Vogel überfahren worden.

Hebbel widmete die Sammlung, ohne um die Erlaubniß anzufragen, wie er es als junger Mensch erfolglos gethan, des guten Empfanges sicher, seinem altverehrten Meister Ludwig Uhland, „dem ersten Dichter der Gegenwart“, wie es auf dem Widmungsblatte heißt. Er begleitete das Buch mit nachstehendem Briefe: „Hochverehrter Herr! Vor einem vollen Vierteljahrhundert, im September 1832, wandte sich ein junger Mensch aus dem fernen Holstein brieflich an Sie und trug Ihnen vor, was er auf dem Herzen hatte. Sie waren auch wohlwollend genug, ihm beschwichtigend und tröstend zu antworten. Dieser junge Mensch war ich. Sie haben seitdem viel erlebt; Sie haben, nachdem Sie schon in Ihrer Jugend Zeuge der Auflösung des alten deutschen Reichs und des Untergangs Napoleons gewesen waren, abermals Throne stürzen und Könige flüchten, ja Parlamente zusammenrufen und wieder auseinander jagen sehen, und nicht, ohne Selbst durch Rath und That mit einzugreifen. In diesem Wechsel der Dinge, der die Menschen in der Regel auch noch wankelmüthiger zu machen pflegt, als sie an sich schon sind, ist es ein wohlthuedendes Gefühl, auf etwas Beharrendes zu stoßen

und sich zu überzeugen, daß nicht Alles im Wirbel untergeht. Vielleicht spüren Sie etwas davon, wenn Sie die Widmung, des beifolgenden Buches lesen. Sie wird Ihnen beweisen, daß die Verehrung, die der Jüngling Ihnen zollte, auch noch die Brust des Mannes erfüllt, und dieser mußte bereits unendlich viel von dem fallen lassen, was er ehemals festhielt, und hat sich selbst in Wissenschaft und Kunst redlich bemüht. Nehmen Sie die Gabe in dem Sinne an, in welchem ich Sie biete, und erfreuen Sie sich noch lange eines heitern Greisenalters."

Als das Buch erschien, erhob sich zwar die eine und andere Stimme für den Dichter, aber von einer zündenden Wirkung war nicht die Rede. Dazumal stand eben Emanuel Geibel im Zenith seines Ruhmes, namentlich schwelgten die Weiber und sämtliche junge Gänschen in seinen Lieverbüchern, „Köchinnen und Prinzesschen“, wie es in einer Satyre Dingelstedts aus jenen Tagen heißt. Otto Roquettes Waldmeisters Brautfahrt, machte Geibel bescheidene Concurrnz und der von dem Letzgenannten entdeckte und in die Literatur eingeführte Hermann Lingg, welcher der Lyrik culturgeschichtliche Themen unterlegte und die in Heines Romanzero zu humoristisch-burlesken Bildern verwendeten Scenen und Gestalten der altasiatischen Welt (Biglipuzli — Der weiße Elephant — Rhampsinit) auf ernsthaft-pathetische Weise vorführte, Hermann Lingg galt in diesem Augenblicke als der lyrische Heilsbringer, als der Urheber einer durchaus originellen, alle seine Vorgänger verschattenden Poesie. In Wien sind meines Wissens nicht zehn Zeilen über Hebbels Gedichte in den sogenannten großen Blättern veröffentlicht worden; als Eduard Hanslick sich bemühte, eine kurze Notiz in der Zang'schen Presse unterzubringen, jenem Journal, welches den Tribunen der öffentlichen Meinung vorstellte und von Tag zu Tage an Einfluß und Ausbreitung zunahm, da bedeutete ihm der Eigenthümer der

Presse, dessen durchdringender Verstand ebenso unzweifelhaft war, wie seine Selbstsucht: eine solche Notiz koste fünfzig Gulden, die Journale seien nicht dazu da, um die „Geschäfte der Schriftsteller und Verleger umsonst zu besorgen“. — Nur die literarische Beilage zur kaiserlichen Wiener Zeitung, jenes Blatt, welches die Vorgänge unserer Literatur ernst und eingehend verfolgte, widmete den Gedichten Hebbels eine würdige Besprechung.

Zu jener Zeit knüpfte Hebbel das zwischen ihm und Sigmund Engländer abgerissene Band wieder an. Der alte Ton war sofort gefunden, und zwar auf beiden Seiten. Denn Hebbel hatte eigentlich nie aufgehört, den treuen, erprobten Freund zu schätzen und zu lieben, und Engländer war dermaßen durch Schicksal und Antheil mit unserem Dichter verwachsen, daß ein wirkliches Zerreißen dieser Fäden seine eigene Vernichtung bedeutet hätte. Auch Hebbels Landsmann Klaus Groth, der mit seinem Quickborn über Nacht der Dichter Ditmarschens geworden war, näherte sich jetzt dem Autor der Judith. Nie vorher noch hatte ein Liederbuch (das Umland'sche, wie sich von selbst versteht, ausgenommen) einen so in's Tiefste dringenden Eindruck auf Hebbel ausgeübt, wie Groths plattdeutsche Gedichte. Er jauchzte wie ein Kind, als die Scenerie und die Figuren seiner Heimat lyrisch-plastisch vor ihm aufstiegen, ja nicht selten traten ihm Thränen künstlerischer Rührung in die Augen. Wenn aber nur der Ditmarscher in Hebbel von diesen Gedichten getroffen worden wäre, wenn sie gleichsam nur wie Jugendgenossen, die ihn nach langer Trennung wieder einmal aufsuchen, ihm alte Geschichten und Schnurren vorgegeschwätzt hätten, so würde ihn der Quickborn sicherlich nicht so mächtig haben bewegen können. Die echt lyrische vom Reiz des Stofflichen unabhängige Kraft dieser Lieder mußte sich hinzugesellen, um den ganzen Menschen zu ergreifen. Den höchsten Zauber übten gerade die in ihrer Art unvergleichlichen

Naturbilder auf ihn aus: Matten Haf, Manten int Waten, Spaß, von denen er bewundernd sagte, daß sie nur mit der plattdeutschen Sprache allein untergehen können.

Lütt Matten de Haf
 De maß sik en Spaß,
 He weer bi't Studeern
 Dat Danzen to lehrn,
 Un danz ganz alleen
 Op de achtersten Been.

Dieses Häschengedicht, das Hebbel, wie überhaupt ein Drittel der Sammlung auswendig wußte, hauchte einen Schimmer der Berklärung über sein Gesicht, so oft er es vortrug. Sehen Sie, Ruh, sagte er zu mir, nicht nur eine Spitze lyrischen Humors, das ist Poesie, das ist lyrische Erfindung, das ist Gestalt und Ton zugleich, dem gegenüber verhalten sich alle Gedanken- und Empfindungsgedichte, sie mögen so trefflich sein, wie sie wollen, wie Schatten zu Körpern, wie Bildung zu Intuition. Hebbel machte für den Quickborn unter seinen Freunden Propaganda, Jedermann, der zu ihm kam, mußte ihm versprechen, sich das Buch anzuschaffen, und als ihm seine Frau eine Geburtstagsüberraschung bereitete, da kleidete sie die kleine Christine als ditmarsische Bäuerin an, welche mit ihren Kinderlippen Lütt Matten rezitierte. Klaus Groth nahm das Erscheinen der Gedichte Hebbels zum Anlaß, ihm nun persönlich den Dank entgegenzubringen für die Wohlthaten, welche er schon in seiner Jugend durch Hebbels Poesie versicherte empfangen zu haben. Sein schlichtes Wort, sagte Groth, werde Hebbeln genügen. „Die Worte wiegen hier ja schwerer, wie ich auf einer zweijährigen Reise an den Rhein und die Oberelbe erfahren.“ Daß er seinen Lebensweg verfolgt und allenthalben Nachrichten über ihn oder Spuren von ihm gefunden,

könne er sich wohl denken. „Kommen Sie nicht einmal nach Kiel? Ich kann's außerhalb Schleswig-Holsteins nicht aushalten; Männer, sagt der alte Arndt, gibt's nur da, wo die See anspült.“ — „Ja wohl“, rief ihm Hebbel nach Holstein hinüber, „ja wohl, wiegt im Norden das einfache Wort schwerer, wie im Süden Schwur und Bethuerung. Darum hat mich Ihr Brief sehr erfreut, und indem ich ihn beantwortete, setze ich mich, wie Sie sehen, gleich über all die Formalitäten weg, von denen die gesunde alte Welt nichts wußte . . . Wenn Sie mir für „geistige Wohlthat“ Dank schuldig zu sein glaubten, so befand ich mich Ihnen gegenüber längst in demselben Fall; selten oder nie hat mich eine dichterische Erscheinung der modernen Literatur so angeregt und überrascht, wie Ihr Quickborn, und Ihre That fällt für mich um so schwerer in's Gewicht, als Sie Ihr Instrument erst zu bauen hatten, bevor Sie Ihre Melodie spielen konnten . . .“ Groth's Urtheil über seine eigenen Gedichte, meinte Hebbel, sollte ihn eigentlich nicht freuen, denn gerade das Männliche in ihm trenne ihn von der Masse seiner Zeitgenossen und bei der Beschaffenheit der öffentlichen Zustände dürfe er es ihnen kaum übel nehmen. Aber es freue ihn doch und er werde den ernststen Mäusen nicht untreu werden. Wenn Landsleute in Kiel seien, die seiner mit Theilnahme gedenken, so möge sie Groth herzlich grüßen. „Wir selbst aber wollen dafür sorgen, daß wir einander nicht wieder fremd werden . . .“

In Hebbels Freundeskreis erschien jetzt als neues Element der junge Doctor Grailich, der eben eine Professur der Physik antreten sollte, ein Mann von entschiedener naturwissenschaftlicher Begabung, wie seine Fachgenossen behaupteten, dabei philosophisch gebildet und in einen idealistischen Aether getaucht. Der erste Eindruck war der eines Hitzkopfs, wie denn auch seine Mienen bei jedem Worte, jedem Gedanken, der in Hebbels

Gespräch seine Einbildungskraft entzündete, den brennenden Antheil seines Wesens widerspiegelten. Er gab sich unserem Dichter mit jünglinghafter Verehrung und Bewunderung hin und schien, wie eine Fackel zu lodern, wenn er nach einer längeren Unterredung mit Hebbel sein Zimmer verließ. Hebbel holte sich bei ihm Belehrungen und Aufklärungen über die den jungen Dozenten geläufigen Materien und versuchte sogar, allerdings mit wenig Glück in die Fachschriften desselben einzudringen. Leider riß bald der Tod den leidenschaftlich strebenden Gelehrten aus seiner Thätigkeit hinweg in die Erde hinunter. Auch mit Franz von Hermannsthal, dem er schon vor Jahren begegnet war, kam Hebbel nun dann und wann zusammen. Doch schien es unmöglich, daß irgend einer der altösterreichischen Poeten ein engeres Verhältniß zu ihm gewann. Hermannsthal war einer von den Halbenergischen, deren Strammheit dem Eigensinn und der Rechthaberei verwandt ist, als der Entschlossenheit und Willenskraft. Seine Charaktertüchtigkeit hatte einen pedantischen Anflug, einen Zusatz von bureaukratischer Disciplin, und wenn man glauben wollte, daß nun die Natur in ihm zu sprechen anfange, so wurde man sofort durch die sie dämpfenden Laute österreichischer Aengstlichkeit an diesem Glauben irre. Er war empfänglich für Poesie, konnte sinnige Urtheile fällen, aber das gleißend Falsche gefiel ihm neben dem Echten gleichfalls. Fortwährend saß er unter griechischen oder römischen Dichtern, wenn er aber selber dichtete, so merkte man den Versen nicht an, daß ihr Urheber das Formgefühl und die durchsichtige Klarheit der Alten Zeit Lebens genossen habe. Die Seele schmolz ihm auf der Zunge, wenn er Mozart oder Schubert pries, als jedoch Richard Wagner seine Prätorianer bis nach Wien vorgeschoben hatte und Lohengrin und Tannhäuser auch in der Stadt der classischen Musik Wellen der Entzückung aufwarfen, da fehlte Hermannsthal bei keiner

Lohengrin-Vorstellung und da überströmte er von Lobreden auf „das große Genie“. Einmal äußerte er gegen Hebbel den Wunsch, bei einer Vorlesung des Gyges anwesend zu sein. Hebbel wollte ihn erfüllen und bat Hermannsthal auf einen bestimmten Abend zu sich. Hermannsthal aber hatte an dem Tage gerade seinen „Tarokabend“ bei dem ihm befreundeten Freiherrn von Schlehta, und lehnte unter Hinweisung auf das altgewohnte Herkommen, das er nicht alteriren wolle, die Einladung entschuldigend ab. „So sind sie, sagte Hebbel, der Gyges interessirt ihn zwar, aber die Spielpartie geht Allem vor! Und mit solchen Menschen soll ich verkehren!“ Endlich sei noch Ludwig August Frankl erwähnt, welcher jetzt häufiger, als früher sich bei Hebbel einfand, wie dieser zuweilen einen Abend bei ihm zubrachte oder zur Sommerszeit mit ihm einen Ausflug in die Umgegend unternahm. Frankl hatte ihn, was schon an anderem Orte erwähnt worden, wenige Tage nach seiner Ankunft in Wien kennen lernen und war dann beinahe täglich im juridisch-politischen Lesevereine mit ihm zusammengetroffen. Die Sonntagsblätter hatten Hebbels Biographie veröffentlicht und der Haideknabe wurde dort zuerst gedruckt. Ein lächerlicher Ausfall aber gegen Sigmund Engländer und dessen Verhältniß zu Hebbel, gleichfalls in den Sonntagsblättern, lockerte die Beziehung unseres Dichters zu Frankl, trotzdem daß der Ausfall nicht vom Herausgeber herrührte, und die freundschaftliche Verbindung desselben mit Gutzkow trug auch nicht dazu bei, einen unbefangenen Verkehr zwischen Hebbel und Frankl wieder herzustellen. Dies Alles schien nun vergessen und vergeben. Hebbel unterhielt sich gerne mit dem vielgereisten, an Erfahrungen reichen Manne, dem Wiener Fabelkundigen, als Erzähler lebhaft fesselnden Cicerone, der in der literarischen und gesellschaftlichen Vergangenheit der Stadt eben so gut Bescheid wußte, wie in der frischen Gegenwart derselben, indem er all'

die lauschigen Klosterhöfe, Gärtchen und Weinstübchen kannte, wo die Lanner'sche Fröhlichkeit mit Raimund'scher Wehmuth gemengt noch traulich verstohlen nistete und wo das liebliche Raß von den Nebenhügeln der Donau, alle Culturfragen dionysisch überspülte. Hebbel war kein Kostverächter, und wenn ihm ein Klosterneuburger oder Gumpoldskirchner durch die Kehle lief, so versank hinter ihm die ganze deutsche Literatur und er war dann augenblicklich bereit, in den Schlachtruf des Wiener Leichtsinns einzustimmen: Alleweil fidel! Am übermüthigsten habe ich ihn bei den Symposien mit Frankl gesehen.

Seine Lectüre bestand zu jener Zeit vorzugsweise in historischen und philosophischen Werken. Die Geschichte des Feldmarschalls York von Drohsen und Häußers deutsche Geschichte erweckten seinen tiefsten Schmerz über die Verkümmernng und Schändung des deutschen Reiches, von dessen Wiederaufrichtung er aber unverbrüchlich fest überzeugt war. Keinen Genuß schöpfte er aus Macaulay, in dessen Essays er einer Reihe von Ansichten begegnete, die sich zu seiner Freude mit seinen eigenen deckten. Er rühmte Macaulay fast überschwänglich, er überschätzte den virtuosenhaften Sittenmaler, den in der Treffsicherheit und dem Reichthume der erläuternden Vergleichen und Parallelstellen allerdings einzigen Historiker und schien den großen Blick und das große Herz, diese Wahrzeichen des Geschichtschreibers erster Ordnung, so wenig an ihm zu vermissen, als Macaulay selbst den Mangel derselben entbehrt hat. Den Grund werden wir wohl darin suchen dürfen, daß unseren Dichter die künstlerische Form, der farbige Glanz der Darstellung des Engländers bestach und bestechen mußte, nachdem er meistens Compendien und Relationen sich für geschichtliche Erzählung hatte ausgeben sehen. Von ästhetisirenden Büchern, die er sich immer mehr vom Leibe hielt, las er mit heftigem Unwillen Richard Wagners: Oper und Drama.

„Wer das Monstrum, das alle Kunstvermögen in sich vereinigt und die verschiedenen von einander gesonderten Künste überflüssig macht, als den Inbegriff des höchsten künstlerischen Individuums sich vorstellt, der beweist schon durch diese Vorstellung allein, daß er musikalisch und poesieverlassen ist!“ so rief er aus, als er das Buch gelesen. Er könne sich nicht denken, daß das deutsche Publikum solchem Wahnwitzige Gefolgschaft leisten werde, doch sei in Deutschland Alles möglich. Und auf alle Fälle ständen wir alsdann mit beiden Füßen in der dicken Barbarei, deren Anbruch freilich durch manche andere Vorzeichen sich anzukündigen scheine. Ich habe von Haus aus kein rechtes Vertrauen zu einem Componisten, sagt der tiefsinnige Moriz Hauptmann, der sich seinen Text selbst dichtet — ich habe es in der Idee der Sache nicht und finde, wo es geschehen ist, noch nirgends ein Resultat, das mich widerlegte. Er ist mir, so schlecht der Vergleich ist, als wenn Einer sich selbst heirathen sollte. Der liebe Gott habe jedem seiner Geschöpfe eine Gestalt gegeben und seinem vernünftigen, dem Menschen, die edelste. Es sei auch noch Niemand, wie er glaube, in den Sinn gekommen, diese anders gliedern zu wollen. Maler und Bildhauer hätten Alles, was menschlich ist, damit ausdrücken können und hätten es anders nicht gekonnt. Beethoven habe vor seiner neunten Symphonie eine erste, zweite, ein Sextett, eine Adelaide, seine ersten Quartetten, Claviersonaten und so Vieles geschrieben, was eine Geschichte zu seinen späteren Werken bilde. Es sei eine Zeit der Kindheit und einer glückseligen Kindlichkeit bei ihm da gewesen, ein Gefühl der Pietät für das was die Väter gethan und was die Menschheit gut gefunden habe. Das sei etwas Anderes, als Philisterei, das habe auch keinen verhindert, als Künstler originell zu sein oder zu werden. Dieser Zusammenhang mit früherem sei das Positive und die Berechtigung des gesetzlichen Daseins. „Was seinen eigenen besonderen

Anfang hat, hat auch sein besonderes Ende". — Der Aufwand an Energie, und zwar einer die ganze Natur zu Krämpfen und Nervenzuckungen aufstachelnden Energie, welche Richard Wagner erfüllte, imponirte unserem Dichter nicht. „Ich glaube ihm gerne“, meinte er, „daß er Himmel und Erde stürmen möchte, um den Ruhm des gewaltigsten der Künstler zu pflücken. Ich sehe den gierigen Mund und das verschlingende Auge des Mannes, aber den Gottbegnadenen umspielt die Demuth und wenn die Götter wirklich zu ihrem Gastmahl ziehen, der beugt das Haupt, wie es Goethe gebeugt hat.“ So dachte und sprach Friedrich Hebbel, den man um eines all zu lauten Wortes willen, welches zuweilen sein Kraft und Selbstgefühl ausdrückte, als hochmüthig und eingebildet verschrie, während man an dem vor Selbstvergötterung verletzenden Componisten der Zukunft kein sonderliches Aergerniß nahm.

Sein philosophisches Lesebedürfniß befriedigte Hebbel jetzt an Kant. Schon Achtzehnhundertsiebenundvierzig hatte, wie Tagebuchstellen bezeugen, das Studium Kants die letzten Spuren der Werthschätzung Hegels in ihm ausgelöscht, die ohnehin nie eine bedeutende gewesen war. Schon damals bekannte er, Hegel um der Stylfehler allein nicht mehr lesen zu können, wenn er sich nicht umbringen wolle; wiewohl diese Fehler, setzte er hinzu, allerdings einen tieferen Grund hätten, der aber den mißlichen Eindruck noch erhöhe. Hegel trenne das Gewebe der Sprache wieder auf, verschlinge die Fäden anders, als sie verschlungen waren, und verwirre die Zeichen, während er die Begriffe umzuordnen scheine. Damals hatte er sich eben in die Offenbarungen Kants versenkt. Die physikalischen Aufsätze legten ihm das Universum auf höchst faßliche Weise auseinander und namentlich entzückte er sich an der unsterblichen Darstellung des Entstehens und Aufbaues der Himmelskörper. Die Prolegomena erschlossen

ihm die Pforten der Kant'schen Lehre und die Rosenkranz'schen Arbeiten brachten ihm ein klares Bild der außerordentlichen Persönlichkeit vor Augen. Nunmehr, zehn Jahre später, wagte er sich auch in die Kritik der reinen Vernunft hinein. Er erprobte, wie er sagte, die Stärke seiner Zähne, indem er diese harten Klüfte zu knacken suchte, aber ohne den Verlust einiger Splitter sei der Versuch nicht abgegangen. „Das ist ein erstaunlicher Mensch!“ so empfing er mich eines Tages — „wie ungeheuerere Erdphänomene, gleich dem Erdbeben in Lissabon, ihre Wirkungen durch halb Europa verbreiteten, so daß die Gesundbrunnen in Carlsbad und Teplitz auf vierundzwanzig Stunden ausblieben, ganz so, ja noch umfassender wirken geistige Erscheinungen, wie Kant. Ja, ich bin überzeugt, daß, bevor dieses ungeheuerere Gehirn in der Welt aufblitzte, auch ein schlaffes Denken in der Welt gewesen ist. Glauben Sie, Shakspeare schreibt sich auf's Jahrtausend oder Goethe? Keiner von Beiden. Auf's Jahrtausend setzt nur Kant seinen Namen!“

Zufälliger Weise gerieth um dieselbe Zeit Schopenhauer in meine Hand. „Ich lese jetzt“, schrieb mir der Dichter nach Schlesien, wo ich damals lebte, „einen außerordentlich merkwürdigen Schriftsteller, den Philosophen Schopenhauer, und schäme mich, ihn nicht früher kennen gelernt zu haben, ja, ich würde es kaum begreifen, wenn nicht seine eigenen bitteren Beschwerden über absichtliches und gänzlich Ignorirtwerden von Seiten der Secten und Parteien des Tages das Factum einigermaßen erklärten und zugleich entschuldigten. Er kam mir auch diesmal rein zufällig in die Hand, indem ich, weil ich nach so angestrenzter Arbeit einer Zerstreuung bedurfte, um Bücher auf die Hofbibliothek schickte, und ich war nicht wenig erstaunt, einen der vornehmsten Geister unserer Literatur in ihm begrüßen zu müssen. Wenn die erste Stelle, die man bei einem unbekanntem Autor

liest, nachstehendermaßen lautet: „Ich habe die Menschheit Manches gelehrt, was sie nie vergessen darf, darum werden meine Schriften nicht untergehen“, und wenn man, trotz des momentanen Stuzens, noch vor Abend ausruft: der Mann hat ganz Recht! so will das gewiß etwas heißen. Er ist über siebenzig Jahre alt und berührt sich vielfach mit mir, nur mit dem Unterschiede, daß er als Philosoph Ideen zu Trägern der Welt macht, die ich als Dichter nicht ohne Zagen zu Trägern einzelner Individuen gemacht habe; so z. B. das Wort des Holofernes: „Oft ist mir zu Muth, als hätt' ich einmal zu mir selbst gesagt: nun will ich leben u. s. w.“ oder die furchtbare Resignation der Mariamne, mit der sie sogar ihren Staub dem Wechselspiel der Elemente entziehen möchte. Besonders tiefsinnig ist er über das Verhältniß der Geschlechter zu einander. In Gesprächen über Schopenhauer hob Hebbel auch als eine der höchsten Leistungen des Denkers die Entwicklungen über den Traum hervor, der Zeitlebens Gegenstand des Nachdenkens unseres Dichters gewesen. Er erblickte mit Schopenhauer im Traumleben einen der metaphysischen Schlüssel. Auch Schopenhauers Ansicht über den Selbstmord als eine Bejahung des Willens zum Leben hatte mit der betreffenden Ansicht Hebbels Aehnlichkeit, nur daß dieser phantastisch ausdrückt, was der Philosoph als eine der Folgerungen seiner Grundlehre mit ruhiger Anschaulichkeit vortrug. Hebbel sagte nämlich: „Nichts ist thöricht, als wenn der Mensch sich einbildet, er könne durch das bloße Auslöschen seines Lebens sich dem entziehen, was ihm aufgetragen oder auferlegt worden. Das kann er nicht. Was er hier nicht hat fressen wollen, das wird ihm auf dem Saturn wieder vorgesetzt werden“. Daran möge sich ein einschlägiges Wort Leopardis schließen, das sich unter seinen noch ungedruckten Papieren vorfindet: *De suicidio. Nissun ente cospira contra se stesso.* Was so viel bedeutet als: Das Ding an sich kann

nicht auf seine Vernichtung hinarbeiten. — Den pessimistischen Consequenzen Schopenhauers war Hebbel im Uebrigen abhold, ob er gleich das Leiden der Welt und den Schmerz des Nichtwissens und Nichtwissenkönnens nur zu tief empfand. Aber er neigte sich in seiner Weltanschauung Goethen zu, dem in die Erscheinungen des Lebens sozusagen ergebenen Geiste und übte sich, wie dieser, in jener ruhigen hellen Entsagung, gegen welche die undurchdringliche Finsterniß der Schopenhauer'schen Verneinung des Willens zum Leben sich grell genug abhebt. Wer diese großartig edle Gleichmüthigkeit Goethes mit der bequemen Abkehr des Optimisten von dem knirschenden Räthsel des Daseins verwechselt, der kennt Goethe nicht. „Geheilt will ich nicht sein“, sagt sein Faust, als ihn der Centaur zur Sibylle Manto hinträgt, welche als die Tochter Aesculaps seine überweltliche Sehnsucht beschwichtigen werde. — „Geheilt will ich nicht sein! Mein Sinn ist mächtig! da wär' ich ja, wie And're, niederträchtig!“ Und Hebbel wieder sagte, indem er der metaphysischen Fragen gedachte, die den tieferen Menschen unaufhörlich in Athem erhalten: „Das ist der ewige Knäuel, den wir abzuwickeln suchen, ohne jemals an ein befriedigendes Ergebniß zu kommen, und ich sage: Gott sei Dank, daß es so ist!“

Da ihn Familienangelegenheiten Achtzehnhundertsiebenundfünfzig veranlaßten, eine Reise nach Hamburg anzutreten, und er auch in Stuttgart, seiner Gedichte wegen, mit Cotta sprechen wollte, so beschloß er den Weg vom Norden hinunter über Frankfurt zu nehmen, um Schopenhauer kennen zu lernen. Von Leipzig, wo er zur Zeit der Messe eintraf, empfing er diesmal einen widerlichen Eindruck. Es komme ihm vor, als ob er jetzt nicht mehr über den Ocean zu segeln brauche, um sich zu überzeugen, wie es in Amerika aussehe, wo man im Omnibus zu Mittag esse und wahrscheinlich beim Einpacken der Waaren sein

Vaterunser bete. „Gott verzeih' es den Leuten, die diesem habgierigen, erwerbsüchtigen Gesindel, das sich um das Mein und Dein herumschlägt, wie die Hunde um den Knochen, in Romanen, Dramen und Literaturgeschichten einzureden sucht, es sei poetisch; das fehlt nur noch, daß sie, anstatt zum Bizlipuzli oder Moloch mit einem Gemisch von Scham und Schauder hinaufzublicken, in den Spiegel schauen und sich selbst anbeten. .“

In Hamburg suchte er Elisens Eltern auf. Der Vater hatte sich für seine siebzig Jahre erstaunlich erhalten; noch immer das alte, treuherzige, fast kindliche Gesicht, wenn auch die Zähne auszufallen anfangen. Die Mutter hingegen war ihres rechten Armes nicht mehr mächtig und hatte schon etwas Blödes. Ihr: „Setzen Sie sich auf diesen Sopha, Herr Doctor, Sie sagen so oft darauf“, hatte etwas Erschütterndes für ihn. Auf dem Altonaer Postamte traf er einen ditmarsischen Jugendfreund wieder, den treuen Hedde, bei dem er einen Tag verbrachte. Auch seinen Jugendlehrer Dethleffen suchte er auf, fand aber nur noch seine Witwe, er selbst war schon vor einem Jahre gestorben. Ueber Celle, den Rhein hinauf ging es nach Mainz, wo ihn der Dom lebhaft ergriff, mit seinen unzähligen Bischöfen und Erzbischöfen. Beim Hineinfahren nach Frankfurt begrüßte er das Standbild Goethes, „das freilich in das Börsentreiben der christlichen und hebräischen Juden hineinschaut, wie in Italien die antike Statue in den Ziegen- und Eselstall“. Er suchte den Doctor Wilhelm Jordan auf, der in seinem Gedichte Demiurgos begeisterte Verse an ihn gerichtet und aß bei ihm und seiner Familie in seinem Hause am Taunusplaz zu Mittag. Hebbel und Jordan gingen miteinander zu Schopenhauer. „Ich wäre lieber allein gegangen“, heißt es in einem Briefe unseres Dichters an seine Frau, „aber ich konnte kein Anerbieten, mich zu begleiten, nicht ablehnen, obgleich es sich hier um ein vis-à-vis handelte.“ Schopenhauer sei als grob und

unzugänglich verrufen, das habe er schon in Berlin erfahren, und Jordan habe es ihm nicht nur bestätigt, sondern ihn auch gewarnt. „Doch ich wußte aus eigener Erfahrung zu gut“, setzte Hebbel hinzu, „welcher Pöbel dergleichen Gerüchte in Umlauf bringe, als daß ich mich hätte abschrecken lassen; es sind jene hohlen Gefellen, die dem Manne von Geist eben so gut ihre ausgestopften Kleider schicken könnten und die, wenn er ihnen endlich die Thüre weist, weil er vergebens irgend eine Lebensäußerung von ihnen erwartet hat, den Grund natürlicher Weise nicht in sich selbst, sondern in ihm suchen. Ich fand einen äußerst jovialen alten Herrn, der meinte, er sei mit einem Menschen zu vergleichen, der sich auf dem Theater vor den Lampen versäumt habe und nun der Vorhang aufgehe, ängstlich und beschämt davon laufe. Ich alter Graukopf, sagte er, bin durch einen grillenhaften Zufall noch der Zuschauer der Komödie meines eigenen Ruhmes geworden. Wir würden ohne Frage Freunde werden, wenn ich in Frankfurt lebte. Diesmal wollte ich blos eine Pflicht erfüllen, denn für einen Mann, der zu schreiben begann, als ich geboren wurde, bin ich der Herold der Nachwelt.“

Aus den erbetenen Mittheilungen Wilhelm Jordans über die Unterredung zwischen Hebbel und Schopenhauer sei noch einiges Interessante hinzugefügt. Schopenhauer kannte Judith und Maria Magdalena. Er entsann sich des Zuges in Maria Magdalena, wo der Bruder auf einen Griff den Schlüssel auf der alten Stelle findet, und rühmte gegen Hebbel die Wirksamkeit, den Kunstwerth solcher scheinbar unbedeutenden naiven Züge, deren er auch manchen andern bei Hebbel gefunden zu haben bekannte. Von einem Dichter, welcher deren fähig, habe es ihn aber umsomehr gewundert und bei ihm gestört, daß anderwärts ungestaltete Philosophie zurückgeblieben sei, man könne allenfalls sagen semen zu dereinstigen Kindern, aber nur potentia, weil

sie durchaus erst im uterus der schauenden und veranschaulichenden Poetenphantasie befleischet werden müßten zu ähnlich naivem Ausdruck. Am schärfsten verurtheilte er die Vorrede zu Maria Magdalena, doch vielfach in der Weise, daß jeder Tadel zugleich ein Lob des Stückes einschloß. Es sei ihm ein psychologisches Problem, ja fast unbegreiflich, wie diese Vorrede und dieses Stück aus demselben Kopfe hätten entspringen können. Jedenfalls beweise Hebbels Poesie eine robuste Constitution, durch das Factum, daß sie im Ringen mit so raffinirter Reflexion nicht umgebracht worden sei, sondern nur hie und da blaue Flecken davongetragen habe. Schopenhauer halte es zwar für Selbsttäuschung, wenn Hebbel, wie es fast den Anschein habe, sich einbilde, aus Philosophie Poesie gebären zu können; denn seines Wissens sei der Verlauf allemal umgekehrt. Baue er aber wirklich in der wunderlichen Manier, daß er nicht erst am Gemäuer selbst, wann es über Mannsbereich dem Fundament entwachsen, das unerläßliche Gerüst zum Weiterarbeiten befestige, sondern nach Legung des ersten Steins das ganze Gerüst fertig aufführe bis zur Höhe des obersten projectirten Dachfirstes, so mußte er, nach Anwurf der letzten Kelle Mörtel, nach dem letzten Strich des etwan tünchenden Pinsels, nichts Eiligeres und Angelegentlicheres zu thun haben, als dies ganze Gerüst nicht nur abzureißen, sondern sogar spurlos zu verbrennen, anstatt es wohlconservirt vor dem fertigen Hause stehen zu lassen, wie das Vorwort vor der Maria Magdalena. — Abermals war es diese unselige Vorrede, welche Hebbels inneres Bild verzerrt widerspiegelte. Der Leser weiß, wie sie entstanden ist.

Bei aller Geistes Kühnheit, bemerkte Jordan, lag in Hebbels Natur etwas jungfräulich Schüchternes. Er habe sich nicht sogleich finden können in den derben, zuweilen an's Cynische streifenden Ton Schopenhauers, der überhaupt eine lüsterne Vorliebe

hatte für geschlechtliche, zuweilen obscöne Illustrationen seiner Gedanken. Allmählich aber sei doch auch Hebbel so warm geworden und so funkensprühend, als habe er den ersten herben Eindruck jener Einwürfe, die ihn allerdings auf eine Weile etwas stille und nachdenklich gemacht, völlig verwunden und als fühle er sich nun außerordentlich wohl in diesem Aufeinanderplagen der Geister. —

In Weimar, wo er sich das erste Mal zu flüchtiger Umschau einfand, war es Schiller, der sein Gemüth bis auf den Grund aufwühlte und zwar so stark, daß er gestand, er würde das Schillerhaus nicht betreten haben, wenn er geahnt hätte, wie sehr ihn der Besuch dieser Stätte erschüttern würde. Er konnte seiner Bewegung kaum Meister werden, und lernte sich von einer ganz neuen Seite kennen. „Um das zu begreifen, muß ich mich in meine Jugend zurückversetzen, wo Schiller mir über Alles ging.“ Er besah sich die Fürstengruft, die Bibliothek, am Nachmittage den Park von Tiefurt und den von Weimar.

Seinen kurzen Aufenthalt in Stuttgart benutzte er, um Eduard Mörike aufzusuchen. Weder in seinen Briefen, noch in seinen Tagebüchern findet sich irgend etwas über diese Begegnung vor. Um so werthvoller ist die Skizze derselben, welche von dem annuthigen schwäbischen Dichter selber herrührt. Ja, es scheint mir wichtiger, zu erfahren, wie das Wesen Hebbels sich in Mörikes Geist reflectirte, als wie dieser auf Hebbel gewirkt hat. Eduard Mörike schrieb an mich Nachstehendes:

„Von unserem kurzen mündlichen Verkehr, besonders bei seinem ersten Stuttgarter Besuch im Frühling Siebenundfünfzig ist mir die angenehmste, doch leider allzu allgemeine Erinnerung geblieben. Darüber also nur so viel. Ich hatte damals außer einer anziehenden Sammlung Disticha im Schad'schen Musenalmanach so gut wie nichts von ihm gelesen. Er selber war mir als ein

Mann vom schroffsten Charakter und einem unmäßigen Ehrgeiz bezeichnet. Wie anders fand ich ihn jetzt aber in der That! Natürlich, liebenswürdig, menschlich gut. Das Bäh und Heißathmige, das offenbar in seinem Wesen lag, trat im Gespräch nach keiner Seite hin verlegend, aggressiv, vielmehr als allgemeines schönes Pathos mit manchem Zug des zartesten Gefühls hervor. Daß ihn das Eingeständniß meiner Unbekanntschaft mit seinen namhaftesten Werken nicht einen Augenblick verstimmte, entschied gleich anfangs mein Vertrauen und gab mir einen frohen, ganz unbefangenen Ton, der ebenso erwiedert wurde. Wir machten, wahrscheinlich auf seinen Vorschlag, eine Fahrt zu Doctor Kerner (Justinus' Sohn) nach dem benachbarten Cannstadt, wozu sich Doctor Zoller, damals Redacteur von Hackländer's Zeitung, gesellte. Auf unsere Unterhaltung im Einzelnen besinne ich mich durchaus nicht mehr, nur weiß ich, sie war, zumal auf dem Rückweg spät Abends — man ging zu Fuß und und kam erst um die Mitternacht in der Stadt wieder an — außerordentlich heiter, und übrigens derart, daß gewisse tiefer gründende Materien, worüber man sich einverstanden wußte oder dachte, nur im Vorbeigehen gestreift wurden. Im Herbst desselben Jahres schickte er mir die Gesamtausgabe seiner Gedichte und schrieb dabei unter Anderem: „Ich hoffe, das Buch soll vollenden, was meine Persönlichkeit begann, sobald wir uns miteinander auf Ihrem Sopha niedergelassen und drei Worte gewechselt hatten; es soll Ihnen zeigen, daß all' die Carricaturen, die von Freunden und Feinden in sogenannten Literaturgeschichten und Monographien von mir ausgestellt sind, nicht auf mich passen. .“

Das Jahr Siebenundfünfzig war das Geburtsjahr der Tragödie: Siegfrieds Tod. „Nie habe ich ein reineres Manuscript gehabt“, bekannte der Dichter, „fast kein Wort ist ausgestrichen, und auch jetzt glaube ich nicht, daß ich viel zu corrigiren nöthig

habe; ich blicke mit vollkommen ruhigem ästhetischen Gewissen auf das Ganze, wie auf's Detail. . ." Die Concurrnz mit dem Drama Geibels, der eben eine Brunhild an die Bühnen versendete, faßte er als Künstler sehr gelassenen Sinnes auf; wiewohl er sich nicht verbarg, daß die Münchener Poetenfreunde Alles aufbieten würden, um sein eigenes Werk wenigstens vom Theater fern zu halten. Er betrachte sich jetzt äußerlich, wie er an Jemand schrieb, der ihn zu einer Unternehmung einlud, als einen Todten, dem zwar neben Nägeln und Haaren höchst wahrscheinlich auch die Zähne im Grabe noch wachsen, der sich aber sehr hüten werde, an den Sargdeckel zu klopfen.

Frei und heiter verlebte er die Ferienwochen seiner Frau in seinem geliebten Gmund. Innerlich geklärt, von dem warmen Strome der Dankbarkeit getragen, der schon den Jüngling trug, ward er nur noch selten zu einer heftigen Klage hingerrissen und gewiß nie mehr durch einen ungemessenen Wunsch aus dem Gleichgewichte seiner Natur herausgedrängt. „Ich gehöre zu den glücklichsten Menschen“ — so lautet eine Briefstelle an mich — „die auf der Erde leben, mein innerer Friede wächst von Tage zu Tage, und da mein Glück nicht darauf beruht, daß mein kleiner Acker mir tausendfältige Frucht trägt, sondern darauf, daß ein Körnlein mir mehr ist, wie Anderen eine ganze Mehre, was ich freilich einer Jugend verdanke, die mich früh den bescheidensten Maßstab an die Dinge zu legen lehrte, so brauche ich nicht einmal stark vor der Nemesis zu zittern. Wenn ich des Morgens erwache und den ersten Laut meiner Frau und meines Kindes vernehme, so kann ich mich freuen, daß mir die Thränen in's Auge treten; wenn ich meine Schale Kaffee trinke, so habe ich einen großen Genuß, wenn ich meinen Spaziergang mache, so habe ich ein Gefühl, als ob ich allein Beine hätte, ja, wenn ich des Mittags nach dem Essen das kleine Hündchen nach der

Küche herüberhole und es mit fröhlichem Gebell um mich herum-
springt, weil es nun auch seinen Theil erwartet, so ergötze ich
mich so, daß ich mich jedes Mal ärgere, wenn das Thierchen von
selbst kommt, weil eine der Mägde die Thür offen gelassen hat.
Dabei komm' ich mir gar nicht genügsam und demüthig vor,
sondern ich fühle mich überschwänglich mit Allem, was ich als
Mensch verlangen kann, gesegnet, und ich habe auch alle Ursache
dazu. Denn ich habe eine Frau, in der Gemüth und Seele fast
verleiblicht sind, ich habe ein Kind, das sich auf's Liebenswürdigste
entwickelt, ich habe Freunde in allen Kreisen und ich brauche
nicht ängstlich mehr für die Zukunft zu sorgen. Wenden Sie mir
ja nicht ein: das Alles hattest du früher auch und empfandest den
Fußtritt, den „schweigendes Verdienst vom Unwerth hinnimmt“,
desungeachtet stark genug. Zum Theil besaß ich diese Güter in
einem viel beschränkteren Maß und dann kommt eben erst in
reiferem Alter der Sinn für das wahre Glück. .“ Wahrlich,
das Epigramm, welches er nun jenem: An die Götter, und dem
zweiten: *Conditio sine qua non* hinzugesellt hatte, (der Leser
kennt beide), war der unverfälschte Widerhall seiner linden, be-
ruhigten Seelenstimmung:

Götter, öffnet die Hände nicht mehr, ich würde erschrecken,
Denn Ihr gabt mir genug, hebt sie nur schirmend empor!

Drittes Capitel.

Letzte Lebensjahre.

Im Frühlinge 1858 wünschte der Großherzog von Sachsen, der sich dazumal in Wien aufhielt, Hebbel persönlich kennen zu lernen. Die vermittelnde Person war La Roche. Der Großherzog sagte ihm allerlei Verbindliches über sein „kerniges Talent“ und theilte ihm mit, daß er sich zu seinem Geburtstage die Genoveva aufführen lasse, was Hebbel im Uebrigen schon durch Dingelstedt wußte, welcher mittlerweile zum Intendanten des weimarischen Hoftheaters ernannt war, und ihn zur Hinüberkunft eingeladen hatte. Dann verabschiedete ihn der Großherzog mit den Worten: Auf Wiedersehen in Weimar! Wie Laube derjenige gewesen, der unserem Dichter einen Theil seines Lebens verbittert und erschwert hat, so ist von Dingelstedt der oftmalige Anstoß ausgegangen zu geistig erhebenden und erquickenden Momenten in dem Dasein Hebbels.

Am 21. Juni kam er in Weimar an, und die Stadt, „die in lauter Grün eingewickelt ist, wie die Weihnachtsdörfer der Kinder“, that ihm wieder ausnehmend wohl. Bei längerem Verweilen aber trat ihm das Kleinstädtische Weimars auffallend entgegen und er sagte, daß er unter den tausend Orten, die er

kenne, nur an Wessalburen erinnert worden sei. „Alles unglaublich eng und klein! Dabei erfahre ich denn, was ich freilich schon wußte, und was der Bestätigung kaum noch bedurfte, daß ich es auf die Länge nimmer und nimmer in einem solchen Circus aushielte. Immer dieselben Schecken und dieselben Reiter; Sonntags die rothe Schabracke und Montags die graue. Die Zunge rein überflüssig; Einer weiß, was der Andere denkt, bevor er den Mund noch aufthut. Nein, lieber Hähnen zähmen, als Lämmer streicheln. In Weimar muß man entweder Goethe oder — sein Schreiber sein . . .“

Gleich nach seiner Ankunft eilte er in den Reiskleidern zu Dingelstedt, der sich aber nicht zu Hause, sondern im Theater befand. Er ging nun dahin und merkte, als er durch die Couliſſen guckte, auf den ersten Blick an einem Grabscheit, das rüstig gehandhabt wurde, sowie an den Gebärden des alten Genast, daß er den fünften Act seiner Genoveva vor sich hatte. Stillschweigen gebietend, als man auf den ungebetenen Gast aufmerksam wurde und ihn in's Lampenlicht hineinschieben wollte, schlüpfte er in die an der Seite befindliche vergitterte Intendantenloge, um eine Weile zuzusehen und dann irgend einen Spaß zu machen. Kaum aber hatte er sich gesetzt, als einer der Schauspieler die Bemerkung fallen ließ, das bis Hundert zählen scheine ihm unpassend. Da fuhr Dingelstedt, dessen blond-braunes, noch reichlich mit Haaren bedecktes Haupt, wie Hebbel sich ausdrückt, aus dem heiligen Dunkel in Rembrandt-artiger Beleuchtung hervorragte, energisch mit den Worten dazwischen: Nichts da, das ist gerade sehr schön! und Hebbel klatschte in die Hände und rief: ich danke. Das Weitere kann man sich denken.

Am nächsten Tage war die Generalprobe. In dieser Dämmerstunde eines künstlich verfinsterten Theaters trat ihm ein Mädchenbild entgegen, welches den letzten goldigen Schimmer

über sein Leben hinhauchen sollte: die junge Prinzessin Marie —. Sein Name hatte immer für sie einen bedeutungsvollen Klang gehabt, obwohl sie noch nichts von ihm gelesen hatte. „Man begegnet im Leben“, so schreibt sie in ihren Erinnerungen an jene Tage, „man begegnet im Leben so oft einem Klange, einem Bilde, sogar einem Duft, die uns wie Ahnungen ergreifen, man weiß nicht recht warum. Später knüpfen sich werthvolle Erlebnisse an diese flüchtigen Erscheinungen und man erinnert sich stännd, daß sie Einen schon früher so ahnungsvoll berührten. So weiß ich nicht, jemals ein besonderes Lob Hebbels gehört zu haben und doch stellte ich instinctiv seinen Namen in meinem Geist hoch über jene aller seiner literarischen Zeitgenossen. Meine Phantasie verlieh ihm einen eigenen räthselhaften Zauber. Dingelstedt hatte damals eine Darstellung der Genoveva einstudiert und der Verfasser wurde dazu erwartet. Um mich auf seine Bekanntschaft vorzubereiten, las ich Genoveva und Judith, die mich mit seltener Begeisterung erfüllten. Mit allem Ungestüm der Jugend erhob ich die reckenhaften Gestalten dieser Dramen hoch über die Heroen unserer Classiker.“

Die junge Prinzessin saß mit ihrer Mutter bei der Generalprobe der Genoveva in einer finstern Loge und glühte vor Bewunderung. Die Anwesenheit des Dichters hatte die Schauspieler angeregt, die ihr Bestes leisteten. „Wie ein elektrischer Strom durchzitterte Begeisterung die Luft.“ Da wurde Hebbel in die Loge eingeführt und einige gewöhnliche Begrüßungsformeln wurden gewechselt. Die Prinzessin schämte sich, nichts zu sagen, und Gleichgültiges konnte sie nicht über die erregt zitternden Lippen bringen. So nahm sie eine herrlich blühende Centifolie, die sie an der Brust trug, und reichte sie dem Dichter schweigend hin. Es wäre viel Annäherung in dem Geschenke gelegen, meinte sie, hätte sie im Entferntesten an Ahlands Königin gedacht, wie

Hebbel es ihr später deutete. Sie griff aber zur Rose im kindlich reinsten Sinn, um ihrer überströmenden Verehrung den beredtesten stummen Ausdruck zu verleihen. Er dankte etwas betroffen durch eine tiefe Verbeugung. Als sie bald darauf aus dem Theater in's helle Licht traten, bemerkte die Prinzessin, wie er die wunderliche Rosenspenderin sich näher ansah. Er knüpfte ein freundliches Gespräch mit ihr an, auf welches sie nur schüchtern einging — denn nachträglich machte ihre Huldigung sie etwas verlegen.

Von da an kam Hebbel täglich in das fürstliche Haus und beschäftigte sich eingehend mit dem jungen Mädchen. Ihre Schüchternheit war bald verslogen. Mit mädchenhafter Reckheit brachte sie die logische Beweisführung herbei, warum sie ihn über unsere Classiker erhob. Er hörte ihr gerne zu, machte scherzhafte Einwendungen und freute sich, wenn er sie zu feurigem Widerspruch reizte. Ueber Goethe ließ er in allem Ernst nichts kommen, da erhitzte sich der Mädchenkopf erst recht in dem Streit. So sagte sie unter Anderem, wie es im Egmont ihr weibliches Gefühl empöre, daß das letzte Traumbild des Helden eine unästhetische Concession an das große Publikum sei. Die Begriffsverwirrung Klärchens mit der Freiheit wollte sie nicht gerechtfertigt wissen. Die strenge keusche Göttin dürfte keine so weichen Züge annehmen, und in anderem Betracht konnte das bis in den Tod hingebende Klärchen wohl das Recht aussprechen, in eigener Gestalt, nicht in fremder Vermummung den Traum des Geliebten zu beseligen. Hebbel sagte ihr nach solch' einem Gespräch: „Sie urtheilen schroff und unbesonnen, wie ein Kind, aber Sie haben einen merkwürdig wahren Instinct des Schönen. Ich wünsche fortan Alles, was ich schaffen werde, vorerst in Ihren wunderbar klaren Augen gespiegelt zu sehen.“ Dieses Wort des Dichters, an dessen Ernst sie nicht zweifeln konnte, erfüllte sie

mit gerührtem Stolz. Hebbel hatte von ihrer Mutter schon die Erlaubniß erbeten, im Briefwechsel mit der Tochter zu bleiben.

Einmal gab ihm die Fürstin eine große Soirée auf der Altenburg, bei der Liszt meisterhaft spielte. Dieser Abend bot Veranlassung zu dem Gedicht, welches Hebbel an die Prinzessin richtete.

Ein gold'nes Netz im vollen dunklen Haar,
 Dazu die Troddel fremd und wunderbar,
 Mit Augen, die mich einst zu reinstem Glück
 Begrüßt auf Peruginos schönstem Stück,
 Als ich in Rom vor seiner Tafel stand
 Und Mond- und Sonnenstrahl zugleich empfand:
 So schlägst Du hier dem Meister still und stumm
 Am Instrument die heil'gen Blätter um,
 Der, Herr und Slav' des Tones, längst die Welt,
 Und nun auch mich in seinen Banden hält.
 Zwar horchst Du selbst, doch rührst Du dann und wann,
 Wie weihend, ihm die wilden Locken an:
 Da ist's, als ob er zwiefach Funken sprüht,
 Und zwiefach zünden sie mir im Gemüth.

.....

Am folgenden Tage fuhr er nach Jena. Zufälliger Weise ging Prinzessin Marie mit ihrer Erzieherin in dem hübschen Wäldchen spazieren, das auf die Jenaer Straße führt. Sie begegneten ihm, er stieg freudig überrascht aus dem Wagen und zeigte der Prinzessin jenes Gedicht, das er mit Bleistift während der Fahrt aufgezeichnet hatte. — Es waren herrliche Tage des Hochsommers, die er bei den fürstlichen Damen verlebte. Sie machten viele Ausflüge mit ihrem Gast, der eine Art Hausgenosse geworden, in's grüne blühende Thüringerland. Hebbeln, wie der Prinzessin, blieb besonders im Andenken ein wundervoller Abend in Berka, wo die Sterne zauberhaft funkelten „und mit

ihren glühenden Strahlen einen Schwarm Leuchtkäfer entzündet zu haben schienen“. Die Prinzessin war vorausgeeilt; als ihre Mutter, Hebbel zur Seite, aus dem Schatten einer dunklen Allee trat, staunten sie über den flammenden Kranz, den die Glühwürmchen über ihr schwarzes Haar geschlungen hatten. Dieses poetisch-phantastische Bild lehrte nachmals in der ersten Scene zwischen Demetrius und Maryna funkelnd wieder. Bei einer Abschiedssoirée, welche Dingelstedt dem Dichter gab, sagte dieser der Prinzessin Lebewohl, mit schlecht verhaltenen Zeichen der Rührung. — Leise, unvermerkt hatte sich in Hebbel das geistig menschliche Interesse an der Prinzessin zu einer Verehrung, welche Weh mit sich bringt, gesteigert, war das Wohlwollen, das jedes sinnige und begeisterte Mädchen erwecken muß, zu einem holden Antheil erhöht worden. Die Fürstenkrone auf dem Haupte des noch kindlichen Mädchens, das ihm seine Bewunderung entgegenbrug, mag nicht ohne Nachdruck auf seine Phantasie geblieben sein.

Dem merkwürdigen Wesen war etwas Fremdlinghaftes eigen, das erst in dem Moment verschwand, wenn die rechte Stimme es anrief; sie hatte etwas still und ernst Vorübereilendes, das erst dann zum Aufenthalt gezwungen ward, wenn ein überlegener und erkennender Blick auf ihr ruhte. Nicht an die innerlich vertieften, aus dem Gemüthe heraus lebenden Goethe'schen Weiber erinnerte sie in ihrem Wesen und Thun; wohl aber an die, wie Goltz es nennt, gewinnende Naturseele der Shakspeare'schen Weiber. Ihr knospenhaft verschlossenes, von einer schönen Strenge überwachtes Antlitz gleicht dem Raphaelskopfe, aber dem echten, jünglinghaft edlen und kräftigen, wie ihn uns das Selbstporträt des Künstlers in München zeigt. Etwas jungfräulich Gehobenes mit einem harten Nest, eine leichte schlanke Körperhülle, und ein zwischen Leidenschaft und Entfagung gemischter Ausdruck; eine

spröde Munnth, die nur entfernt, nicht abwehrt. Wie mir ihre Mutter mittheilte, eine in geistigem Sprühfeuer athmende Salamandernatur, von energischem Willen, der sie über alle Fährlichkeiten und Leiden des Lebens hinweghob, wurde die Prinzessin in Weimar das indische Märchen genannt. Sie sei gerne allein gegangen, ohne menschenscheu zu sein, sie hatte keine Freundinnen und konnte trotz ihres leidenschaftlichen Temperaments sich immer selbst überlassen bleiben, weil sie unter dem Schutze tief empfundener Sitte lebte.

Manche Gestalt aus unserer älteren Literatur sah sie noch auf ihrem Jugendwege vorüberschreiten. So den alten Fürsten Pücker mit seinen geschminkten Wangen und seiner ganzen, wie aus dem Leihhause geholten Don Juan-Pracht. Louise Seidler, deren Memoiren vor Kurzem erschienen sind, hat sie als altes Mütterchen in Weimar gekannt. Die greise Frau malte damals für Dorfkirchen Jesukindlein mit sechs Fingern, da ihre erblindeten Augen sie dazu verleiteten und Niemand so grausam war, sie darüber aufzuklären. Dabei erzählte sie so schlicht und fesselnd, wie sie schrieb, von ihrem Verkehr mit den großen Geistern ihrer Zeit. Ausgezeichnete Componisten und Maler der Gegenwart fanden späterhin eine Befriedigung, der Prinzessin ihre Huldigung darzubringen. Ary Scheffer und Wilhelm Kaulbach haben sie Beide gemalt; Scheffer als Dantes Beatrice, Kaulbach als Tassos Eleonore. Und Rietschel hat ihre Büste modellirt. Eine feltene Erscheinung, die es begreiflich macht, daß unser Dichter so sehr von ihr getroffen worden. — „Ich hatte in Weimar Stunden“, so schrieb mir Hebbel aus Gmunden, „wo mir der Unterschied zwischen Leben und Poesie vollständig verschwand, und ich würde kein schlechter Poet sein, wenn ich das, was ich in diesen empfing und gab, wiederzugeben vermöchte. Doch thut es auch nichts, wenn sich die Brust darüber, wie über einen wunder-

baren Nibelungenhort zusammenschließt, der nur blitzen, aber nicht gehoben werden soll."

Der Erfolg der Genoveva in Weimar war ein wirklicher, kein Scheinerfolg. Die Weimaraner sahen das Stück mit verwunderten Augen an, acceptirten es aber, und das wilde, seltsame Drama, sagte Hebbel, mit seinem echten Feuer und seinen spizen dialektischen Auswüchsen hatte die Wirkung, die er für die beste halte: Spannung, die den Odem fast beklemmte und unbeirrte Aufmerksamkeit. „Was will ich mehr von den Gespenstern, die ich auf dem Hamburger Stadtdeich heraufbeschwor?" Der Großherzog, welcher abwesend war, telegraphirte an Dingelstedt aus Luzern: „Genoveva am Dreißigsten wiederholen, Hebbel festhalten." Am Dreißigsten wurde das Drama wiederholt und der Großherzog bezeugte Dingelstedt schon nach dem dritten Act seine hohe Zufriedenheit; zwischen dem fünften und dem Nachspiele ließ er Hebbel in seine Loge hinaufrufen. Hier sagte er ihm, indem er seine Verbeugung dadurch abschchnitt, daß er ihm freundlichst die Hand reichte viel Anerkennendes und wirklich Einsichtiges über das Stück; er meinte, Hebbels Lebensschicksale hätten daran wohl mitgearbeitet; was gewiß ein feines Auge bezeugt. Sodann überreichte er ihm den Orden seines Hauses, den Wunsch hinzufügend, daß er der Devise treu bleiben möge. Dies Alles geschah auf eine so schöne und liebenswürdige Art, daß es den Dichter innerlich berührte und er von Herzen danken konnte. Darauf sagte der Großherzog, er müsse leider den nächsten Tag verreisen, wünsche aber doch, ihn noch einmal bequemer, als es in der Loge geschehen könne, zu sprechen.

Bei der greisen Großfürstin im Belvedere wurde Hebbel zwei Male zur Tafel gebeten. Das erste Mal, als er hinausfuhr, war ganz Weimar auf den Beinen. Nachdem die Großfürstin erschienen war, sprach sie mit Jedermann ein paar Worte,

dann sah sie mit ihren Gästen von einem Fenster aus einem Volksfest zu, das zu Johannis alljährlich wiederkehrt. Gärtner und Jäger tanzten auf dem Plan in wunderlichen Costümen, Einer stellte, dick ausgestopft, den Bacchus vor, ein Zweiter kam herauf und überreichte der Großfürstin einen Strauß. Die Scene erinnerte unseren Dichter stark an eine im Wilhelm Meister. Nach der Tafel, beim Kaffee, wandte sich die Großfürstin abermals zu ihm und sprach mit ihm eine volle Viertelstunde. Aber von Allem, was er erwiderte (denn sie war taub), verstand sie keine Sylbe und mußte daher, wenn ein Thema erschöpft war, immer gleich wieder ein neues auf's Tapet bringen und dies kostete ihr ersichtlich große Mühe. „Ich dachte fortwährend“, sagt Hebbel, „das ist die Tochter Kaiser Pauls, der ermordet wurde, indessen man ihr als kleinem Mädchen im Nebenzimmer laut Klavier spielte, damit sie das Todesächzen des erwürgten Vaters nicht höre; das ist die Schwester des gewaltigen Nicolaus, der ein so plötzliches Ende fand, wie ein Schieferdecker; das ist dieselbe Maria Paulowna, an die Schiller vor mehr als einem halben Jahrhundert die Huldigung der Künste richtete! Trotz des modern frivolen Bodens, auf dem die Scene vor sich ging, war mir zu Muthe, als träumte ich von Shakspeare. Uebrigens ist sie trotz ihrer zweiundsiebzig Jahre eine imponirende Erscheinung, welche Hoheit mit Milde und Sanftmuth vereinigt.“

Liebevoll zuthunlich begegnete unserem Dichter der alte Kräuter, der Secretär Goethes, der ihm Vielerlei von dem Patriarchen erzählte. Noch im hohen Alter habe Goethe seine Meinung zuweilen mit einer solchen Stentorstimme erklärt, daß die Fenster klirrten und die Leute auf der Straße still standen. Auch hätten ihn Faust und Iphigenie eben so wenig als der große Ruhm und die weißen Haare verhindert, Bassen zu treiben und z. B. ein Rudel Knaben, welche Räuber spielten und deren

Hauptmann durch einen Zufall eingesperrt worden war, so lange über ihren Mangel an Muth und Treue herunter zu hungen, bis sie auf seine eigenen Kosten ein Fenster einschlugen und den Führer befreiten. „Leidenschaft und Rindlichkeit hieß es ehemals. Jetzt lautet die Parole: Raffinement und Diplomatie! Die Zukunft wird entscheiden, was am besten war.“

Auf das Liebenswürdigste benahm sich gegen ihn Frau Ottilie von Goethe. Seinen Wunsch: das Goethe-Haus zu sehen, erfüllte sie sofort. In einer Frühstunde trat er über die geheiligte Schwelle; der Kammerherr von Goethe begrüßte ihn schon auf der Treppe mit einem Salve! und führte ihn dann in Gemeinschaft mit dem Professor Schuchardt, dem eigentlichen Custoden, herum. Die Sammlungen interessirten ihn wenig. Erst als ihm die Wohngemächer aufgeschlossen wurden, das Arbeitszimmer und die kleine Schlafkammer, da überkam's ihn. „Ich sagte, dies ist das einzige Schlachtfeld, auf das die Deutschen stolz sein können, und es war keine Redensart. Als ich noch im Arbeitszimmer stand, ging in der Schlafkammer das geöffnete Fenster zu, und wie sich in Folge dessen das bis dahin vom Sonnenstrahl beleuchtete Bett allmählich verfinsterte, war es, als ob ein Schatten durch's Gemach schwebte und sich darauf niederlegte. Ein wunderliches Gefühl!“

Unter den vielen Personen, die er in Weimar bei Banketten und an Festabenden kennen lernte, hebe ich den jungen Poeten Adolf Stern hervor, weil derselbe nachmals in freundschaftliche Beziehungen zu Hebbel trat. Dieser hatte jüngst in der Illustrierten Zeitung Adolf Sterns episches Gedicht anerkennend besprochen. Stern flog an allen Gliedern und wurde todtenbleich, als er Hebbel vorgestellt wurde. „Er ist aber ein gar herziger Junge,“ sagte Hebbel, „und vertraute mir, nachdem ich ihm durch einige Scherze wieder zu Athem verholfen, daß er in Zittau,

wo er lebt, Vorlesungen über mich gehalten habe.“ — In Jena besuchte Hebbel Niemand, als Kuno Fischer, bei dem er auch aß. Fischer sei ein noch junger Mann von vielem Geist und einer schönen Energie des Ausdrucks. Mit Vergnügen hörte Hebbel aus seinem Munde, daß er ihn noch jetzt, wie vor zehn Jahren, für den einzigen Dichter Deutschlands seit Schiller und Goethe halte, der aus eigenen Mitteln lebe.

Nach der Zurückkunft des Großherzogs wurde er nach Ettersburg zur Tafel gezogen. Die Großherzogin, eine niederländische Prinzessin, heiteren, vergnügten Gesichts, unterhielt sich lange mit ihm und brauchte manche schallhafte Wendung. Unter Anderem sagte sie, auf Wien und Wiener Verhältnisse übergehend, sie habe gehört, die elegante und die geistreiche Gesellschaft sei dort schroff geschieden. Hebbel antwortete, wir würden in Wien allerdings nicht verwöhnt.

Der Sturm der ihm erwiesenen Ehren erweckte in ihm nachgerade die Sehnsucht nach Frau und Kind; ein Gefühl, meinte er, wie die erste Regung des Erwachens aus einem phantastischen Traum. Bald saß er wieder in seinem Häuschen am Traunsee und genoß, was die Liebe der Seinigen ihm Alles zubereitet hatte, während seiner Abwesenheit: „Ich habe zunächst für ein großes, bequemes, schön austapeziertes Arbeitszimmer zu danken, das mir bereits ausnehmend zu Statten gekommen ist: Nur ein Tisch und ein Stuhl, so wie ein Büchergestell, stehen darin und wenn ich auch Rothschilds Schätze hätte, so sollte nicht mehr hinein. Rosen und Lilien umspinnen die Fenster, mein Töchterchen hüpfet fünfzig Mal des Tags vorüber und haucht mir zuweilen, wenn ich gerade hinaus schaue, einen Kuß auf die Lippen. Das ist auch etwas . . .“ Seiner leidenschaftlichen Neigung zum feuchten Element gemäß, ging er zwei Mal des Tages bald in die Traun, bald in den See und er hätte in schlaflosen Nächten

es gerne noch ein drittes Mal gethan, wenn er nicht seine Familie dadurch hätte stören müssen. Das Wasser, sagte er, gewinne es immer mehr über ihn, es sei wohl ein Jugendzug; übrigens habe er im Schwimmen auch ziemlich zugenommen und kenne nichts Angenehmeres, als bei bedecktem Himmel in die grüne Wüste hinaus zu steuern. Er war ein Naturschwimmer, und griff mit Armen und Beinen gewaltig aus, indem er sich durch die Fluth vorwärts arbeitete. Die blauen Augen des empor gereckten Hauptes leuchteten vor Wonne, je mächtiger die Wogen um ihn zusammenschlugen.

Zwischen die Nibelungen-Dichtung, die, wie er sich nun überzeugt hatte, zu einer Trilogie sich erweitern müsse (das Vorspiel und Siegfrieds Tod waren, wie wir wissen, vollendet) schob sich jetzt ein Demetrius. Zwei Acte hatte er noch in diesem Jahre abgeschlossen. Der Wunsch des Großherzogs, Hebbel möge zum Schiller-Jubiläum in Weimar einen Demetrius dichten, und die Beziehungen zur Prinzessin, deren Mutter einem der ältesten polnischen Adelsgeschlechter entstammte, waren äußere Anregungen, einen Gegenstand zu behandeln, den seine Phantasie längst bildsam umschmeichelt hatte. Die Sittenatmosphäre des Landes, dem ein dramatischer Held angehört, war ihm seit jeher vor Allem wichtig. Als ich daher eines Tages den Gedanken aussprach, wir sollten Beide einen Herbstausflug nach Krakau unternehmen, der koste nicht viel und werde seine Einbildungskraft befruchten, da war er augenblicklich dabei und fand den Vorschlag unvergleichlich. Im September fuhren wir denn zusammen in die einstmalige Stadt der Jagellonen. Die abenteuerlich zusammengestrickten Costüme verwahrloster Sarmaten, die durch die Straßen Krakaus schweiften oder auf Kleppern vorüberjagten, am Sonntag, nach der Messe die aus der Kirche kommenden Landleute der nächsten Umgebung, mit wunderbarlich

geschlungenen Tüchern oder Mützen auf dem Haupte, keck unzufriedene Blicke werfend, die ruhigen Häuser, über deren Thoren hin und wieder eine von Lämpchen matt erleuchtete Blende sich befand, die eine weiße oder auch schwarze Muttergottes hütete, diese Farben und Figuren versetzten Hebbel in jene historisch-poetische Stimmung, welche auch dem Geschichtschreiber frömmen würde. Sein erster Gang mit mir am Tage nach unserer Ankunft in Krakau, war in die alte Burg und Kirche der polnischen Könige. Hier zeigte sich wieder einmal seine Doppelnatur. Draußen, Angesichts der Burg, empörte er sich über die aus den Fenstern des ehrwürdigen Schlosses herunterbaumelnden Tornister und im Winde flatternden Bekleidungsstücke der Soldaten (ein Anblick, den man dazumal auch am Canal grande in Venedig genießen konnte), als aber Hebbel eine halbe Stunde darnach die alten Kelche, Messgewänder, edelsteingezierten Schwerter und Binden sich zeigen ließ und der Custos, der sehr gut deutsch sprach, um einiger polnischer Herren und Damen willen, welche gleichfalls die Schätze besahen, alle seine Erklärungen in der Landessprache allein zum Besten gab, da stürzte die Blutwelle des Zorns über des Dichters Gehirn, und er rief knirschend aus: „Sie suchen vielleicht, lieber Kuh, die Krone der Jagellonen! die ist nicht hier, die ist bei uns in Wien. Und so ist es auch recht! Die Krone der Jagellonen gehört nach Wien — die Soldaten des Kaisers von Oesterreich gehören nach Krakau!“ Man hatte um uns herum die Worte verstanden; die Fremden drückten sich bald, und der betroffene Custos wollte nun unter Verbeugungen seine erklärenden Bemerkungen, in's Deutsche übertragen, fortsetzen. Hebbel jedoch erwiederte verächtlichen Blicks: „Bemühen Sie sich nicht, wir haben genug gesehen! Führen Sie uns in die Königsgruft hinunter, aber stören Sie uns dort nicht durch Ihre Reden!“ Sinnend stand der Dichter an den Särgen, wie er

oben im Schiff der Kirche, die Arme vor der Brust in einander geschlagen und gleichsam traumumspannen gestanden hatte. Also hier, sagte er leise beim Herausgehen, sind Demetrius und Maryna getraut worden! „Zerbrochene Kronen“, so schrieb er an die Prinzessin, „verblaßte Prachtgewänder, eingerostete Schwerter haben mich von jeher magisch gefesselt; ich bin ein geborener Schatzmeister, denn ich erblicke in diesen Dingen die letzten und einzigen Bewahrer unaufhaltsam vorüberrauschender und nie wiederkehrender Zustände, sie sind für mich wahre Särge der Zeit.“ Abends gingen wir in das Judenviertel, der Kasimiersz genannt. Ein summender und surrender Drohnenschwarm in der Höhlung eines Baumes. „Wechslerinnen“ und „Factoren“, welche zu jedem Geschäft bereit sind, traten uns unablässig, widerwärtig, zudringlich mit Fragen an. In mancher der schmutzigen Buden erblickte man vier Generationen: an der Schwelle kauend den Großvater mit schneeigem Haar, Gebete murmelnd, im Hintergrunde den auch schon betagten Vater handtierend und neben ihm Tochter und Enkelkind. Die Sonne schickte eben ihre letzten Strahlen auf den Kosciuszko-Hügel, als Hebbel plötzlich, nachdem er eine Weile schweigsam neben mir einhergeschritten, die großartig schöne Rede des Caplans in den Nibelungen zu recitiren begann:

In Knechtsgestalt zu uns herabgestiegen,
Hat er die Schuld der Welt auf sich genommen,

u. s. w., wobei Thränen in seine Augen traten. — Hebbels Wunsch: den nächsten russischen Grenzort und dort Kosaken zu sehen, wurde trotz der Zusicherung eines gemüthlichen Polizeicommissärs, welcher uns Passirscheine in Aussicht stellte, zunichte. Aus Wieliczka zurückgekommen, wo ein eben abgehaltener Jahrmakkt beinahe die ganze Palette polnischer Sitten- und Costüme-

farben dem Dichter gezeigt hatte, brachte der zuckersüße Verdachtsmensch allerlei Entschuldigungen und Ausflüchte vor, warum wir die Passirscheine jetzt nicht erlangen könnten. Hebbel war verdrießlich, meinte aber zuletzt, er bringe in seiner Weidmannstasche noch immer genug heim.

Ein, der Gattung nach aus Hebbels Kreise weit hinausfallendes Werk, das er Achtzehnhundertachtundfünfzig ausführte, ohne biographischen wie ohne künstlerischen Belang, muß denn doch der Vollständigkeit wegen erwähnt werden, der Operntext: Ein Steinwurf oder Opfer um Opfer. Anton Rubinstein hatte ihn darum ersucht und ihm das Thema vorgeschrieben. Da Hebbel achthundert Goldgulden dafür erhielt (mehr als für Judith, Genoveva, Maria Magdalena, Gedichte und Diamant zusammen), so übernahm er die Aufgabe und redete sich im Fortgange der Arbeit ein, sie habe auch dichterischen Werth. Wer sie kennt, der wird Rubinstein zustimmen, daß sie in dieser Form unbrauchbar sei. Rabbi Löw, der Stern von Prag genannt, ist der Held, den Hebbel sich verlieben läßt! Man stelle sich einmal einen auf der Bühne singenden verliebten Rabbiner vor!

Das Jahr Neunundfünfzig war ergiebiger an productiven Stimmungen, als er erwartet hatte. Vom Demetrius entstand ein neuer Act, von der Tragödie Kriemhilds Rache wurden drei Acte vollendet. Nie arbeitete ich mehr in Einem Zuge, sagte er, nie hat mich ein Werk aber auch so angegriffen; ich habe Abends ordentlich Fieber. In den poetischen Ruhepausen arbeitete er verschiedene kritische Aufsätze, die er nothgedrungen auf sich genommen hatte. Er unternahm dergleichen Arbeiten ungerne, weil ihn hier eine Seite mehr anstrengte, als bei einem Drama ein ganzer Act. Vom dichterischen Geiste ergriffen, sprudelte es in ihm, wie ein unerschöpflicher Quell, und die Leichtigkeit der Gestaltung trat dann allzeit hinzu. Die Mehrzahl jener Aufsätze

leidet an einer Wortkargheit, namentlich wo die Mittelglieder des Gedankens sollten anschaulich gemacht werden, daß sie nur dem ernstesten Leser in allen Theilen vollkommen verständlich werden konnten. Als die bedeutendsten wären jene über Dingelstedts Gedichte, über den Briefwechsel Knebels mit seiner Schwester Henriette und über M. Lazarus' Leben der Seele zu bezeichnen. Das letztgenannte Buch besprach er zweimal, ausführlicher in Kolatscheks Stimmen der Zeit, aphoristisch in der Illustrierten Zeitung. Lazarus' Abhandlung über Geist und Sprache zählte er zum Tiefstinnigsten, was jemals über diese geheimnißvollste aller Materien geschrieben worden.

Aus dem von beiden Seiten mit Lebhaftigkeit unterhaltenen Briefwechsel zwischen ihm und der Prinzessin empfing er menschliche, wie dichterische Erquickung. Die feinen, den Mittelpunkt des Kunstwerks treffenden, wengleich hie und da überschwänglichen Urtheile der lieblichen Correspondentin, ihre vornehm anmuthige Gabe, jedes kleine Erlebnis, jede Situation oder Persönlichkeit, die sie schilderte, in wenigen farbigen und großen Strichen, aller descriptiven Plauderhaftigkeit und allem gelehrten Weiberthume fremd, unbefangen hinzustellen, bestärkten unseren Dichter in den Gefühlen und Ueberzeugungen, die er aus Weimar mit fortgenommen. Er schickte ihr das Manuscript seiner Siegfrieds-Tragödie und freute sich des vollen Gegenklanges. Ihr sei nicht nur das Einzelne, ihr sei auch der Geist des Ganzen phosphoreszirend aufgegangen und er werde nun mit ungleich weniger Beklommenheit, als bisher, den Spruch der Welt über sein Wagestück erwarten, „denn was Sie bewegt kann nicht schlecht sein“.

In Wien wurde Siegfrieds Tod, den er mit ein paar höflichen Begleitungsworten einreichte, auf eine geradezu merkwürdige Art zurückgewiesen. Doctor Heinrich Laube gab den

Bescheid: er könne bei der obersten Behörde, nämlich dem Grafen Lanckoronski nicht zum voraus für den Erfolg des Stückes einstehen. Da gleichzeitig ein Drama eigener Factur Laubes, betitelt: Montrose, der schwarze Markgraf, nach dem Vorbilde des Fechters von Ravenna anonym „eingereicht“, am Burgtheater in Vorbereitung war, so beschloß ich, dem Director eine Falle zu legen. Ich brachte eine Notiz in die Zeitung, des Inhalts: Man verspreche sich von Montrose das Außerordentliche, auch habe sich Laube, sobald er das Stück gelesen, für den Erfolg desselben beim Oberstkämmerer-Amte verbürgt. Andern Tages erschien eine „offiziöse“ Berichtigung, worin es hieß: daß, wer die tausendfältigen Zufälle und Einflüsse kenne, von denen das Gelingen oder Mißlingen eines Stückes abhängig sei, sicherlich einem Bühnenleiter nicht zumuthen werde, die Gewähr für den Erfolg einer Theaternovität von vornherein zu übernehmen. Jenen Bescheid an Hebbel und diese Berichtigung Laubes an einander gerückt, veröffentlichte ein unserem Dichter zugeneigter angesehenener Journalist in einem großen Berliner Blatte. Hebbel schmunzelte, als ich ihm die Nummer zeigte, meinte aber, dergleichen sei Laube schon seit den Tagen seines schriftstellerischen Lenzes gewöhnt, als er die ersten Primeln pflückte, die Briefe eines Hofraths. — Der Gattin des Dichters, welche sich hinter dem Rücken ihres Mannes an Frau Iduna Laube gewendet hatte, damit sie den Director bestimme, Hebbel nicht derart methodisch zurückzudrängen, ertheilte Frau Iduna die Antwort: „Aber mein Mann liebt nun einmal die Stücke Hebbels nicht“. —

Im Sommer dieses Jahres befiel Hebbeln ein hartnäckiges und schmerzhaftes rheumatisches Leiden, das nicht einmal den Gmundener Soolenbädern weichen wollte. Er humpelte erbärmlich am Stocke einher. Mit dem eintretenden Herbste besserte sich der Zustand. Seine Frau, welche wünschte, daß er sich

Zerstreuung und Erholung gönne und daß ihm die Peinlichkeiten eines Wohnungsumzuges in Wien erspart bleiben, ermunterte ihn zu einer Reise nach Weimar. Dort aber waren gerade Zwistigkeiten zwischen den beiden ihm befreundeten Männern, Vizt und Dingelstedt ausgebrochen, was Hebbel auf das Unangenehmste berührte. Die Prinzessin hinwiederum theilte ihm mit, daß sie sich verlobt habe, und demnächst in die Ehe treten werde. Da ihm dieser Umstand eine Veränderung des harmlosen Verkehrs mit ihr bedeutete, so trachtete er rasch wieder Weimar den Rücken zu kehren.

Auf der Heimreise erblickte ihm ein Idyll, worin er selbst, ohne es zu wissen, den Mitspieler machte; ein Idyll, das alles Lautere und Schöne seiner Natur, wie in Theokritischer Einfassung, uns vor das Auge bringt. Er ging auf dem Perron des Weimarer Eisenbahnhofes auf und ab. Dasselbe that ein ihm fremder Herr, im Pastorskleide, der den großen blonden Mann antheilvoll betrachtete. Sie wechselten einige Worte über das lange Ausbleiben des Zuges. Dem Pastor fiel in Hebbels Blicken die beobachtende Aufmerksamkeit auf, womit er verfolgte was um ihn her geschah; und als das Gespräch sich lebhafter gestaltete, der scharfe und feine Sinn für Menschen und Verhältnisse und die dabei waltende kleine Zurückhaltung. Der Pastor sagte unter Anderem, Hebbel spreche ein so reines und natürliches Deutsch, aus dem er kein bestimmtes Land sich ableiten könne. Ja, entgegnete Hebbel, mit einem Anfluge von Ironie, Ihnen merke ich den Dialekt an, Sie sind vom Rhein, ich bin auch ein Deutscher, kein in Deutschland reisender Ausländer, wie Sie vermuthet haben, und Stolz, ja Selbstgefühl leuchteten aus seinen Augen, ich habe stets geglaubt, unsere edle deutsche Sprache rein sprechen zu müssen, ich bin ein Schleswig-Holsteiner. Da kam der Zug. Während der Fahrt bemerkte Hebbel, wie der Pastor

einigen jungen Mädchen gegenüber sich schämig freundlich benahm, und er neckte ihn auch nachmals deswegen mit discreter Schalkhaftigkeit. Sie reisten über Leipzig nach Dresden. Hebbel sagte, er wohne, wenn er nach Leipzig komme, gewöhnlich im Hotel de Bavière, heute aber wolle er nicht dahin, weil König Ludwig von Baiern dort absteigen werde, und er dann nicht ausweichen könnte, ihm seine Aufwartung zu machen. Das ist entweder ein künstlerisch bedeutender Mann oder ein Nennomist! dachte sich der Pastor. Er erwiderte, ihm selbst sei die Stadt Dresden empfohlen worden. Nun, versetzte Hebbel, da will ich's denn auch probiren. Ohne gegenseitig die Namen zu wissen, logirte sich Hebbel, nachdem er eine fragende Miene des Pastors beim Besehen des ihnen geöffneten Zimmers mit zwei Betten aus angeborener Gutmüthigkeit nicht verneinen mochte, in einer und derselben Stube mit dem unbekanntem Reisegefährten ein. Der Pastor erzählte ganz im Allgemeinen etwas von seinen Lebensschicksalen, auch daß er ein Jugendfreund Georg Büchners gewesen, doch war er noch immer mißtrauisch, indessen Hebbel freien Sinnes, ruhig und nicht ohne Wohlwollen den weltkundigen, aber ein Bischen weltlichen Mann Gottes neben sich gewähren ließ. Beide gingen am Abende in ein Gasthaus, Beide schliefen unter Einer Zimmerdecke. Am nächsten Morgen, als er den Pastor aus seinem Bett zu ihm herüber blicken sah, in der Meinung, Hebbel schlummere noch, weil dieser die Augen leise geschlossen hatte, fragte ihn Hebbel, theilnehmend, wie ein Bruder, ob ihn etwas bedrücke, weil er sich die Nacht über unruhig hin und her geworfen habe? — Der eigenen Störung der Nachtruhe gedachte er nicht. Dann theilte er ihm Mancherlei über seinen Aufenthalt in Kopenhagen, über die Güte König Christians des Achten gegen ihn mit, über die Verhältnisse in Wien und am Ende nannte er seinen Namen und seinen Beruf.

Der Pastor hieß L. W. Luct und hatte seine Pfarre in Wolfsfehlen bei Darmstadt. Auf dem Wege von Leipzig nach Dresden war Luct zu seinem freudigen Erstaunen Zeuge der Schlagfertigkeit Hebbels und seiner Energie, womit er zu demjenigen stand (diesmal dem Pastor), den er unter seinen Schutz genommen, auf die Gefahr hin, dadurch in eigene Fährlichkeiten zu gerathen. Die Sache betraf das ungebührliche und widerrechtliche Vorgehen eines Schaffners gegen Luct, dessen Rechte der Holsteiner zäh und erfolgreich vertheidigte. Im Waggon zog er, um zwei kleine Mädchen zu erheitern, die mit ihrem Vater eingestiegen waren, in dem innigen, ergreifenden Glauben eines Vaterherzens, wie Luct sich ausdrückt, einen von der Hand und Erfindung seines Töchterchens stammenden Reisepaß hervor, worin die gleichaltrige Christine alle Menschen aufforderte, Papa auf dieser Reise alles Gute zu erweisen. „Es trat überhaupt Jedem, der den Menschen im Menschen bei ihm suchte“, sagte Luct, „eine wohlthuende und echte Schlichtheit und Genügsamkeit an häuslichem und stillem Glück aus seinem Thun entgegen.“ — In Dresden war Luct völlig aufgethaut und weihte den Dichter in seine Jugend ein. Aus dem Leben Büchners gab er ihm interessante Details, über dessen skeptische Eigenart, womit er sowohl seine eigene Zerfallenheit, als auch die philosophischen Terminologien verspottete, über Büchners Verwicklungen in das Frankfurter Attentat, über dessen Angst, Verfolgung und Flucht, sowie den heilenden und befreienden Einfluß seiner Braut und die schließliche Annäherung an den christlichen Glauben durch die Paulinischen Briefe. In einer Dresdener Restauration lernte der Pastor Karl Gutzkow kennen, der sich mit Hebbel dorthin bestellt hatte. Den Eindruck Gutzkows auf ihn gab er folgendermaßen wieder. „Die sehr charakteristische Physiognomie und Haltung Gutzkows trat mir anfangs als ein absichtliches Räthsel

entgegen, aber als ein solches, dessen Sinn man ahnt. Sein Auge wacht über sich und die Menschen ihm gegenüber. Er verrieth damals ein festes, aber gereiztes Selbstgefühl — wie im Vertheidigungszustand, aber wenn es sein müßte, zum Ausfall bereit und nicht gewillt, sich das Mindeste gefallen zu lassen. Dabei geistig beweglich und gewandt. Er schien mit sich abgeschlossen zu haben und nicht zufrieden mit der Welt zu sein, die ihm etwas schuldig sei — doch resignirt und der Gerechtigkeit beflissen gegen Andere.“ Es war noch ein Viertel in der Gesellschaft, ein feingebildeter Lehrer an einer höheren Schule in Dresden, dessen Namen Luck entfallen ist. Der Abend, der sich traulich angelassen hatte, sollte aber noch einen sehr bösen Anstrich bekommen und das bisherige Idyll grausam abbrechen. Gutzkow lenkte das Gespräch auf mich, um einer Anzeige willen, die ich auf seinen dringenden Wunsch über den ersten Band des Zauberers von Rom veröffentlicht hatte. Diese Anzeige war in der anständigsten Form gehalten, vielfach anerkennend, aber auch mit einer Hindeutung auf den nicht vollen Dichter in Gutzkow. Freilich war dies Gutzkows wundeste Stelle. Denn die Kette eines unberechtigten Dichterehrgeizes schleppte er bis in sein Alter hinein, und noch bei seinem letzten Athemzuge wird diese Kette raffeln. Als nun Hebbel „die Gediegenheit seines jüngeren Freundes geltend machte“ (ich erzähle mit Lucks Worten), da warf Gutzkow hin, er könne bei ihm nichts finden, als eine etwas verfeinerte Commisbildung. Da blitzten Hebbels Augen, seine Stirn röthete sich, die Stimme wurde tiefer und ernster, seine Sätze kürzer, unumwundener, männlicher. Es war Hebbel im Zorn. Gutzkow richtete sich ihm gegenüber scheinbar besonnen, gemessen höflich auf, seine ganze innere Persönlichkeit in Blick und Haltung wider ihn kehrend, und rief, verständig, versöhnlich, aber nicht ohne verletzenden Ausdruck: „Sind das griechische

Sitten?" Hebbel stieß ihm das Wort entgegen, er könne sich nicht durch die gewöhnlichen Regeln bestimmen lassen, wo ein abwesender Freund, der von ihm zu jener Kritik ermuthigt worden, ein junger Mann, von dessen Werth er überzeugt sei, dermaßen angegriffen worden. Da müsse er sich ohne Rückhalt aussprechen und sich ehrlich seiner annehmen. Es gebe Momente, wo es Noblesse sei, einmal auch auf die Tischplatte zu schlagen. Ihm bleibe nichts übrig, fügte er, aufstehend, hinzu, als aufzubrechen und zu scheiden. Alle Vier erhoben sich, die Hadernden schritten voraus, noch weiter in den Streit sich versenkend aber maßvoller und sachlich, ohne daß es, natürlicher Weise zu einer Einigung gekommen wäre. „Das ganze Erlebniß“, sagt Lutz, „der in voller Stärke hervortretende Gegensatz der Charaktere, der aufrichtige Wunsch der beiden Andern, zu versöhnen, das Abenteuerliche des Zusammentreffens dieser vier so verschiedenen Repräsentanten deutscher Bildung, der dunkle Himmel und die helle Beleuchtung der von heimgehenden Bürgern durchwandelten Straßen des alten Stadttheils — das Alles machte einen unvergeßlichen Eindruck auf mich. Wenn dergleichen zu Shakespeares Zeiten in London oder Verona geschehen wäre, so hätten wir das Duell der Edelleute gehabt sammt den Secundanten. . . Auch die Schreibenden haben nicht aufgehört, ganze und lebendige Menschen zu sein, und sie schämen sich nicht und brauchen sich nicht zu schämen, dies eintretenden Falls vor der Welt zu beweisen. . .“

Diesmal knüpfte Hebbel mit Hermann Hettner, welcher Director der Museen war, das in Italien kaum angespinnene und auch schon wieder abgerissene Verhältniß von Neuem an. Er freute sich der nach Neapel zurückreichenden Erinnerungen, er freute sich der beiderseitigen Uebereinstimmung in den Grundprincipien und hoffte auf einen fruchtbaren schriftlichen Verkehr

mit einem Manne, den er um seiner Bestrebungen und Gaben willen zu schätzen nie aufgehört hatte. Gütig, wie Hebbel war, brachte er Luch mit dem trefflichen Gelehrten gleichfalls zusammen und erleichterte ihm dadurch den Besuch der Museen, welche den Pastor besonders anzogen. Luch verweilte länger in Dresden, als Hebbel und verabschiedete sich von dem Dichter auf dem Bahnhofe. Der letzte Ausdruck seines Angesichts kam ihm sehr ernst vor, „wie der eines Mannes, der mit seiner letzten Kraft kämpft“.

Luch hatte einen Anflug der Hilfsbedürftigkeit und zu jener Zeit war er überdies in einem Zustande religiöser Unsicherheit, von Glaubenszweifeln unheimlich bedrängt. Wie zuweilen der Müde zeigen will, daß er seine Kräfte noch beisammen hat, so suchte Luch in der mit Hebbel eröffneten Correspondenz, seiner erschütterten Seelenruhe ein Gegengewicht zu bieten, indem er halb und halb das schwache Christenthum Hebbels bemängelte und schrittweise vom Bedauern zur Anklage, ja wohl auch zum kecken Angriff weiter ging. Aus den Dichtungen Hebbels, die er sich nun angeeignet hatte, wollte er jenes schwache Christenthum wahrgenommen haben. Hebbel war anfänglich billig und duldsam, und erst als seine Einwendungen und Aufklärungen nur Mißverständnisse in Luch nährten, da fuhr er heftiger drein und wies mit nachdrücklicher Entschiedenheit, wenngleich noch immer menschlich wohlwollend, den unerbetenen Richter zurück. Er sagte dem aus unklaren Gefühlen und sentimentalen Regungen herauspolternden Pastor das Mämlische, was er zwei Jahre früher dem starrgläubigen, mit geschichtlicher und theologischer Bildung bewaffneten Friedrich von Uechtriz gesagt hatte, der durch die Balladen: Vaterunser, Virgo et mater als Christ, als Frommer, verletzt worden war. Die christlichen Symbole, die für Hebbel nur poetischen Werth hatten, gleich den Sinnbildern jedes andern

religiösen Bekenntnisses, besaßen für Uechtriz die Bedeutung einer geistigen Realität; worin Hebbel nur Aeußerungen des ewigen Dranges nach der Erkenntniß des Unerkennbaren und Spiegelungen der Phantastiebilder des fragenden Menschen erblickte, dort pflanzte Uechtriz die christliche Offenbarung auf. Ueber den höchsten ethischen Repräsentanten kam Hebbel bei Christus nicht hinaus; Uechtriz hielt den Gottmenschen fest, als das Fundament der Welt. „In ihm und durch ihn“, so lautet eine Briefstelle, „ist uns das innerste Wesen Gottes in seiner reinsten Lauterkeit, und zwar nicht als Begriff, sondern als Leben, als ein menschlich persönliches, geistig natürliches Leben offenbar geworden. Da haben Sie das, was mir der Kern der Offenbarung in Christo ist . . .“ In sehr umfangreichen Schriftstücken wurde diese Materie zwischen Hebbel und Uechtriz durchgearbeitet, ohne daß das Ergebnis etwas Anderes als ein Waffenstillstand freundlichsten Charakters gewesen wäre. An sich ist diese religiöse Controverse interessant, wie jeder von zwei hervorragenden Männern mit dem Aufgebote ihres Intellects geführte Kampf. Aber biographisch erheblich ist sie für uns nicht. Denn Hebbel schlug sich hier um Ueberzeugungen, die längst in ihm unverrückbar feststanden, um Fragen und Probleme, die er schon in München, Achtzehnhundertsiebenunddreißig, abgethan hatte. — Dem Pastor in Wolfskehlen bemühte er sich deutlich zu machen, daß die Poesie das Primäre sei und daß aus ihr alle religiösen Mythologien, auch die christliche, hervorgewachsen wären; ferner, daß der Künstler, vermöge seiner Anlage und Aufgabe gar nicht irreligiös sein könne, wiewohl dies nicht auch den Glauben an ein bestimmtes Dogma in sich schließe; endlich, daß der ethische Mensch dem gläubigen Menschen auch nicht im Mindesten nachstehe. „Auf Ihrem Standpunkte sind Sie des persönlichen Gottes und des unsterblichen Menschen gewiß; auf

dem meinigen ist Alles Geheimniß und jeder Versuch, das Welt-räthsel zu lösen, ein Gedankentrauerspiel, nicht, wie Sie mich corrigiren, bloßes Drama und noch weniger Hymnus. Auf welcher Seite sich die größere Demuth findet, lasse ich dahingestellt, obgleich Stolz und Eigensucht bei dem, der weiß, daß er gar nichts weiß, unmögliche Eigenschaften sein dürften . . . Ich habe Sie nicht darüber zur Verantwortung gezogen, daß Sie glauben, was ich nicht glaube, sondern Sie mich darüber, daß ich nicht glaube, was Sie glauben. Ich habe mich einfach vertheidigt und schon dies hätte ich, ohne Ihnen irgendwie zu nahe zu treten, ablehnen können, denn jeder Bekehrungsversuch ist ein Griff in Herz und Eingeweide hinein, und ich brauche mir das Nitzeln mit einem Secirmesser nicht darum gleich gefallen zu lassen, weil derjenige, der es ansetzt, es in guter Meinung thut . . .“

— Das Suchen nach Wahrheit, sagt Gottfried Keller, ist immer ohne Arg, unverfänglich und schuldlos; nur in dem Augenblick, wo es aufhört, fängt die Lüge an bei Christ und Heide.

Auf der politischen Bühne waren inzwischen große politische Ereignisse vorübergezogen. Napoleon der Dritte hatte sein Heer nach Italien geführt und Oesterreich die Lombardei entrissen. Hebbel stand mit seinem ganzen Herzen zu uns, denn er liebte die Italiener nicht und hatte immer gewünscht, daß Oesterreich mit altrömischer Strenge in Lombardo-Venetien auftreten möge. Er war entrüstet über Preußen, das den Bruder, wie er die Verhältnisse mißkennend sich ausdrückte, von der Faust des ruchlosen Emporkömmlings niederschlagen ließ, ohne sich zu rühren. Auf das Heftigste sprach er sich gegen Uechtritz über Preußen aus; dieser aber gehörte zu den Gothaern und sah mit Mißvergnügen, daß unser Dichter auch in politischen Fragen ganz und gar von seinen Ueberzeugungen abweichend dachte und fühlte.

Wie Achtzehnhundertneunundvierzig auf die blutigen Kriege in Italien und Ungarn das Goethe-Jubiläum gefolgt war, schwer undunkelt von den Schatten der Zeit, so folgte jetzt auf Solferino und Magenta das hundertjährige Geburtsfest Schillers. Diesmal aber lief die Dichterfeier nicht kühl ab wie dazumal: Bankette, Festvorstellungen und Fackelzüge wurden pomphaft in Scene gesetzt, und da mit der Niederlage der österreichischen Waffen in Italien auch Bach und dessen System gefallen war, so übten sich die Sonntagsredner wochenlang vorher darauf ein, um sich gegenseitig in freiheits- und lichttriefenden Phrasen zu überbieten. Im Theater an der Wien, das zu einem Saale umgeschaffen worden, hatte Herr Franz Schufella die Rolle des Fortschritts-Basquino übernommen und donnerte seine Achtundvierziger Redensarten in das applaudirende Publikum hinein. Die Worte, mit denen er anhub, lauteten: „Die erhabenste Erhabenheit ist ein Volk in seiner Erhebung“. Von Schiller selbst kam blutwenig vor. Bei dem Bankette im Sophiensaaie hatte sich Doctor Heinrich Raube der oratorischen Führung bemächtigt. Sehr vernehmbar betonte der kaiserlich-königliche Beamte, indem er die Freiheit nannte, „die gesetzliche, sittliche und germanische“, welche der Feind des „kurzathmigen Aufruhrs“ sei. Seine politische Privatklugheit zeigte er aber auch durch die Art, wie er die Kernpunkte einzelner Dramen hervorhob: im Fiesko liege der Schwerpunkt der Idee im alten Doria; der Nerv des Tell liege im Attinghausen; die Pulsader der Stuart-Tragödie in der Vaterlandsliebe der Königin Elisabeth!! Auch Herr von Schmerling, der sich schon auf dem Ministerstuhle sitzen sah, erschien unter den Sprechenden und deutete auf das unerläßliche Bündniß Oesterreichs mit Deutschland hin, ohne darum vom Oesterreichthume ein Quentchen aufgeben zu wollen. Reminiscenzen aus der Paulskirche. Nachdem die politisch-literarischen Reden zu

Ende waren, kamen die Schiller-Toaste an die Reihe, und an diese schloßen sich in unschicklichster Verkennung des gewählten Moments zwei Krönungen österreichischer Dichter: Heinrich Laube reichte den Kranz Grillparzern dar, worauf sich Franz von Hermannsthal bemüßigt fühlte, Friedrich Halm mit dem Zweig der Unsterblichkeit zu schmücken.

Unsern Dichter hatten die verschiedenen Comités so nebenbei zur Theilnahme aufgefordert. Hebbel aber wußte zum voraus, welche Personen im Vordertreffen stehen würden, und blieb darum allen öffentlichen Kundgebungen der „Begeisterung“ ferne. Nur beim Fackelzuge schritt er gleichfalls, die Leuchte in der Hand, unter den Tausenden einher. Im Burgtheater, wo ein Festspiel Halms und das Demetrius-Fragment gegeben wurden, war er von diesem wieder so tief ergriffen, daß er zu mir sagte: Es fragt sich noch sehr, ob nicht Schiller mit seiner wie die See-woge fortreisenden, typischen Behandlung des Dramas Recht hat und ob unser Einer nicht auf der falschen Fährte ist! Als ich in einem der Zwischenacte bedauerte, daß er nicht doch auch zum Preise Schillers, wie zu jenem Goethes, eine poetische Gabe dargebracht habe, da erwiederte er die tiefsinnig schönen Worte: „Weil ich Schillern doch nicht so hätte preisen können, wie Goethen! Glauben Sie aber deshalb ja nicht, daß ich es an unserem Volke nicht hoch ehre, gerade Schiller zu seinem Liebling sich erkoren zu haben! Stellen Sie sich die verwahrloste Nation vor, welche dem Dichter der Klärchen, Ottilien und Philinen solche Entzückung entgegenbrächte, wie dem Dichter der Glocke, des Spaziergangs, des Wallenstein und des Tell! Denn dorthin, wo der wirkliche große Goethe sitzt, der allerdings unvergleichliche Bildner der Klärchen und Ottilien, dringt das Auge der Masse nicht, kann es nicht dringen. Wir müssen uns also der begeisterten Liebe freuen, womit das deutsche Volk das

streckenlose Gemüth und den ungeheuern Schwung, der Schiller trägt, instinctiv zu würdigen versteht.“ Die Macht und der Adel des Schiller'schen Individuums erregten überhaupt oft und stürmisch Hebbels Seele. So rief er einst, nachdem er, vielleicht zum hundertsten Male, das ihm theuerste Gedicht: den Spaziergang gelesen: „Dieser heilige Mann! wann hätte er auch nur in einem einzigen Vers, das persönliche Leiden seines Lebens berührt! Immer hat das Schicksal geglückt und immer hat Schiller gesegnet!“

Diesem weisevollen Abend, den ich im Burgtheater an Hebbels Seite genoß, folgte wenige Wochen darnach ein nicht minder erhebender, indem ich neben ihm einer Darstellung des Lear durch Anschütz beiwohnte. Jede Fiber seines Wesens zitterte, sein Gesicht hatte etwas Verklärtes, sinnend-beseligt, als ob er selber producirte, war sein Kopf sanftlich zur Seite geneigt, er saß, wie unter einem Nieselregen dichterischer Eindrücke, denen sich jene hinzugesellten, welche der letzte große Tragöde der deutschen Bühne auf ihn ausübte. „Als ob man träumen würde! als ob man träumen würde!“ so sprach Hebbel einige Male bewunderungstrunken vor sich hin. Dieser Abend ist mir doppelt und schmerzhaft denkwürdig, denn er bezeichnete das letzte intime Zusammensein mit Hebbel. Vierzehn Tage später trat der Bruch zwischen mir und ihm ein; und erst auf seinem Sterbebette reichten wir einander wieder so herzlich, wie jemals sonst, die Hand. Hier ist der schickliche Ort, über mein elf Jahre dauerndes Verhältniß zu ihm das Nöthige zu sagen.

In einem der Briefe Hebbels an mich kommen die nachstehenden Worte vor: „. . . aber ich will Ihnen die Versicherung, die Sie zu wünschen scheinen, augenblicklich geben, die Versicherung, daß ich unter allen Umständen für Sie bleibe, was ich war. Wie könnte das auch anders sein; uns bindet das Ewige und Unver-

gängliche, das wir alle Beide mit Ernst und Eifer suchen, weil wir nur daran unsere Befriedigung finden, und solch' ein Band wird aus demselben Grunde mit den Jahren immer fester, aus welchem alle übrigen sich lockern. Alles, was sich auf der Oberfläche der Erde herumdreht, Schäfer und Jäger, Fischer und Gärtner, zankt und hadert mit einander, aber die Bergleute in ihrer Nacht leben in Frieden und gewiß fiel in einem Schacht noch nie ein Mord vor. Halten Sie sich meiner daher sicher. .“ Diese Brieffstelle spricht die Seele meines Verhältnisses zu Hebbel aus. Wenn demnach auf den folgenden Blättern dasselbe in den Vordergrund meiner Erzählung tritt, so bedeutet dies nicht zugleich ein Hervorkehren meiner Person; so wenig als die hie und da unausweichbare Verknüpfung meiner individuellen Zustände mit denen unseres Dichters von diesem irgendwie ablenken wird. In dem Fragment eigener Bildungsgeschichte, welche ich hier berühren muß, soll der Leser hoffentlich die Grundzüge Hebbels wiedererkennen, und zwar von neuen Seiten, in bisher noch nicht beachteten Verbindungen. Mein Umgang mit Hebbel dauerte zehn Jahre und hatte mehrere Phasen. Da in diesen Zeitraum meine Entwicklung fiel, so hob sich von den stäten Veränderungen meines innern Lebens die Unveränderlichkeit der bereits ausgestalteten Natur Hebbels anschaulich und belehrend ab. Und da die erste Phase meines Verkehrs sich mit den Uebergängen verflocht, welche seinen Weg vom gewaltthätigen und leidenden Menschen zum maßvolleren und dankbar genießenden bezeichnen, so reichte meiner Bedürftigkeit die feinige, wenn auch wie von Oben hinunter, sozusagen collegial die Hand. Denn die Gleichheit oder Aehnlichkeit der Zustände verwischt die Ungleichheit der Kräfte und der Altersstufen. Ich war also sein Jünger und sein Freund, sein Schüler und sein vertrauter Genosse, ja nicht selten sein Beichtkind und sein Beichtiger zu einer und derselben Zeit.

Schon im zweiten Jahre meines Verhältnisses zu ihm begann diese Vertraulichkeit. Die anderen jungen Freunde blieben in Betreff dessen allmählich immer um einen Schritt weiter hinter mir zurück, aber mit jedem solchen Vorsprunge, den ich gegen sie gewann, nahm meine Abhängigkeit von ihm zu, eine Abhängigkeit, welche viele Unbilden und Leiden mit sich brachte. Indem ich mich an die Anfänge meines Verkehrs mit Hebbel erinnere, leuchtet mir ein durchaus unbefangenes, ja kindliches Wohlwollen aus einer dunklen Wolke von herrischem Ungefüg entgegen. Ich empfinde es lebhaft nach, wie ihm meine Jugend Duldsamkeit auferlegte, ein vorsichtiges Berühren meiner Mängel, und wie er dennoch nicht umhin konnte, mich dann und wann für meine Unfertigkeit im vollsten Maße verantwortlich zu machen, gleichwie für einen begangenen argen Fehler. Alsdann schlug, was gestern milde Anleitung oder ruhiger Verweis war, heute in heftiges Gebieten, in harte Strenge um; das Nichtkönnen des jungen Menschen faßte er mit einem Male als ein Nichtwollen auf, um eben so rasch wieder zu billigen Anforderungen, einem freundlichen durch=die=Finger=sehen herunter zu gleiten. Von der Stimmung des Augenblicks hing es ab, ob er die muntern Schritte des Jünglings harmlos begleitete oder ob er ihn zwang, das Tempo seiner eigenen Gangart einzuhalten. Wenn er aber je nach den wechselnden Stunden die Abstände der Erfahrung und der Bildung, menschlich genommen, mehr oder minder beachtete und gelten ließ, so übersah er hingegen dieselben gänzlich als rein geistige Persönlichkeit. Sein Gespräch mit mir und den übrigen jungen Freunden beruhte auf den höchsten Voraussetzungen, bewegte sich in den Abkürzungen überlegener Betrachtung des Lebens und der Kunst. Der Grad des Verständnisses seiner jungen Zuhörer bestimmte bei ihm niemals die Wahl der Themen, die Ausdrucksweise, die Ideentiefe. Man merkte

ihm an, daß ihm an uns eine Ahnung der Erkenntniß genügte, daß die elektrische Wirkung des Empfangenen, in Einzelworten und Blicken sich äußernd, für seine Befriedigung hinreichte. Mitunter sagte er wohl: Nehmen Sie dies einstweilen unbesehen hin! oder: Sie werden schon einmal begreifen, was Ihnen jetzt noch dunkel sein muß. Und in der That, ich selbst erfuhr an mir später, daß Wurzel geschlagen, was damals auf unfruchtbaren Boden zu fallen schien, und klar stiegen vor mir Gedanken und Aussprüche empor, welche in den Tagen meiner Unreise wie aus weiter Ferne halb vernehmbar an mein Ohr geklungen hatten. Es wollte im Uebrigen etwas heißen, daß ein in lockerer Zucht aufgewachsenes Wiener Kind sich zurecht fand und ausharrte in Hebbels Bannkreise. Ohne die Fundamente gründlichen Unterrichts, mit den zusammengerastten Stücken der ehemaligen österreichischen Schulbildung ausgestattet, den begabten und beweglichen Dilettantismus theilend, der in meiner Vaterstadt heimisch war, hatte ich mich dem Dichter der Judith genähert, genußsüchtig in meiner Verehrung, indem ich ein Gastmahl erwartete, wo meine Phantasie schwelgen, wo meine Begeisterung für Hebbels Poesie von Rausch zu Rausch fliegen werde. Auf schwere Arbeit war ich nicht gefaßt, noch weniger auf die Nöthigung, eine Weile lang durch das caudinische Joch einer Disciplin gehen zu müssen, welche Hebbel um so rücksichtsloser handhabte, als er ihr seine eigene Natur unbarmherzig unterworfen hatte. In der allerersten Zeit behandelte er den gaukelnden Wiener in mir mit lächelnder Miene, schob er meine österreichischen Unarten ungefähr so zur Seite, wie man muthwillig verstreute Brosamen von der Tischdecke herabbläst. Ich diente damals noch wunderlichen Göttern, schwärmte noch einigermaßen für Nikolaus Lenau und Anastasius Grün. „Den Ersten lasse ich gelten, den Zweiten muß ich Ihnen streichen“, sagte

Hebel. Und nun stellte er neben die Gedichte des Gepriesenen zur Vergleichung einige Lieder Goethes oder Uhlands hin und hob deren Vorzüge beziehungs- und bedeutungsvoll heraus. Zuweilen kam er meinen falschen poetischen Liebhabereien auch scherzhaft bei. So bespöttelte er launig meine nicht geringe Meinung, die ich von dem Talent Deinhardsteins hatte, indem er behauptete, ich hätte, wenn ich das Außerordentliche bezeichnen wollte, stets die Phrase gebraucht: „Sophokles, Shakspeare, Sie und der Regierungsrath!“

Als jedoch das Verhältniß ein wärmeres und engeres wurde, da faßte er den Wiener in mir, wo er sich von der schlimmen Seite zeigte, nichts weniger als vorsichtig an. Alles Lässige, Flüchtige und Leichtsinrige in meinem Denken und Thun verfolgte er mit scharfem Auge und unerbittlich drang er auf Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit, Ordnung und Ausdauer. Ein mir geliehenes Buch besleckt zurückgeben, einen mir ertheilten Auftrag nicht genau ausführen, eine verabredete Zusammenkunft nicht präcis, geschweige gar nicht einhalten: dergleichen zog unvermeidlich die ärgsten Auftritte nach sich. Vertheidigungsgründe fertigte er mit den Worten ab, daß es Gründe für Alles gebe. Einer Abhaltung wegen ihn umsonst warten lassen, brachte mir Tags darauf den entrüsteten Ausruf ein: „in Fällen dieser Art entschuldigt nur ein Beinbruch!“ oder: „dies hätte ich mich Uhland gegenüber nie unterstanden!“ oder: „Wer sich Solcherlei gestattet, der wird auch in seinem ganzen Leben keinen ordentlichen Satz zu Stande bringen!“ In einer ungenau geschriebenen Adresse versicherte er den lotterigen Menschen zu erkennen und an die in Wien übliche Anrede: „Herr von Hebel!“ (mit Einem b) knüpfte er die ernsthaftesten Bemerkungen über die Schlachten, die Oesterreich verloren, über die den Wiener Poeten eigenthümliche Nachlässigkeit der künstlerischen Form und dergleichen mehr.

So gewiß es ist, daß Hebbel hierin keine Uebertriebenheit be-
urkundete, so wenig durfte man doch leugnen, daß er gerne
überall aus einzelnen Begehungs- oder Unterlassungssünden all-
gemeine Folgerungen ableitete, welche zugleich von seinen indivi-
duellsten Empfindungen gefärbt waren. Der Eine hat dies und
dies gemeint, darum muß dies und dies unfehlbar sich daraus
ergeben! Der und der hat jenes heute nicht gethan, also wird
es derselbe auch morgen und in alle Ewigkeit nicht thun: auf
solche Weise war seine inquisitorische Logik beschaffen. Mir
schnürte sie häufig die Seele zu. Weil ich ihm aber derart zuge-
neigt war und ihn so sehr verehrte, daß ich glaubte, wo ich nicht
begriff, daß sich ihm mein Geist unterwarf, wo mein Herz sich
sträubte, so nahm bei mir der unscheinbarste Anflug der Auf-
lehnung den Charakter blinden Gehorsams an und der leiseste
Anreiz zur Beschuldigung setzte sich sofort in das Gefühl der
Demuth; ja der Billigung um. Wer sich ihm aber einmal so
völlig hingeeben hatte, wie ich, mit dem schaltete und waltete er
als mit seinem Eigenthume, je nach seinen Stimmungen, Bedürf-
nissen und Grillen. Ihm war eben ein autokratischer Zug an-
geboren, der sich mit seiner Erkenntlichkeit, seiner Güte auf das
Beste vertrug. Und zwar ging nicht selten Eines in's Andere
über oder es ward Eines vom Andern unvermittelt und uner-
wartet abgelöst.

Zuerst will ich der Güte Hebbels gedenken. Er war gut-
müthig und gut zugleich, was bekanntlich bei hervorragenden
Menschen noch weniger oft vorkommt, als bei gewöhnlichen über-
haupt. Er hatte eine liebe Fügsamkeit in fremde Wünsche, Ge-
bräuche und Eigenheit, ein holdes Nachgeben, sobald er sein
Widerstreben als ein egoistisches erkannte. Er verzieh leicht, wenn
er auch nicht vergaß, er war der Nührung zugänglich, und sein
Mitleiden hatte die Unruhe der Magnetnadel. Er legte alle seine

Waffen ab in seinem Vertrauen, das ein ungemessenes war, und das nicht mehr seiner bloßen Gutmüthigkeit, das schon seiner Güte entquoll. Sie bildete den Untergrund seiner ganzen Persönlichkeit. „Das Herz ist an Ihnen auch das Größte!“ hatte die Gemahlin des Ministers Kleinschrot in München zu ihm gesagt; sie hätte nur anstatt „Herz“ Gemüth setzen sollen, um Alles zu sagen; diese seine Güte offenbarte sich am bedeutsamsten als Gerechtigkeit, als Treue und als Pietät. Nie noch bin ich einem heftigeren, einem leidenschaftlicheren Menschen, als Hebbel, begegnet und nie einem gerechteren. Wie zwei Schwestern, von denen die eine mit Milde im Hause waltet, während die andere Jeden erschreckt und beängstigt, so gingen bei ihm innige Güte und entsetzliche Heftigkeit ein und aus. Wo es sich um Wage und Gewicht handelte, da hatte seine Empfindung und sein Urtheil nichts von dem heißen Blute zu besorgen, das ihm zuweilen über's Gehirn lief; wo es galt, der Wahrheit die Ehre geben, da wichen seine Neigungen und Abneigungen, wie von selbst, scheu zurück und die beliebten Sophismen, deren er sich dann und wann in der Hitze des Wortgechts, in Augenblicken verdunkelter Zurechnungsfähigkeit bediente, fanden alsdann keinen Weg zu ihm. Wie spröde benahm sich z. B. Grillparzer gegen ihn! wie viele boshafte Glossen zu seinem Dichtertexte vernahm er als von dem „gemüthlichen Grillparzer“ herrührend! „Das ist nicht redlich!“ pflegte er in Folge dessen zu sagen, wenn er gleichmüthig sprach: „Wollte ich seine Poesie unter das prüfende Messer bringen, dann dürfte der alte Herr manche Erfahrung machen, an der er sicherlich keine Freude hätte!“ so murmelte Hebbel, wenn ihm der beleidigte Stolz die Worte einblies. Aber das große Dichtertalent Grillparzers betrachtete er wie ein unantastbares Gut und als er mir eines Abends, vielleicht schon zum dritten Male, den ersten Act des Ottokar vorgelesen hatte, da fuhr er brennenden

Angesichts empor, indem er ausrief: „Ja! ja, ja, lieber Ruh, vor diesem Acte würde Shakspeare die Mütze gelüftet haben! Grillparzer bleibt ein außerordentlicher Poet, mag er uns anerkennen oder nicht!“ Welch' eine krampfhaft Mühe wendete Hebbel auf, um Guklow gerecht zu werden, gerade deshalb, weil ihm derselbe von Grund aus widerstrebte; Welch' ein Vergnügen belebte seine Miene, als er die Ritter vom Geiste um ihrer Vorzüge willen loben konnte! Daß er Strich hielt im Verkehr mit seinen Freunden, daß er keinen Makel auf sie kommen ließ, daß er sich ihrer allzeit annahm, daß er ihnen Treue bewahrte unter allen Umständen, dies mußte Jeder bezeugen, der ihm enge verbunden war. Seine Pietät, die hier nicht in der religiösen Wortbedeutung genommen wird, äußerte sich allenthalben, wo ihm die menschliche Bedürftigkeit aufging und wo gleichsam die Natur selbst um Schonung bat. Der schlafende, wie der essende Mensch war ihm heilig und was dem Einzelnen als heilig galt, gleichfalls. Er trat nicht über die Schwelle, wenn er geringe Leute, die gerade ihr Mittagbrot verzehrten, um eine Auskunft bitten wollte; er enthielt sich des entschiedenen Einspruchs, wenn ihm das gebleichte Haar desjenigen, der wider seine Ueberzeugungen redete, oder der wohlverdiente Ruhm desselben Zurückhaltung geboten. Er achtete jede wirklich fromme Empfindung, ja sogar jedes Vorurtheil und jede Einbildung, wenn er spürte, daß Einer wehrlos in ihr befangen war. Der Frau, die durchaus nicht zu Dreizehn speisen wollte, ertheilte er keine weisen Lehren; die Mittheilung, daß ein Sterbender sich bei seinem liebsten Freunde aus weiter Ferne angemeldet habe, hörte er, wenn dieser sie vorbrachte, mit treuherziger Gläubigkeit an.

Mir selbst erschloß er sein Gemüth ohne jeglichen Rückhalt, er that mir in Blicken, wie in Reden kund, was ihm meine Anhänglichkeit werth sei, er betheuerte mir mehr denn Ein Mal,

daß er noch nie einen treueren Freund als mich gehabt habe. In solchen weichen Momenten konnte er mich mit einer Kindesinnigkeit ansehen, daß mich ein Schauer der Rührung überkam, mit seinem wunderbaren tiefblauen Auge, welches im gütigen Berweilen auf einem Antlitz eben so sehr erquickte, wie es durch sein stilles Sinnen das Leiden der bevorzugten Natur offenbarte und wie es durch sein ruheloses Feuer Bangen einslößte, sobald ihn die Leidenschaft erfaßt hatte. Mir ist der innige Ton unvergeßlich, womit er mir einst dankte, als ich, ohne daß er es wußte, einen nichtswürdigen Angriff auf ihn in einem kleinen Artikel abgewehrt hatte. Seine Stimme zitterte vor Bewegung, er beugte sich zu mir herüber und drückte seine Lippen auf die meinigen. Aber auch der Lernende weiß von seiner Güte zu erzählen, wiewohl sie nicht unvermischt als eitel Thau mich besprengte, sondern mit den wilden Elementen seines Wesens gemengt, mir zu Theil ward. Sehr bald nach den ersten Berührungen mit Hebbel legte ich ihm meine poetischen Versuche vor und erbat mir sein Urtheil. Da ich noch grün und unfertig war, nicht bereits zum Manne gereift, wie Sigmund Engländer, als dieser das Nämliche that, so verfuhr er schonender gegen mich und wog mir tropfenweise die Wahrheit zu. Aber ich war frühzeitig empfindlich für dieses Heilmittel und täuschte mich nicht über den Werthgrad seiner mäßig anerkennenden Bemerkungen. Nach und nach hatte ich einen stattlichen Strauß zerpfückter Gedichte beisammen. Unverdroffen verwies er mich, Angesichts meiner unzulänglichen Ihrischen Proben, auf das Unterscheidende zwischen Besprechung und Darstellung der Zustände, Ton und Rhetorik, zeigte mir an Beispielen, in welchen Vermummungen die Reflexion oft einher gehe, und gab dies als Ursache an, warum der nicht in die Tiefe eindringende Aesthetiker so oft und so leicht zu täuschen sei. Wie auch unter solcher Schulung der gedemüthigte Poet litt, ich fühlte mich dennoch innerlich

erhoben, und obgleich mir vorkam, daß ich des vermeintlich theuersten Besizthums der Seele beraubt würde, ich empfand dennoch einen Zuwachs meines geistigen Lebens und erkannte dankbar an, wieviel ich dem vorzüglichen Manne schulde, der mir im Nehmen unablässig gab. Mit Vorliebe gebrauchte er das Gleichniß: „Zeichnen Sie die Lichtscheere, Kuh, aber nur die Lichtscheere! nicht den Leuchter, welcher daneben steht, und nicht die Person, welche von dem Lichte beschienen wird! Wenn Sie dies können, dann wollen wir weiter sprechen“. Die meisten meiner Gedichte hat er mit dem einzigen Worte recensirt: „Die Lichtscheere, lieber Freund!“ Eine andere seiner Lehren war: „Den ganzen Baum begießen, nicht einen einzelnen Zweig pflegen! Wenn ein einzelner Zweig besonders stark werden soll, dann wird dies schon von selbst geschehen“. In den späteren Jahren unseres Umganges gab er mir zu bedenken, ob ich mir die Genügsamkeit zutraue, mit einer zwar echten, aber denn doch unzureichenden dichterischen Begabung mir eine Poetenwirthschaft einzurichten, und ob ich nicht besser fahren würde, das mir geschenkte kleine Pfund im schriftstellerischen, im wissenschaftlichen Wirken unterzubringen. „Einen mittelmäßigen Dichter werden Sie als mein Jünger schwerlich vorstellen wollen!“

Es lag in der Natur des Verhältnisses, daß Hebbel mich hin und wieder mit kleinen Copiarbeiten betraute oder daß er mir einen Brief dictirte. Auch hiebei lernte ich im Hinblick auf Styl ungleich mehr, als mir bis dahin durch die Schule vermittelt worden war. Freilich erkaufte ich dieses Plus mit Zurechtweisungen oder Scheltworten, welche mich bei solcher Gelegenheit ereilten. Brachte ich ihm eine in's Reine geschriebene Abhandlung zurück und hatte ich willkürlich Absätze gemacht, so zerknüllte er zuvörderst, das Gesicht zorngeröthet, meine Abschrift, hielt mir mein schläfriges Auge, meinen Mangel an Aufmerksamkeit

vor, begründete jedoch, einmal ruhiger geworden, seinen früheren Zorn, analysirte den ganzen Aufsatz, erklärte mir, warum hier eine neue Zeile anfangen müsse, dort hingegen eine solche fehlerhaft wäre, und verbreitete sich am Ende über das eine und andere Styl- und Sprachgesetz. Noch sehe ich seine dramatischen Gebärden, noch höre ich seine Donnerstimme, womit er einst ausrief: „Ein neuer Absatz! Teufel auch! paßt auf, paßt auf, ich habe etwas ganz Neues zu sagen! Sie sollten aber denn doch bemerkt haben, daß der Gedanke hier nur weitergesponnen wird!“ Wie ein Habichtauge schwebte ober mir das feine, während er mir beim Dictiren über die Schulter blickte; auf jede falsche Interpunction stieß er herab, murrte und schalt weidlich, bis er abermals wohlwollend einlenkte und mir die Bedeutung ihrer Normen einzuprägen suchte. Auf ähnliche Art ging er mit meinen eigenen Aufsätzen in's Gericht, deren ich ihm viele, ehe sie gedruckt wurden, vorlegte, und zwar meistens auf seinen ausdrücklichen Wunsch. Einige meiner Beiträge für das unter seiner Leitung stehende Feuilleton der Reichszeitung (1850), hatte er sogar von der ersten bis zur letzten Zeile umgeschrieben. Denn ich war damals in schriftstellerischen Dingen noch ein Neuling. Bei schlechter Satzbildung, grammaticalischen Schnitzern setzte es „liederliche Oesterreicher“ und „zuchtlose Wiener“ zur Genüge. Kein Handwerksmann in Ditmarschen, meinte er einmal, werfe so, wie ich, die Zeilen durch einander! schon bei seinem alten Lehrer Dethleffen habe er den Coniunctiv richtig zu gebrauchen verstanden. „Warum mit einem Male im Präsens erzählen?!“ herrschte er mich einst an, „däucht Ihnen dieser Passus so wichtig? unser Einer würde episch weiter berichtet haben, Sie jedoch, als vornehmer Herr, incommodiren mir nichts dir nichts die dramatische Redeform!“ Bei der Reproduction eines Stückes machte er mich eingehend auf das Unterscheidende zwischen Strich und

Farbe aufmerksam, erklärte mir, was unterirdische und was an der Oberfläche des Dramas laufende Motive seien, treibende und begleitende. Meine sehr lückenhaften Kenntnisse erweckten gleichfalls seine strengen Ermahnungen. Dies jedoch that mir immer besonders wehe. Denn ich durfte mit Recht mir sagen, Hebbel nehme meine Zeit dermaßen in Anspruch, daß mir wenig Stunden des Tages übrig blieben, die ich dem ernstesten Studium hätte widmen können. Auch lenkte mich das fortwährende Wandeln mit ihm auf den Gipfeln allzu sehr von dem Sammeln der Realien ab, an denen es mir, wie ich nur zu deutlich empfand, gebrach. Hingegen erhöhte er mich in Anwesenheit fremder Personen gerne zum tüchtigen Schriftsteller, zum gewiegten Kenner der Literatur. Dies verursachte mir stets unheimliche Schmerzen; ich schämte mich der mir geliehenen stolzen Rittertracht, weil sie mit dem drückenden Bewußtsein meines Knappenthums durchaus nicht harmonirte.

Nur Güte und Antheil an meinem Wohl und Wehe konnte Hebbel bestimmen, Jahre hindurch mir die Segnungen seines lehrenden Eifers zuzuwenden. Und wenn ich auch zuweilen dem jähzornigen und unwirschigen Lehrer gram ward, so versöhnte mich mit ihm doch immer wieder der Anblick des imponirenden Ernstes in seinem eigenen geistigen Leben, seiner unbeirrbaren Wahrheitsliebe und seiner Strenge gegen sich selbst. Dadurch übte er im Ganzen und Großen einen überwiegend erziehenden Einfluß auf mich aus. Denn manche seiner Ansichten waren zu stark vom Moment gefärbt, als daß sie mir zur Richtschnur hätten dienen können, mancher Weg, den er einschlug, war nur für ihn und Seinesgleichen gangbar; betrat ihn ein Anderer, so mußte er ihn unzweifelhaft an den Absturz führen. Was Goethe einmal über die Beschäftigung mit Winkelmann aussprach, das war zum Theil auch auf den Umgang mit Hebbel anwendbar.

Man lernt nichts, wenn man ihn liest, sagte Goethe, aber man wird etwas. Sein Beispiel war bei Weitem bildender als sein lehrendes Wort. Er hielt sich keinen Einspruch, kein Hinderniß vom Leibe, wenn er eine gewagte Production vor sich hatte, er war im Lesen, wie im Schreiben, die verkörperte Gewissenhaftigkeit, er bewährte seinen Ordnungssinn in jedem Geschäfte, welches er betrieb. Als er z. B. die Dramatisirung des Nibelungenliedes unternahm, da las er Friedrich Vischers Aufsatz: Vorschlag zu einer Oper von Neuem, einen Aufsatz, welcher die nicht zu bewältigende Schwierigkeit zu erweisen sucht, die Reden des Epos dramatisch reden, d. h. sich expliciren zu lassen, ohne dadurch den naiven Kern dieser wortarmen Naturen aufzulösen. „Ich habe mir einen Stein vor die Füße gewälzt“, sagte Hebbel, „Vischer hat wohl Recht, die Sache scheint kaum möglich. Aber vielleicht stößt die glückliche Inspiration des Dichters die Gegengründe des Aesthetikers um.“ Sorgfältig überwachte er, wenn er eine Abhandlung schrieb, jedes ungewöhnliche Adjectiv, das er einmal gebraucht hatte, damit es nicht wiederkehre. Auf der zehnten Seite angelangt, hörte er ein anschauliches Verbum klingen, das auf der ersten vorgekommen, und es wurde dann gewiß nicht zum zweiten Male von ihm benützt. Einem verschwiegenen „war“ oder „hatte“ ließ er kein lautes nachfolgen, sobald er in der Wiederholung einen Mißton befürchtete. Jeder feinere Schriftsteller weiß, daß auf diesen und ähnlichen Genauigkeiten die Kleinheit der stylistischen Rede mit beruht; bei Hebbel jedoch waren sie der Ausdruck seines innersten Wesens. Freilich nahmen sie mitunter den Anstrich der *summa injuria* an, hinderten seine Prosa an der Leichtigkeit der Bewegung, betrogen sein Satzgewebe um den Zauber der Improvisation. Buchseiten überschlagen nannte er unerlaubt; man müsse soviel Achtung vor dem Menschen haben, dem man einmal zuhören wolle, um Jenes

nicht zu thun. Nur von Stifters dreibändiger Erzählung: der Nachsommer, meinte er, daß man demjenigen die polnische Krone versprechen dürfe, der im Stande sei, dieselbe zu Ende zu lesen, und ebenso bekannte er, Fanny Lewald's Selbstbiographie sei das einzige Werk dieses Genres, welches er nach halber Lectüre zur Seite gelegt habe. Ein vollgültiges Zeugniß seiner Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit, aber auch seiner unbeugsamen Uebersetzungen stellt das Ergebniß seiner Thätigkeit als Preisrichter vor, welches Amt er im Vereine mit Grillparzer und Franz von Hermannsthal für das Familienbuch des österreichischen Lloyd übernommen hatte. Da er eine Novelle, welche gegen den Paragraph der „Unversänglichkeit“ anstieß, als des ersten Preises unbedingt würdig ansah, so drohte er mit seinem Rücktritte, in dem Falle, daß dieser Novelle, Geschichte des Scharfrichters Rosenfeld und seines Pathen (von Julius von der Traun), nicht moralisch der erste Preis zuerkannt würde. Den ersten Preis in Wirklichkeit trug die Novelle: Taubstumm, von Friedrich Uhl, davon. Unverdrossen las er die ihm vorgelegten Novellen, verzeichnete seine censorischen Urtheile darüber und suchte den geringsten Vorzügen der einzelnen Arbeiten gerecht zu werden. Den schlechtweg erbärmlichen schickte er einen Steckbrief nach, indem er die besonderen Kennzeichen des Missethäters humoristisch hervorhob. Auch ich hatte mich mit einer sogenannten Novelle eingefunden, ganz zuletzt, knapp vor Thoranschluß, und sie war schon dem Papierformat nach ein Ungethüm: zwei Dritttheile auf Octav, ein Dritttheil auf Folioblättern geschrieben. Wie mir seine Gattin sagte, habe Hebbel Thränen gelacht, als er das Opus erblickte, das er gleich als das meinige erkannte. „Ihre Novelle kenne ich nun gleichfalls“, hub Hebbel eines Abends an, indem er lustig ihrer äußeren Gestalt gedachte. Dann schwieg er; mir klopfte das Herz, und zwar nicht vor freudiger Erwartung, denn ich wußte

dieses Schweigen zu deuten. Plötzlich begann er Scotts Robin den Nothen zu bewundern und die Vortrefflichkeit dieser Dichtung im Detail zu beleuchten, aber derart, daß hinter jeder künstlerischen Eigenschaft des Schotten mich ein Vorwurf anschaute, der meine poetische Unfähigkeit betraf. Als Walter Scott, durch Hebbel sozusagen Stück für Stück bekleidet, in seiner Herrlichkeit sich aufrichtete, da stand ich selbst, innerlich frierend, um alle Illusionen gebracht, in meiner ganzen Blöße da. Dieser grausame Zug, welcher dem autokratischen Zuge in Hebbels Natur verbrüderet war, kam in meinem Umgange mit dem Dichter mehr denn ein Mal zum Vorschein; er bildete die Rehrseite seiner Güte.

Auch diese Rehrseite lernte ich besser als irgend ein anderer der jungen Freunde Hebbels kennen. Sein autokratisches Begehren machte sich bereits in der Forderung geltend, daß ich Tag für Tag um ihn sein sollte. Namentlich verlangte er dies für die Nachmittags- und Abendstunden. Er wünschte sie im Gespräche zu verbringen, auf dem Spaziergange, alsdann in seinem Hause, und sobald ich anders über diese Stunden verfügte, sah er es als einen Eingriff in sein Herrenrecht an. Ich kam, so weit ich es vermochte, seinem Wunsche nach, vernachlässigte alle meine Beziehungen zu jenen Altersgenossen, die nicht gleichfalls mit ihm verkehrten, entsagte vielen Freuden und Zerstreuungen, woran ich, wie jeder junge Mensch, Gefallen hatte, räumte ihm beinahe gebieterische Macht über meine Zeit ein. Aber schon dieses „beinahe“ war in seinen Augen ein halbes Verbrechen, das er mit durchbohrenden Blicken oder spitzigen Bemerkungen ahndete. Der oberflächlichste Verkehr, den ich mit Anderen unterhielt, bedeutete für ihn eine unerlaubte Schmälernng der ihm allein gebührenden Neigung und Achtung, und wollte es der Zufall, daß ich mit einem seiner Gegner in Gesellschaft oder auf der Straße zusammentraf, dann schüttelte er, indem ich es ihm erzählte, so den

Kopf dazu und verzog so ernsthaft das Gesicht, als ob ich ihm die Verbindung mit einer Falschmünzerverbande anvertraut hätte. Bekannte, die mir nie was zu Leide gethan, die mir recht lieb waren, sollte ich, wie giftiges Gewürm, meiden oder abschütteln, wenn er sich einbildete, daß sie „Niederträchtigkeiten“ gegen ihn begangen haben; und Personen wiederum, die er aus diesem oder jenem Grunde eine Weile lang um sich duldete, sollte ich theilnehmend behandeln, weil seine Königslaune eben diese Menschennummer aus dem Loostopfe des Tages gezogen hatte. Sogar Ausflüge mit Eltern und Geschwistern mußte ich dann und wann feinetwegen unterlassen. Gestattete ich mir aber einmal in den menschlichsten Dingen mein eigener Herr zu sein, so las mir Hebbel alsdann ein ganzes Collegium über „Sittliche Pflichten“, wobei seine bis zur Virtuosität ausgebildete Sophisterei nicht zu kurz kam.

Hebbel spürte ganz gut, daß ich unter seiner Botmäßigkeit seufzte, und wenn er zehn Male die blinde Unterwürfigkeit wie eine Pflichterfüllung heischte, so empfand er doch das erste Mal das Unberechtigte seiner Dictatur oder lieb gar dieser Empfindung Worte. Ich zeigte ihm einst ein Gedicht, betitelt: An die Kunst. Als er die Schlußverse las: „Wer so, wie Du, verschenkt die reinsten Gaben, der will zum Dank auch ganz allein uns haben!“ Da rief er aus: „Vortrefflich! aber dies gilt nicht nur von der Kunst, lieber Freund, dies gilt auch vom Künstler selbst. Es mag Ihnen dann und wann schwül neben mir zu Muth sein, es ist nicht leicht mit mir leben; wenn Sie jedoch alle meine schönen Stunden mit mir theilen, dann müssen Sie auch die bösen mit in den Kauf nehmen“. Noch deutlicher kam das oben Gesagte zum Ausdruck, nachdem ich ihm einen phantastischen Traum erzählt hatte. Hebbel verfolgte mich in demselben, indem er hinter den Wänden einer Zimmerflucht ungesehen meine angswollen Schritte

begleitete, um im letzten Gemache plötzlich zu erscheinen, wo er mir, dem Erschrocknen, das ihm verhaßte Thier, eine Schlange, boshaft entgegen hielt. Sie wissen nicht, lieber Ruh, sagte er ernst, vielmehr traurig mich anblickend, Ihren Traum zu deuten — da ich Gewicht gelegt hatte auf den Widerspruch zwischen seiner Schlangenfurcht und seiner Traumthätigkeit. Aber ich will Ihnen denselben auslegen. Sie fühlen sich gedrückt durch mich — wenden Sie mir nichts ein, ich spüre es längst — und ich finde es ganz begreiflich.“

Julius Glaser, der seine Unabhängigkeit nicht wie ich preisgegeben, der sich gleich von vornherein den Rücken gedeckt hatte, schrieb über Hebbel Nachstehendes: „ . . . Du weißt, was er unter Intimität verstand. Mit seinen productiven Stimmungen auf wenige Monate im Jahre und auch dann nur auf wenige Stunden des Tages beschränkt, bedurfte er einer fortwährenden Gelegenheit, die riesige Energie seines Geistes in einem Verkehr zu entladen, der gerade lebendig genug war, um ihn anzuregen, ihm neue Gegenstände von neuen Seiten darzubieten, ihm aus Lebens- und Denkreisen, die ihm nicht so leicht zugänglich waren, Ansichten zuzuführen, welche mit den Lieblingsmomenten seiner Weltanschauung in Zusammenhang gebracht werden konnten, wobei man sich zu hüten hatte, solche Gegenstände zu berühren, die ihn verstimmten oder die mit der mächtigeren Strömung sich nicht vertrugen, welche in der Tiefe seiner Seele ein noch unabgeschliffenes projectirtes Werk wusch und weiter wälzte. Er mußte sich im besten und mitunter auch im minderschönen Sinne des Wortes gehen lassen können. Um ihn daran zu verhindern, dazu genügte bei der Starrheit seines Wesens und einem gewissen Mißtrauen, das ihn leicht ergriff, eine sehr kurze Unterbrechung des Verkehrs. Er bedurfte also eines fast täglichen Umganges, man mußte ihm mindestens mehrmals in der Woche auf viele Stunden angehören,

wenn er die volle Freiheit, Liebenswürdigkeit und Geistesgröße sollte zeigen können, die er in der Conversation entfaltete, wenn er aus dem Umgange jene Förderung seines eigenen rastlosen Strebens schöpfen sollte, auf die er sorgsam bedacht war. In solcher Weise mich ihm zur Verfügung zu stellen, gestatteten mir meine eigenen Arbeiten schon seit 1856 nicht leicht mehr; ich konnte auch in gesellschaftlicher Beziehung auf eine „Erweiterung meiner Kreise“ nicht verzichten; ich mußte endlich mit aller Schonung der Wiederkehr einzelner, das Selbstgefühl verletzender Ausbrüche des Unwillens oder gelegentlich vorkommender Versuche zu weit gehender Bevormundung mich entziehen, einer Bevormundung, welche nicht so sehr in der Sache selbst, als in der Hestigkeit lag, mit der sein Rath aufgedrängt ward . . .“

Dieser Trieb Hebbels nach Bevormundung und Alleinbesitz seiner Freunde, dieses leicht erregbare Mißtrauen, welches dicht neben seinem unbegrenzten Vertrauen schief, und diese fürchterliche Hestigkeit, lauter Charaktereigenschaften, wodurch er an den Othello gemahnt, sind theilweise aus der Einsamkeit erklärlich, in welcher er eigentlich seit seiner Entwicklungszeit lebte, in der menschlichen, wie literarischen Isolirung, welche seine eigenthümliche Artung verschuldet hatte. Der Leser erinnert sich, daß schon Gurlitt in Rom jene Eigenschaft verwundert an ihm wahrnahm. Wendete sich dem Einsamen eine Seele liebevoll zu, dann bemächtigte er sich ihrer mit der Gier desjenigen, der lange gedarbt hat. Seine Erkenntniß der eigenen hochgradigen Hestigkeit und Empfindlichkeit aber, in die wir durch die Selbstanklagen seiner Münchener Briefe eingeweiht werden, erzeugte in ihm die geheime Furcht vor einer möglichen Abkehr der Personen, die unter seinen Schrofheiten litten, erzeugte in ihm den Zweifel an der Tragfähigkeit der ihm ergebenden Menschen, die er auf so schwere Proben stellte. Endlich athmete in ihm ein imperatorischer

Wille, der alles ihn kreuzende und beirrende Wollen niederzuwerfen suchte, ein ganz und gar naiver Despotismus, welcher aber, ernstlich angerufen, den im Innersten guten Menschen auch gleich wieder zu sich selbst brachte.

Nichts wäre unrichtiger, als die Annahme, daß Hebbel in seiner Hestigkeit, seiner Sophisterei der Selbstsucht sich frei bewegte, mit Vorbedacht, Absicht oder Ueberlegung. Sie umstrickte ihn wie ein Gespinnst, dessen er sich nicht zu erwehren mochte, sie verdunkelte sein klares Auge, sie lähmte seine Verantwortlichkeit. Bagatellen konnten diese Hestigkeit erregen, eine unvorsichtige Aeußerung, ja ein unschuldiger Blick, den er unrichtig auslegte. War sie jedoch einmal erregt, so steigerte sie sich von Minute zu Minute und jede in sie hineinfallende fremde Sylbe hatte die Wirkung des Wasserstrahls, der einen lodernden Brand stillen will: dann zischte sie erst recht empor. Mit der tieferen Farbe, welche in solchen Situationen sein Ausdruck gewann, schienen seine Gedanken die Windungen der Schraube anzunehmen, jeder Nerv und Muskel seines Leibes zog sich zusammen, das kurze dünne Haupthaar sträubte sich an den stark erhobenen Hügelu der Schläfen, das Auge flammte, der ganze Mensch war ein bis zum Bersten straff gespannter Bogen. Dabei verschlug es nichts, ob diese Hestigkeit in seinem Zimmer oder auf der Straße hervorbrach: die Detonation seiner mächtigen Stimme und die der Wuth entsprechenden Körperbewegungen waren dieselben. Unter den vielen Ausritten dieser Art will ich einige der am meisten charakteristischen erzählen. Einst gesellte sich auf seinem Spaziergange mit mir mein Bruder Angelo zu uns, der auch hin und wieder in sein Haus kam. Hebbel litt gerade noch an den Nachwirkungen eines schweren Rheumatismus, der ihn Monate lang an die Stube, ja an den Lehnstuhl gefesselt hatte, und zu seiner Entrüstung von einzelnen Journalisten als ein

Rückenmarkleiden ausgeschrien worden war. Meinem Bruder entschlüpfte nun das arglos gemeinte Wort: „Herr Doctor, Sie sollten nach Gräfenberg gehen!“ Dies genügte, den Zorn Hebbels zu entbinden. Mit dröhnender Stimme erwiederte er: „Lieber Herr, mich schickt man nicht nach Gräfenberg! Dorthin schickt man die ausgemergelten Bursche!“ und eine Nachhut von grim-migen Reden folgte, so daß sich mein Bruder augenblicklich empfahl. Geräuschvoller entwickelte sich ein anderer Vorgang, den ich in der Praterstraße erlebte oder wie sie damals hieß, in der Jägerzeile. Ein junger Mann hatte Hebbels Vorlesung des *Gyges* beigewohnt und dem Dichter Tags darauf einen begeisterten Brief über dieses Drama geschrieben mit allerlei Seitenblicken auf Herodot und die hellenischen Tragiker. Hebbel sprach mit mir über den „sehr einsichtigen Brief“, fügte aber plötzlich spaßhaft hinzu: es sei doch eigen, daß der Verfasser desselben gleich nach der Vorlesung sich entfernt und nicht an dem Abendessen Theil genommen habe. Das Unwohlsein sei vermuthlich ein vorgeschütztes und der wahre Grund seines Fortgehens der gewesen, daß er in der Passahwoche nicht habe gesäuertes Brot essen wollen. „Es ist so. Was Sie doch für ein Auge haben!“ rief ich erstaunt und ahnte nicht, daß ich damit Pulver verstreue. „Wie!“ fuhr er in die Höhe, „was ich als einen Scherz vorgebracht, was ich ja gar nicht für möglich halten konnte, das war also wirklich das Motiv seiner Weigerung, mit uns zu soupiren! Seine Leibschmerzen sind nur Komödie gewesen und solch' ein Individuum wagt es, meine Schwelle zu überschreiten und sich mein reinstes Drama vorlesen zu lassen? Ein Stockjude wagt es, mir seine Ansichten über griechische Mythen und Sitten auseinanderzusetzen! Unerhört, ganz unerhört!“ Ich suchte Hebbel zu begütigen, den jungen Mann zu vertheidigen, umsonst. Hebbel blieb stehen, stemmte die Arme in die Seiten und fing nur um so fürchterlicher zu rasen

an. „Hund, verfluchter, ich hatte dich für meines Gleichen, nämlich für einen Menschen gehalten! spielst du aber den Juden gegen mich aus, indem du nicht mit mir essen willst, dann spiele ich gegen dich den Christen aus! dann rufe ich: nieder mit dir, Paria, lecke mir die Schuhe ab, denn ich bin der Aristokrat und du bist der Knecht! ich sitze am Herrentische der Cultur und du an dem Gesindetische der Geschichte!“ Um des Himmels willen, kispelte ich und zeigte leise auf die Vorübergehenden und Umherstehenden, welche, es war die Zeit der Praterfahrt, vor uns, neben uns, hinter uns wogten und sich stauten. Mäßigen Sie sich, die Leute glauben, daß Sie mich einen elenden Hund nennen, daß Sie mich auffordern, Ihnen die Stiefel abzulecken! Diese in bittendem Tone ausgesprochenen Worte brachten Hebbel zur Besinnung. Er lächelte, reichte mir beide Hände und fing an, Poffen zu treiben, wahrscheinlich um die neugierigen Zuschauer zu überzeugen, daß er kein Sklavenhalter sei. — Wie rasch er den ihm entfallenen Zügel der Besonnenheit wieder ergreifen und welche geistige Freiheit er mitten in seiner Maßlosigkeit offenbaren konnte, dies wurde mir durch eine Scene klar, die sich zwischen ihm und mir ergab, nachdem ein anklägerischer Brief, den mir seine unberechtigten Anforderungen entpreßt hatten, in seine Hände gekommen war. In Folge vorausgegangener Beschwichtigungsversuche von seiner Seite (er sah eben sein Unrecht ein), ging ich wieder zu ihm. Allein seine böse Stimmung war noch nicht gebrochen, den Unwillen über die Kühnheit meines Briefes hatte er noch nicht verwunden, er empfing mich mit der Gelassenheit niedergehaltenen Zorns. Der sanftere Schluß seiner empörten Rede lautete: „Nun ist's vorbei, aber ich hatte mir vorgenommen, Sie zu zwingen, diesen Brief zu fressen, physisch zu fressen, ehe wir wieder auf dem alten Fuß verkehren könnten. Im Uebrigen ist er vortrefflich geschrieben!“

Hebbel war sich seines Dämons bewußt. Er sprach sich die Fähigkeit zu, ein Menschenwesen, das er beseitigen wolle, durch die bloße Concentration des Willens aus der Welt hinauszudenken. Und wenn man auch diese seine Magierkraft füglich bezweifeln durfte, so konnte man ihm doch eine geheimnißvoll bannende wie erschreckende Wirkung auf die Menschen nicht streitig machen. Die Lichtzieher der Aufklärung werden bei diesen Worte spötteln und ironisch lächeln. Goethe, der auch diese Lichtzieher gekannt hat, meinte in Wahrheit und Dichtung, nachdem er das Dämonische zu umschreiben und zu bezeichnen versuchte, daß Viele das Vorhandensein desselben ohneweiters leugnen werden, „was ihnen auch fernerhin unbenommen bleiben möge“. Weil aber Hebbels Hestigkeit gleichsam dämonisch gerändert war, darum verletzte sie nicht im gemeinen Sinne, wie die Aufwallung eines rohen Naturells, und weil man, einmal mit ihm vertraut, an dem wild erzürnten Manne immer auch das Leiden empfand, so vergaß man, indem er verwundete, selten, daß der Angreifer gleichfalls blutete. Man verzieh dem gequälten Quäler. Ich richtete eines Abends, als ich auf seinem Kanapee saß, während er die auf dem Spaziergange entstandenen Verse niederschrieb, mein Auge mechanisch auf das Blatt, welches er beschrieb. Die Entfernung war zu groß, als daß ich etwas von der Schrift hätte ausnehmen können. Hebbel aber wendete sich um und verwies mir barsch meinen Blick, da ich doch wisse, daß ihm dies seit Jahren unerträglich sei. Nachdem er sich vom Stuhl erhoben, bat er mich freundlich um Entschuldigung. Er habe nun einmal diese fürchterliche Reizbarkeit, „und glauben Sie mir“, setzte er hinzu, „auf dieser Reizbarkeit beruht der dichterische Prozeß. Wenn ich sie dereinst nicht mehr habe, dann wird auch kein erträglicher Vers mehr zu Stande kommen“. Am ausgiebigsten empfing ich unter seinen Freunden die unerfreulichen Wirkungen seiner Reizbarkeit.

„Auch nicht, als ob meine persönliche Zuneigung irgend abgenommen hätte“, schrieb er mir einmal, heiter gelaunt aus Gmunden —, „Sie werden mich ganz so grob finden, wie früher, und ich verspreche Ihnen, um Ihnen dies zu beweisen, gleich für den ersten Abend, falls Sie es wünschen sollten, einen gelinden Zank, Sie wissen es aber längst, daß ich erst erkalte, wenn ich höflich werde“. Er war indessen, aufrichtig gesagt, zuweilen auch gegen jene Personen grob, zu denen er kein inneres Verhältniß hatte; vor dem Gesetze seines rasch überlaufenden Blutes galt kein Unterschied der Person. So sprach er einst mit einer Dame, die sich unter seinen Abendgästen befand, über Schopenhauer, und bemerkte nebenbei, daß er den Philosophen persönlich kennen gelernt habe, und setzte hierauf seinen Gedankengang fort. Die Dame jedoch fragte später, ein wenig zudringlich, wie ihm denn der persönliche Schopenhauer erschienen sei, es interessire sie sehr, etwas darüber zu erfahren. Hebbels Gesicht verfinsterte sich und er versetzte mit ausgesuchter Höflichkeit: „Wenn ich darüber hätte sprechen wollen, gnädige Frau, so hätte ich es gleich gethan“. Eine andere liebenswürdige Dame, mit der er sich in einer Gesellschaft längere Zeit unterhalten hatte, kreuzte den Dichter, als er ihr die Beziehungen seines Nibelungendramas zu dem Liede entwickelte, mit der Frage: wie lange er an dem Werke gearbeitet habe? Mochte er nun eine conventionelle Nichtigkeit oder was sonst darin erblickt haben: er antwortete nach einer unangenehmen Pause: „Mein ganzes Leben“, und es kam in dem weiteren Gespräche mit der Eingeschüchterten, welche wegen des Zwischenfalls ganz unglücklich war, kein bedeutsames Wort mehr über seine Lippen. — Einst sah er sich die Ristori an, als sie die Myrrha spielte, hinter ihm saß der alte Graf Münch-Bellinghausen, früherer Bundestags-Präsident in Frankfurt, den er von Gesicht kannte, ebenso wie dieser wußte, wer der hellblonde Kopf vor ihm

sei. Im Zwischenacte sprach sich der Graf gegen seinen Nachbar über das Thema des Stückes aus, welches zwar gräßlich, aber denn doch wenigstens nicht abscheulich sei, wie z. B. die Judith. Er sprach laut genug, daß Hebbel jedes Wort verstehen konnte. Dieser erhob sich, drehte sich um und sagte noch lauter: „Man sollte es nicht für möglich halten, daß die absichtliche Ungezogenheit so weit gehen kann! Was doch mitunter auf Stammbäumen wurmförmige Früchte sitzen“. Als der Vorhang wieder in die Höhe ging, hatte Hebbels Hintermann den Partererraum verlassen. — In Gmunden verfolgte er eines Abends, trotzdem daß er eines gichtischen Anfalls wegen schlecht zu Fuße war, wohl eine Viertelstunde lang laufend und während des Laufens Flüche ausstößend, einen unverschämten Menschen, welcher sich zu der bebuschten Stelle am See hingeschlichen hatte, wo mehrere Frauen nach dem Bade sich ankleideten. Ich hätte den Kerl erschlagen! rief er, wenn er mir nicht entwischt wäre.

Zu den in Bezug auf seine Heftigkeit gefährlichen Situationen gehörte ein Leseabend in seinem Hause. Daß er dann die größte Stille verlangte, nicht die geringste Störung duldete und daß er als solche auch die weibliche „Handarbeit“ betrachtete, welche sich dann und wann bei einer Vorlesung Dämchen gestatten, die gebildet heißen wollen, darin lag nichts, was ihn besonders charakterisirt. So empfindlich war Tieck gleichfalls, wenn er vorlas, so empfindlich ist auch Liszt, wenn er spielt, ist jeder schaffende Geist im Momente der Production. Und eine Dichtung vorlesen, nun gar eine vor Kurzem entstandene, bedeutet nicht viel weniger, als Produciren. Aber Hebbels Empfindlichkeit war dermaßen gesteigert, daß die unerheblichste Zufälligkeit, das Ziehen eines Taschentuchs, ein Blick, den er für ein Zeichen der Unaufmerksamkeit hielt, seine Stimmung zu vergällen, seinen Unmuth zu erregen vermochte. Wenn er nicht seiner Frau und

mir allein sein neuestes Drama vorlas, wenn der Kreis der Zuhörer ein erweiterter war und sich einige sozusagen nicht ganz verlässliche Elemente darunter befanden, dann trat er auf mich, ehe er begann, zu und raunte mir in's Ohr: „Setzen Sie sich so, damit ich Ihr Gesicht sehe“. Eine peinlich komische Scene ereignete sich einmal bei seiner Vorlesung des Michel Angelo. Hebbel hatte kaum hundert Verse seines Dramolets gelesen, als ein ihm gerade vis-à-vis sitzender protestantischer Pfarrer, dem er befreundet war, das erste Gähnen verschluckte. Hebbel sah ihn flüchtig an. Nach einer kurzen Weile that der Pfarrer das zweite Gähnen möglichst verborgen ab, allein er mußte schon die Hand vorhalten. Bei dem dritten bereits über die deckende Handfläche hinaus sichtbaren Aufsperrern des Mundes schlug der Dichter, der längst, gleich Richard dem Dritten, verhängnißvoll die Unterlippe genagt hatte, dumpf murmelnd das Manuscript zu. Aller Augen waren auf den armen Pastor gerichtet, Aller Lippen versiegelt, der Dichter machte ein paar Schritte durch's Zimmer, seine Frau stand jetzt gleichfalls auf und ich vernahm, die zwar leise, aber deutlich vernehmbaren Laute von dem „ewig gähneuden Rachen“, wobei kein Menschenkind lesen könne. Die Versicherung, daß den unfreiwilligen Störer ein Krampf befallen habe, besänftigten den Dichter wieder und er las weiter, wiewohl ohne Animo. Hebbels Güte wurde beim Abendessen in dem Zuge deutlich, daß er jede Bemerkung des Pfarrers über das Stück für „ausgezeichnet“ erklärte, und zwar ganz ohne Verstellung, aus dem schönen Gefühl heraus, dem Manne, der heute beschämt worden, wohlthun zu wollen. Eine ergötzliche Scene knüpfte sich an das Moloch-Fragment, das Hebbel mir und einem anderen jungen Freunde vorlas. Sein Dienstmädchen hatte den Auftrag, Niemand vorzulassen. Hebbel war mitten im düstern Feuer der Tragik, welche den ehernen Stoff dieses Dramas langsam

schmelzen macht, da schellte es draußen, dem Tone folgt das Geräusch eines Eintretenden, die Thür des Cabinetes, wo wir saßen, geht auf und in der Thür beginnt sein alter Freund Fritsch zu complimentiren und sich zu entschuldigen. Die Thür zudrücken, Fritsch den Hut entreißen und in die Ecke werfen, und dem Verblüfften zudonnern: „Nieder sitzen! Keine Sylbe mehr! Ich lese Moloch!“, dies Alles war das Werk eines Augenblickes. Hebbels Stimmung hatte nicht darunter gelitten, wohl aber meine eigene. Denn der an seinem Sessel mehr klebende als darauf sitzende Störenfried mit seiner säuerlich schmunzelnden Miene, seinen sehr besorgten Seitenblicken auf den beim Ofen liegenden Seidencylinder, und der Contrast der Gestalten Hamillars, Hannibals, der alten Germanen, des geheizten Molochs und des pathetisch aufgeregten Dichters hatten für mich etwas unbeschreiblich Komisches. Zum Ueberflusse winselte noch Fritsch kleinlaut vor sich hin: „Neuer Hut!“ — wie er denn auch das gemißhandelte Object nach der Vorlesung sofort vom Boden aufhob und mit seinem Rockärmel streichelte. Hebbel selbst ergözte sich nachmals an meiner Schilderung dieser Scene.

Er las charakteristisch, nicht schön. Seine große innere Betheiligung, die pathologische Nähe, in welcher er zu seinen Phantasiegeschöpfen stand, ersetzte die bildnerische Losgelöstheit, die künstlerische Entfernung von ihnen, womit z. B. ein Reproducent, wie Holtei, auf den Zuhörer wirkte. Die individuellen Abstufungen der handelnden Personen und das Lebensprincip einer jeden traten unter seiner heftigen Führerschaft anschaulich und ergreifend hervor. Ja, der Zuschuß seiner starken Persönlichkeit in Sprechorgan, Mienenspiel und Geberde, milderte die seinen Gestalten hier und dort anhaftende Sprödigkeit; der oft peinliche Latonismus der Darstellung schien wie vom Gesprächigen wohlthuend überströmt, und wo sonst der Eindruck vorherrschte:

daß wir es zwar mit lebensvollen Individuen, aber mit Hebbel'schen Individuen zu thun hätten, da ließ der mächtig beglaubigende Mensch, dem wir Aug' in Auge sehen, solche Einwendung nicht aufkommen. „Hier sitz' ich, forme Menschen nach meinem Bilde . . .“ an diesen Vers wurde ich mehr denn ein Mal, wenn Hebbel ein Drama las, erinnert. Am eindringlichsten trug er Scenen tief verhaltenen Schmerzes vor, ferner unheimliche, das Traumgewebe der Seele sinnlich machende, sowie furchtbare, die Schauer des Bösen verbreitende. Die Bilder dieser Zustände stattete er auch mit mannigfaltig modulirenden Stimmlauten aus, wogegen sein Vortrag sonst nur mit energischen Accenten arbeitete und von einer interessanten Monotonie getragen wurde. Wenn er den Kanzler Preising in seinem Bernauer Trauerspiel auf das verhängnißvolle Todtenglöcklein, das den jungen Prinzen und die schöne Agnes zugleich ins Grab läutet, horchen und dabei so gedämpft als möglich murmeln ließ, so glaubte man, dieses Glöcklein klinge wirklich zu uns herüber; und wenn er die schlimmen Worte Hagens, der eben den mörderischen Speer hebt, mit der entsprechenden Handbewegung begleitete und dabei starr auf einen Punkt im Zimmer schaute, so richtete man auch den eigenen Blick unwillkürlich dahin. Die dämonische Kraft, Andere in seine Feuerkreise hineinzuziehen, bewährte sich nicht minder bei seiner Vorlesung bestimmter Iyrischer Gedichte, mochten sie von ihm selbst herrühren oder nicht. Den Ritt in Bürgers Lenore ihn recitiren hören — „Wie flog was rings der Mond beschien“ — oder den Gang der Edith Schwanenhals in Heine's Schlacht bei Hastings — „Sie küßte die Stirne, sie küßte den Mund, sie hielt ihn fest umschlossen“ — war ein Schmaus am Tische geisterhafter Schönheit. Als er seinen Haideknaben einem Freunde vortragend, bei der Stelle: „Da klopf ihm der Knecht in den Rücken“, an den Zuhörer heranschritt und diesem mit dem

Finger leise auf die Schulter tippte, da fuhr derselbe, nach seiner Versicherung, im Innersten erschreckt, zusammen.

Solche Ueberfälle, wie den hier erwähnten, der von seiner Seite ganz unbewußt ausging, unternahm er mitunter aus bloßer Lust an den Wirkungen seines Dämons. Es war dies sozusagen der Humor seiner Hestigkeit. In gewissen Stunden von einem Kraftgeföhle geschwellt, unter dem er eben so sehr litt, als Befriedigung empfand, ja das mit dem Wehgeföhle oft genug Zeichen und Laute tauschte, schien es ihm eine Art schmerzhaften Vergnügens zu bereiten, Anderen etwas von seinem persönlichen Schauer einzulösen, in unvermutheten Angriffen ein fremdes Gemüth zu betäuben und zu überwältigen. Es gewährte ihm dann und wann Wollust, das Weiche und Fügsame in Anderen zu beschämen oder einzuschüchtern, sie zu verzärtelten Geschöpfen herabzudrücken und sich in ihrer Vorstellung als den harten, den steinernen Mann zu spiegeln, der er nicht war. So gefiel er sich darin, die Audienzen bei Iwan dem Schrecklichen zu schildern, auszumalen, wie Hohe und Geringe vor ihm zitterten und bebten und wie er einmal einem Gesandten die Eisenspitze des Stockes, auf den er sich stützte, in den Fuß trieb und mit dem solcherweise von ihm Angenagelten und Erblichenden unbefangen weiter sprach. So betonte Hebbel einst die Nothwendigkeit der Vivisectionen, welche die Sentimentalität des modernen Staates der Naturwissenschaft noch immer vorenthalte, wodurch diese also gezwungen werde, vor dem wichtigsten Experiment Halt zu machen, anstatt daß die zum Tode verurtheilten Verbrecher ihr ausgeliefert würden. Er wiegte sich in meinem Abscheu, den mein Gesicht und meine Rede ausdrückte, und brach erst dann das Thema ab, als seine Frau ein starkes Wort der Abweisung sprach. Nun veränderte sich sein Gesicht, welches seine eigene Maske gewesen, er lächelte, beinahe beschämt, wie wenn Jemand aus dem

Zustand halber Trunkenheit wachgerüttelt wird. Im engsten Zusammenhange mit dieser Grausamkeit stand sein diabolisches Behagen an dem hervorgebrachten Entsetzen, wenn er Criminalgeschichten erzählte; und er erzählte sie mit dramatischer Meisterhaft. Die Beweggründe eines ausgezeichneten Verbrechers zu entwickeln, die gräßliche That in den vielen Facetten der Ruchlosigkeit spielen zu lassen, die psychologischen Farben des Geschehnisses von Neuem zu mischen und aufzutragen, wobei er die Localität, die Jahres- und Tageszeit mit der großartigen Nachlässigkeit und Eindringlichkeit der alten holländischen Künstler bildlich machte, dies Alles gelang ihm auf geradezu bewunderungswürdige Art. Ich erinnere mich namentlich seiner Re- production des Processes jenes ungeheuerlichen Mörders, eines Haarfräuslers in Braunschweig, der sich nach Hinschlachtung seines Opfers, einer jungen Frau, damit die „Langeweile“ kürzte, daß er die Todte, weil er nicht sofort aus ihrem Zimmer hinaus konnte, in einen Lehnstuhl setzte und kunstgemäß frisirte. „Sa, Ruh!“, sagte Hebbel, den willenskräftigen Unterkiefer dabei bewegend, „ja, der gelangweilte Mann operirte so gemächlich mit den langen Strähnen, als ob nichts Erhebliches vorgegangen wäre.“ Ich sah Hebbel auf die Hand, so sehr berückte mich seine Geste. Einer solchen Schaustellung des Furchtbaren folgte jedoch bei ihm jedes Mal der ernste Epilog, welcher einen erstaunlichen Reichthum an Parallelen, Gesichtspunkten und Analogien entfaltete und die Vorliebe des Denkers und Dichters für Criminalgeschichten erst erklärte. Seine individuelle Hefigkeit und sein psychologisches Interesse an den Nachtseiten der Menschennatur thaten sich mit seinem dichterischen Antheil an der plastischen Gestaltung des Bösen zusammen und fesselten ihn darum an die besonders ausgeprägten Beispiele desselben, welche uns die Chronik der Strafjustiz aufbewahrt hat. Den alten, wie den neuen Pitaval

hatte er ebenso gelehrig als gierig in sich aufgenommen, und sobald ein neuer Band dieses Sammelwerkes erschien, verabsäumte Glafer nie, ihm denselben zu bringen. Anselm v. Feuerbachs merkwürdige Criminalgerichtsfälle nannte er eines der belangreichsten Bücher unserer Literatur und den großen Criminalisten wegen seines psychologischen Blicks einen Shakespeare verwandten Geist.

Aber auch seiner heitern oder gar seiner beglückten Stimmung waren die ihm nächststehenden Freunde unterthan. Denn auch diese Stimmung, dies empfanden wir, erfüllte den ganzen Menschen, theilte allen seinen Organen die Freude am Dasein, das erhöhte Wohlgefühl mit. Welche Wonne bereitete ihm an einem seiner Geburtstage ein Schwank meines Bruders Angelo, welcher das Benehmen der jungen Freunde des Dichters bei der ersten Aufführung der Agnes Bernauer im Burgtheater persiflirt. Vor Lachen liefen Hebbeln die hellen Thränen über die Wangen. Man las dann seiner frohen Behaglichkeit den Wunsch ab, daß die Umgebung sich redlich darein theilen möge, dann war er erfinderisch in drollig herzlichen Reden und Liebesbeweisen, dann wetteiferte sein ermunternder Zuspruch mit dem Liede Goethes: „Hänschen mach' die Thüren auf! Sieh nur, wie sie kommen!“ Hatte eine solche Stunde den leichten Flug, so gab er Schwänke zum Besten, die aber nicht um ihrer selbst willen ergözten, sondern deshalb das Gemüth erheiterten, wenigstens das meinige, weil in ihnen alles Gute und Harmlose dieser vom Schicksal beleidigten und zusammengepreßten Natur zum Ausdruck kam. Einer seiner Lieblingschwänke bestand darin, in launig ernsthaften Versicherungen über den Glanz seines Vaterhauses zu schwätzen; wie es dort hoch hergegangen, daß er in einem goldenen Saale aufgewachsen sei u. dgl. m. Dieser „goldene Saal“ entlockte manchmal dem Antlitz seiner Frau einen

wehmüthigen Zug. Am traulichsten bewegte er sich, wenn ich mit ihm und seiner Gattin allein zu Abend aß. Das Töchterchen war zu Bette gebracht, das schwere Gespräch ruhte, alle Unbilden der Literaten und des Wiener Theaterdirectors waren vor die Thür gesperrt, in ihm überwog jetzt die Sehnsucht nach einem Trunke schäumenden Biers, wofür er sich stundenlang durstig erhalten hatte; mit dem eintretenden Dienstmädchen hellte sich sein erwartungsvolles Gesicht auf und er begann seine stereotypen Scherze: warum sie mich unwillig ansehe, ob sie denn dem „Doctor Kuh“ durchaus das Nachtessen bei ihm mißgönne? Fragen, welche die schwächige, blasse Marie mit der Gretchenmiene ebenso stereotyp und kleinlaut beantwortete. Das erste Glas ihn trinken sehen, wonnig, heftig, lange schlürfend, war mir der rührendste Anblick, den mir jemals ein Genießender erregt hat. Ich gönnte ihm den Vabetrunk, wie keinem Menschen sonst; was gäbe ich darum, könnte ich Hebbel noch einmal das erste Glas trinken sehen! Aus solchem innigen Beisammensein schöpfte er die lauterste Befriedigung, in solchen Augenblicken sammelte sich, was irgend an Erkennlichkeit und Dankbarkeit sein Herz empfand. „Während wir nur ein Auge dafür hatten, wie viel er entbehrte, schien er nur Sinn dafür zu haben, wie viel ihm doch noch geblieben war.“ So heißt es in der schönen Denkrede von David Strauß auf seinen Bruder; und wahrlich, dieses Wort fand auch auf Hebbel Anwendung. Er war für das frugale Mahl dankbar, für die eingefriedigte Häuslichkeit, für die Stube, in der er saß. Zuweilen hob er diese Besitzthümer von dem ärmlichen, bedrängten Jugendleben vergleichend ab, zeichnete die Umrisse desselben in die glückliche Gegenwart hinein, Vater und Mutter schwebten vorüber, sein Bruder Johann und sein Lehrer Dethleffen, der treue Bock, der brave Kutscher Christoph, die Freunde Wacker und Hedde, wohl auch der Kirchspielsvogt, der noch in den Körper-

bewegungen, welche Hebbel von ihm angenommen, sein Mütthchen an ihm kühlte. Der gewaltige Wulf Isebrant, „unser Ahnherr“, wie Hebbel behauptete, machte sich's im vierten Stocke der Bräunerstraße zu Wien bequem und mit den Glockenschlägen, die vom nahen Sanct-Stephansthurm herüber dröhnten, vermischte sich das Brausen der Nordsee. Wenn der Krug geleert und seine Frau zu Bette gegangen war, blieben Hebbel und ich noch ein Stündchen beisammen, dann pflegte sich die Nachhut eines tieferen Gesprächs einzufinden oder er improvisirte, ein wenig angeheitert, allerlei Verse oder es ward eine Bemerkung, die er übel genommen, die Veranlassung zu einem Wirbelwinde seiner Laune, der sich freilich rasch wieder legte. Den kindlichen Mann sah ich so recht vor mir, wenn ich bei ihm zu Mittag aß. Sobald das Zeichen gegeben wurde, ließ er sich, wie Heinrich IV. von Frankreich, nach der Schilderung der Frau v. Genlis, auf allen Vieren nieder und kroch aus seinem Cabinet durch den Flur und die Küche in das Hinterzimmer, anfänglich zum Schrecken, später zur Freude der kleinen Christine, welche das Naturell des Vaters geerbt hatte. Als einst die Mutter besorgt über ihren Zähzorn sich äußerte und hinzufügte, daß sie den Teufel im Leibe habe! da erwiederte Hebbel: Dies habe auch seine guten Gründe und er mache sich gewiß nicht anheischig, ihn auszutreiben. Einmal traf ich ihn, die Kleine auf dem Schooße haltend und ihr Geschichten erzählend, an. Die durch meinen Eintritt verursachte Unterbrechung mißbehagte der Kleinen und sie rief ungestüm: „Weitererzählen“. Das soll sogleich geschehen, sagte Hebbel und begann mit mir zu sprechen. Ist es so recht? fragte er sie nach einer Weile, und das Töchterchen, das offenbar nur seine Stimme vernehmen wollte, bejahte es ernsthaft. Die Elemente seiner Kindlichkeit traten auch in der Art und Weise hervor, wie er Menschen zuhörte, welche ihm nicht geläufige Dinge mittheilten. Da glaubte

er unbedingt, was sie sagten, wenn es nur verständig gesagt war, da schien seine Selbständigkeit durchaus verschwunden. „Das ist vortrefflich, was Sie jetzt hervorheben!“ „Höchst merkwürdig! Dergleichen hätte ich für unmöglich gehalten!“ Ja, sein demüthiges Vertrauen auf Aussprüche, deren Berechtigung er nicht selbst prüfen und wägen konnte, ging so weit, daß er seinen Arzt Doctor Tedesco, einem Homöopathen, der Jahre lang in sein Haus kam, von dem Moment an nicht mehr rief, als er einen Aufsatz Liebigs gelesen hatte, worin der berühmte Naturforscher die Existenz der Kräfte leugnet, mit denen die Homöopathie angeblich wirke.

Sein Hausstand war norddeutsch einfach und er waltete in demselben wie ein echter Hausvater. Keine kalte Förmlichkeit regelte den Gang, sondern der warme Hauch einer schönen Ordnung wehte darüber hin. Seine fast übertriebene Sparsamkeit, die er erst in den letzten Jahren seines Lebens lockerte, war die Grundbedingung des friedlichen Gedeihens seines Hausstandes und ihr verdankten Weib und Kind den namhaften Sparpfennig, den er ihnen zurückgelassen hat.

Ueber die Weihnachtsabende in seinem Hause war ein besonderer Schimmer gehaucht. Er freute sich auf die Christnacht kaum weniger als sein Kind, und die Büchergeschenke, welche er von seiner Frau und den intimsten Freunden empfing, trug er sammt dem Päckchen seiner Pfeffernüsse so befriedigt aus dem Gesellschaftszimmer in sein Arbeitsgemach hinüber, wie Christinchen ihre Spielsachen in die Kinderstube. Dieses Arbeitsgemach war am Christabend hell erleuchtet und dieses strahlende Licht alsdann das einzig Glänzende in dem sehr bescheidenen Raum. Ein Sopha, das zugleich als Schlafstätte diente, ein Waschkästchen, ein hoher Bücherschrank, ein paar Sessel, ein schmaler Schreibtisch und davor ein Lehnstuhl. Auf der Erhöhung des Schreib-

tisches waren rechts und links Brieffschaften unter Schwersteinen geordnet, beantwortete und unbeantwortete Briefe, zwischen ihnen stand ein einfaches Tintenzeug, das Porträt Emil Rousseau's, und in der Mitte des Tisches lag eine Papierscheere, mit welcher er gerne spielte, wenn er sprach, indem er sie von Zeit zu Zeit jongleurähnlich emporwarf und wieder auffing. Er hielt sich in seinem Arbeitszimmer jeden Prunk und überflüssigen Zierrat ferne. Der Künstlerarbeit, sagte er, fromme die einfachste Außen-scene und nur die Dichter, die keine seien, schlugen in der Regel eine Prachtbühne auf, wo Tapeten gleißeln, Ampeln niederschweben, Büsten und Bilder umher stünden und hingen, wogegen die sinnliche Fülle des Schauenden all' dessen nicht bedürfe, ja sogar als störend verschmähe. Der enge Schreibtisch, meinte er, werde ihm bis an sein Ende genügen; er sei kein Gelehrter, der dreißig Bände zugleich vor sich nöthig habe; dem Poeten sei die Feder das Unwichtigste. Am Schreibtische wüchsen keine Dichterwerke.

Ja, ich schweife herum, ganz wie der alte Homer,
 Mein ist das erste der Beilichen und mein die letzte der A stern,
 Regen sogar und Sturm halten mich selten zu Haus!
 Aber, wo hörtest du denn, daß Mauern und Wände den Dichtern
 Sie als Musen gebient, oder der Drucker-gesell?
 Niemals saßen sie noch gebückt vor hungrigen Bogen,
 Aufgekrem-pelt den Arm, wie es dem Weber gebührt.
 Nein, sie lauschten den Wellen, sie horchten dem Brausen des Windes,
 Und ein Lilienblatt reichte als Täfelchen aus.

Hier ist wohl der schickliche Ort, über die Art seines Produ-cirens Einiges zu sagen. Wenn ihm die Muse überhaupt günstig war, so war dies mit dem Beginne des Herbstes der Fall. Nur der wogenden schöpferischen Stimmung vertraute er sich an, die Poesie mußte ihn rufen, das Dichten war für ihn, wie er

selbst sagte, keine That, sondern ein Ereigniß; vielleicht war es dies allzu sehr. Gingen aber einmal die Wellen hoch, dann hielt die Sturmfluth in der Regel so lange an, daß er das begonnene Werk in Einem Zuge ausführen konnte. Judith, Genoveva, Agnes Bernauer, Gyges und sein Ring entstanden ein jedes in ungefähr drei Monaten. Blieb die productive Stimmung längere Zeit aus, so bildete er sich jedes Mal ein, es sei mit ihr überhaupt vorüber. Stoffe suchen, kannte er nicht, er hatte deren so viele, daß die Lebensdauer Michel Angelos nicht hingereicht haben würde, um sie alle aufzubrauchen. Die meisten trug er aus der Periode seiner Entwicklung in die der Reife hinüber, manche zehrte er unterwegs auf, andere wieder gaben ein treibendes Motiv oder Einzelelemente an höher organisirte ab. Einen eigentlichen Plan kannte er gleichfalls nicht. Er erachtete es als bedenklich, sich zu sehr in's Detail zu vertiefen, weil dies den Reiz vor der Zeit abstreife und im Gehirn abthue, was erst vor der Staffelei abgethan werden dürfe. Eine gründliche Skizze vor dem Kunstwerke, meinte er, sei wie eine Biographie vor dem Leben, dem Menschen gleich mit in die Wiege gelegt. Er schritt producirend mit einer Neugierde vorwärts, welche allzeit eine Grundbedingung seiner Schöpferfreude und seiner künstlerischen Sicherheit war. „Heute hoffe ich endlich“, sagte er zu mir einst nach einer Wochenpause, zwischen dem Anfange und dem Fortgange einer Nibelungen=Scene, „heute hoffe ich endlich die beiden ergrimnten Weiber, die sich gegenseitig in den Haaren liegen, auseinander zu bringen.“ Aber mit der Lebensgeschichte einer jeden seiner dramatischen Personen war er auf das Innigste vertraut. „Ich weiß ganz genau“, sagte er zu mir, „welche Eigenheiten die schöne Agnes als Kind hatte, wie der alte Herzog Ernst erzogen worden ist; ich kenne die dummen Streiche des Knaben Gyges, und meine Rhodope hat mir viele ihrer Träume erzählt.

Das Alles muß eben der dramatische Dichter wissen, weil er sonst gar nichts wüßte.“ Ein echtes Drama, so schrieb er in sein Tagebuch, sei einem jener großen Gebäude zu vergleichen, die fast eben so viel Gänge und Zimmer unter als über der Erde haben. Gewöhnliche Menschen kennen nur diese, der Baumeister kennt auch jene. Auch das Umarbeiten des bereits Gestalteten lag nicht in Hebbels Wesen. Er war hierin Byron ähnlich, welcher durchaus nichts umgießen konnte und sich dem Tiger verglich, der, wenn er einmal fehlspringe, knurrend in seine Höhle zurückgehe, doch, wenn er treffe, auch zermalme. Daß Hebbel hie und da Aenderungen vornahm, Dies hinzufügte, Jenes verrückte, Manches entfernte, bevor er ein Werk für abgeschlossen erklärte, versteht sich von selbst.

Die Mehrzahl seiner Dramen kündigte sich, wie er mir erzählte, ein jegliches mit einer Gesichtserscheinung an, wornach er sofort wußte, daß der schöpferische Augenblick nahe sei. Bei dem ersten Acte seiner *Genoveva* habe ihm beständig die Farbe eines Herbstmorgens vorgeschwebt, beim *Herodes* vom Anfang bis Ende das brennendste Roth. Als er den Epilog zur *Genoveva* dichtete, da habe er eine angeschossene Taube fliegen sehen, und so oft der *Moloch* sich meldete, in Rom, in Neapel, wie in Wien, sei vor ihm ein Felsen mit uralten bemoosten Stämmen aus dem Meer emporgestiegen. — Den producirenden Hebbel erblicken, war das Bild eines Traumwandelnden sehen. Sein Antlitz hatte alsdann den leidenden Ausdruck des Befelgten. Er neigte sein Haupt tief herab, wie eine dem warmen Sommerregen hingegebene Pflanze. Die Arme vor der Brust in einander gelegt, hin und wieder das Lächeln oder die Trauer des schauenden Menschen um den Mund, so schritt er durch die Straßen Wiens, durch das Gehölz des Praters oder durch die Laubgänge des Augartens, gleichviel ob das klare Licht des Spätherbstes sie vergoldete oder

feuchte Octobernebel sie verschatteten und berieselten. Sogar das Teufelswetter dieser Jahreszeit konnte ihm nichts anhaben, wenn er im Bildersegen untergetaucht war. Das Gewühl und Getöse der Großstadt störte den visionären Spaziergänger niemals und die berüchtigte Windsbraut Wiens, wie sie auch in den Baumkronen der gewaltigen Praterbäume wühlte und knirschte, weckte ihn nicht aus seiner Weltvergessenheit auf. Sprach ihn aber Jemand an, dann entfuhr ihm der heftigste Laut der Abwehr. Manchmal überhörte er die Anrede und schwankte, leise singend, vorbei. Das entstehende Gedicht kam ihm nämlich immer mit einer Melodie. Ich habe diese seltsamen Summtöne zuweilen vernommen, wenn ich zufälliger Weise hinter ihm herging. Dann und wann trat er in einen Hausflur und notirte rasch das Empfangene, meistens jedoch brachte er Alles unaufgeschrieben heim, einmal hundert Verse, die er frei aus dem Kopf copierte. Seine Originalmanuscripte sind von einer Sauberkeit, als ob es Abschriften wären. Ich darf wohl sagen, daß ich beinahe der Einzige war, dessen Besuche er auch in productiver Stimmung wünschte, der ihn begleitete bis zu dem Moment, wann er zu arbeiten anfing. Ich spürte stets, daß nun bald die verabschiedende Handbewegung eintreten werde, ich spürte es an seiner leise werdenden Stimme, seinen unaufmerksamen Antworten, seinen abwesenden Blicken.

Wer in die intime Geschichte der Seelenprozesse ein wenig eingeweiht ist, der wird den mit der poetischen Production enge verknüpften nachtwandlerischen Zustand nicht auffallend finden. Die Geständnisse bedeutender Dichter über denselben, stimmen in der Hauptsache überein. Otto Ludwig berichtet, daß bei ihm eine musikalische Stimmung vorausging, welche ihm zur Farbe ward, daß er dann Gestalten sah, eine oder mehrere in irgend einer Stellung oder Gebärde für sich oder gegen einander. Vom

Stücke habe er nicht die Fabel, den novellistischen Inhalt zuerst erfahren, sondern bald nach vorwärts, bald nach dem Ende zu seien von der erst gesehenen Situation aus immer neue plastisch-mimische Situationen und Gruppen angeschossen, bis er das ganze Stück in allen seinen Scenen gewonnen habe. Auf diese Hallucinationen folgten berechnende Vorgänge, die sich dann mit denselben vermengten oder in dieselben zurücklösten. Als Heine den Ratcliff dichtete, da schrieb er ihn, wie er bekennt, in Einem Zuge und ohne Brouillon. Während des Schreibens aber war es ihm, als hörte er über seinem Haupte ein Rauschen, wie den Flügelschlag eines Vogels. Ein Zeitgenosse Schillers, Peterjen, erzählt, unter welchen sonderbaren Zuckungen das Lied an die Freude zur Welt gekommen, und über Gesichtserscheinungen Tiecks bringt Köpfes Buch lesenswerthe Mittheilungen. Goethe hatte eben sowohl die Gabe, Gesichtserscheinungen nach Belieben hervorzurufen, als sich ihm zuweilen unwillkürlich die Wirklichkeit in ein Traumgebilde verwandelte. Ersteres bezeugt eine Stelle in seiner Morphologie, letzteres sein Phantasie-Erlebniß in der Wohnung des Schusters zu Dresden, dessen er in Wahrheit und Dichtung gedenkt. Als Wilhelm von Humboldt den Productionsact zur Sprache brachte, da antwortete der greise Goethe Folgendes: „Die Organe des Menschen, durch Uebung, Lehre, Nachdenken, Mißlingen, Förderniß und Widerstand und immer wieder Nachdenken, verknüpfen ohne Bewußtsein in einer freien Thätigkeit das Erworbene mit dem Angeborenen, so daß es eine Einheit hervorbringt, welche die Welt in Erstaunen setzt“. Klar und tiefsinnig hat Heibel dieses Geheimniß in einem Briefe an Sigmund Engländer definiert.

„. . Sie wollen an den Dichter glauben, wie an die Gottheit; warum so hoch hinauf, in die Rebelregion hinein, wo Alles aufhört, sogar die Analogie? Sollten Sie nicht weiter

gelangen, wenn Sie zum Thier hinuntersteigen und dem künstlerischen Vermögen die Mittelstufe zwischen dem Instincte des Thieres und dem Bewußtsein des Menschen anweisen? Da sind wir doch im Bereich der Erfahrung und haben Aussicht, durch die Anwendung zweier bekannten Größen auf eine unbekanntes etwas Reales zu ermitteln. Das Thier führt ein Traumleben, das die Natur unmittelbar regelt und streng auf die Zwecke bezieht, durch deren Erreichung auf der einen Seite das Geschöpf selbst, auf der anderen aber die Welt besteht. Ein ähnliches Traumleben führt der Künstler, natürlich nur als Künstler, und wahrscheinlich aus demselben Grunde, denn die kosmischen Gesetze dürften nicht klarer in seinen Gesichtskreis fallen wie die organischen in den des Thieres, und dennoch kann er keines seiner Bilder abrunden und schließen, ohne auf sie zurückzugehen. Warum sollte nun die Natur nicht für ihn thun, was sie für das Thier thut? Sie werden aber auch überhaupt finden, um tiefer auszugreifen, daß die Lebensprozesse nichts mit dem Bewußtsein zu thun haben, und die künstlerische Zeugung ist der höchste von allen; sie unterscheiden sich ja eben dadurch von den logischen, daß man sie absolut nicht auf bestimmte Factoren zurückführen kann. Wer hat das Werden je in irgend einer seiner Phasen belauscht und was hat die Befruchtungstheorie der Physiologie trotz der mikroskopisch genauen Beschreibung des arbeitenden Apparates für die Lösung des Grundgeheimnisses gethan? Kann sie auch nur einen Buckel erklären? Dagegen kann es keine Combination geben, die nicht in allen ihren Schlangenwindungen zu verfolgen und endlich aufzulösen wäre; das Weltgebäude ist uns erschlossen, zum Tanz der Himmelskörper können wir allenfalls die Geige streichen, aber der sprossende Halm ist uns ein Räthsel und wird es ewig bleiben. Sie hätten daher vollkommen Recht, Newton auszulachen, wenn er „das naive Kind spielen“ und behaupten

wollte, der fallende Apfel habe ihn mit dem Gravitationsystem inspirirt, während er ihm recht gern den ersten Anstoß zum Reflectiren über den Gegenstand gegeben haben kann; wogegen Sie Dante zu nahe treten würden, wenn Sie es bezweifeln wollten, daß ihm Himmel und Hölle zugleich beim Anblick eines halb hellen, halb dunklen Waldes in kolossalen Umrissen vor der Seele aufgestiegen seien. Denn Systeme werden nicht erträumt, Kunstwerke aber auch nicht errechnet oder, was auf das Nämliche hinausläuft, da das Denken nur ein höheres Rechnen ist, erdacht. Die künstlerische Phantasie ist eben das Organ, welches diejenigen Tiefen der Welt erschöpft, die den übrigen Facultäten unzugänglich sind, und meine Anschauungsweise setzt demnach an die Stelle eines falschen Realismus, der den Theil für das Ganze nimmt, nur den wahren, der auch das mit umfaßt, was nicht auf der Oberfläche liegt. Im Uebrigen wird auch dieser falsche nicht dadurch verkürzt, denn wenn man sich auch so wenig auf's Dichten wie auf's Träumen vorbereiten kann, so werden die Träume doch immer die Tages- und Jahreseindrücke und die Poesien nicht minder die Sympathien und Antipathien des Schöpfers abspiegeln. Ich glaube, alle diese Sätze sind einfach und verständlich . . .“

An ein willenloses Werkzeug sozusagen in der Hand des Nervenkörpers wird kein Einsichtiger beim Dichter denken. Und wem es etwan glaubhaft vorkommt, daß Franz Schubert einmal Nachts in einem Dorfwirthshause das Ständchen componirt und aufgeschrieben, aber Tags darauf in die betreffenden Notenblätter Stiefel eingeschlagen habe, für den wird allerdings Bileams Esel das Idol der Ursprünglichen sein, wie es Hebbel in einem witzigen Epigramm ausgedrückt hat:

Bileams Esel, du Muster naiv ursprünglicher Dichtung!

Während der Herr aus dir sprach, sahst du nach Disteln dich um.

Es waltet ein Unterschied zwischen Katharina von Siena und der erstbesten stigmatisirten Bauerndirne, mit welcher der Curat fromme Geschäfte macht, zwischen den Gesichtern der Jungfrau von Orleans und dem mit Kaiser Leopold conversirenden Kreuz. Es gibt auch eine Sagenbildung der Dummheit.

Dem Vorwurfe, den ich einmal gegen Goethe erhob, indem ich bemerkte: der Vers „gebt Ihr euch einmal für Poeten, so commandirt die Poesie!“ entbehre denn doch der Allgemeingültigkeit, da Hebbel die Poesie nicht commandiren könne! verdanken wir eine seiner brillantesten dramatischen Scenen. Hebbel erwiederte lächelnd, der Poet müsse die Muse auch citiren können, wenn es darauf ankomme. „Was soll ich bis morgen um diese Zeit gedichtet haben? wählen Sie ein Thema, aber natürlicher Weise eines von denen, womit ich mich überhaupt schon im Geiste beschäftigt habe.“ Ich wählte Struensee und verlangte, er möge die erste Scene machen. Tags darauf las mir der Dichter die kleine Eingangscene vor, wie der furchtsame König Verdacht gegen die Königin hegt, ihr die Fenster einschlägt und vorschützt, daß er einen nahestehenden Fruchtbaum treffen wollte und verfehlt habe.

Auf meine Bemerkung, daß diese Scene einen Shakspeare'schen Strich habe und daß Hebbel nun im Commandiren der Poesie fortfahren solle! erwiederte er: so weit könne er die Wahrheit des Goethe'schen Wortes nicht bekräftigen, das im Uebrigen auch anders gemeint sei. Stücke anfertigen und Stücke dichten seien zwei verschiedene Dinge. Einst bemerkte ich gegen ihn, es sei doch auffallend, daß er niemals schlechthin Unbedeutendes geschrieben habe, wogegen man Goethen oder Shakspeare' solchen Vorwurf immerhin machen könne. Da versetzte Hebbel: Diese Dichter, in denen die Poesie ganz flüßig gewesen, hätten sich tändelnde Versuche immerhin erlauben dürfen. Ihnen sei eben eine außerordentliche Freiheit der Phantasie und der Bewegung verliehen

worden. „Unser Einer aber muß froh sein, sich stramm halten um im Centrum bleiben zu können.“ In einem seiner Pariser Briefe an Elise, sprach er sich über den Umstand der Leichtigkeit aus, womit ein Poet, wie Dehlenschläger, Drama nach Drama hervorbringe: „Wenn dieser herzensgute und glückliche Mann doch nur eine Vorstellung davon hätte, wie es in Geistern hergeht, die nicht ihre Phantasiegebilde gestalten, sondern die Angst und das Sehnen ihres Herzens in Symbole kleiden! Das Andere ist so leicht. Könnte ich nicht auch jede Stunde einen Karl den Ersten, Zweiten, Dritten u. s. w. anfangen? Und doch — könnte ich es? Würde der Ekel mich nicht zwingen, die Feder aus der Hand zu werfen? Ach, ein Bißchen zu wenig und das perpetuum mobile ist fertig! Wenigstens in der Kunst!“

Der Abstand zwischen der Gehirnthätigkeit, die er beim Produciren aufwendete, und der Denkarbeit sonst, war für ihn so empfindlich, daß er sich öfters als ein leerer Schädel vorkam, wenn die schöpferischen Kräfte ruhten, und alsdann seine Gedanken und seine Ausdrucksfähigkeit verleumdete, indem er sie als kahl und farblos bezeichnete. „Sie müssen jetzt schon mit meinem dumpfen Kopf fürlieb nehmen!“ Welch' eine Elektrizität aber ging von diesem Kopfe aus! Eine getreue Wiedergebung der Evolutionen seines Geistes im Gespräche ist unmöglich. Denn woher das auf- und niederfluthende Leben nehmen, ohne welches dieselbe matt und unvollständig sein muß. Freiheit und Nothwehr hielten einander bei seiner spontanen Gedankenerzeugung das Gleichgewicht; er kämpfte mit sich selbst; indem er die Zuhörenden überwältigte, er vertheidigte stets jede Idee, während er sie als siegreich vordrängte, und er schlug zehn von ihm selber herangerufene Einwendungen zu Boden, sobald er einen Cardinalsatz bewies. Die Einsprüche des Angeredeten befanden sich

fozusagen ebenfalls in Hebbels Kopfe, und so glich sein Gespräch dem reißenden Gebirgswasser, das der Winterkälte spottend, vermöge seiner heftigen Strömung nirgends gefriert. Aber trotz der Genauigkeit, womit er alle Mittelglieder des Gedankens aufnahm und alle Nebenbeziehungen desselben festhielt, war der dadurch hervorgebrachte docirende Eindruck dennoch ein vorübergehender. Die schlagende und sparsam gebrauchte Bildlichkeit des Wortes, das sich vom nächstliegenden Object Stimmungston und Farbe holte, beseitigte jede Erinnerung an professorenhaften Vortrag und das Feuer seiner Persönlichkeit schuf die abstracteste Wendung in Sinnlichkeit um. Es ist kein Ueberschwang, wenn ich sage: er stand mitunter in einem Feuerregen eigener Gedanken und Gleichnisse und er schien zu gedeihen, wie ein tropisches Gewächs, wenn die Gluth über seinem Haupte zusammenschlug. Es wäre unrichtig, wollte man behaupten, daß sein Gespräch stets ein Monolog inmitten von Statisten gewesen sei; dies war es nicht, wenn auch häufig mit seinen jungen, wehrlosen Freunden. Aber das monologische Gepräge trug es allerdings, wie manches seiner Dramen. Der Styl ist eben der Mensch. Welch' ein Bedürfniß ihm das Sprechen ward, je mehr das Schreiben aufhörte, ein solches für ihn zu sein, dies thut eine Briefstelle dar aus dem Jahre 1844. „ . . Ich kann sogar sagen, daß mich nichts so sehr zur Selbsterkenntniß führt, als das lebendige, sich aus den Tiefen des Geistes herausgebärende Wort. Wenn all' die innern Ströme rauschen und brausen, wenn sie sich gegenseitig verschlucken und in einander wühlen, da hab' ich ein Bild meiner selbst, wie ich im Augenblick bin und wie überhaupt. Denn mir fehlt keineswegs die Kraft, einen solchen Wasserfall, wie von ganz unten herauf, zu betrachten. . .“

Am schnellsten entzündete sich sein Redeifer auf dem Spaziergange. Solch ein, mehrere Stunden währendes Gespräch

Hebbels, war für den Begleiter die genußreichste Ausspannung des Geistes, wiewohl hie und da die Scharmützel nicht ausblieben, sobald man ihn mißverstand oder seine Reizbarkeit durch irgend sonst etwas in Schwingung brachte. Bald wechselten die Themata in ungezwungener Aufeinanderfolge, bald wurde ein einziges vertieft, variiert und nach allen Seiten hin erschöpft. Die Abschweifungen und Ablenkungen, zu denen die uns umgebende Scenerie Veranlassung bot, mischten dem Unvergänglichen, worum das Gespräch sich bewegte, den Reiz des Vergänglichen bei. Aus einer Betrachtung Kants sprang Hebbel mitunter auf einen muthwilligen Schwank über und in seine Auseinandersetzung Shakspeare'scher Kunst blühte zuweilen eine erotische Regung hinein. Da stellte er sich z. B. plötzlich, als ob er ein Simpel wäre, um in der Vorstellung des vorübergehenden Peripatetikers als schwachsinzig zu gelten, oder er pries mit Wohlgefallen die Fülle anmuthiger weiblicher Gestalten, denen man in Wien auf Schritt und Tritt, wie in keiner andern Stadt, begegne. Dem entgegenschreitenden lieblichen Mädchen pflegte er in's Gesicht hinein zu sagen, daß sie es sei. „Das muß man thun, dann eröthet das schöne Mädchen und wird dadurch doppelt schön.“ Am öftesten ging er mit mir in die Vorstädte, die dazumal noch durch den Baum- und Wiesengürtel der Glacien von der innern Stadt getrennt waren, sowie in den Prater, indem er die Prunkallee vermied, hinunter an die Auen, welche den Donauarm einfäumen, oder tief in die waldige Einsamkeit hinein. Den Weg dahin nahm er vorzugsweise durch den Wurstelprater, wo er nie vergaß, an das hübsche Kind, welches neben seinem Vater hinter der Elektrifirmaschine still traurig saß, ein paar Worte zu richten und dem Mädchen eine Kleinigkeit zu schenken. Auch im Caroussel bin ich einst mit ihm herumgefahren; ich weiß nicht mehr, welche Laune ihn dazu getrieben. Den Oberkörper wiegend, vor-

wärts wandelnd, auf Minuten stehen bleibend und wieder weiter schreitend, das Gezwitzcher der Vögel und das säuselnde oder raschelnde Laub über uns, entwickelte er mit heftiger Gesticulation seine Ideen über Religion und Philosophie, Kunst und Geschichte, theilte mir neue dramatische Entwürfe mit und recitirte dann und wann eigene oder fremde Gedichte. Der Prater war sein Balladenboden; hier sind: Der ditmarsische Bauer, Die heilige Drei, Ein Wald, Der Zauberhain, Herr und Knecht entstanden. Gelangten wir irgendwo an eine Lichtung, zu der die Spitze des Stephansthurms herein sah, dann freute er sich jedes Mal des an den entferntesten Punkten im Umkreise Wiens sichtbaren Wahrzeichens der Stadt. Ihm war dieses Wahrzeichen theuer, wie einem Eingebornen, und wenn er je eine Kirche Wiens besuchte, so lenkte er die Schritte nur in den Dom; am Auferstehungstage that er es beinahe immer. Aber auch andere Schattirungen seines Wesens kamen auf diesen Spaziergängen zum Ausdruck. Trat Jemand auf ihn zu, der vormal's hin und wieder sein Haus besucht und dann fern geblieben war, so verschendete ihn Heibel durch frostige Einsylbigkeit oder wies ihn kurz angebunden mit der Bemerkung ab: „Ich setze keine Straßenbekanntschaften fort“. Sah er Grillparzer mürrisch oder träumerisch in sich gefehrt des Weges gehen, so blickte er ihm lange theilnahmsvoll und sinnend nach, dem Dichter, der stets feindselig gegen ihn gesinnt war. „Sehen Sie sich den ehrwürdigen Grillparzer nur an“, sagte er einmal, „Oesterreich wird schwerlich in Jahrhunderten seines Gleichen hervorbringen! Sie sehen hier einen Unsterblichen wandeln!“ Als wir einst bei einer Beleuchtung der Stadt durch die Straßen schritten und in ein scharfes Gedränge kamen, da zeigte sich der ihm eigene Studentencolleg. Ich schmauchte nämlich ungebührlicher Weise eine Cigarre, was einen neben mir vorwärts geschobenen Mann zu rohen Aeußerungen gegen mich

veranlaßte. Hebbel, obgleich er nie rauchte, beklagte es laut, daß ihn der zusammengepreßte Knäuel verhindere, nach einer Cigarre zu langen, worauf jener Mann sein Schimpfen vermehrte. Hebbel schalt ihn einen Flegel. „Und Sie sind noch ein viel größerer!“ flog es zurück. Da erwiderte Hebbel knirschend: „Nun, es ist wenigstens hübsch, daß Sie den Ihrigen zugegeben haben!“ das rings um uns her schallende Gelächter machte den Grobian verstummen. Hebbels Schlagfertigkeit erwies sich in vielen Situationen. Wir befanden uns einst in dem künstlich erbauten Ritter-
schlosse zu Laxenburg und Hebbel stand eben vor dem Thronessel der Babenberger. Da nahm ein Mensch, der ein Schneidergesell sein mochte, auf dem Fürstensitze Platz, indem er breit lachenden Mundes versicherte, daß es sich ganz so darauf sitze, wie auf jedem anderen Stuhl. Gewiß, sagte Hebbel, es kommt immer nur darauf an; wer dort sitzt!

kehrten wir nach einem Spaziergange in seine Stube zurück, so brannte er, von den Eindrücken angeregt, vom Reden erhitzt, neue Fronten seines Geistes ab. Oder er nahm, wie zur Erholung, den einen und andern Autor aus dem Bücherschrank, las Dies und Jenes vor und gerieth dadurch nicht selten in ein neues Feuer. Wie stieβten da zuweilen die Funken hin und her; man durfte an Siegfried am Ambos denken. Einmal las er den fünften Act des Lear und als er das Buch zuklappte, da rief er, im Innersten ergriffen, aus: „Wissen Sie, wen ich in diesem Act sehe? Ich sehe Shakspeare selbst, wie ihm der Griffel entfällt, wie er die Arme vor der Brust kreuzt, vom Erstaunen über die eigene Kraft übermannt, daß ein so unglaubliches Werk dem Menschengesitt gelingen kann!“ Ein andermal las er eine Volksscene aus Julius Cäsar. „Als ob das tosende Meer in Menschenlauten an unser Ohr branden würde!“ fuhr er begeistert empor. „Und wie er geringschätzig die Poeten schildert!“ setzte er lächelnd

hinzu. Das habe ihm immer besonders an Shakspeare gefallen! Wer ein echter Dichter sei, der freue sich eben nicht so sehr seines Dichterthums! Als ich ihm die Bearbeitung Richard des Dritten durch Laube erzählte und ihm mittheilte, daß die gewaltige Fluchscene der drei Frauen gleichfalls gestrichen sei, da versetzte er, mit Pantherschritten das kleine Zimmer durchmessend: „Warum auch nicht! Dieses Gefindel wird noch einmal an einer Aufführung des Lear auf dem Fleck crepiren!“ Nach dem Vortrage einer der indischen Sagen in der Nachbildung Holzmanns fragte er: ob das, was ewig menschlich an diesen himmlischen Dichtungen sei, nicht auch modern sei, wie das heute beliebte Schlagwort laute! „Wem die Gegenwart“, so fuhr er in dieser Gedankenverbindung fort, „nicht so alt vorkommt, wie das, was zu Narons Zeiten in Jerusalem geschehen, und dieses hinwiederum nicht so jung, als ob es sich eben ereignete, der kann weder das Eine, noch das Andere darstellen.“ Bei der Lesung Schiller'scher Gedichte glitt ein verklärender Hauch der Weihe über seine Züge. Viele, viele Male gab er mir den Spaziergang zum Besten, jenes Gedicht, das er hoch über alle anderen Gedichte Schillers stellte. Auch einzelne sprach- und bildgewaltige Strophen trug er öfters vor, besonders aus der Elegie auf den Tod eines Jünglings oder aus dem Gedichte: Die Freundschaft. „Wo bemerken Sie“, sagte Heibel bewegt, „Schillers physische Bedürftigkeit und seinen stäten Kampf mit den materiellen Bedingungen des Daseins? Nirgends, in keinem seiner Gedichte, in keinem seiner Dramen. Ich kann nie ohne tiefe Nührung an diesen heiligen Mann denken.“ Dabei standen ihm die Augen voll Thränen. Solche Momente dichterisch-religiöser Stimmung (eine andere Art religiöser Stimmung kannte er nicht) habe ich noch zwei im Umgange mit ihm erlebt. Als wir Achtzehnhunderteinundfünfzig in Berlin in Flügge's Bierlocale saßen, da unterbrach er, ohne daß

eine vermittelnde Gesprächswendung eingetreten wäre, unversehens seine Scherze und leichtes Geplauder und malte mir den „heiligen“ Spinoza aus, wie er am Sonntag nach der Messe zu seinen Hausleuten hinabging und sich von der schlichten Wirthin, andächtig zuhörend, die Predigt erzählen ließ. Seine Stimme stockte, seine Augen wurden feucht und er sagte: „Sehen Sie, so betet unser Einer“. — Ein anderes Mal besuchten wir die Stephanskirche am Auferstehungstage. Im Augenblicke der Wandlung erschütterte ihn das Symbol, welches Tausende mit der Kraft der Wirklichkeit bezwingt, so stark, daß er mir leise zuflüsterte: „Wer möchte belächeln, was zuletzt doch nur aus den ewigen Fragen nach dem Woher und Warum aufgestiegen ist! Den Millionen ist es nicht zuzumuthen, mit diesen Fragen durch die harte Welt zu gehen; sie bedürfen einer tröstlichen Antwort“.

Manche Lichtwer'sche Fabel habe ich wiederholt aus seinem Munde vernommen. Er entzückte sich stets von Neuem an den herbfrischen Naturbildern Lichtwers und er gab nach seinem Ausdrucke für den „Thau, der die bestäubten Fluren wusch“ und für „das schleivichte Gesichte der Eule“ eine ganze lyrische Bibliothek hin. Mit Vorliebe recitirte er die Verse Höltys:

Und das steinerne Mal unter dem Fliederbusch,
 Wo ein biblischer Spruch freudig zu sterben lehrt,
 Wo der Tod mit der Sense und ein Engel mit Palmen steht.

Zu seinen poetischen Lieblingen gehörten Virgils Tänzerin, Kleist's Zerbrochener Krug, Goethes Fischer, Alexis und Dora, Hermann und Dorothea, die Balladen Uhlands und die Romane Walter Scotts. Das jugendliche Lebensgefühl in diesen Romanen und ihre vom Gedankenhaften ganz und gar unabhängige Plastik dürften die geradezu kindliche Anhänglichkeit Hebbels an Scott erklären. Denn Beides entbehrte unser Dichter. Mitunter nahm

er eine der Parabasen Platens hervor, deren energisch-polemische Plänklerkunst ihn vergnügte. Den Don Quixote las er jedes Jahr wieder. Zu Dante hatte er kein Verhältniß und Byron lehnte er im Ganzen ab; nur der Don Juan erweckte seine Neigung, wie Bewunderung und er nannte ihn das einzige Epos der neueren Zeit. Hatte er muthwillige Anwandlungen, so veranstaltete er nach der Vorführung Bürgers oder Goethes ein Satyrspiel, indem er mit einem der Lyriker heranrückte, die von Zeit zu Zeit ein Bändchen in seine Wohnung schickten. Einst schlug er ein solches auf und hielt mir das Titelblatt vor. Diesen Titel habe ich behalten, wenn auch nicht den Namen des Verfassers: „Ein Stück Leben, herausgeschnitten von K. D. Z.“ Glauben Sie, sagte er, daß ich diese Gedichte zu lesen brauche, um zu erfahren, was an ihnen sei? Dann machte er Stichproben, die er lustig commentirte, lenkte aber bald wieder in den ernstesten Ton ein. Wer mit unzureichenden Kräften producire, der müsse nothwendiger Weise zuletzt unsittlich werden. Anfänglich werde er sich an den strengen Kunstforderungen, die er nicht erfüllen könne, vorbeidrücken — alsdann, bereits couragirter geworden, dieselben zu Gunsten seiner eigenen Ohnmacht fälschen und am Ende mit frecher Stirn die Männer schmähen und heruntersetzen, denen die Natur ausgiebige Dichterkräfte verliehen habe. Er hielt mit seinem aufrichtigen Urtheil nie zurück, wo immer ein solches geheischt wurde, aber er blieb zugeknöpft, sobald er gewahrte, daß es nicht der Drang nach Selbsterkenntniß sei, was den Musensohn erfülle. Alsdann behalf er sich mit kühlen, unangenehm verbindlichen Worten. Dem von seinem poetischen Vollwerthe durchdrungenen und durch Hebbels Abschätzung enttäuschten Dichter rieth er wohl auch an, an die Thür Grillparzers zu pochen, der ihn vielleicht getröstet entlassen werde. „Der gute Mann macht sich's bequem“, meinte Hebbel im Hinblick auf

Grillparzers Verhalten in dieser Richtung. „Jeder Mittelmäßigkeit gibt er einen Zehrpennig mit auf die Wanderschaft und so singen sie denn das Loblied auf den gemüthlichen, strebende Talente ermunternden Grillparzer“. Dies war thatsächlich der Fall. Hinter diesen Aufmunterungen verbarg sich freilich eine reservatio mentalis, die geheime Erwartung, daß der Betreffende die ihm verabreichte Spende der Anerkennung nicht zu hoch anschlagen werde. Doch darin lag ja eben das Schwächliche jener zwar starken, aber entschlußlosen Natur. An Hebbel mäkelte er unaufhörlich; wer es hören wollte, der konnte von ihm hören, daß Hebbel in Ideen verbissen, geschmacklos und übertrieben sei, „trotz seines unleugbaren Genies, dem aber leider das Talent als Zugabe fehle“, wie sich Grillparzer mir gegenüber ausdrückte. Dem leichtesten Dramenerzeuger hingegen suchte er streichelnd wohlzuthun und „Hand davon!“ hat er nie gerufen, wenn ihn das tappende Unvermögen zu diesem Ausrufe hätte nöthigen müssen. Eines solchen Ausrufes bediente sich einst Hebbel, als zwei junge Leute sich bei ihm einfanden, welche ihm gemeinschaftlich angefertigte Dramen vorlegten. Der Eine theilte ihm in flinker Zuversichtlichkeit mit, daß sie Beide einstweilen noch zusammen dichten, daß aber künftighin ein jeder auf eigene Faust dramatisch thätig sein werde. Um Hebbels Löwenmund spielte der Unmuth, er schwieg eine Weile, dann antwortete er, die Zwei scharf ansehend mit der ihm zu Gebote stehenden Unfreundlichkeit: „Mich bedünkt, es wird für Sie Beide ersprießlicher sein, wenn Sie fortan ein jeder auf eigene Faust etwas Ordentliches lernen“. Die Folge solcher und anderer Scenen, in welchen seine Herbheit oder sein Selbstgefühl die Hauptrolle spielte, war dieses: daß die verkehrtesten Ansichten über ihn umliefen, daß man von seiner Selbstherrlichkeit faselte, die ihm allein am Herzen liege, von seiner Mißachtung aller

zeitgenössischen Talente, seiner festen Ueberhebung und was nicht noch. Man kannte nicht seine Selbstbescheidung, die ihn sagen ließ: „In der Halle der Literatur werde ich nie zu finden sein, doch eine Nische neben der Kleists und Grillparzers wird mir nicht versagt werden“. Die Wenigsten erkannten in ihm den guten, den herzlichen Menschen, die vertrauensvolle Seele, den demüthigen Bewunderer fremder Größe, den unermüdtlich an sich arbeitenden und unter der Last eines schmerzreichen Lebens sich tapfer aufrecht haltenden Kämpfer.

Es ließ sich schwer mit ihm leben! das ist wahr, dies hat schon der junge Rudolph Thering an dem jungen Hebbel empfunden. Wie viel Peinliches und Aufreibendes ein so geartetes Verhältnis, wie das meine zu ihm, für den schwächeren, den leidenden Theil haben mußte, begreift sich leicht. Die tausend und aber-tausend Lichtstreifen und Schattenflecke eines unaufhörlich bewegten Gemüthes, einer ruhelos arbeitenden Phantasie gingen über mich als den beständigen Theilnehmer aller Aufwallungen und Eindrücke Hebbels, aller seiner hellen, wie düstern, wehevollen, wie zornigen Stunden, seiner Hoffnungen und Zweifel, Kränkungen und Martern gewitterähnlich hin, ja durch mich hindurch. Ich genoß und ich seufzte, ich bildete und ich verwirrte mich unter seinem lehrenden, erziehenden und aufbrauchenden Einflusse. Die Antwort, die er mir gab, als ich ihn vor einem Sommeranfange fragte, ob er wiederum auf's Land gehen werde? die Antwort: „Nein, ich bedarf der großen Stadt, ich verzehre Menschen!“ war nur allzu richtig. Er zählte zu jenen starken, von dem Drange sich auszuleben übermächtig erfüllten Individuen, die man unter den Gattungsbegriff Gehirnraubthier bringen möchte. Mir sollte der Schmerz nicht erspart bleiben, mich von ihm persönlich lossagen zu müssen. Die Neigung, die ich für eine Schauspielerin faßte, und wodurch die erste ernste Collision zwischen

Hebbel und mir sich ergab, hatte das innere Verhältniß bereits auf bedenkliche Weise getrübt. Mit dem Hervorbrechen einer Leidenschaft, wenige Jahre später, für meine nunmehrige Frau empfing das Verhältniß den ersten Stoß. Meine Lebensumstände verschoben sich, ich wechselte sogar den Aufenthaltsort, der springende Punkt meines Daseins war nicht mehr Hebbel; ich fing an, mir meine eigenen Ziele abzustecken. Während eines harten Wortwechsels bestritt mir Hebbel das Recht der Selbstbestimmung und dicht an mich herantretend, citirte er die Worte aus dem Wallenstein: „Gehörst Du Dir? Bist Du Dein eigener Gebieter, stehst frei Du in der Welt, wie ich, daß Du der Thäter Deiner Thaten könntest sein? Auf mich bist Du gepflanzt —“. Ein verändertes und dabei menschlich fruchtbares Verhältniß war nicht möglich; dies spürte ich. Und so riß denn eines Tages der Faden ab. — Erst auf seinem Sterbebette, sozusagen in Gegenwart der Parze, welche die Scheere hinter dem schicksalsschweren Mann erhob, knüpfte er sich wieder an.

Der Bruch zwischen Hebbel und Kuh hatte sich im Jänner 1860 vollzogen. In das Gemüthsleben Hebbels griff er mit schneidender Schärfe ein. Daß dieser junge Mann, der ihn als Menschen eben so treu verehrte, wie er für den Künstler in ihm begeistert erglühete; daß dieser wärmste seiner Anhänger, der feinewegen den Spott und Hohn der Flachen viele Jahre lang in unerschütterlicher Hingebung gelassen ertrug; daß diese innige Natur, dieser gelehrige Schüler, eifrige Jünger und vertraute Freund sich nun aus freien Stücken heftig und gänzlich von ihm losriß: dies traf ihn, wenn auch nicht völlig unerwartet, doch um nichts weniger tief und schmerzlich. Der Unbestand alles Menschlichen hatte ihn wieder einmal mit seinem eisigen Hauch berührt; ein Verhältniß hatte sich gelöst, das, auf die edelsten Bedürfnisse gegründet, schon dadurch allein bestimmt schien, jede Mißhelligkeit zu überdauern, die in andern Beziehungen wurzelte. Auch das Selbstgefühl der herrischen, ihrer Macht gewissen Persönlichkeit mußte sich in Hebbel verletzt fühlen und das Bewußtsein, daß es mit seinen Jahren abwärts zu gehen beginne, trug nur bei, ihm den Stachel tiefer in die Brust zu drücken. Es war ihm, als ob in Emil Kuh die Jugend selbst von ihm den letzten Abschied nähme. Noch ein halbes Jahr später schrieb er an Carl Debrois, der in der Veranlassung des Bruchs für Kuh Partei genommen und sich gleichfalls von Hebbel zurückgezogen hatte, mit nicht zu verkennender Bitterkeit: „Sie und Ihr Freund, in dessen Namen Sie theilweise mitreden, haben die fetten zehn Jahre der Production, der nie stockenden Lebensfülle, der Gesundheit und des Glücks mit mir getheilt. Nun die magern vor der Thüre stehen, nun Alter, Krankheit, Lebensüberdruß u. s. w. sich melden, wenden Sie mir den Rücken“. Wie einen Abschluß mit dem

Reichthum des Daseins betrachtete er den „Abschluß eines Verhältnisses, das — wie er in demselben Briefe sagt — die letzten zehn Jahre, in denen man überhaupt noch engere Verbindungen anknüpft, bei mir ausfüllte und das Manchen, der sich möglicher Weise auch mit in den Winter des Lebens hineingewagt hätte, von mir fern hielt“.

Wohl hatte das körperliche Mißbehagen, in dem er sich seit Weihnachten befand, mit beigetragen, die erlittene Wunde lebhafter empfinden zu machen; aber auch nachdem dieser krankhafte Zustand überwunden war, äußerte sich die tiefe innere Verstimmlung des Dichters noch immer in grollenden Worten. In seinem Tagebuch, das während dieser Jahre nur selten einzelne Ergebnisse aufzeichnet, gedenkt er jener Vorstellung des Lear und fährt fort: „Gestern Abend sah ich Lessings Emilia Galotti; Emil Kuh kam auch, saß dicht vor mir und grüßte mich nicht. Es war für mich die Reprise des Lear, nur daß er dies Mal nicht auf der Bühne, sondern im Parterre spielte. Ich habe durch diesen Menschen schweres Unrecht erlitten und gründlich erfahren, wie bitter der Undank ist. Aber ich habe es mir, obgleich ich vierzehn Tage keine Nacht schlief und dem Typhus nahe war, doch dadurch zu versüßen gewußt, daß ich es als eine Art von Compensation für das Unrecht betrachtete, das ich selbst begangen haben mag und dadurch wirkliche Erleichterung gefühlt. So liegt der Gedanke der Buße in der Menschenseele“. Aber damit hat er die Schmerzen Lear's nicht von sich abgeschüttelt; wiederholt macht er den Undank zum Gegenstand seiner Betrachtung: „Erweise Niemand eine Wohlthat. Du kannst ihn von einer so schweren Last gar nicht frei machen, daß er dir nicht durch Undank eine größere aufzuerlegen vermöchte“. — „Eine merkwürdige psychologische Erscheinung ist es, daß der Mensch, der von Natur keineswegs zur Dankbarkeit besonders geneigt ist, gerade durch

den Undank tödtlicher, wie durch irgend etwas Anderes, verletzt wird". Ja, noch im letzten Jahre seines Lebens schrieb er bei Gelegenheit seines siebenzehnten Hochzeitstages: „Wir waren Nachmittags in Schönbrunn; allein, Vater, Mutter und Kind, und ich wollte, wir wären es immer gewesen. Die practischen Nationen, die Italiener, Franzosen und Engländer, die sich fest in ihren Familienkreis abschließen und kein fremdes Element zulassen, folgen einem sehr richtigen Instinct. Was hab' ich davon, daß ich mich zehn Jahre lang mit sogenannten Freunden schleppete und jeden Abend um acht Uhr ängstlich zu Hause eilte, um ja für sie daheim zu sein! Viele kostbare Stunden habe ich geopfert, den Meinigen und meinen Arbeiten entzogen, und mein Gewinn besteht darin, daß ich mich nicht umsehen darf. Denn, wie hell das Licht in der Vergangenheit auch brennen mag, überall fällt mein Blick zuerst auf diese Larven, die es umtanzen, und das erfüllt mich mit einem solchen Schauer, daß ich selbst von der schönen Sternensstelle der Weihnachtsabende mein Auge abwenden muß“.

Man sieht, wie sehr das Erlebniß an dem Gemüthe Hebbels nagte, aber auch wie wenig er geneigt war, die Schuld wenigstens zum Theil in sich zu suchen. Freilich hätte er dann über sich so klar sein müssen, wie Kuh über ihn geworden war, als er die Bemerkung machte: „Hebbel war entschieden ein Menschenfresser, ein Gehirnraubthier, und was Manchen zu einer grenzenlosen Hingebung an ihn trieb, war nicht bloß Liebe, Begeisterung: war auch jenes grauenhafte Naturwesen, das den Vogel der Schlange ausliefert, oder das den Schwindelnden in den Abgrund hinunterzieht“. Er hätte einsehen müssen, daß gerade die Macht, mit der sein junger Freund sich von ihm angezogen gefühlt, ein langsames Vockern und Umtauschen der Bande unmöglich und deren plötzliches Zerreißen nothwendig gemacht habe. Wenn aber diese höchste Klarheit der Selbsterkenntniß ihm auch

abging, so arbeiteten dafür die Naturkräfte des Herzens in ihm auf eine Versöhnung hin, und Emil Kuh würde die Freude erlebt haben, den stets hochverehrten Mann in sein Zimmer treten und ihm die Hand entgegenstrecken zu sehen, wenn ein gemeinschaftlicher Freund, wohlmeinend, aber mit allzu nüchterner Verständigkeit, den Dichter nicht bewogen hätte, auf halbem Wege umzukehren. Trotz dieses unterlassenen Versuchs gedachte er immer mit Freundlichkeit des Entfernten, freute sich dessen literarischer Fortschritte und, vor Allem, vermißte ihn schmerzlich. „Wenn nur Kuh da wäre!“ rief er wiederholt aus, „er war ja der Einzige mit dem ich reden konnte! Auf tausend Meilen hat er mich verstanden.“

Hebbel hat niemals einen Ersatz für Emil Kuh gefunden. Wohl näherte sich ihm noch mancher jüngere Mann mit Ehrfurcht und Begeisterung; wohl schloß sich dem Kreise ausgezeichnete Menschen, mit denen er verkehrte, noch manche bedeutende Erscheinung an: allein das Gefühl der Vereinsamung begleitete ihn von nun an durch's Leben. Er sprach es aus in dem Gedichte: Du bist allein.

Ohne Gefolge betrittst Du die Welt und ohne Geleite
 Gehst Du wieder hinaus: sei denn getröstet, o Mensch,
 Wenn Dich im Herbst die Freunde, wie Spatzen und Schwalben
 verlassen,
 Denn in der bittersten Noth war noch ein Seder allein.

Inniger noch als sonst, schloß er sich jetzt an Weib und Kind.

Da ist ein Kreis, da ist der Kreis geschlossen,
 In dem die höchsten Menschenfreuden wohnen.

Diese Worte, die er vor fünfzehn Jahren an seine Frau gerichtet, waren jetzt, auf sein Kind ausgedehnt, noch inhaltsreicher und beglückender. Das Töchterchen war sachte aus den Kinderschuhen

herausgewachsen und stand an der Schwelle jenes geheimnißvollen Zustandes, wo Natur und Seele sich bestimmter zu sondern scheinen, während sie im Stillen einen neuen, tieferen Bund geschlossen haben. Der Vater, dem das Tägliche nie zum Alltäglichen und das Gewohnte nicht interesselos wurde, nannte sie in dieser Zeit gerne „Räthsel“. Als sie im Frühjahr heftig erkrankte, ließ er, obwohl selbst unwohl, sich nicht nehmen, zwölf Nächte an ihrem Bette zu wachen. Oft streckte er bei Tische die Hände vor sich aus und sagte zu seinen beiden Christinen: „Da, legt Euere Hände hinein. Ihr seid mir Alles, und nur um das Eine bitte ich Gott, daß Ihr mir nicht genommen werdet“. In Gmunden, als sich die Seinen einst bei unsicherem Wetter auf den See wagen wollten, rief er: „Niemand darf auf dem See fahren ohne mir. Wir müssen alle Drei zu Grunde gehen“. Er dachte auch daran, ein kleines Haus in einer der Vorstädte zu kaufen; da dies nicht zu erlangen war, so wurde, nach dem Lieblingswunsche seiner Frau, das Landhaus in Gmunden mächtig erweitert. Hebbel brütete wochenlang über Bauplänen, Rechnungen und Voranschlägen und als einst einer seiner Bekannten sich lächelnd über diesen Eifer wunderte, sagte er ihm: „Lieber Freund, so viel Mühe hat mir kein Act eines Trauerspiels gemacht, wie dieser Entschluß“. Allmählig wurde derselbe ausgeführt, Frau Christine sorgte im Stillen für manche kleine Ausschmückung der Wohnräume und so konnte Hebbel ihr im letzten Sommer, den er dort zubrachte, mit schalkhafter Laune schreiben: „Was unser Haus betrifft, so haben wir darin die erste Zeit bivouakirt, dann wohnten wir einige Jahre behaglich und jetzt fangen wir an zu residiren“.

Die Landschaft von Gmunden, in der sich Mittel- und Hochgebirge berühren, war ihm eine unerschöpfliche Quelle stillen Naturgenusses. Das über sein Dach hinfahrende Wetter, der

Apfelbaum vor seinem Fenster, der sich unter der Last der eigenen Früchte zu Boden beugte, die streichende Schwalbe, die Vogelschaaren, denen sein Garten zum Asyl geworden: sie alle erweckten in ihm bald jauchzende Freude, bald liebevolle Theilnahme und sinnende Betrachtung. Seine Tagebücher und Briefe füllen sich mit den anmuthigsten Naturbildern, welche Zeugniß ablegen, mit wie frischen Sinnen er das Einzelne zu sehen wußte, während der Gedanke zu dem letzten Grunde der Erscheinung schweifte.

Mit besonderer Neigung wandte er sich den Thieren zu, der „stummen Creatur“, wie er sie gerne nannte. Sie sollten ihm zu einer Gesellschaft werden, auf die Verlaß wäre. „Von den Menschen getäuscht, bin ich zu den Thieren geflohen“ — schreibt er in sein Tagebuch. Sie waren ihm ein unendlich belehrender Commentar zum Menschen und wer sich nicht mit ihnen einlassen mochte, der kam ihm vor wie Einer, der nur Eine Sprache kann, und sich mit Händen und Füßen dagegen sträubt, noch eine zweite zu lernen. Alle Thiergattungen, meinte er, mit ihren specifischen Eigenschaften zu einem Gesamt-Organismus vereinigt gedacht, gäben ein weit großartigeres Geschöpf, als alle Menschenracen, wenn es sich um das Verhältniß zum Erdball handelt, um das instinctive Durchdringen und Ausbeuten desselben. Mit dem Gefühl und der Ueberzeugung des Inders von der Wesensgleichheit alles Lebendigen, beugte er sich herab zu dem „armen Kaliban der Welt“, der „dem Menschen jede Frucht gezeigt“, sich ihm „stumm als seinem Gott geneigt“ hat und dafür von diesem undankbar und grausam behandelt wird.

Wundern muß ich mich sehr, daß Hunde die Menschen so lieben, Denn ein erbärmlicher Schuft gegen den Hund ist der Mensch.

Als das Hündchen seiner Frau gestorben war, begrub Hebbel es selbst; in ein weißes Tuch gewickelt, in eine Schachtel

gelegt, trug er es in den Keller und bedeckte sein Grab mit dem wenigen Grün, das der Winter im Hause geduldet hatte. Vor allen Thieren aber waren ihm die Eichkätzchen lieb geworden. Wie einst Jean Paul und George Grote, der englische Geschichtschreiber Griechenlands, so ließ auch er sich fesseln von der Anmuth und Possirlichkeit dieser Geschöpfe, deren scheue Fluchtbereitschaft vom Menschen durch freundliche Behandlung so schnell in die rührendste Vertraulichkeit und Treue umgewandelt wird. Hebbel besaß deren zwei, von denen er das ältere unterschieden vorzog. Es war beständig um ihn; selbst wenn er schrieb, durfte es ihn stören: er glaubte jeden seiner Laute zu verstehen und stand auf, um ihm zu trinken zu geben, oder sonst ein Bedürfniß zu befriedigen. Wenn es kalt hatte, gestattete er ihm sogar unter den Rock in die Achselhöhle zu schlüpfen und schrieb in der unbequemen Haltung ruhig weiter. Auf die Eigenheiten des Thierchens merkte er genau und zog daraus weitgehende Schlüsse auf die thierische Natur überhaupt. Regelmäßig nahm er es nach Omunden mit, sich an seiner Zierlichkeit immer wieder erfreuend. Manche kleine Scene notirt er in sein Tagebuch: „Ein allerliebstes Bild! Unser kleines Eichkätzchen beim schönsten Sonnenscheine von Zweig zu Zweig, von Baum zu Baum hüpfend und ganze Schaaren von Vögeln, zwitschernd und singend, um das Thierchen herum, überall hin folgend und es neugierig betrachtend!“ Auch seine Briefe an die Freunde sind voll Lob des Liebling; auf Reisen aber schreibt er nie nach Hause ohne einen Gruß an „Lampi“; sogar in London vergißt er seiner nicht. Als das kleine Geschöpf erkrankte und starb, war der starke Mann tief ergriffen. Er schrieb in sein Tagebuch: „Wieder etwas vorüber, und dies Mal etwas Himmel-Schönes, das so nicht wiederkehrt! Wen die Gattung für das Individuum zu entschädigen vermag, der ist gegen jeden Verlust gedeckt; ich kenne

keine Surrogate, ich liebe das Individuum, und dies Thier war so einzig, daß es Jedermann wie ein Wunder vorkam, und mir wie eine Offenbarung der Natur. Ich glaube jetzt an den Löwen des Andronicus, an die säugende Wölfin der Römer, an die Hirschkuh der Genoveva; ich werde nie wieder eine Maus oder auch nur einen Wurm zertreten; ich ehre die Verwandtschaft mit dem Entschlafenen, sei sie noch so entfernt und suche nicht bloß im Menschen, sondern in Allem, was lebt und webt, ein unergründliches göttliches Geheimniß, dem man durch Liebe näher kommen kann. So hat das Thier mich veredelt und meinen Gesichtskreis erweitert“. Dann erzählt er ausführlich die Krankheit und das Ende des Thierchens, so wie dessen Begräbniß, das er selbst besorgte. Trotz des unfreundlichen Novembertages, trug er die kleine Leiche tief hinab in den Prater, legte sie in die Wurzeln eines morschen Baumes und bedeckte sie mit Erde und einem Stein. Das ausgestopfte Fell stand auf seinem Schreibtisch. Das zweite Eichkätzchen schmeichelte sich „durch seine unwiderstehliche Holdseligkeit“ allmählig bei ihm ein und als es gestorben war, kam ein drittes in's Haus, mit dem er noch auf seinem Sterbebette vergnügt spielte.

Trotz Krankheit und Kummer hatte Hebbel indeß seine Nibelungen zu Ende gebracht. Bevor wir uns aber zu diesen wenden, gedenken wir noch zwei andere weniger wichtige Erlebnisse zu berühren.

Im Herbst (1860) machte Hebbel einen kurzen Ausflug nach Paris. Es war eine Erholungsreise, die er ohne rechte Freude antrat und von der er ohne wesentlichen Gewinn zurückkehrte. Nur vierzehn Tage blieb er dort; es war ihm „zu kalt und zu theuer“. Doch nahm er von der umgebauten Stadt einen großen Eindruck mit. Er fand, daß Napoleon der Dritte Erstaunliches geleistet habe, und „das darf man hoffentlich aner-

kennen, ohne seinen deutschen Patriotismus zu verdächtigen. Das Beispiel, daß auch der Absolutismus noch Talent voraussetzt, wenn er nicht, wie eine blind laufende Mühle, sich selbst zertrümmern soll, liegt nicht all zu fern“. Dem Kaiser ließ er sich nicht vorstellen, was ihm durch einen alten Bekannten — wahrscheinlich von München her — den Duc Tascher de la Pagerie, der ihn auf das freundlichste aufgenommen hatte, nicht schwer geworden wäre und obgleich er es sehr gerne gethan hätte. „Wissen Sie, was mich davon abhielt?“ — schreibt er an Uechtritz: „Nicht die Furcht vor den deutschen Regierungen, aber die Furcht vor den deutschen Zeitungsschreibern. Jene hätten es vielleicht begriffen, es wenigstens nicht für eine directe Unmöglichkeit erklärt, daß man sich einem Manne, der jedenfalls nur Ein Mal auf der Welt ist, aus rein psychologischen Gründen nähern könne; diese hätten sicher über Verrath geschrieen, und so leistete ich auf die interessanteste historische Studie, die sich mir je darbieten wird, Verzicht“.

Mit dem Jahreschlusse erhielt er den baierischen Maximilians-Orden. Er hatte den Zeitungsnachrichten darüber keinen Glauben geschenkt, denn seit Dingelstedts Abgang aus München waren seine Beziehungen zu dieser Stadt erkältet; wie nun das „blaue Band mit dem großen goldenen Stern“ doch bei ihm antraf, machte es einen „ganz besonderen“ Eindruck auf ihn, weil es aus einer Stadt kam, in der er „dritthalb Jahre als armer Student, bald mit diesem, bald mit jenem Kiegelhäubchen herumgelaufen“ war. „Die Vergangenheit hat überhaupt eine sehr große Gewalt über mich und da sie für mich nicht die freundlichste war, so ist das recht heilsam, indem sie mich mit manchem Uebel der Gegenwart ausföhnt, was ich ohne die Vergleichung vielleicht nicht so gut vertragen würde. Für den Burschen, der im Jahre Achtzehnhundertsiebenunddreißig an schwülen Sommer-

tagen im Englischen Garten am chinesischen Thurm sein Bier trank, stehe ich ein, daß er, wenn er im Geist den Herrn Doctor Hebbel mit dem Maximilians-Orden erblickt hätte, ganz gewiß nicht an die Identität mit seiner eigenen werthen Person gedacht, sondern höchstens von fabelhafter Aehnlichkeit gebrummelt haben würde. So ist das Leben; bald bringt es weniger, als der Mensch erwarten durfte, bald auch mehr, und mir hat es mehr gebracht."

Hebbel machte von seinen Orden fast nur auf Reisen Gebrauch. Die Bändchen im Knopfloch hielten ihm da manche Ungebühr ab oder brachten sie zum Schweigen; es war eine Art summarischer Justiz die er durch die Mittel der Welt an der Alltagsrohheit der Welt ausübte. Auch den chevalier de plusieurs ordres, der ihm in deutschen Blättern so höhnisch vorgewürdet wurde, hatte er für die Pariser-Reise auf seine Visitenkarten mit aufnehmen lassen, nur weil er, wie er sagte, von den Grenzen eines deutschen Renommés, nicht so schmeichelhaft dachte, wie seine Collegen.

Wir wenden uns nun zu seiner Nibelungen-Trilogie, deren Schicksal hinfort für die Gestaltung seines Lebens maßgebend wurde. Am 22. März, also einige Tage nach seinem neunundvierzigsten Geburtstag, schrieb er die letzten Verse nieder. Es war Abend; „draußen tobte das erste Frühlingswetter sich aus, der Donner rollte und die blauen Blitze zuckten durch das Fenster“, vor dem sein Schreibtisch stand. Das Ergebnis angestrengter Arbeit, der Studien von anderthalb Decennien, der besten Stunden seiner fünf letzten Lebensjahre, lag abgeschlossen vor ihm. So intensiv hatte er daran geschaffen, daß er später oft behauptete, er könnte seine Nibelungen von der ersten bis zur letzten Scene reproduciren, wenn die Handschrift in Verlust gerieth; allerdings mit ungeheurer Gehirnanstrengung.

Ueber den schwierigsten Punkt des Gedichts, über die Behandlung des Mythischen, hat sich Hebbel wiederholt ausgesprochen, besonders an zwei Stellen, die hier mitgetheilt werden, um auch ihn in dieser vielbesprochenen Frage zu Worte kommen zu lassen.

In seinem Tagebuche — von Achtzehnhunderteinundsechzig — heißt es: „Mir scheint, daß auf dem vom Gegenstande unzertrennlichen mythischen Fundament eine rein menschliche, in allen ihren Motiven natürliche Tragödie errichtet werden kann und daß ich sie, so weit meine Kräfte reichen, errichtet habe. Wen das mythische Fundament dennoch stört, der erwäge, daß er es, genau besehen, doch auch im Menschen selbst mit einem solchen zu thun hat und zwar schon im reinen Menschen, im Repräsentanten der Gattung, und nicht bloß in der noch weiter specificirten Abzweigung desselben, im Individuum. Oder lassen sich seine Grundeigenschaften, man nehme die physischen oder die geistigen, erklären, d. h. aus einem anderen, als dem mit ihm selbst ein für alle Mal gesetzten und nicht weiter auf einen letzten Urgrund der Dinge zurückzuführenden oder kritisch aufzulösenden organischen Kanon ableiten? Stehen sie nicht zum Theil, wie z. B. die meisten Leidenschaften, im Widerspruch mit Vernunft und Gewissen, d. h. mit denjenigen Vermögen des Menschen, die man am sichersten als diejenigen bezeichnen darf, die ihn unmittelbar, als ganz allgemeine und interesselose, mit dem Welt-Ganzen zusammen knüpfen, und ist dieser Widerspruch jemals aufgehoben worden? Warum denn in der Kunst einen Act negiren, auf dem doch sogar die Betrachtung der Natur beruht“.

Noch eingehender spricht Hebbel sich zwei Jahre später in einem Briefe an S. Engländer aus: „— Was nun Ihre Bedenken gegen den Realismus des Gyges und der Nibelungen anlangt, so setze ich den Realismus hier und überall ausschließlich

in das psychologische Moment, nicht in das kosmische. Die Welt kenne ich nicht, denn obgleich ich selbst ein Stück von ihr vorstelle, so ist das doch ein so verschwindend kleiner Theil, daß daraus kein Schluß auf ihr wahres Wesen abgeleitet werden kann. Den Menschen aber kenn' ich, denn ich bin selbst einer, und wenn ich auch nicht weiß, wie er aus der Welt entspringt, so weiß ich doch sehr wohl, wie er, einmal entsprungen, auf sie zurück wirkt. Die Gesetze der menschlichen Seele respectire ich daher ängstlich; in Bezug auf alles Uebrige aber glaube ich, daß die Phantasie aus derselben Tiefe schöpft, aus der die Welt selbst, d. h. die bunte Kette von Erscheinungen, die jetzt existirt, die aber vielleicht einmal von einer anderen abgelöst wird, hervorgehoben ist. Mir sind die Nibelungen demnach nicht der Aberglaube der deutschen Nation, wie Ihnen, sondern, wenn Sie mir einen Ausdruck gestatten wollen, den ich nur Ihnen gegenüber zu gebrauchen wage, ein Sternbild, das nur zufällig nicht mit am Sternenhimmel funkelt. Doch dies ist ein Punkt, den man brieflich nur berühren kann, aber die Einschränkung, die ich mir auf der einen Seite auflege, wenn ich auf der anderen gewissermassen in's Grenzenlose hinaus steuere, will ich doch noch markiren. Nie gestatte ich mir, aus der dunklen Region unbestimmter und unbestimmbarer Kräfte, die ich hier vor Augen habe, ein Motiv zu entlehnen; ich beschränke mich darauf, die wunderbaren Lichter und Farben aufzufangen, welche unsere wirklich bestehende Welt in einen neuen Glanz tauchen, ohne sie zu verändern. Der Gnges ist ohne Ring möglich, die Nibelungen sind es ohne Hornhaut und Nebelkappe“.

Zu der Abschrift dieser Stelle, die er in seinem Tagebuch gemacht, setzt Hebbel hinzu: „Bemerkenswerth ist es, daß alle Zauber-Dichtung, das Märchen nicht ausgeschlossen, sich innerhalb der Grenzen hält, die ich in diesem Brief zu ziehen ver-

suchte. Sie springt mit der Welt um, wie die Kinder mit dem Lehm, aus dem sie allerlei Figuren kneten, aber sie rührt nicht an dem Menschen. Sie jagt ihn freilich durch alle mögliche Thierleiber hindurch, denn sein Körper gehört noch mit zur Welt, ja sie sperrt ihn in Bäume und Felsblöcke ein, aber der Prinz bleibt Prinz, das Mädchen, Mädchen u. s. w. In der Regel begnügt sie sich sogar damit, Raum und Zeit aufzuheben, die der Philosoph ohnehin für bloße Anschauungsformen erklärt, also den gleißenden Schein-Realismus, der gar nicht existirt, zu beseitigen, und das ist am allermerkwürdigsten“.

Der Zweck seiner Tragödie war, wie Hebbel dieses selbst im Vorworte erklärt, „den dramatischen Schatz des Nibelungen-Liedes für die reale Bühne flüssig zu machen“. Wenn ein „Techniker des Dramas“ aus den alten oft verwendeten Puppen und Redensarten ein „neues“ Stück zusammen gesetzt hat, so ist ihm die Gunst der „realen“ Bühne gewiß. Mit Hebbel verhielt sich dies anders. Er war gewöhnt, daß das erste Theater der Stadt, in welcher er lebte und das sich noch immer für das erste Deutschlands hielt, daß das Wiener Burgtheater seine Werke ignorirte und schon dadurch andere Bühnen mißtrauisch machte. Director Laube hatte die beiden ersten Theile der Trilogie bereits vor Jahren zurückgewiesen und Nichts berechtigtes zu der Annahme, daß er dem dritten Theile mit Wohlwollen entgegen kommen würde. Hebbel täuschte sich darüber keinen Augenblick und machte nicht den geringsten Versuch eine Abneigung zu bekehren, die zuletzt im Gegensatz der Naturen wurzelte. Dabei war er sich wohl bewußt, „daß das Theater hier die Hauptsache sei, da es sich „absolut nur um die dramatische Vermittlung des alten Gedichtes mit der Nation handle“; allein eben so gut glaubte er zu wissen, daß bloß Theater ersten Ranges dieser Aufgabe gewachsen wären. Er hätte sich deshalb nur an wenige wenden können und bei

diesen wenigen fehlte ihm das Vertrauen zu ihren Directoren; er war überzeugt, daß er unter ihnen „eher einen beherzten Metzger finden werde, einen solchen nämlich, der Arme und Beine abhackt, als einen Mann, der sich auf eine Biologie einläßt“. Unter diesen Umständen blieb ihm nichts Anderes übrig, als seine Nibelungen resignirt in den Schrank zu legen.

Allein der Biolog, den er zu finden verzweifelte, stellte sich ungesucht ein. Wieder war es Franz Dingelstedt, der treue Freund des Dichters in Hebbel. Durch ihren lebhaften Briefwechsel von dem jedesmaligen Stande der Arbeit unterrichtet, wartete er die Nachricht von der Beendigung gar nicht ab, sondern bot sich schon vor derselben an, die Nibelungen in Weimar aufzuführen, und zwar die ganze Trilogie. So erfreut, ja begeistert Hebbel sich im ersten Augenblicke von diesem Antrag fühlte; so sehr er es Dingelstedt dankte, daß er ihm zu Liebe sich auf das Wagestück einer Trilogie einlassen wollte, welches die Bühnen kaum bei Schiller unternehmen: so stellten sich ihm doch sofort auch die Bedenken gegen dessen Ausführbarkeit ein, die er dem Freunde nicht verhehlte. Das Mißverhältniß der darstellenden Kräfte Weimars zu den ungeheueren Anforderungen die sein Werk, besonders in seinem letzten Theile, an sie stellte, schien ihm ein allzubedeutendes. Damit Dingelstedt sich selber davon überzeuge, schickte er ihm — im August — die einzige Handschrift von Ariemhildens Rache; aber noch bevor er die Antwort erhalten, drängt es ihn, Dingelstedt „die Last abzunehmen“ und er zieht das „elfactige Nibelungen=Ungeheuer förmlichst und feierlichst“ zurück. Die Furcht vor einer ungenügenden Darstellung überwog in ihm alle Wünsche und Hoffnungen. Ein halber Erfolg, meinte er, würde ihm unbedingt schaden, ein ganzer kaum nützen. Dingelstedt ließ sich nicht abweisen; mit der ganzen Nachdrücklichkeit seines Wesens, setzte er sich ein für

seinen Plan. Dieser Eifer rührte und bezwang den Widerstrebenden; vous l'avez voulu, ruft er ihm — im September — zu, als wollte er jede Verantwortlichkeit ihm überlassen; aber er sagt ihm zugleich, daß er „einer getrennten, nicht unmittelbar auf einander folgenden Darstellung des Stückes unter seiner liebevollen Leitung mit erträglichem Herzklopfen entgegensähe“. So ganz baute er die Hoffnung des Gelingens auf Dingelstedt allein, daß er den inzwischen eingetroffenen Münchner Antrag nur dann annehmen wollte, wenn München den Vorgang Dingelstedts abwarte; von einer Initiative Münchens wollte er nichts wissen. Selbst an Dingelstedt schrieb er noch im October, er möge sich das ganze Unternehmen noch ein Mal in der letzten Stunde überlegen; aber Dingelstedt blieb fest.

Endlich zur Ausführung der Nibelungen fest entschlossen, ging Hebbel daran, das Stück den Bedingungen einer solchen anzubequemen. Es galt vor Allem die heilige Dreizahl der Theaterstunden nicht zu überschreiten und dies konnte nur durch Kürzungen erreicht werden. Mit guter Laune unterzog sich Hebbel dem penelopeischen Werk. Zu Hunderten mähte er seine Famben nieder, Dingelstedts Winke benützend, und stets darauf bedacht, daß das Publikum Manches entbehren könne, was für das Gedicht wichtig sei und daß mehr als ein feiner Zug geopfert werden müsse, der die Handlung hätte aufhalten können. Auch that er durch Nachbesserungen noch „Unendliches“ für das Stück. Diese Arbeit wurde ihm nicht leicht; er sei dabei fast verrückt geworden, schreibt er an Dingelstedt; „denn in der Begeisterung zu schreiben ist Kinderspiel, aber die in der Begeisterung übersehenen Lücken zu stopfen, ist Teufelsqual“. Am Ende des Jahres war die Bearbeitung des ersten und zweiten Theiles fertig; Dingelstedt las sie bei Hofe vor, wo sie das größte Interesse erregte und da auch die Schauspieler mit Eifer daran

gingen, so konnte die erste Aufführung schon am 31. Jänner 1861 statt finden. Hebbel war anwesend; der Großherzog hatte ihn eingeladen und so machte er denn die beschwerliche Winterfahrt, mit unerschütterlicher Wirthschaftlichkeit wie gewöhnlich die dritte Wagenklasse benützend. Der Erfolg der Dichtung war ein durchschlagender; Dingelstedts meisterhafte und sorgfältige Verwendung der vorhandenen Kräfte bewährte sich auf das Glänzendste und die Theilnahme des Publikums der kleinen Residenz war eine so ungewöhnliche, daß die Vorstellung drei Mal wiederholt werden mußte.

Hebbel schrieb darüber an Uechtritz: „Wenn Ihnen Herr Doctor Hensen erzählt hat, daß man mein Stück in Weimar als etwas Gewaltiges betrachte und behandle, so wird Ihnen Waltitz das bestätigen. Ja, ich wage es auf die Gefahr hin, daß Sie mich für verrückt halten, aus voller Brust mit einer Stentorstimme persönlich zu wiederholen: das Stück ist auch gewaltig! Aber ich füge freilich rasch hinzu: ich werde trotz dem nicht in die Junft der Unsterblichen eingehen, denn mein Antheil daran ist gering. Ich habe die Fabel, die Charaktere und die Situationen entlehnt, und bin mit einem Uhrmacher zu vergleichen, der ein vortreffliches altes Uhrwerk von Spinnweb und Staub gesäubert und neu gerichtet hat. Nun zeigt und schlägt es wieder gut, aber er ist darum nicht der Künstler, sondern höchstens der Künstler. Es handelt sich also kaum um eine persönliche Angelegenheit.“ „Damit“, fügte er später hinzu, „will ich jedoch den Dünnethuer nicht machen; es gehört immer dramatischer Blick dazu, den großen Bau, in dem die Kinder zuweilen „Kammerlein-Vermiethen“ gespielt zu haben scheinen, auf seine Grundmauern zurückzuführen.“

Der Dichter wurde in Weimar auf jede Weise ausgezeichnet. Wieder wohnte er auf der Altenburg, und wenn er auch nicht

alle früheren Bewohner wiederfand, so war ihm doch Franz Liszt mit dem alten Zauber seines Wesens und der alten Herzlichkeit geblieben. Zu den alten Freunden gewann er sich manchen neuen, nicht nur durch sein Werk, sondern auch durch die Macht seiner Persönlichkeit. Der bedeutendste darunter war Hofrath Adolf Schöll, der tiefe Kenner und Denter griechischer und Goethe'scher Dichtung, der bei aller Anerkennung der ursprünglichen Dichterkraft Hebbels, sich doch den Schöpfungen derselben nie mit ungemischtem Eindrucke hatte hingeben können, jetzt aber von der Wirkung, die von Hebbel persönlich ausging, sich gerne gefangen nehmen ließ und mit treuer Freundschaft zu ihm hielt bis an's Ende. Auch Oberbibliothekar Ludwig Preller, der eben so faustische als gelehrte Philolog, erfreute den Gast durch seine kräftig ausgedrückte Sympathie. An den üblichen Huldigungen und Schmeicheleien, zu denen auch die Damenwelt das Ihrige beitrug, konnte es Hebbeln schon deshalb nicht fehlen, weil der Großherzog selbst seine Verehrung für ihn überall auf das Liebenswürdigste zu erkennen gab. Wiederholt zog er ihn zu seinen Festen, an seine Tafel, in seinen engsten Familienkreis und wurde nicht müde, seinen Dank und Bewunderung auszusprechen, stets hinzufügend: es sei ihm inneres Bedürfniß. Auch sein Erstaunen verhehlte er nicht, daß ein Werk wie die Nibelungen in Wien nicht gegeben würde. An zwei Abenden las Hebbel Kriemhildens Rache vor; der Großherzog — „nie hatte ich einen aufmerksameren, erregteren Zuhörer,“ schreibt Hebbel von ihm — erwartete von diesem letzten Theile der Trilogie eine noch größere Wirkung und lud ihn dringend ein, zur Aufführung wieder herüberzukommen. Gleiche Huld bewies die Großherzogin dem Dichter. Eines Tages empfing sie ihn allein. „Da sagte sie mir“, so erzählt Hebbel seiner Frau, „ein schönes und gewichtiges Wort. Ich sprach von den Zuständen, den allgemeinen und per-

fönlichen; sie fragte, warum ich in Wien bliebe. Ich erwiderte, es sei in meinen Jahren schwer, sich noch in einen neuen Boden zu verpflanzen, auch fände sich nicht so leicht etwas. Sie versetzte: unsere Verhältnisse sind freilich klein, aber wir können doch zuweilen auch helfen. Ich sagte, der Schiffbrüchige sei für jeden Balken dankbar, und sie entgegnete: versprechen Sie mir, dies Wort nicht zu vergessen! Worauf ich mir die Erlaubniß erbat, mich darauf dereinst beziehen zu dürfen.“ Die Veranlassung dazu ließ nicht lange auf sich warten.

Während Hebbel, erfreut von der Wirkung seines Werkes und dankbar für alle ihm erwiesene Güte, wieder in Wien bei den Seinen war, ging Dingelstedt daran, endlich auch die ganze Trilogie auf die Bühne zu bringen, und um des Erfolges desto sicherer zu sein, sollte Frau Hebbel mitwirken. Der Großherzog interessirte sich lebhaft dafür. Dem Dichter konnte ein solcher Vorschlag nur angenehm sein, allein er ging nur zögernd darauf ein. Er gab Dingelstedt das für Weimar vielleicht Störende des Gastspiels zu bedenken und deutete auch an, wie schwer es seiner Frau werden würde, Urlaub zu erhalten; jedenfalls erbat er sich, daß seine Frau ohne Honorar spielen dürfe. Er wollte jeder übelwollenden Deutung in Wien vorbeugen. Das erste Bedenken beseitigte Dingelstedt; der Urlaub wurde durch unmittelbare Verwendung des Großherzogs beim Kaiser ermöglicht; den Verzicht auf das Honorar genehmigte der Großherzog mit vornehmer Feinsühligkeit. Damit waren aber noch nicht alle Hindernisse überwunden, ja es sollte sich eine ernste Verwicklung daraus entspinnen.

Die Bureaukratie des Hofburgtheaters in Wien, war über die Vorgänge in Weimar tief verstimmt. Der Director empfand den Erfolg der beiden ersten zurückgewiesenen Theile der Nibelungen als die unangenehmste Kritik und die Aussicht daß eine

von ihm zurückgesetzte Schauspielerin seines Theaters, in zwei Hauptrollen beitragen sollte, die ganze Trilogie zur Wirkung zu bringen, war ihm nichts weniger als erfreulich; er stellte der Frau Hebbel wegen dieses, von ihr gar nicht angesuchten Urlaubes, die Möglichkeit der Entlassung in Aussicht. Der oberste Chef, Graf Lanckoronski, dem es nicht behagte, daß dieser Urlaub nicht von ihm war abhängig gemacht worden, drohte der Frau Hebbel geradezu mit der Entlassung. Der Urlaub selbst konnte freilich nicht rückgängig gemacht werden und so reiste Hebbel mit seiner Frau im Mai nach Weimar. An zwei Abenden, am 16. und 18. d. M., ging die Trilogie in Scene; Frau Hebbel spielte im zweiten Theil die Brunhild, im dritten die Kriemhild; Dichtung und Darstellung errangen den entschiedensten Beifall.

So wenige Tage auch der diesmalige Aufenthalt in Weimar dauerte, so kamen doch die Wiener Verhältnisse zur Sprache und Dingelstedt schlug den Gästen kurzweg vor: „Kommt zu uns, das betreffende Fach ist frei, fünfzehnhundert Thaler kann ich geben“. Der Großherzog und die Großherzogin waren vollkommen damit einverstanden und in einer zweistündigen Audienz Hebbels bei der Großherzogin, während welcher der Großherzog ab und zu ging, sicherte die Großherzogin der Frau Hebbel aus eigener Cassa eine Pension von fünfhundert Thalern zu, falls diese vom Theater nicht könnte übernommen werden. Diese Pension sollte im Todesfalle seiner Frau auf Hebbel übergehen. Mit den seltensten Beweisen der Huld wurden Beide entlassen und kehrten nach Wien zurück, fest entschlossen, ihre dortigen Verhältnisse zu lösen.

Dieser Entschluß war in Hebbel längst vorbereitet durch die Stimmung, in die er Wien und Oesterreich gegenüber gerathen war. Eigentlich heimisch hatte er sich unter den Wienern nie gefühlt. Ihre vielgerühmte Leichtlebigkeit, die es freilich nie zu der

Formenschönheit italienischer oder zu der anmuthigen Gebundenheit französischer Geselligkeit gebracht hat und immer hart an einen haltlosen Naturalismus hinstreift, konnte er sich gefallen lassen, so lange sich die Unfähigkeit zu jeder nachhaltigen Leidenschaft und jedem vertieften Denken, die jenem leichten Sinne zu Grunde liegt, nicht allzu grell hervortrat; allein das Gefühl, innerhalb eines gesunden und tüchtigen Gemeinwesens zu stehen, konnte sie ihm nicht geben. Eben so wenig konnten ihn die staatlichen Zustände Oesterreichs befriedigen. Zwar hatte sich in denselben so eben wieder ein großer Umschwung vollzogen. Der Absolutismus hatte wieder einmal abgewirthschaftet. Nachdem er zehn Jahre lang sich das Ansehen der größten Kraft und Klugheit gegeben, stand er plötzlich da in seiner ganzen Blödigkeit und Ohnmacht: überlistet am grünen Tisch der Diplomatie, geschlagen auf dem Schlachtfelde, zerrüttet in den Finanzen. Die Wunden, die er dem Staate geschlagen, sollte eine octroyirte Verfassung heilen. Mit jener munteren Gedankenlosigkeit, welche Grillparzer das Kennzeichen der Oesterreicher nennt, wurde das Germanisationswerk Alexander Bachs unter constitutioneller Maske fortgesetzt, als ob es nichts Anderes und nichts Wichtigeres zu thun gäbe. Bald war jede entgegengesetzte Meinung unterdrückt und die Freiheit der Presse wäre ein Monopol der Regierung und ihres parlamentarischen Anhangs geworden, wenn beide gewagt hätten, auch den clericalen und feudalen Gegnern Stillschweigen aufzuerlegen. Wie sehr dieses Treiben die Entwicklung der öffentlichen Zustände schädigen mußte, liegt auf der Hand; Hebbel beobachtete es mit Widerwillen. „Die allgemeinen Verhältnisse“, so äußert er sich im Sommer Achtzehnhunderteinundsechzig gegen Uechtritz, „genügen, um die Verstimmung jedes Nervensystems zu erklären; eine Verrückung und Verschiebung der persönlichen Lage ist überflüssig. Wir gehen hier jetzt alle herum, als ob wir zum Tode

verurtheilt wären und nur die geborenen und geschworenen Feinde der Gesellschaft erheben frohlockend ihr Haupt.“ Und in derselben Zeit schreibt er einem anderen Freunde: „Wir haben hier Constitution ohne Pressfreiheit und andere Kleinigkeiten . . ., ich versichere Dich, wir sitzen hier wie auf dem Treibeis“. Der Zustand der öffentlichen Meinung war ihm eben so unerfreulich; er sagt darüber in derselben Zeit: „Die Phrasen sind seit Achtzehnhundertachtundvierzig im Werth nicht gesunken und so ist das Ende vor auszusehen, bevor es noch zum Anfang kam“. Zu den allgemeinen Gründen dieser Unzufriedenheit gesellten sich aber auch sehr unmittelbare und persönliche. Die Zerrüttung des österreichischen Staats Haushaltes gefährdete den Haushalt jedes Einzelnen; das österreichische Papiergeld sank von Tag zu Tage im Werthe und Hebbel sah, wie so viele Andere, dem Staatsbankerott entgegen. „Kennen Sie dies Donnerwort?“ fragt er Uechtriz im Sommer Achtzehnhundertsechzig. „Ich höre es alle Tage und es ist eine reizende Aussicht, die Frucht seines Fleißes und Schweißes in Rauch aufgehen und vielleicht an einem und demselben Tage mit zitternder Hand die Feder weglegen und den Bettelstab ergreifen zu müssen.“ Wie ihn die Erinnerung an die Noth seiner Jugend nicht verließ, so besiel ihn immer wieder die Furcht, ihr im Alter zum zweiten Male zu verfallen. Seine Ersparnisse waren gering, trotz seiner Sparsamkeit; mit dem Tode seiner Frau wäre er ganz auf dieselben angewiesen gewesen und da er eben so wenig ein bevorrechtetes Dichter-Schicksal als eine eigene Künstler-Moral in Anspruch nahm, so hielt er das Los, im Spital zu sterben, durchaus nicht für ein unmögliches. Dabei war das Burgtheater ihm versperrt; die Einnahmsquelle, die ihm seine Arbeit dort hätte eröffnen können, für ihn verstopft. Ueberdies fühlte er es schmerzlich, daß er in Wien „isolirt und ohnmächtig“ sei, und daß „auf jedes seiner Worte sich zwar Alles

rege bis in die Ministerkreise hinauf“; keines seiner Worte jedoch die Macht habe, ihm oder einem Freunde zu nützen. Dazu kam noch die systematische Zurücksetzung seiner Frau durch die Direction des Burgtheaters.

Diese Lage, die dem gerechten Bewußtsein seines Werthes so wenig entsprach, hatte ihn längst erbittert. Schon im Jahre 1860 schreibt er in dieser Stimmung an seine Freunde: „Sowohl ich als meine Frau müssen wünschen, Oesterreich nie gesehen zu haben. — Hätte ich geahnt was mir in Wien bevorstand, hätte ich die Winke des damaligen dänischen Gesandten, des wohlwollenden Generals Löwenstern nicht unterschätzt, so säße ich seit Achtzehnhundertsechsvierzig als Professor in Kiel. — Wohl dem der nicht in Wien zu leben braucht; es ist nicht mehr zum Aushalten. — Mir ist Wien widerwärtig geworden. Ich sehne mich zum ersten Male weg“. — So tief war dieser Widerwille, daß er seine Nibelungen nur ungerne einem Wiener Verleger würde gegeben haben, „obwohl sie gut zahlen“. Auch die „Regulirung“ der Stadt mißfiel ihm. Städte, meinte er, müssen Launen und Grillen haben, wie Menschen, d. h. krumme Gassen, dunkle Häuser u. dgl.

Daß der Wunsch, Wien zu verlassen, nicht erst jetzt in ihm auftauchte, wissen wir. Schon viele Jahre früher, als er in München so warm war aufgenommen worden, dachte er daran, dorthin zu übersiedeln und Wien, wo er und seine Frau „so unwürdig“ behandelt wurden, den Rücken zu kehren. Jetzt empfand er das Bedürfniß der Befreiung so heftig, daß er es zum ersten Male zu empfinden glaubte. Er war daher kaum in Wien angekommen, als er auch die ersten Schritte that, sich daraus zu erlösen. Er richtete eine Denkschrift an den Director Laube, worin er ihm die Wahl ließ, entweder seiner Frau einen geeigneten Wirkungskreis anzuweisen, oder ihres Entlassungsgesuches ge-

wärtig zu sein; der Ton dieses Schreibens bewies, daß er das Letztere wünsche. Aber gerade dies lag nicht mehr im Interesse der Burgtheater-Bureaucratie. Die Februar-Erfolge der Mibellungen in Weimar hatte sie noch überlegen hinweglächeln zu können geglaubt; die wirkungsvolle Aufführung der ganzen Trilogie im Mai konnte nicht mehr einfach ignorirt werden. Dazu war die Aufmerksamkeit des Wiener Theater-Publikums durch die Weimarer Vorstellungen doch zu sehr erregt worden. Schon im März, an seinem Geburtstage, hatte Hebbel eine Adresse erhalten, worin hundert der angesehensten Wiener Kunstfreunde ihn aufforderten, sein Werk öffentlich vorzulesen, da das Burgtheater ihm unzugänglich gemacht werde. Auch die in den Schatten gedrängte Künstlerin sahen die Wiener jetzt im Lichte des Weimarer Triumphs und erinnerten sich, wie werth sie ihnen stets gewesen. Alles dies hatte die Stimmung in den Bureaux des Burgtheaters nachdrücklich beeinflusst. Die Entlassung mit der man im April gedroht, scheute man sich im Juni zu bewilligen und die vermittelnde, vertuschende, versöhnliche Geschäftigkeit, welche dem österreichischen Naturell so sehr zusagt, begann ihre Fäden zu spinnen. Auch dem Ministerium Schmerling schien es nicht gelegen zu kommen, daß in demselben Augenblicke, wo es dem Deutschthum in Oesterreich die Herrschaft erhalten und vergrößern wollte, ein berühmter deutscher Dichter Oesterreich unter auffallenden Umständen verliesse. Es ließ daher bei Hebbel leise anfragen, ob er geneigt wäre, die Professur der Aesthetik anzunehmen, dieselbe, die ihm vor zehn Jahren war abgeschlagen worden. Jetzt schlug Hebbel sie aus und seine Frau reichte im August ihr formelles Entlassungsgesuch ein. Für Hebbel gab es jetzt nur Einen Wunsch: fort aus Wien, fort aus Oesterreich. Und doch wußte er sehr wohl, daß seine Ansiedlung in Weimar von Manchem nicht mehr gewünscht und ihr im Stillen entgegengearbeitet wurde.

An der Spitze der Widerstrebenden stand Dingelstedt. Die Gunst, welche nicht nur die Dichtung, sondern auch die Person Hebbels sich gewann, erregte seine Eifersucht und er stellte ihm „in freundschaftlicher Theilnahme“ alle Nachtheile einer Stellung in Weimar ausführlich dar. Allein Hebbel wies diese Einwendungen von sich; „ein freier Athemzug sei ihm fünftausend Gulden werth“. Unter den aufrichtigen Weimarer Freunden die durch ihre Stellung diese Vorgänge kennen und theilweise beeinflussen konnten, stand Hofrath Marshall, Secretär der Großherzogin, oben an. Ein Engländer von Geburt, vereinigte er die Bildung des erfahrenen Weltmannes mit einer natürlichen Wahlverwandtschaft zur Poesie, naive Erregbarkeit mit witziger Reaction. Englische und deutsche Literatur hatte er sich gleichmäßig vertraut gemacht; von seiner feinen Kenntniß der ersten zeugt sein anonym erschienener Essay über Charles Lamb; seine Liebe zur andern, besonders zu Goethe, spricht sich launig in dem durch sechs Wochen gehaltenen Gelübde aus, Goethe zu Ehren sich das Tabakrauchen abzugewöhnen. Dieser treffliche Mann stand Hebbeln wacker zur Seite; durch seine Briefe geht jener Zug frischer, offener Mannhaftigkeit, die das Geheimniß der angelsächsischen Race zu sein scheint.

Ueber diesen Schachzügen in Wien und Weimar war der Herbst herangekommen, ohne daß man im Burgtheater einen Entschluß gefaßt hätte. „Die Schraube dreht sich hier langsam“, sagte Hebbel. Eine Reise nach Hamburg und Rendsburg, auf die wir später zurückkommen werden, führte ihn im October nach Berlin. Die Königskrönung hatte die Stadt mit Fremden gefüllt und unter diesen fand Hebbel einige Bekannte, die mit den Weimarer Verhältnissen wohl vertraut waren und von deren Unparteilichkeit und Wohlwollen er überzeugt sein konnte. Alle riethen ihm von Weimar ab; alle warnten, wie die dortigen

Freunde, vor dem Einen Mann. Dies machte Hebbeln bedenklich. Dazu kam noch die Nachricht, daß Gutzkow, dessen Antagonismus ihm nicht zweifelhaft war, seinen Wohnsitz in Weimar aufzuschlagen beabsichtige. Zwar der Großherzog, der ihn bei zufälliger Begegnung auf der Straße auf das Herzlichste begrüßte und zu einem Besuche aufforderte, machte ihm den Eindruck, daß er es „sehr ernst“ meine. Aber schon eine Audienz bei der Großherzogin bestätigte ihm sowohl die unverminderte Gunst, als die Unsicherheit der Situation; sein Gespräch mit dem Großherzog überzeugte ihn vollends, daß sich in Weimar hinter dem Rücken des Fürsten vieles verändert habe, während dessen Wunsch, ihn in seine Nähe zu ziehen, unverändert geblieben war. Als nun vollends aus Wien die Nachricht anlangte, daß die Entlassung seiner Frau verweigert worden sei, da mußte Hebbel freilich auf seinen Wunsch verzichten; er konnte Wien nicht mit Weimar vertauschen, „wenigstens jetzt nicht“, setzt er sich und seine Frau tröstend hinzu.

Jene Herbstreise unternahm Hebbel zu literarischen Zwecken und um die Heimath wiederzusehen. In Hamburg suchte er seinen alten Verleger Julius Campe auf, um mit ihm über die Nibelungen abzuschließen und ihm allenfalls die Gesamtausgabe seiner Werke anzubieten. Von Campe entwirft er in einem Briefe folgendes lebensvolle Bild: „Campe ist zwar schneeweiß und etwas dick geworden, aber im Uebrigen unverändert. Er ist ein Mann von unglaublicher Energie und unverwüßlicher Lebenskraft. Man muß aber mit ihm plaudern, viel und oft mit ihm plaudern, wenn man irgend etwas mit ihm abmachen will. Er steht abwechselnd an seinem Pult oder sitzt in der Fensterische, reicht Briefe zum Lesen, erzählt tausend Geschichten, spielt mit dem Hund, horcht auf die Straßen-Musik, überwacht mit scharfem Blick das ganze ungeheure Geschäft und

becomplimentirt jeden Einzelnen“. — Die Nibelungen lagen schon auf seinem Tisch, „aber man darf ihn nicht drängen“. Während der Verleger überlegte, suchte Hebbel seine Bekannten von ehedem auf, darunter die Witwe Dethleffen. Jene die ihm in den Jahren voraus waren, machten ihm den Eindruck, „als ob sie schon bis an's Knie in die Erde gesunken wären und mit den Armen zappelten, wie die kleinen Kinder im Wasser“. Dann ging er nach Rendsburg, zu seinem Bruder. In einem Briefe an seine Frau hat er diese Wallfahrt mit so frischen Farben und so tiefem Gemüthston erzählt, daß der Leser sie gerne mit ihm machen wird.

„Nun habe ich Holstein bereits im Rücken; ich war gestern in Rendsburg und sah meinen Bruder, seit zwanzig Jahren zum ersten Mal! Weiter gehe ich nicht hinein und mache über den Ort, wo meine Wiege stand, jetzt für immer ein Kreuz; ich würde fast nur noch Gräber treffen, und allenfalls hie und da einen Maulaffen. Daß ich aber wirklich nach Rendsburg gekommen bin, ist mir sehr lieb. Ich verließ mein Hotel gleich nach sechs Uhr und ging zu Fuß auf den Altonaer Bahnhof; die Hoffnung, daß ein Omnibus mich einholen würde, täuschte mich. Um halb acht Uhr fuhren wir ab und um elf Uhr trafen wir in der alten Grenz-Feste des deutschen Reichs ein. Rendsburg ist ein Städtchen von fünfzehntausend Einwohnern; durch die Geschwägigkeit der Eyder recht angenehm belebt. Ich nahm mir zur Betrachtung des Orts natürlich nicht viel Zeit, sondern eilte nach der Straße, wo ich meinen Bruder zu finden glaubte. Er hatte aber nicht bloß seine Wohnung gewechselt, sondern auch die Stadt mit dem Lande vertauscht und eine zahnlückige alte Frau wies mich auf ein Dorf hinaus, das über eine Stunde entfernt war. Was sollte ich machen? Ich ließ mir den Weg beschreiben, so gut es ging, und begab mich auf den Marsch. Bald war ich

in der tiefsten Einsamkeit, wie mein Haideknabe, kein Wanderer begegnete mir, links und rechts grasende Ochsen und Kühe ohne Hirten, weil sie durch Hecken und Wälle verhindert sind, ihre Weideplätze zu verlassen, den widerspenstigsten Sand unter meinen Füßen. Aber ich hatte mehr Glück wie gewöhnlich; ich fand das rechte Dorf, das diesseits eines kleinen Gehölzes liegt, und ein Pflüger bezeichnete mir das Haus. Als ich um die Ecke bog, erblickte ich einen ältlichen Mann, der vor seiner Thür Holz hackte; ein verwittertes Gesicht, jedoch noch von starkem Haarwuchs eingezäunt, sah verwundert zu mir auf, als ich näher trat, selbst noch zweifelnd, aber doch bald aus Falten und Runzeln die Jugendzüge hervorklaubend. Ich streckte die Hand aus und sagte: Johann! natürlich plattdeutsch, er ließ sein Beil fallen, schlug sich auf die Kniee, fuhr sich durch die Haare, brach in ein convulsivisches Gelächter aus, genug, that Alles, was ich wohl in einem Moment freudig-schmerzlicher Ueberraschung zu thun pflege, und war gar nicht wieder ruhig zu machen. Den Kopf schüttelnd und die Hände reibend, führte er mich dann hinein; ich trat durch eine kleine Küche in eine Stube, die in Räumlichkeit und Meublement nicht schlechter, vielleicht, wie er selbst wenigstens meinte, etwas besser war, wie die ehemalige unserer Eltern. Seine Frau, eine Bäuerin, wie unsere Hausverwalterin in Gmunden, entschuldigte die Unordnung, in der ich Alles fände, aber erst morgen sei Sonnabend; sie war viel gelassener, und erbot sich, Kaffee zu machen, was ich nicht um die Welt abgelehnt hätte, obgleich ich wohl wußte, welch ein Sichorien-Absud mich erwarte. Der kleine Conrad war nicht zu Hause, er holte Brot; die Kaze, die in solchen Familien nie fehlt, lag im Bett, Titi's (Hebbels Tochter) hölzerner Kukul stand auf dem Schrank, mein Bruder begann darauf zu blasen. Der Kaffee erschien und war nicht ganz untrinkbar, frische Ziegenmilch dazu, von zwei

Ziegen gewonnen, die ihm selbst gehören und die ich nachher in ihrem kleinen Stall besuchte; die Nachbarskinder liefen zusammen und kuckten neugierig in's Fenster, die Erwachsenen traten in ihre Thüren. Endlich kam auch das Kind, ein hübscher blonder Knabe, der hell und klar aus seinen großen Augen schaut, er war scheu wie ein Vogel, und kaum durch einen blanken Silber-Thaler zum Nähertreten zu bewegen, schlüpfte auch gleich wieder fort und kuckte nun von Außen mit hinein. Auch mein Bruder verschwand; als ich mich nach ihm umsah, traf ich ihn in der Küche, wie er sich rasirte und die Haare schnitt; ich hatte ihn nämlich gebeten, mich nach Mendensburg zurück zu begleiten, und er meinte, er sei denn doch dazu zu struppig. In der Gast schnitt er sich mehr als drei Mal mit seinem stumpfen Messer, und stopfte die Wunden wieder mit Löschpapier. Nach Verlauf von ungefähr anderthalb Stunden machten wir uns auf den Rückweg. . . . In Mendensburg mußte ich einen Augenblick bei einem seiner Freunde eintreten; ich schlug es Anfangs ab, weil ich den Grund nicht errieth, und er sagte Nichts weiter; dann fragte ich: „Sähest Du's gern?“ und er antwortete: „Ja, ja, der Mann erfährt doch, daß Du hier gewesen bist, und er hilft mir zuweilen aus“. In meinem Gasthof ließ ich (ich war selbst noch nüchtern) etwas zu essen geben; bei einem Glase Bier lebte er ordentlich wieder auf und gab manchen seiner alten humoristischen Funken von sich, wie z. B. den: „Heut ist der Erntetag der Juden, denn die armen Leute ziehen aus.“ . . . Als ich einpackte, bat er mich um eines der seidenen Taschentücher, das zerrissen war. Ich fragte: „Du willst es Deiner Alten wohl mitbringen?“ Er erwiederte: „Das nun wohl auch, ja, aber es ist mehr der Leute wegen! Ich werde sagen: das ist sein schlechtestes“ . . . Beim Abschied mußte ich durchaus seinen Handstock zum Andenken mitnehmen. Sie lassen Alle grüßen; de lüttje Kunrad, de grote Tinne.“

Nach Hamburg zurückgekehrt, fand Hebbel Campe bereit die Mibelungen zu übernehmen und auch für die Gesamt-Ausgabe gestimmt. Nun ging Hebbel nach Berlin, wo wir ihn schon gefunden haben.

Obwohl dieses Jahr für Hebbel reich gewesen war an tief aufregenden Erlebnissen und vielfacher äußerer Bewegung, so hatte doch seine literarische und dichterische Thätigkeit nicht ganz gestockt und, obwohl gering an Umfang, fehlte es ihr nicht an nachdrücklicher Wirkung und lautem Widerhall. — Im Jahre 1858 war der erste Band eines weit aussehenden Unternehmens erschienen, durch welches Friedrich Bodenstedt „Shakespeares Zeitgenossen in Charakteristiken und Uebersetzungen“ dem deutschen Publikum genauer bekannt machen wollte, als es bis dahin geschehen war. In der Vorrede sprach Bodenstedt mit großer Zuversicht von seiner Arbeit und ziemlich abschätzig von seinen Vorgängern im Werke; die Leistung jedoch rechtfertigte keineswegs die erhobenen Ansprüche. Hebbel schrieb nur ungerne Kritiken; dieses Buch aber schien ihm des Gegenstandes wegen wichtig und die falschen ästhetischen Grundsätze, die es aussprach, durch Bodenstedts Beliebtheit bei der deutschen Belesenheitsbildung gefährlich genug, um es eingehender zu betrachten. Er that es mit überlegener Einsicht, dabei rücksichtsvoll im Ton, und glaubte, daß „die Ausführlichkeit seiner Anzeige dem aufrichtig geschätzten Herausgeber seine Theilnahme verbürgen würde“. Bodenstedt faßte es anders auf. In der Vorrede des zweiten Bandes erhob er (1860) gegen Hebbel Anklagen, die eben so unbegründet als im Ausdrucke unziemlich waren. Nun veröffentlichte Hebbel (1861) noch zwei Aufsätze. Mit der Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe einer vornehmen Natur läßt Hebbel seinen Gegner ausführlich zu Wort kommen und widerlegt ihn dann in einer Weise, in der die leidenschaftliche Erregung des muthwillig An-

gegriffenen sich durch das Bewußtsein, in der eigenen Sache die allgemeine zu führen, zu der unparteiisch prüfenden Ruhe des Richters erhebt. Wie ein sittliches Verdammungsurtheil lautet es, wenn Hebbel den Herrn Professor alles Ernstes auffordert, seine Anschuldigungen gründlich nachzuweisen oder in seiner nächsten Vorrede ehrlich und unumwunden zurückzunehmen. Um ihm zu zeigen, „was in solchen Fällen zuweilen auf dem Spiele steht“, erinnert er ihn an den bekannten furchtbaren Ausspruch Lessings: „Wer fähig ist, eine Schriftstelle wider besseres Wissen und Gewissen zu verdrehen, ist zu allem anderen fähig; kann falsch Zeugniß ablegen, kann Schriften unterschreiben, kann Thatsachen erdichten, kann zur Bestätigung derselben jedes Mittel für erlaubt halten“. Dann entblößt er, diesmal schonungslos, alle Schwächen des Bodenstedt'schen Buches. In dem späteren jener beiden Aufsätze, in welchem er den zweiten und dritten Band erörtert, setzt er seine Untersuchung mit vernichtendem Gleichmuth fort, „als ob inzwischen gar nichts vorgefallen wäre“. Es war von Seiten Bodenstedts wirklich nichts vorgefallen; und Hebbel konnte ihm Lob und Tadel mit der souveränsten Ueberlegenheit ertheilen, sein „schönes Uebersetzertalent, den Mann mit den sieben Zungen, der seine Vorgänger, selbst Tieck nicht immer ausgeschlossen, in den meisten Fällen übertrifft“, eben so rühmen, wie den leichtem Aesthetiker rügen, der ein Drama durchsichtig zu machen glaubt, wenn er dessen Scenenfolge angibt.

Diese Polemik, in die Hebbel sich sehr gegen seinen Willen verwickelt sah und die nur kleinere Kreise in Bewegung setzte, mit deren Ergebnissen er aber vollkommen zufrieden sein durfte: war nur der Vorläufer eines viel gewaltiger tobenden Sturmes, den er eben so ahnungslos gegen sich heraufbeschworen hatte. Ein politisch exaltirter junger Mann, Oscar Becker, hatte am 14. Juli 1861 den König von Preußen in Baden-Baden

meuchlerisch angefallen. Hebbel war darüber auf das Tiefste entrüstet. „Es ist doch unglaublich!“ schrieb er an Dingelstedt. „Ein solcher Mensch weiß, daß der Sand'sche Mord Deutschland dreißig Jahre gekostet und alle Gefängnisse gefüllt hat, und er glaubt die verruchte Dummheit im größten Styl wiederholen zu dürfen, bloß, weil er sein kostbares Studentenleben daran setzt. Mich hat selten Etwas mit solchem Ekel erfüllt und ich fürchte die Folgen.“ Dem Großherzog von Weimar schrieb er: „Das furchtbare Ereigniß in Baden hat mir acht Tage lang keine Ruhe gelassen; Erdbeben, Ueberschwemmungen, feuerspeiende Berge sind in meinen Augen Nichts gegen solche Eruptionen des menschlichen Gehirns, die doch, da sie mit der Vernunft absolut Nichts zu thun haben, unbeschadet der Zurechnungsfähigkeit, mit ihnen zusammenhängen müssen, und ich gelange nicht eher wieder zum Frieden mit mir selbst, ja mit der Menschen-Natur überhaupt, als bis ich sie mir auf irgend eine Weise moralisch auflösen kann“. Vierzehn Tage nach dem Verbrechen entstand in dem friedlichen Landhaus zu Gmunden Hebbels Gedicht „An den König Wilhelm I. von Preußen“. Auch hierin zeigte es sich, wie sehr der Dichter sich von Oesterreich abgewendet hatte: mit Recht sagte er in einem Brief an Klaus Groth, das Gedicht sei an den „ewigen“ König von Preußen gerichtet; dem Staat galt, was an dessen Oberhaupt adressirt war. Hebbel dachte dabei nur an Deutschland und wies warnend auf dessen äußere Feinde; die Gegnerschaft der österreichischen Slaven bezeichnete er in den Versen:

Auch die Bedientenvölker rütteln
Am Bau, den Jeder todt geglaubt,
Die Czechen und Polacken schütteln
Ihr strupp'ges Karpatidenhaupt.

Die Beleidigten schrieen in wilder Empörung auf, als das Gedicht im October von der Leipziger Illustrierten Zeitung ver-

öffentlich wurde. Ihre Zeitungen, auch die deutsch geschriebenen, überboten sich in Ausbrüchen der Wuth gegen Hebbel; sie scheuten sich nicht, die gemeinsten Vorwürfe gegen sein Talent und seinen Charakter zu erheben. Als Hebbel aus Berlin zurückkehrte, erstaunte er nicht wenig über den ganzen Lärm; er, der im Demetrius Russen und Polen dichterisch darzustellen suchte, wußte sich frei von jedem Hasse, von jeder Geringschätzung gegen die Slaven, wenn er auch dem trotzigen Pochen der Tschechen auf eine angeblich höchst bedeutende Vergangenheit und dem mysteriösen Hindeuten der Russen auf eine geistesgroße Zukunft, mit lächelnder Ruhe ihre gegenwärtige Unzulänglichkeit vorhielt und die Fülle deutscher Bildung über sie setzte. Uebrigens sah er gelassen den Tumult rasen und sich selbst erschöpfen. „Das Ende vom Liede war“, wie er einige Monate später einem Freunde erzählte, „daß Böhmen und Polen sich in den Wirthshäusern die „Bedienten-Völker“ gegenseitig in's Gesicht schleudern, ohne meiner in Glimpf und Schimpf noch irgend zu gedenken, und daß das Wort alle Aussicht hat, in Circulation zu bleiben.“ Damit schloß sich diese Völkerfeindschaft für ihn eben so humoristisch ab, wie jene Polemik mit Bodenstedt, dessen Verleger ihn schließlich zur Mitarbeiterschaft an seiner Zeitung eingeladen hatte.

Wenige Wochen später wurde Hebbel von dem Gemeinderathe Wiens eingeladen, zu der beschlossenen Feier des ersten Jahrestages der Verfassung einen Prolog zu dichten. Hebbel dachte, er habe diese Ehre seiner deutschen Gesinnung zu verdanken und ging auf den Antrag willig ein; erst ein Jahr später erfuhr er, daß man schon an drei Thüren umsonst geklopft hatte, bevor man sich der seinigen erinnerte. Friedrich Halm, Johann Gabriel Seidl und Anastasius Grün, drei geborene Oesterreicher, hatten diplomatisch abgelehnt, unter allerhand Vorwänden allerdings, „eigentlich aber weil sie noch nicht wußten, wie sie Licht

und Wind zwischen der alten Krone und ihrem neuen Rath vertheilen sollten“; Hebbel, der mit dänischem Paß in Wien lebende Holsteiner, fand den rechten Ton. Sein Prolog, mit dem (am 25. Februar 1862) die Festvorstellung im Hofoperntheater eröffnet wurde, gefiel, freilich nur, wie Hebbel sagt, „so weit er sich im ordinären Gleise hielt; als die Sachen kamen, wegen deren ich ihn allein geschrieben hatte, die schöne Erfindung von dem Zauberhort und die Schluß-Vision, kühlte das Publikum sich ab und ich hatte, nach den Referaten der Zeitungen, meinen Dichterschwung verloren“. Man hatte dem Dichter nicht einmal einen Sitz für die Vorstellung geschickt, so daß er seine eigenen Verse nicht zu hören bekam. Am nächsten Morgen erschien freilich, mit allen seinen Orden behängt, ein Gemeinderath bei Hebbel, bat um Entschuldigung und versicherte, daß zwei für ihn bestimmte Karten nur aus Versehen nicht an die rechte Adresse gelangt seien. „Das geschah aber“, meint Hebbel, „gewiß nur in Folge einer Journalnotiz.“ Seinerseits hatte ein Minister den „vaterländischen Dichter“ Otto Prechtler, der den Festprolog für eine Vorstadt Bühne verfaßt hatte, für den Urheber des Hebbel'schen gehalten und ihm seine kunstverständige Anerkennung ausgesprochen. So war also durch die officiële Vertretung von Stadt und Staat dafür gesorgt, daß auch diesem Erlebnis die komische Schlußwendung nicht fehle.

Hebbel war mit Resignation nach Wien zurückgekehrt; er fügte sich in's Unvermeidliche. Die productive Stimmung, die der Herbst ihm zu bringen pflegte, war durch die Unruhe der Situation verschleucht worden; der Winter hatte ihm als reichste Frucht nur jenes Verfassungs-Gedicht gespendet. Mit dem Beginn der schönen Jahreszeit ergriff ihn abermals jener unruhige Drang nach Ortsveränderung, der ihn schon ein Mal ohne rechte Reiselust nach Paris getrieben. Diesmal gab Marshall ihr die

Richtung nach London, wo er selbst weilte und eine Weltindustrie-Ausstellung ihr glänzendes Lager aufgeschlagen hatte. Die bedeutend herabgesetzten Fahrpreise der Eisenbahnen wirkten mitbestimmend auf den haushälterischen Dichter. Im Juni machte er sich auf den Weg, erstieg in Straßburg den Münster, brachte ein paar Tage einsam und durch schlechte Herberge verstimmt in Paris zu und sah sich endlich in den ungeheueren Wirbel Londons versetzt. Mit Marshall durchstreifte er fleißig Stadt und Umgegend. Die lebensfrische Jovialität des wackern Mannes gewann vollständig seine Zuneigung. „Marshall ist ein prächtiger Mensch; Einer von den Wenigen, dem man sich ganz aufknöpfen kann, ohne den Rehrbesen zur Hand genommen und den Brustkasten ausgelegt zu haben; er gleicht mir in Allem, bis auf's Spaßmachen“. Als Marshall nach Weimar zurück kehren mußte, war Sigmund Engländer Hebbels täglicher Begleiter und kundiger Führer. Hebbel hatte gleich nach seiner Ankunft den alten Freund aufgesucht, zu dessen freudigster Ueberraschung. „Ich fand ganz den alten Menschen von Achtzehnhundertsechsendvierzig wieder, schreibt Hebbel; den tief sinnigen genialen Dichter-Interpreten, den das politische Sturmjahr gewaltsam aus seiner Bahn riß und in der Luft herumdrehte; auch äußerlich wenig verändert und nur zu seinem Vortheil.“ Engländer hatte sich behagliche Verhältnisse, eine glückliche Häuslichkeit gegründet und ruhte nicht, bis Hebbel in sein Haus gezogen war, wo er und seine Frau ihn auf das Sorgsamste hegten und pflegten. Diesem machte es ein seltsames Gefühl, sich von denselben Büchern umgeben zu sehen, die er in Wien so oft korbweise von Engländer holen ließ. Eben so erquickte ihn der Verkehr mit dem gereiften Freunde; „seit Jahren zum ersten Mal wieder ein ordentliches Gespräch!“ rief er aus.

Einmal in London, wollte Hebbel nichts versäumen und tummelte sich wacker, bis in die Nacht hinein: „diesen Leviathan bringt man nicht so rasch unter die Füße“. „Engländer begleitet mich den ganzen Tag und opfert sich förmlich für mich auf, ganz wie in alter Zeit. Da er England kennt, wie Wenige, so sehe ich an seiner Seite viel, was mir sonst entgangen wäre“. Der Eindruck, den London auf ihn machte, war ein gewaltiger, doch ging er nicht von der äußeren Größe der Stadt aus. „Meine Natur ist auf große Dimensionen eingerichtet und Multiplicationen imponiren mir nicht lange, auf Multiplicationen läuft aber zuletzt doch Alles hinaus. Am nachhaltigsten wirkt auf mich das moralische Klima, das, wie das physische, jeden Athenzug tingirt, die freie Bewegung des Volks innerhalb der Schranken strenger Gesetzmäßigkeit, mit einem Wort: der Respect, den es vor sich selbst hat. Das verräth sich in tausend Zügen; wie der Engländer das Gesetz selbst gibt, so überwacht er es auch selbst und Beides muß zusammenfallen oder Nichts ist erreicht. Uebrigens fühle ich mich hier, wie unter Verwandten. Engländer und Deutsche stehen sich näher, als ich je gedacht hätte.“ Hebbel erinnert sich offenbar, über Wien hinweg, an seine ditmarsische Heimath.

Drei Wochen hielt er sich in London auf, dann ging er wieder auf einige Tage nach Paris, nicht ohne der „Sirene“ Abbitte zu thun: „es ist und bleibt die angenehmste Stadt der Welt“. Ueber Stuttgart, wo Eduard Mörike ihm enthusiastisch über die inzwischen gedruckten Nibelungen sprach, gelangte er nach Gmunden. Eigentlich war er mit seinem Hineinschauen in London nicht zufrieden: „Wen die Natur dazu bestimmt hat, sich in's Einzelne zu vertiefen, und selbst die Blutkügelchen noch wieder zu zerlegen, der soll sich nicht vor ein Kaleidoskop stellen. Die sogenannten Total-Eindrücke sind nichts für mich; was ich nicht völlig bewältigen kann, das ist für mich gar nicht da“. Als

das Hauptergebniß betrachtete er das Wiedersehen mit Sigmund Engländer; stets voll Theilnahme für die Beschäftigung und Interessen seiner Freunde, drängte er ihn, seine „Geschichte der Arbeiter-Associationen“ zu beendigen und verschaffte ihm Julius Campe zum Verleger.

Im August fuhr er, von der Großherzogin von Weimar eingeladen, nach Wilhelmsthal. Dort genoß er, wie er an Uechtritz schreibt, „herrliche Stunden, namentlich mit der hohen Dame selbst, die von einer Tiefe und Feinheit des Empfindens und von einem Umfang des Geistes ist, daß sie unmittelbar in den „Tasso“ hinein versetzt werden könnte. Mein Weg hat mich oft genug mit fürstlichen Personen zusammengeführt, um im Stande zu sein, zwischen dem frischen Grün, das lebendig im Moment aufschießt, und dem für alle Fälle aufgespeicherten trockenen encyclopädischen Heu zu unterscheiden“. Ueber das Auftreten Hebbels urtheilt ein geübter Beobachter, Adolf Schöll, der etwas später in Wilhelmsthal eintraf, auf folgende Weise: „Ich fand Hebbel schon frei von dem Gefühl der Ungewohntheit des Umgangskreises, dem er nicht ohne eine gewisse Schüchternheit entgegen gegangen war. Die Zwanglosigkeit, wie sie die Fürstin ihren Gästen in einer sichern und feinen Berücksichtigung der Eigenthümlichkeit eines jeden unvermerkt zu geben weiß, drückte sich im heitern Gleichmuth seiner Stimmung aus. Was Talente, die ein allgemeines Interesse erregt haben, wenn sie zur vornehmsten Gesellschaft Zutritt erhalten, gern für erwartet und schicklich nehmen, daß sie ihre begabte Persönlichkeit in allen Facetten brilliren lassen, lag durchaus nicht in der Sinnesart Hebbels, und sobald er empfunden hatte, daß es von der Fürstin eben so wenig darauf abgesehen war, ihn in ihrem Salon sich aufspielen zu machen, sondern nur ihrer Hochschätzung seiner Leistungen und reinem Wohlwollen seiner Person Ausdruck zu

geben, wiegte er sich im lindesten Behagen. Die Umgebung der Frau Großherzogin war, als ich hinkam, beinahe verwundert über Hebbels einfach bescheidenes Gehaben. Von all den verschiedenen Künstlern und Schriftstellern, die seit vielen Jahren gelegentlich Gäste des Hofes gewesen, hatte sich bei der Unterhaltung keiner in dem Grade wie Hebbel auf artige Aufmerksamkeit und gefälliges Beistimmen beschränkt, ohne jemals einen Anlaß zu geistreicher Aeußerung, Erzählung, Gesprächsbemächtigung zu ergreifen, geschweige zu suchen. Das war aber nicht Verschlossenheit, sondern gelassenes Hingeben an die huldvoll ihm gebotene Erholung, natürlicher, spannungsloser Antheil an diesen gemächlich bewegten kleinen Kreise feiner Gesellschaft und offenes Einathmen des Naturgenusses, dessen Reize die Schloßgebäude und die Gänge des Parks im Wälderschloß umwallen. Zum Ruhen und Spazieren unter solchen lauterer Sinneserfrischungen in selbstgewählter Einsamkeit oder leichtgefunderer Begleitung, ließ die Gesellschaftsordnung dem Belieben des Gastes Zeit und Spielraum genug und in solchen Momenten ward mir nun wohl und warm an seiner Seite“. Auch Marshall wurde nach Wilhelmsthal gezogen; mit ihm und Schöll machte Hebbel einen Ausflug nach der Wartburg, wo viel über Hegel debattirt wurde und als Hebbel einige Tage später Abschied nahm, tranken die drei Freunde im Schützenhause bei Weimar ein fröhliches Emollis.

Die productive Stimmung wollte sich auch in diesem Herbst nicht einstellen; der Demetrius ruhte, „wie ein Stein“, — und was Hebbel, von Emil Kuh um Beiträge für dessen österreichisches Dichterbuch ersucht, ihm an lyrischen Gaben freundlich überließ, war schon früher entstanden. Je peinlicher ihm dieser Zustand war, der ihm ein Mal sogar den verzweifeltsten Stoßfeufzer erpreßte, er beklage es, „nicht auch in Staat und Kirche

wie mancher Andere untergebracht zu sein“, um Referate auszuarbeiten oder Predigten zu halten: um so erfreulicher berührten ihn die wachsenden Erfolge der Nibelungen. Sie waren im Beginn dieses Jahres erschienen und hatten in ganz Deutschland Aufsehen und Interesse, vielfach auch Bewunderung erregt. Die Kritik sah sich zu ernstern und ausführlichen Abhandlungen veranlaßt, worin die Anerkennung bei weitem überwog.

Auch einige Theater wagten sich an die gewaltige Aufgabe. Gleich nach Dingelstedts glänzendem und glücklichem Vorgange hatten Herr von Hülßen in Berlin und Herr von Puttlitz in Schwerin, sich das Manuscript von Hebbel ausgebeten und die Aufführung zugesagt, allein es dauerte ein volles Jahr, bevor die Dichtung Gelegenheit erhielt, sich an beiden Orten vor den Lampen sehen zu lassen und wiederholt die größte Wirkung hervorzubringen. Jetzt erinnerte sich auch München seines alten Vorsatzes und bereitete die Darstellung vor; in Dresden verhinderte sie nur noch Bogumil Dawison, während der Kronprinz von Sachsen sich dafür interessirte. Hebbel schrieb am 31. December d. J. in sein Tagebuch: „Die Nibelungen haben mehr Erfolg, wie je ein Werk von mir; in der Presse wie auf dem Theater. Ganz gegen meine Erwartung, so sehr, daß sich nicht auch im letzten Winkel des Herzens eine stumme Hoffnung verbarg, die das ahnte. Aufhören, den Dudelsack an den Nagel hängen, wäre jetzt vielleicht das Beste“.

Nach so vielfach bewährter Wirkungsfähigkeit des Stückes, glaubte endlich auch Director Laube, es mit einer Aufführung versuchen zu dürfen, freilich nur mit den ersten zwei Theilen der Trilogie. Am 19. Februar 1863 erschienen sie zum ersten Male auf dem Hofburgtheater. Hebbel war bei der ersten Vorstellung nicht zugegen, sondern machte seinen gewohnten Spaziergang; es widerstrebte ihm, hinter den Coullissen zuversichtlich im Frack

zu erscheinen, der dann, wenn er sich entbehrlich zeigt, sich in ein Messushemd verwandelt. Nach der Vorstellung brachte Frau Hebbel, welche die Brunhild gespielt, die besten Nachrichten: der Erfolg war ein vollständiger. Er hielt nicht nur an, er steigerte sich; das Haus war jedes Mal ausverkauft, die Fremden schickten aus den Gasthöfen um Billets zu Hebbel und obwohl die Direction das Stück nichts weniger als günstig behandelte, so wurde es doch im Juni schon zum zehnten Male gegeben und zwar auf Befehl des Hofes, zur Eröffnung des Reichsraths.

Bei dieser Gelegenheit schrieb Hebbel an Adolf Stern Folgendes: „Das gemeine Theaterstück, wie es bei uns die Bühnen überschwenmt, hat es mit den allergewöhnlichsten Zuständen und Menschen zu thun. Es braucht sich nicht erst Glauben zu erkämpfen, denn er versteht sich von selbst; auf jeder Straße trifft man den Helden und sein Schicksal obendrein. Das poetische Drama kann gar nicht existiren, ohne mit dieser Welt zu brechen und eine andere dafür aufzubauen, ganz gleichgültig, ob es sich in einer Bürgerstube oder in einem Königszaale abspielt. Das Publikum, man sage was man wolle, läßt sich gelegentlich gerne beim Schopf nehmen und über alle Erbsenfelder und Düngerhaufen durch die Lüfte führen, wie der Prophet des alten Bundes. Aber es muß der Rechte sein der die Hand ausstreckt, kein eitler Narr. Nun gibt es jedoch eine Menge Gefellen, die sich berufen fühlen, diese Rolle zu spielen, da ist es denn kein Wunder, daß Habakuk sich wehrt, denn was hätte er davon, wenn er sich willig zeigte? Ausgerissene Haare, Schmerz im Nacken und einen zerbrochenen Grüztopf. Nun aber die Herren Intendanten und Directoren! Sie wirthschafsten das ganze Jahr hindurch mit den Industriellen, wie ich die jedesmaligen Kogebues und Ifflands nennen möchte, und befinden sich wohl dabei. Nun kommt ein Schalttag und an dem soll den Mufen geopfert werden. Da

greifen sie denn nach irgend einer Stelzentragödie, einem Perseus von Macedonien, einem Demetrius von unserem kritischen Freund Kühne. Das Publikum merkt, daß die Herren Verfasser, die für den großen Macedonier-König oder den russischen Herrn das Wort ergreifen, kaum für ihre Kammerdiener sprechen können; es lacht oder schläft ein und Intendantz und Direction haben einen neuen Beweis in Händen, daß es mit dem „höheren“ Drama nicht geht. Gerathen sie dann einmal an das Rechte, so sind sie über den eigenen Erfolg erstaunt“.

Die Triumphe der Nibelungen im Burgtheater hatten Hebbel zum Helden des Tages in Wien gemacht, eine Ehre freilich, die er mit einem Diplomaten zu theilen hatte, der in einem Duell um eine käufliche Schöne geblieben war; die Photographien des Dichters und des Lebemannes prangten neben einander in den Schaufenstern der Händler. Hebbel schien in Mode zu kommen; die Leute drängten sich an ihn, als ob er nicht seit achtzehn Jahren in derselben Stadt mit ihnen gelebt hätte. Auch die studierende Jugend machte ihn zum Gegenstande ihrer Huldigungen; sie hielt ihm zu Ehren zwei feierliche Commerce ab. Obwohl er sich krank fühlte und nur ungerne hinging, wollte er sich doch einer „solchen Freundlichkeit“ nicht entziehen. Der Enthusiasmus der Studenten freute ihn; er meinte: „die Jugend ist unbestechlich; sie ruft nicht Hurrah! wenn sie nichts empfindet“. Auch erinnerte er sich des tiefsinnigen Wortes von Napoleon: Es ist einerlei, wofür der Jüngling sich begeistert, wenn er sich nur begeistert.

Wohl durfte Hebbel stolz sein auf all den Beifall. Er sah das umfangreichste, reifste, vielleicht letzte Werk seiner Kunst in seinem Vaterlande warm anerkannt; ohne Clique, Cameraderie und Reclame, nur von der eigenen Kraft getragen, hatte es die schöne Siegesbahn zurückgelegt; mit reinen Händen empfing er

die Gaben des Glücks. Aber er sagte sich zugleich, daß das Leben ihm nicht mehr viel zu bieten habe: er ging seinem fünfzigsten Geburtstage entgegen, und er mußte auf das baldige Verlöschen seiner schöpferischen Fähigkeit gefaßt sein. Ob er wohl noch im Stande sein werde, seinen Demetrius „unter Dach und Fach“ zu bringen; ob er überhaupt noch daran denken dürfe, seine längst entworfene Christus-Tragödie auszuführen: diese Zweifel beunruhigten ihn lebhaft und manchmal suchte er einen grimmigen Trost darin, daß selbst das Größte vom Naturgesetz nicht verschont werde: „Der alte Lithon, sagt er in einem Briefe an Klaus Groth, behielt die Stimme bis zuletzt; unsereins verliert sie zuerst und auch Vater Goethe hatte längst den Stockschnupfen, als er noch mit Lerchen und Nachtigallen um die Wette zu singen glaubte“.

Wie nun der fünfzigste Geburtstag herangekommen war, lag Hebbel unwohl zu Bette. Eigentlich wollte er ihn gar nicht feiern, aber seine Freunde hatten dafür gesorgt, daß die Krankheit dem Tage nicht ihr Gepräge ausdrückte. Telegramme, Gedichte, Geschenke bewiesen ihm herzlich und sinnvoll, wie werth vielen Menschen sein Dasein und Wirken geworden sei. Auch Weimar, das immer theilnehmende, fand sich ein; die Großherzogin schickte einen kostbaren silbernen Pokal und der Großherzog hatte, wie Marshall schrieb, dem Dichter den Titel eines Hofbibliothekars bestimmt; das Decret selbst kam später an. Das Schönste aber, wie Hebbel sagte, kam von Julius Glaser: zwei Aquarell-Gemälde, die ihm die ferne Vergangenheit unmittelbar vor die Augen und die Seele rückten, die Bilder der Kirche und des Kirchspielvogt Mohr'schen Hauses in Wesselburen. Beim Anblick derselben brach Hebbel in Thränen aus und in sein Tagebuch schrieb er: „Diese zarte Aufmerksamkeit hat mich tief gerührt! Das war kein flüchtiger, momentaner Einfall, den man

ausführt, weil der Laden, an dem man zufällig vorbeigeht, Gelegenheit dazu bietet; das war ein Gedanke, der durch eine lange Kette von Händen laufen mußte, bevor er verkörpert werden konnte.“

Die Krankheit, die Hebbel an seinem Geburtstage bettlägerig gemacht, war seine alte Gefährtin. In Kopenhagen hatte sie ihn zuerst aufgesucht, in München sich neuerdings gemeldet, in Paris und Italien ihn unbehelligt gelassen, in Wien sich sofort eingestellt und nicht mehr von ihm gewichen. Oftmals schienen die Aerzte sie gebannt zu haben, sie kehrte aber immer wieder zurück. Man nannte und behandelte sie als einen hartnäckigen Rheumatismus. Hebbel ertrug die Schmerzen mit Geduld, nur wenn sie sich in eines seiner Beine verschanzten und ihm das Gehen beschwerlich oder ganz unmöglich machten, wurde er heftig. Er bereute jedesmal solche Aufwallungen, unter denen seine Umgebung litt, allein das Gehen war ihm Lebensbedingung: „Wer mir die Beine nimmt, pflegte er zu sagen, nimmt mir auch den Kopf; ich habe nur Gedanken, wenn ich mich bewege. Im Frühjahr 1862 hatte ihm seine Frau ein Täfelchen geschenkt, worauf mit großen Buchstaben geschrieben stand: Geduld! Geduld! Er freute sich sehr des discreten Mahners und stellte ihn auf seinen Arbeitstisch. Später, als sich sein Befinden verschlimmert hatte, fügte er den Ausruf hinzu: Vorsicht! die Gicht! Manchmal gab er wohl auch sich selbst die Schuld: man sollte lernen, daß man kein Jüngling ist. Seine Lebensweise ordnete er bis in's kleinste Detail diätetischen Gesetzen; „nicht um lange zu leben, sondern um gesund zu bleiben“. Die ärztlichen Anordnungen befolgte er auf das Pünktlichste, selbst dann, wenn er die Nichtigkeit derselben bezweifelte: „Es geht mir eigen mit den Aerzten, fast so wie mit den Dichtern. Diese müssen schon colossal arrogant auftreten, wenn ich die Verse, die sie mir vorlesen, tadeln soll, und Jene müssen

sich so vergreifen, daß es sich um Leben und Tod handelt, wenn ich zur Opposition schreiten soll. In der Regel hören sie von mir nur was sie hören wollen; wenn sie selbst ein naives Vertrauen zu ihrer Methode an den Tag legen, so kann ich es nicht über's Herz bringen, sie darin zu stören, und erkläre lieber, daß ich Besserung verspüre, als daß ich die Wahrheit sage. Das veranlaßt dann allerlei Irrthümer“.

Eine starke Erkältung, die er sich in Wilhelmsthal zugezogen und nicht gehörig beachtet hatte, setzte ihm den nächsten Winter arg zu mit Seitenstechen und Rippen Schmerzen, jedoch ohne sein Gemüth wesentlich zu beeinflussen. Jeder schmerzfreie Tag wurde zu dem gewohnten langen Spaziergang benützt; Abends besuchte er gerne eines der Vorstadt-Theater, wo er sich den Abällino zwei Mal ansah und mit Nachbar Hausknecht und Nachbarin Köchin um die Wette dem Heldenspieler Beifall klatschte; das alte Stück hatte ihn an seine Jugendtage erinnert. — Mit dem Frühjahr kam das günstigere Wetter, aber die ihm zu Ehren veranstalteten Commerse, denen er bis tief in die Nacht beiwohnte, brachten ihm abermalige Erkältungen die seine Leiden bedeutend steigerten. Auf den Rath der Aerzte ging Hebbel, der Soolenbäder wegen, schon Mitte Juni nach Gmunden, zum ersten Male allein. Nach dreiwöchentlichem Aufenthalt berichtete er seinem vieljährigen Hausarzt und anhänglichen Freund, Doctor Benedict Schulz, daß der schwere Kopf und das steife Kreuz, die er aus Wien mitgebracht, noch unleidlicher geworden seien; den Kopf könne er nur mit Mühe heben, wenn er einmal läge; der Hals bis zur Schulter zeige sich ungesüßig; es falle ihm schwer, sich im Bette umzuwenden oder vom Sopha aufzustehen; er könne sich nicht bücken, noch weniger sich waschen; Husten, Räuspern und Niesen schneiden ihn in den Rücken wie polnische Senseshiebe; in der Nacht sei ihm jedes Lager zu hart.

Hebbel schloß diesen Bericht mit den Worten: „Hier ist Alles, lieber Schulz, was ich Ihnen sagen kann! Es mag ein miserables Krankheitsbild sein, aber es hilft dem Laien nicht viel, daß er im Burdach geblättert hat; er weiß sich, wenn es zum Treffen kommt, nicht deutlicher zu machen, wie die Kalenderfrau. Aber so viel werden Sie hoffentlich daraus ersehen, ob der Prozeß seinen richtigen Gang geht, oder ob eingegriffen werden muß“. Der Brief ist unterzeichnet: „Ihr Lazarus Hebbel“. Während Hebbel, der sich überall für einen Dilettanten hielt, wo er nicht in die Tiefe eingedrungen, von seinem Krankheits-Bulletin so gering dachte, erklärte Doctor Schulz, dasselbe könnte nebst allen späteren wegen der genauen Beobachtung und präcisen Darstellung der Symptome, als von einem Fachmanne abgefaßt erscheinen. Auch durch ihre Objectivität machen sie diesen Eindruck; sie sind mit der Ruhe eines Naturforschers geschrieben und kein Laut der Klage, kein Ausruf der Ungeduld verräth, daß der Beobachter zugleich der Beobachtete, der Schreibende zugleich der Leidende sei.

Diese Unabhängigkeit der Stimmung verließ den Dichter auch nicht bei den kleinen, dem Kranken sonst so empfindlichen Verdrießlichkeiten des Tages; sie machten ihn weder übellaunig noch hypochondrisch; trotz seiner Hülfbedürftigkeit scherzte er über die Unbehülflichkeit seiner alten Bedienerin und wünschte sich nur die Sturmglocke des Wiener Stefans-Domes, um sich mit der fast vollständig Tauben zu verständigen. Inmitten der Qualen faßte er neue Lust zum Leben und Schaffen. Er sei entschlossen, schrieb er, den Alp der fünfzig Jahre abzuwerfen und muthig zu versuchen, ob er der fliehenden Zeit nicht noch einige bleibende Werke abringen könne; Pläne und Stoffe habe er für Jahrhunderte. Er glaubte an seine Genesung, wenn auch an eine langsame. Freilich versank er manchmal in ein Hinbrüten,

aus dem er dann gewöhnlich mit dem halblauten Ausruf sich empor richtete: Gott schütze! aber dieses Schauern war keineswegs ein beständiges, diese Todesgedanken setzten sich in ihm nicht fest; sie hatten eigentlich den Charakter der Ueberraschung an sich, die flüchtig kommt und schnell verschwindet. Und nur eine ihm selbst unbewußte Voraussicht des baldigen Scheidens war es, wenn ihm plötzlich ein verlorener Klang aus der Jugendzeit wieder in der Seele ertönte, längst vergessene Wesselsbürener Strophen ihm wieder einfielen. Aus dem klarsten und reinsten Daseinsgefühl entsprang dagegen (am 27. Juni) das Gedicht: Die Linde.

Ich schritt vorbei an manchem Baum,
Im Spiel der Morgenwinde;
Da rief ich plötzlich wie im Traum:
O Gott! o Gott! wie linde!

Es war der holde Lindenbaum,
Ihn kräuselten die Winde,
Da weckte aus dem Dichtertraum
Sein süßer Duft mich linde.

Ich aber sprach: Du einz'ger Baum,
Dich grüßt wohl selbst der Blinde,
Der deinen Namen nie im Traum
Bemommen, noch als Linde.

Zu diesem Gedicht bemerkt er in seinem Tagebuch: „Buchstäblich erlebt, als ich um halb zehn in's Bad ging.“ — So ganz frei war er von Verbitterung, daß auch das Verkehrte ihn nur komisch berührte; halbe Stunden lang konnte er dann in einer schnur- rigen Melodie vor sich hinsingen: „die ele — gan — te Ti — ni“ und damit den leeren Jubel der Wiener über die Parodie eines mittelmäßigen Stückes anerkennend verspotten.

Im Juli verschlimmerte sich sein Uebel sehr merklich; der schwere Kopf war ein ganz bewegungsloser geworden, den Hebbel mit den Händen schieben und heben mußte; der sogenannte Rheumatismus wüthete auf das Festigste im ganzen Körper; elende Tage wechselten mit schlechten Nächten; die Spaziergänge mußten aufhören; Hebbel sah sich zu gänzlicher Unthätigkeit verdammt. Aber aus dem Abgrund der Qualen schwang sich sein Geist sieghaft empor in dem Gedicht: Der Bramine. Als er dieses hohe Lied der entsetzlichsten Schmerzen und der erhabensten Selbstüberwindung seiner Frau vorlas, rief diese aus: Friedrich! Friedrich! das ist Dein Testament! Mitte August kehrte er nach Wien zurück, zwar nicht, wie er sagte, ohne Begleitung Belzebubs, jedoch mit der Hoffnung, daß der Arzt diesen exorcisiren werde. Als Doctor Schulz seinen Patienten noch am Tage seiner Ankunft besuchte, fand er ihn im Stuhle sitzend, blaß, abgemagert, das sonst so lebendige Auge matt. Hebbel machte auf ihn den Eindruck eines von einem tiefbedeutungsvollen Leiden ergriffenen Menschen. Im September wurden die Schwefelbäder Badens bei Wien versucht, und kaum hatten sie dem Kranken einige Linderung gebracht, als sich seine trübe Laune augenblicklich zur Munterkeit beschwingte. Eines Tages war er, bei eingetretenem schlechten Wetter, nach Wien gekommen, um seine Familie zu sehen und als ihn Doctor Schulz besuchte, wollte er ihm über sein Befinden keine nähere Auskunft geben, sondern sagte ihm: Sie sehen, daß ich heiter bin; alles Uebrige werde ich Ihnen in einem humoristischen Briefe mittheilen, den ich mir vorgenommen habe an Sie zu schreiben. Und wirklich erhielt Doctor Schulz aus Baden nachstehenden Brief:

„Liebster Freund! Also: ich kann niesen, ich kann husten, ich kann mich räuspern. Aber ich kann mich noch immer nicht waschen, ich kann mich nicht bücken, ich kann mir kein Stück Brod

abschneiden. Ueberhaupt fühle ich deutlich, daß die Wurzeln überall noch unberührt sind, wenn die Schößlinge auch abfallen. Aber glücklicherweise kenne ich jetzt den Mann, der mir davon hilft, sobald ich selbst nur will. Es ist kein Mitglied der medicinischen Facultät, sondern der Halter oder, wie man ihn im übrigen Deutschland nennen würde: der Hirte von Mödling. Diesem Wunderthäter, der sich von der Befleckung mit irdischer Wissenschaft so fern gehalten, daß er nicht einmal lesen und schreiben kann, bringt man drei Monate hintereinander einen Gulden. Der Gulden muß jedoch entweder gefunden oder gestohlen oder kreuzerweis zusammengebettelt sein, sonst wirkt er nicht. Dafür wird dem Patienten jedesmal in den Daumen oder nach Befund der Umstände in die große Zehe geschnitten, nicht mit einem Zauberinstrument, sondern mit einem gewöhnlichen Messer. Nach dem dritten Male verschwindet der Schmerz oder er bleibt, je nachdem das Individuum Gott und dem König Salomo angenehm oder widerwärtig ist. Solche Offenbarung wurde mir zu Theil, als ich am letzten Sonntag mit der Eisenbahn von Baden nach Wien fuhr. Ein Herr, der nach seiner Uhr und nach seinen Ringen den gebildeten Ständen beigezählt werden mußte, eröffnete sie mir, und eine Dame, deren Crinoline auch nichts zu wünschen übrig ließ, trat als Zeugin ein. Sie hatte das Wunder an ihrem eigenen, gebenedeiten Leib erfahren. Ich aber halte es für meine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, die neue Erleuchtung nicht egoistischer Weise für mich zu behalten, sondern sie mit meinem Freunde zu theilen. Ihr Friedrich Hebbel."

Diese heitere Stimmung Hebbels erhielt einen verklärten Ausdruck in einigen Liedern, wie sie so thausrisch sich bei ihm überhaupt nur selten eingefunden. Die günstige Wirkung der Bäder in Baden trug das ihrige bei; Hebbel erholte sich dort so

weit, daß er seine Spaziergänge wieder aufnehmen konnte, die er dann, nach Wien zurückgekehrt, fleißig fortsetzte.

Die Besserung war jedoch abermals nur eine scheinbare; Hebbel fand sich bald neuerdings an's Zimmer, an's Bett gefesselt; Krankheit und Tod spielten mit ihm, wie mit einer sicheren Beute. Aber zu dem finstersten Gast gesellte sich jetzt unerwartet der strahlendste, der sich bei Hebbel am Liebsten im Herbst einfand: die productive Stimmung. Die letzten Worte seines Tagebuches bezeugen des Dichters eigene Ueberraschung: „Wunderlich-eigen sinnige Kraft, schreibt er am 25. October, die sich Jahre lang so tief verbirgt, wie eine zurückgetretene Quelle unter der Erde, und die dann, wie diese, plötzlich und oft zur unbequemsten Stunde wieder hervor bricht!“ Mit unwiderstehlicher Gewalt bemächtigte sie sich seiner; er, der gewohnt war, träumerisch durch die Straßen wandelnd, seine Gestalten zu bilden und seine Verse leise vor sich her zu singen: dichtete und schrieb jetzt im Bette liegend, steif, unfähig ein Glied zu rühren außer Kopf und Arme, unter bitterm Schmerzen. Rasch füllten sich die Blätter; die kräftige und gleichmäßige Schrift läßt keinen Schwerefranken vermuthen. Es galt dem Demetrius, der so lang „wie ein Stein“ geruht hatte und im Stillen gewachsen war. Im October entstanden anderthalb Acte, im November wurde der vierte und sieben Scenen des fünften niedergeschrieben. Allmählig aber ermattete die Hand; nur mit flüchtigen, schwer lesbaren Bleistiftstrichen vermochte sie die treibenden Gedanken aufzuzeichnen; bei der letzten Scene versagte sie ihm den Dienst. Erst an den Pforten des Todes verließ ihn der Genius, der sich bei dem Vierjährigen zum ersten Male eingestellt und nur mit den höchsten Freuden seines Lebens sollte er dieses selbst verlieren.

In den Pausen jenes ungestümen Schaffensdranges, setzte Hebbel seine gewohnten Thätigkeiten fort, so weit es sein Zustand

erlaubte. Er empfing die Besuche seiner Freunde und betheiligte sich lebhaft an ihren persönlichen Geschicken, so wie an ihren Gesprächen. Die literarischen Erscheinungen verfolgte er mit Aufmerksamkeit; als Doctor Alfred Königsberg ihm sein Trauerspiel *Manlius* widmen wollte, nahm er dies dankend an und lobte dessen „ernsten, gewappneten Geist, der die wahre Geschichte gegen die conventionelle in ihre Rechte einzusetzen sucht“. Sein Bett war angefüllt mit alten und neuesten Werken; Shakespeare beschäftigte ihn noch zwei Tage vor seinem Tode, und Walter Scotts *Robin der Rothe* war das letzte Buch, das er gelesen hat. Seinen umfassenden Briefwechsel führte er mit alter Pünktlichkeit und Sorgfalt; er dictirte, als er nicht mehr schreiben konnte. Von den schwebenden Tagesfragen der Politik beschäftigte ihn besonders die seiner Heimath; „wenn ich gesund wäre, sagte er, ich befände mich dann schon beim Herzog von Augustenburg und würde mich ihm zur Verfügung gestellt haben“.

Unaufhaltsam war das räthselhafte Uebel fortgeschritten, das längst nicht mehr Rheumatismus hieß; es hatte seinen wahren Charakter zu erkennen gegeben. Die langsame Abplattung und das stetige Einsinken des Brustkastens warfen ein grelles Licht auf die Natur der Krankheit: die Erweichung der Wirbelsäule und der Rippen war nicht mehr zweifelhaft und der Tod nicht abzuwenden. Es ist bedeutungsvoll, daß Hebbel schon in seiner Jugend einen Traum gehabt, der diese bei Männern ungewöhnliche Krankheit symbolisch vorbildete; eben so bedeutungsvoll, daß er sich seiner jetzt erinnerte. Er erzählte ihn im October dem Freunde Schöll: „Mir träumte auf der Universität einmal, daß ich in einem hölzernen Körper steckte, den ich durch einen gemein künstlichen Mechanismus regieren mußte. Das fiel mir äußerst schwer; jeden Augenblick drehte ich das verkehrte Rad oder

zog den verkehrten Faden und das gab natürlich die tollsten Verwicklungen. Wollte ich die Beine brauchen, so setzten sich die Arme in Bewegung; der Kopf saß mir mit dem Gesicht im Nacken, ehe ich's dachte; der Rumpf krümmte sich zum Fidelbogen zusammen und ich wäre verloren gewesen, wenn nicht einer meiner Freunde, der auch einen hölzernen Körper hatte, aber vortrefflich darin zu wirthschaften verstand, von Zeit zu Zeit die Ordnung wieder hergestellt hätte. Dieser Traum ist mir nach mehr als fünfundzwanzig Jahren diesen Sommer in Erfüllung gegangen, nur daß der rettende und helfende Freund an meiner Seite fehlte".

Noch eine letzte Günst sollte ihm die Welt gewähren. Am 10. November erhielt er die Nachricht, daß ihm für seine Nibelungen der Berliner Schiller-Preis zuerkannt worden war. Er empfing sie lächelnd: „Das ist Menschenlos, sagte er, bald fehlt uns der Wein, bald fehlt uns der Becher“. Die mannigfaltigen Beweise der Theilnahme, die sich an seinem Krankenlager häuften, wirkten auf ihn mit der Kraft glücklicher Ereignisse. Ein solches war ihm auch der Besuch, den ihm Emil Kuh in den letzten Tagen machte. Hebbel hat seiner kurz zuvor im Gespräche mit Julius Glaser voll Antheil und trauriger Theilnahme gedacht und betont, wie sehr er zwischen ihm und Anderen zu unterscheiden wisse. Jetzt empfing er ihn, als ob nicht vier Jahre der Entfremdung zwischen ihnen lägen. Mit der feinen weißen Hand winkte er ihn freundlich zu sich. Mühselig Athem schöpfend erzählte er ihm den Verlauf seiner Krankheit und sprach dann über literarische und politische Gegenstände. Auf das Innigste schieden sie.

Einige Tage später fühlte Hebbel sich auffallend wohler und faßte neue Lebenshoffnung. „O Gott! rief er, wie gerne lebe ich! Ich bin ja so ganz zufrieden“. Dann setzte er hinzu: „Niemand ist

schläfrig zum Todesschlaf; Jeder hat noch Lust ein Stündchen aufzubleiben“. Er machte Pläne für die Zukunft, sprach von der Gesamt-Ausgabe seiner Werke, von einer Badereise, die er im künftigen Sommer antreten werde, und sein Auge strahlte heller, wenn er sich den 18. März 1864 vergegenwärtigte, seinen Geburtstag, an welchem er zum ersten Male auszugehen hoffe, seiner Frau, wie alljährlich, die ersten Veilchen bringen zu können. Zu Doctor Schulz sagte er: „Warum soll ich die erhebende Anerkennung Ihres freundschaftlich geleisteten Beistandes, der sogar den Krankenwärterdienst in sich schloß, nicht aussprechen? Ihnen, lieber Freund, setze ich ein Denkmal, aber kein metallenes, ein papierenes!“ und drückte dem Arzte die Hand. Als dieser ihn, den Unrettbaren, frug, ob er nicht Lust hätte, ein Gläschen Wein zu nehmen, fragte Hebbel, zufrieden lächelnd: „Darf ich das?“ und dankte am andern Morgen innig für die Fürsorge, welche seinen sehnlichen Wunsch, den er nicht auszusprechen wagte, errathen hatte.

Diese letzte Täuschung verschwand bald und rasch mehrten sich die Vorboten des Todes. Auch Hebbel wurde es inne. Am 12. December fühlte er sich sehr schwach. Nachmittags bat er seine Frau ihm etwas vorzulesen. Auf ihre Frage, ob er etwas von Goethe hören wolle, antwortete er: „Nichts von Goethe, Etwas von Schiller!“ Die nur mühsam ihre Fassung behaltende Frau meinte, er werde die Stimme seiner Tochter gerne vernehmen und so las diese dem sterbenden Vater den „Spaziergang“ vor, eines seiner Lieblingsgedichte. Er war nicht mehr fähig, es bis zum Schlusse anzuhören. Gegen Abend fragte er seinen Freund Professor Brücke: ob sein Ende herannahe. Brücke antwortete, es sei schwer, ihm darauf eine bestimmte Antwort zu geben; wenn er aber Dispositionen zu treffen habe, so möge er es thun. Hebbel besprach sich hierauf mit den Seinigen, machte

einige Anordnungen und lag dann, von der Anstrengung erschöpft, schwer athmend und schweigsam da. Er schlummerte viel, war aber stets, wenn er erwachte, bei vollkommen klarem Bewußtsein. Regelmäßig beehrte er zur bestimmten Zeit die ihm verordnete Arznei. Um elf Uhr Nachts frug er den Doctor Schulz, der noch ein Mal gekommen war: „Wann wird mir besser werden?“ Morgen! antwortete Schulz. „Also morgen“, sprach Hebbel und sah ihn lange an. Um Mitternacht entfernte sich Schulz. Dann bewog Professor Brücke Hebbels Frau und Tochter, die schon einen großen Theil der vorigen Nacht wachend zugebracht hatten, sich in ein anstoßendes Zimmer zurückzuziehen; Brücke blieb am Krankenbette. Bald darauf erwachte Hebbel; Brücke reichte ihm die Arznei; Hebbel schüttelte ihm die Hand ohne zu sprechen und schloß die Augen wieder. Einige Stunden später bemerkte Brücke an einer Veränderung in den Athembewegungen, daß Hebbels Ende unmittelbar bevorstehe. Er klopfte an die Thür des Nebenzimmers, Frau und Tochter traten herein, aber Hebbel erwachte nicht mehr zum Bewußtsein. Nach wenigen unregelmäßigen Athemzügen hatte er aufgehört zu leben. Es war fünf Uhr vierzig Minuten Morgens, am 13. December 1863. Während der ganzen Nacht tobte ein furchtbarer Orkan über die Stadt hin.

Hebbel hatte schon im Mai 1856 sein Testament gemacht. Es lautet in seinem ersten Theile wie folgt:

„Der Tod ist gewiß, die Stunde aber ungewiß“, sagt ein schöner alter Spruch. Ich habe mich daher, obgleich ich mich voller Gesundheit und des Gebrauchs aller meiner Kräfte erfreue, am heutigen Tage entschlossen, mein Haus zu bestellen und meinen letzten Willen zu Papier zu bringen.

„Was zunächst mich selbst betrifft, so wünsche ich, auf die möglichst einfachste Weise zur Erde bestattet zu werden. Meinen

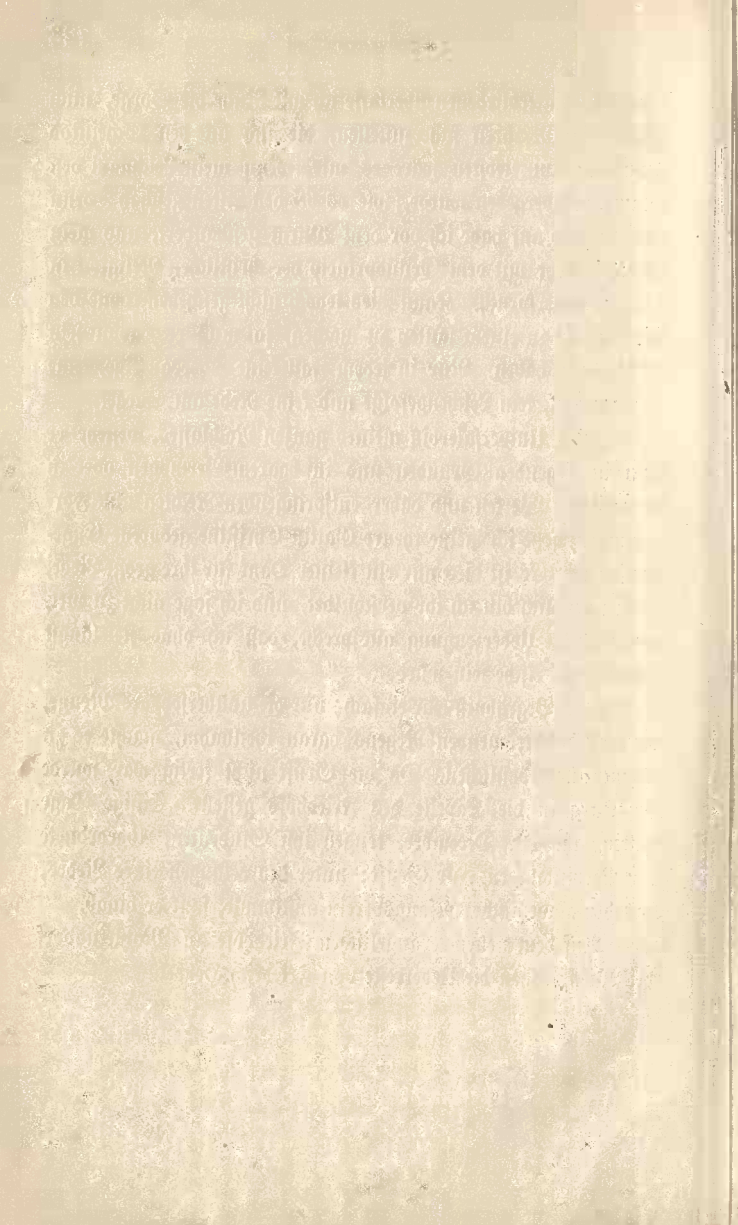
theueren Hinterbliebenen überlasse ich mit Ruhe die Sorge, mich gegen die Gefahren sicherzustellen, die sich an den Scheintod knüpfen. Am liebsten wäre es mir, wenn mein Leichnam den Flammen übergeben würde, wie es bei den Alten geschah; denn von Jugend auf habe ich vor dem Wurm geschaudert, und mein Wunsch steht mit dem Grundprincip der christlichen Religion in keinem Widerspruch. Kann dies jedoch nicht geschehen, ohne den stillsten Act zu einem lauten zu machen, so muß es davon sein Abkommen haben. Nur in jedem Fall keine Todesanzeige, keine Trauerzettel, kein Leichengefolge und keine Rede am Sarge.

„Zur Universalerin meines ganzen Nachlasses, bestehe er nun in liegenden Gründen und in baarem Vermögen oder in literarischen Werken und daher entspringenden Rechten und Forderungen, setze ich meine theure Gattin Christine geborene Engehausen ein. Es ist dies nur ein kleiner Dank für ihre große Liebe, denn unendlich bin ich ihr verschuldet, und ich sage nicht zu viel, wenn ich die Ueberzeugung ausspreche, daß ich ohne sie längst Staub und Asche sein würde . . .“

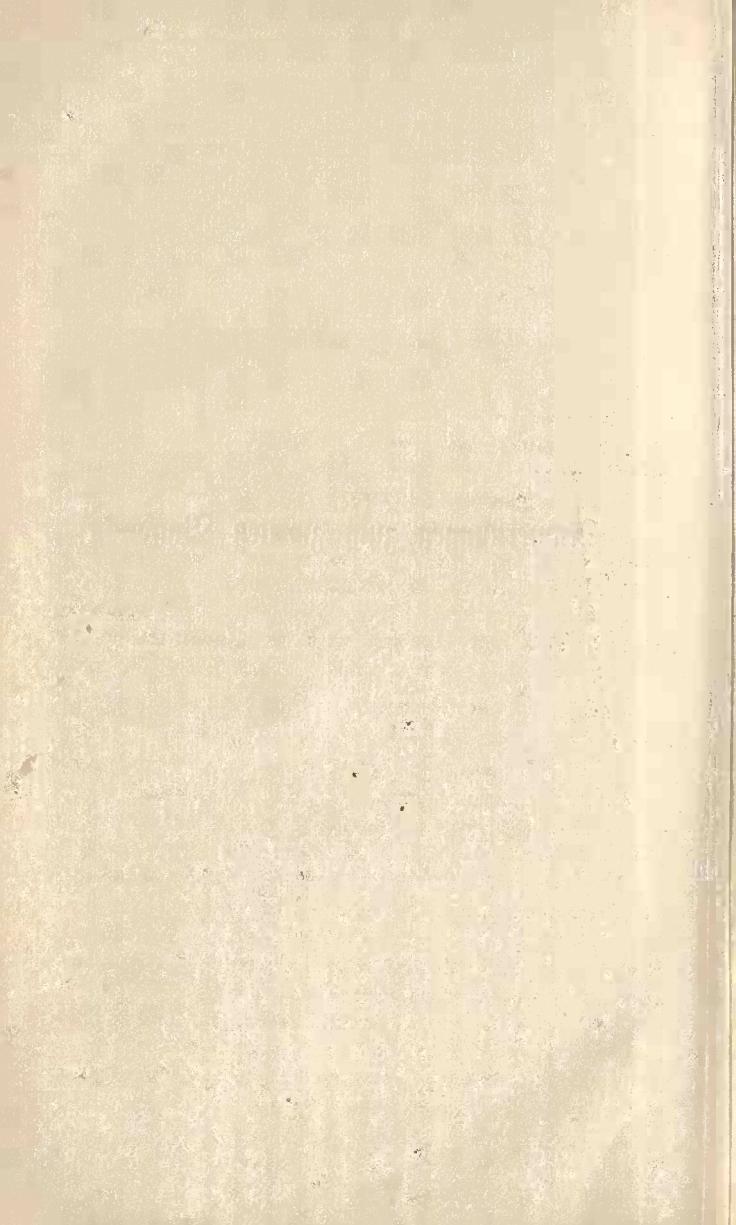
Das Begräbniß war einfach; nur die unübersehbare Menge, die trotz des strömenden Regens daran theilnahm, machte es zu einem ungewöhnlichen. Da die Gruft nicht fertig war, wurde der Sarg in die Kapelle des Friedhofs gestellt. Einige Tage später, am 18. December, trugen ihn Studenten, Abgeordnete der Verbindungen, zur Gruft; unter den Klängen eines Liedes, das der akademische Gesangsverein anstimmte, sank er hinab.

Auf dem neuen evangelischen Friedhose zu Matzleinsdorf bei Wien, ruhen die Ueberreste von Friedrich Hebbel.





Anmerkungen zum zweiten Bande.



Zum vierten Buche: Auf der Wanderung.

Cap. I. Hebbels Briefe an Elise Lenjing. Briefe von Julius Campe.

Geschichte Schleswig-Holsteins. Von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart. Dem deutschen Volke erzählt von C. Müller. Hannover, C. Rümpler. 1865, Bd. II. S. 329 ff.

Meine Lebenserinnerungen. Von Adam Dehlesschläger. Leipzig, C. B. Forck. 1851. Bd. IV., S. 105 f. über König Christian VIII. Bd. IV, S. 149 über Thorwaldsen.

Charaktere und Reden. Von H. C. Dersted. Mit einem Vorwort von P. L. Möller. Leipzig. C. B. Forck. 1851. S. 124 über Thorwaldsen. S. 141 ff. über König Christian VIII.

Cap. II. Hebbels Werke Bd. 10: Mein Wort über das Drama.

Intelligensblade udgiven af J. L. Heiberg. Nr. 22, 23, 31. 1843. Handschriftlicher Brief von P. L. Möller an Hebbel.

Das geistige Leben in Dänemark. Von A. Strodtmann Berlin. Gebr. Paetel. 1873. S. 94, 95 über J. L. Heiberg.

Revue nouvelle. Paris. Tom. XI. Octobre 1846: de la littérature dramatique en Allemagne.

Ueber den Einfluß der Weltzustände auf die Richtungen der Kunst und über die Werke Friedrich Hebbels. Von Felix Bamberg. Hamburg. Hoffmann und Campe. 1846.

Zum neueren Drama. Hebbel. Von Friedr. Vischer. Jahrbuch der Gegenwart, 1847, Heft V, S. 419—436.

Zwei Jahre in Paris. Studien und Erinnerungen von Arnold Ruge. Leipzig, W. Juracy. 1846. 2 Bde.

Aus früherer Zeit. Von Arnold Ruge. Berlin, F. Dunder. 1867. Bd. IV.

Hebbels Briefe an Charlotte Rousseau.

Hebbels Werke, Bd. IX: Erinnerungen an Paris.

Cap. II. S. 94. Ueber Vernets Bild: Raphael und Michel Angelo siehe: Briefe eines deutschen Künstlers aus Italien. Von Erwin Specker. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1846. 2 Bde. Bd. I. S. 302.

Cap. III. Hebbels Briefe an Elise Lensing.

Hebbels Werke. Bd. IX: Ein Diarium.

Briefe aus Italien von E. Specker. Bd. II. S. 249.

Handschriftliche Mittheilungen L. Gurlitts.

Eine Begegnung mit Friedrich Hebbel in Rom. Von R. Kolbenheier. In der Deutsche Zeitung, Wien, 6. Nov. 1873.

Karl Nahl. Biographische Skizze von F. Gottner. In den Rezensionen und Mittheilungen über bildende Kunst. Wien, 1863.

Römische Studien. Von A. Resner. Berlin, Decker. 1850. S. 75, 77.

Gesammelte Werke von Paul Heyse, Bd. VII: Der letzte Centaur. S. 256, 262.

Hebbels Werke. Bd. X. S. 269, 270.

Briefliche Mittheilungen Herm. Hettners an mich, vom 15. Mai 1867.

Brief H. Hettners an Hebbel. Rom, 24. Dec. 1845.

Ludwig Uhl and. Eine Gabe für Freunde. Zum 26. April 1865. Als Handschrift gedruckt. S. 81 f.

Zum fünften Buche: Der Fremdling in Wien.

Cap. I. Hebbels Briefe an Elise Lensing.

Wiener Jahrbücher der Literatur. 1843, Oct., Nov., Dec. und: 1843, Juli, Aug., Sept.

Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens. Von R. A. Barnhagen von Ense. 3. Aufl. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1871. Bd. II. S. 270. Bd. IV. S. 216 f.

Joseph Bedäus von Scharberg. Beitrag zur Zeitgeschichte Siebenbürgens im 19. Jahrh. Von E. v. Friedenfels. Wien, W. Braumüller. 1876. Theil I. S. 281.

Heinrich Anschütz. Erinnerungen aus dessen Leben und Wirken. Wien, L. Sommer. 1866. S. 382, 421 f.

Handschriftliche Mittheilungen über Hebbel. Von Otto Prechtler.

Brief der Frau Christine Hebbel an mich, aus Gmunden, 1. Sept. 1873.

Brief Hebbels an L. Gurlitt, vom 11. April 1846.

Zeitgenössische Geschichten von Adolf Schmidt. Berlin, Duncker u. Humblot, 1859.

Rückblicke und Erinnerungen von Hans Rudlich. Erster Band. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben. 1873.

Grillparzers sämmtl. Werke, Bd. IX. Fürst Metternich.

Aus dem Leben Kaiser Ferdinands. Beilage zur Augsb. Allg. Ztg. 1875. Nr. 188.

Friedrich Thierschs Leben. Herausg. von H. W. J. Thiersch. Bd. II. S. 536. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter. 1866.

Gesammelte Werke von K. Gutzkow, Bd. III, S. 292. Frankfurt a. M. 1845. Liter. Anstalt.

Handschriftliche Mittheilungen von Sigm. Engländer an mich, aus London, 8. Sept. 1867.

Briefwechsel zwischen Hebbel und Engländer.

Der Salon. Herausgeg. v. S. Engländer. Wien. 1847.

Handschriftliche Mittheilung von Heinr. Marr an mich, aus Hamburg, 14. Febr. 1870.

Beilage zur Augsb. Allg. Ztg. 8. Juli 1847.

Hebbels Werke, Bd. X. S. 349 f.

Josef Roths Gedanken über Malerei, in den kleinen Schriften von D. F. Strauß. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1862. S. 322.

Aus A. Schopenhauers handschriftl. Nachlasse, herausg. v. J. Frauenstädt. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1864. S. 335.

Hebbels Werke, Bd. I. S. 363 f.

Shakespeare-Studien von Otto Ludwig. Leipzig, C. Knobloch. 1872. S. 24 f.

Briefe von F. Bamberg an Hebbel.

Cap. II. S. Engländer's Denkschrift.

Jahrbücher für dramat. Kunst u. Lit. Red. v. H. Th. Röttscher.
Berlin, Frowitsch u. Sohn. 1843. Heft 3.

Brief Hebbels an H. Th. Röttscher, aus Wien, 17. Mai 1848.

Die Wiener Schriftsteller-Deputation in Innsbruck. Von
F. Hebbel, in der Constitut. Donau-Ztg. Nr. 74, Wien.

Briefe Hebbels an seine Frau.

Hebbels Berichte aus Wien an die Augsb. Allg. Ztg. Der
erste vom 15. März, der letzte vom 20. Dec. 1848.

Bei Friedrich Hebbel. Von Robert Waldmüller.

Briefe S. Engländer's an Hebbel.

Hebbels Brief an Barnhagen vom 14. Sept. 1851.

Briefe von Elisen an Christine Hebbel.

Hebbels Werke, Bd. X. S. 171 ff.

Deutsche Monatschrift, herausg. von Ad. Kolatschek. Stutt-
gart, Hoffmann, 1850. August-Heft, S. 292 ff.

Ueber F. Hebbels Herodes und Mariamne. Von W. G.
(Wilhelm Gärtner) in Lydia. Philosoph. Jahrbuch v. A. Günther
u. J. E. Veith. Zweiter Jahrgang. S. 192 ff. Wien, W. Braun-
müller. 1851.

Selbstbiographische Mittheilung von Frau Christine Hebbel
an mich, aus Wien, 11. Dec. 1875.

Briefe von Heinr. Landesmann (H. Lorm) an Hebbel.
Nov. 1849.

Cap. III. Briefe Hebbels an A. Pichler.

Hebbels Werke, Bd. IX, X, XI, XII.

In meiner Einleitung zum VI. Bande v. Hebbels Werken
die Mittheilungen über Moloch.

Brief Hebbels an Gustav Kühne vom 27. Jan. 1847,
nach Hebbels Abschrift in seinem Tagebuch.

Briefwechsel zwischen Schiller und Wilh. v. Humboldt.
Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta, 1830. S. 37 f.

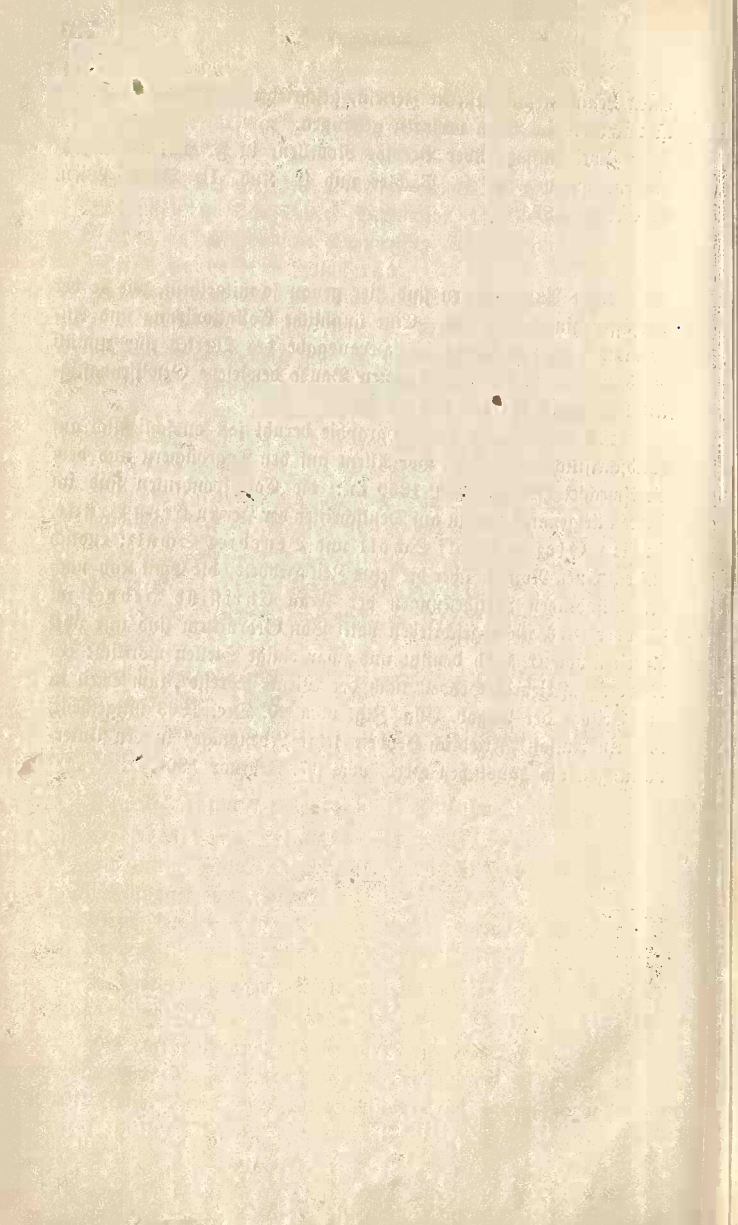
Der zweite Theil des Kreuzes an der Ostsee war, wie
mir eine Freundin Werners vor vielen Jahren mittheilte, voll-
ständig fertig. Der Dichter hatte ihr das Stück, das auf kleinen, in

einen Leinwandsack gesteckte Zettel, geschrieben war, vorgelesen. Es ist nachmals in Wien verloren gegangen.

Zwei Aufsätze über Brevis Novellen, in F. Salms Erzählungen, herausg. v. F. Pachler und E. Kuh. II. Band. Wien. C. Gerold. 1873.

Diese Anmerkungen sind hier genau so mitgetheilt, wie sie der Verfasser hinterlassen hat. Eine ängstliche Collationirung und Anordnung derselben würde die Herausgabe des Werkes nur unnütz verzögert haben, da die im ersten Bande bewiesene Gewissenhaftigkeit hinlänglich für den zweiten bürgt.

Die Beendigung der Biographie beruht fast ausschließlich auf handschriftlichen Quellen. Vor Allem auf den Tagebüchern und dem Briefwechsel Hebbels von 1860 an: die Correspondenten sind im Texte alle genannt; dann auf Denkschriften der Herren Ernst Brücke, Julius Glaser, Adolf Schöll und Benedict Schulz; endlich auf einzelnen Notizen über die letzte Zeit Hebbels, die Emil Kuh nach den mündlichen Mittheilungen der Frau Christine Heibel im October 1876, niedergeschrieben hat. Von Gedrucktem sind nur zwei Arbeiten von E. Kuh benützt und zwar einige Stellen wörtlich: ein Nekrolog „Friedrich Heibel“ nach der Wiener „Presse“, zum Theil in der Beilage der Augsburg. Allg. Ztg. vom 20. Dec. 1863 mitgetheilt, und ein Aufsatz „Friedrich Hebbels letzte Lebenstage“ in den Unterhaltungen am häuslichen Herd, vom 17. Februar 1864.



Personen-Register zum zweiten Band.

A.

Abraham a Sancta Clara 246.
Agnes 458.
Alberti 393.
Albrecht (Herzog) 456.
Alexis Wilibald 39, 51.
Amerling 377.
Angelo 637.
Angiolina 201, 205, 299, 300,
461.
Anschütz Heinrich 214, 220, 221,
316, 362, 363, 375, 376, 515,
516, 619.
Apoll 161.
Ariel 311.
Arndt 326.
Aubers 125.
Auersperg Anton 249.
Augustin 121.

B.

Bach Alexander 353, 355, 381,
390, 480, 481, 482, 521,
551, 617, 691.

Bacon 36.
Balbur 23,
Balzac 124.
Bamberg Felix (Dr.) 66, 108,
110, 111, 112, 125, 147, 148,
151, 233, 297, 308.
Battthyany 381.
Bauer Bruno 18.
Bäuerle 511.
Bauernfeld Eduard 244, 258,
259, 265, 321, 358, 485, 488.
Bauernschmidt Eduard 257.
Becker Oscar 701.
Beethoven 135, 415, 580.
Beppi 105.
Berlioz 125.
Bernauer Agnes 453, 456, 459,
462, 467, 470, 475, 478, 493,
501, 507, 509, 523, 541, 653.
Befeler 3.
Birchpfeiffer 444, 523.
Binger Fr. v. 523.
Bodenstedt Friedrich 699, 700,
701, 703.
Bonitz 482, 526.

Börne 63.
 Böttiger 494.
 Brandes Georg 289.
 Braunau Franz 379, 485.
 Braunthal 530.
 Brevio Giovanni 411.
 Brücke Ernst 482, 526, 528, 722,
 723.
 Brunner Sebastian 554.
 Büchner Georg 610.
 Bühmann (Kirchspielvogt) 104.
 Bürger 179, 187, 645.
 Buonaroti 414, 415.
 Byron 137, 506, 654.

C.

Calderon 107, 335, 378.
 Campe Julius 10, 16, 38, 39,
 43, 50, 62, 107, 138, 140,
 147, 173, 177, 178, 218, 309,
 394, 451, 696, 699 706.
 Canova 161.
 Carstens 36.
 Castelli J. F. 485, 487, 488.
 Catilina 193.
 Cerri Cajetan 485, 486.
 Cervantes 525.
 Chamfort 348.
 Chateaubriand 124, 257.
 Christian VIII. 9, 12, 15, 51,
 54, 329, 558, 610.
 Christine 235, 237, 238, 311,
 332, 333, 371, 372, 392, 420,
 449, 575, 650.
 Christoph 649.
 Cicero 193.

Collin 37, 50.
 Condivi 413.
 Cornelius 30, 129, 190, 434,
 435, 439, 446, 450.
 Corregio 20, 23, 26.
 Cotta 54, 561.
 Crelinger Auguste 107, 439.
 Kreuzer Friedrich 138.

D.

Davison 516, 709.
 Debrois van Bruylt Karl 422,
 423.
 Deinhardstein 211, 212, 213,
 215, 222, 223, 224, 226, 257,
 259, 359, 420, 623.
 Delacroix 159.
 Demetrius 597, 603, 605.
 Dethleffen 585, 649.
 Diamant 198, 223.
 Dietrichstein (Fürst) 212, 216,
 221, 228.
 Dingelstedt v. 450, 451, 452,
 453, 460, 468, 469, 471, 475,
 479, 509, 573, 593, 599, 607,
 609, 679, 684, 685, 686, 688,
 694, 701, 708.
 Dittenberger 379.
 Doblhoff 318, 319.
 Dönniges 469, 473, 475, 476.
 Drohsen's Dorf 579.

E.

Ebert Egon 224.
 Edith Schwanenhals 645.
 Eitelberger 379, 482.

Elise 15, 17, 18, 34, 50, 51, 52,
60, 67, 71, 74, 75, 76, 77,
105, 131, 136, 138, 139, 140,
167, 169, 172, 173, 174, 176,
177, 187, 189, 196, 206, 212,
215, 218, 232, 233, 235, 236,
237, 320, 332, 333, 395, 449,
549, 585, 660.

Emil 311.

Emilia 201, 205.

Emilie 235.

Emma 60.

Endlicher (Prof., Hofrath) 249.

Engelhausen Christine 226, 227,
231, 234, 235, 657, 724.

Englilien v. 146.

Engländer Sigmund 220, 269,
274, 276, 310, 313, 325, 329,
330, 331, 332, 352, 483, 496,
574, 578, 627, 656, 705.

Ernst (Herzog) 459, 653.

Eclair 519.

Esterhazy (Fürst) 319.

Erwald 23.

F.

Falkenhayn 319, 465.

Fallmerayer 425, 511.

Faust 206, 600.

Ferdinand (Kaiser von Oester-
reich) 242, 352.

Feuchtersleben 249, 379, 424,
495, 496, 497, 506.

Feuerbach Anselm v.

Fichtner Karl 316, 364, 368, 375.

Fittsch 377.

Fischer Runo 602.

Fischhof 314, 354.

Flier 428.

Förster 475.

Frankl Lud. Aug. 220, 578, 579.

Franz Carl (Erzherzog) 319,
320, 352.

Friederike 25.

Friedrich Wilhelm IV. 244.

Friedrich der Große 436.

Fritsch 236, 484, 485, 644.

G.

Gagiati Sig. 169.

Gamerat 104.

Gardthausen 10.

Gartner Franz 467.

Gärtner Wilhelm 425, 428, 429,
430, 556.

Gathy 62.

Gaudy 179.

Geiser von Kayfersberg 247,
475, 573.

Genelli 467.

Genlis v. 650.

Genoveva 24, 37, 39, 51, 101,
106, 155, 157, 211, 213, 217,
222, 287, 420, 432, 433, 434,
453, 478, 503, 509, 510, 540,
593, 594, 599, 654.

Georges Mademoiselle 126.

Gérard 128.

Gerwinus 20, 224, 498, 499,
500, 501, 502, 503.

Gisfra 326.

Giulietta 203.

Glasier Julius (Dr.) 421, 635,
712, 721.

- Glück 486.
 Goethe Ottilie v. 493.
 Goethe 22, 24, 25, 28, 36, 59,
 111, 127, 135, 160, 163, 164,
 201, 264, 276, 288, 289, 292,
 293, 313, 322, 348, 364, 379,
 380, 402, 409, 412, 441, 442,
 465, 475, 494, 496, 497, 499,
 501, 503, 513, 514, 530, 548,
 559, 562, 563, 571, 581, 582,
 584, 585, 593, 595, 597, 600,
 601, 602, 617, 618, 630, 631,
 640, 648, 656, 659, 687, 695,
 712, 722.
 Goldoni 440.
 Solo 112, 287.
 Golz Bogumil 493, 494, 495,
 497, 498.
 Görres 115.
 Gofsmann 552.
 Gottsched 60.
 Götzlos 196.
 Grabbe 62, 64, 118, 179, 284,
 403.
 Graulich (Dr.) 577.
 Gravenhorst 394.
 Gregorius 351.
 Gregor XVI. 165.
 Gretti 121.
 Grillparzer 215, 216, 217, 218,
 219, 246, 247, 249, 256, 257,
 259, 260, 263, 265, 266, 268,
 289, 290, 328, 351, 358, 384,
 440, 450, 523, 524, 549, 618,
 625, 632, 663, 668, 669.
 Grimm 27.
 Grimm Jacob 30.
 Großherzog von Sachsen 592.
 Großherzog von Weimar 599,
 602, 603, 686, 687, 688, 689,
 695, 701.
 Großherzogin von Weimar 602,
 689, 706, 707, 712.
 Großjährig 312.
 Groth Claus 574, 575, 702, 711.
 Gruithusen 58.
 Grün Anastasius 265, 326, 622.
 Gubitz F. W. 445.
 Gurlitt Louis 154, 155, 160,
 165, 167, 169, 177, 178, 191,
 192, 199, 206, 237, 238, 526,
 636.
 Gutherz (Advocat) 358.
 Guttmann Oscar 279.
 Gutzkow Karl 39, 43, 44, 63,
 64, 66, 140, 189, 198, 259,
 275, 276, 278, 281, 310, 361,
 389, 390, 448, 451, 487, 506,
 518, 524, 578, 612, 626, 695.
 Gyges 539, 542, 543, 545, 547,
 578, 653.

H.

- Hagen 61.
 Hagen 66, 645.
 Hahn Franz 507.
 Haidenabbe 645.
 Haidvogel 309.
 Haizinger Amalie 368, 369, 373.
 Halirsch 179.
 Halm Friedrich (Baron Münch)
 59, 264, 265, 370, 429, 521,
 618, 703.
 Haman 77, 495, 501.

Hammer-Burgstall 224, 248, 249.
 Hanslick Eduard 423, 485, 486,
 573.
 Hartmann Moriz 255.
 Haspinger 325.
 Hauff Wilhelm 145.
 Hauptmann Moriz 580.
 Hebbel 623.
 Hebbel Christine 370, 373, 376,
 377, 439, 519, 623, 650.
 Hedde 650.
 Hegel 23, 60, 113, 435, 442,
 444, 445, 581.
 Heiberg J. L. 27, 53, 54, 56,
 57, 59.
 Heine 62, 63, 64, 66, 115, 117,
 119, 123, 135, 250, 560, 561,
 573, 645, 656.
 Heinse Wilhelm 291.
 Heliogabalus 185.
 Hemsen (Dr.) 686.
 Hermannsthal Franz 577, 632.
 Herodes 308, 310, 334, 336,
 338, 341, 345, 348, 349, 350,
 378, 392, 407, 459, 486, 536,
 540.
 Herodot 530, 539, 540, 547.
 Herwegh Georg 265.
 Herzen Alexander 483.
 Herzog von Augustenburg 720.
 Hettner Hermann 159, 196, 198,
 199, 563, 613.
 Hilscher Joseph 265.
 Hinkeldey 559.
 Hippel 495.
 Hirsch Arnold 523.
 Hocker 394.

Hofer Andreas 325.
 Hoffmann von Fallersleben 213.
 Hoffmann C. F. A. 403.
 Hoffmann u. Comp. 60.
 Holbein 384, 391, 392.
 Holberg 440.
 Hölberlin 293, 460, 529.
 Holger 27. •
 Holtei Carl v. 432.
 Holofernes 111, 112, 220, 583.
 Holzmann 389, 530, 665.
 Homer 133, 155, 195, 231, 289,
 559.
 Hornbostel Theodor v. 354.
 Hugo Victor 124, 126, 143, 169.
 Hülsen v. 708.
 Humboldt Alexander v. 402, 442.
 Humboldt Wilhelm 571, 656.
 Hume 293.
 Hunyady 251.
 Hurter 257.

J.

Janinski 52, 393.
 Jarcke 257.
 Jean Paul 133, 350, 408, 475.
 Jellachich 334.
 Jffland 189, 278, 376, 710.
 Jhering Rudolph 252, 669.
 Immermann 58, 62, 64, 424,
 532, 538.
 Johann (Erzherzog von Oester-
 reich) 319, 323.
 Johann (Hebbels Bruder) 649,
 698.
 Jordan Wilhelm (Dr.) 585, 586.
 Joseph II. 246, 247.

Josephus Flavius 335.
 Iphigenie 600.
 Judith 11, 12, 17, 37, 43, 54,
 62, 66, 101, 107, 111, 117,
 125, 155, 190, 196, 211, 215,
 222, 226, 227, 228, 229, 287,
 289, 290, 310, 316, 377, 403,
 420, 439, 442, 443, 447, 448,
 452, 469, 470, 474, 478, 523,
 594, 622.
 Julia (Drama) 218, 296, 301,
 302, 303, 304, 305, 307, 308.
 Julius von der Traun 632.
 Juno 161.
 Swan der Grausame 646.

K.

Kandaules 540, 545, 546.
 Kant 438, 495, 581, 582, 662.
 Karl der Große 55.
 Kästner A. 30.
 Katharina von Siena 659.
 Kaulbach Wilhelm 446, 469, 598.
 Keller Gottfried 234, 616.
 Kerner Justinus 264, 589.
 Kinkel Gottfried 483.
 Klara 47, 105, 107, 189, 220,
 228, 229, 279, 281, 287, 308,
 316, 376.
 Klein J. L. 445.
 Kleinschrod (Minister) 469, 475.
 Kleinschrod Fr. v. 469, 474, 625.
 Kleist Heinrich v. 64, 118, 179,
 261, 284, 289, 290, 293, 351,
 409, 442, 496, 548, 669.
 Klingler 284.
 Klinskowström 552, 553.

Klopstock 38.
 Knebel 607.
 Kolb (Dr.) 315.
 Kolbenheier Robert 155, 156,
 157, 160, 164, 168, 184, 191,
 192, 193, 431.
 Koch Joseph 159, 290, 415, 425.
 Köch (Dr.) 372.
 Kolatschef Adolf 483.
 Kolowrat (Kanzler) 312, 551.
 König (Madame) 77.
 Königsberg Alfred 719.
 Kopke Rudolph 441, 447, 656.
 Korn 366, 367.
 Kossuth 321.
 Kogebue 710.
 Kräuter (Secretär Goethes) 600.
 Kriemhilds Rache 606.
 Kudlich Hans 251.
 Kuh Emil 628, 671, 673, 674,
 708, 721.
 Kühne Gustav 275, 282, 404,
 405, 507, 710.
 Kuranda 326.
 Kurz Hermann 564.
 Küstner (Director) 434.

L.

Lachner Franz 467.
 Lacordaire 114.
 Laffitte 141.
 Lamartine 124.
 Lamb Charles 695.
 Lammernais 114, 257.
 Lanckoronsky (Graf) 383, 510,
 608, 689.
 Landsteiner Leopold 585.

Launer 579.
 Lassalles Ferdinand 324, 412.
 Latour 359.
 Laube Heinrich 63, 64, 275, 310,
 384, 390, 391, 393, 428, 451,
 452, 479, 488, 509, 510, 511,
 512, 516, 518, 519, 520, 521,
 522, 523, 524, 525, 526, 593,
 607, 617, 618, 665, 700, 709.
 Laube Iduna 608.
 Lazarus M. 607.
 Lear 619, 664.
 Ledru-Rollin 114, 493.
 Lehms R. 461.
 Lenau Nicolaus 261, 264, 265,
 622.
 Leo 115.
 Leopardi 583.
 Leopold (Kaiser) 659.
 Lessing 77, 284, 438, 494, 700.
 Lethières 128, 162.
 Levehan (Hofmarschall) 7, 9.
 Lewald Fanny 431.
 Lewald 282.
 Lewinsky (Hofrath) 485, 487.
 Lingg 573.
 Liszt 125, 596, 609, 642, 687.
 Lope de Vegas 529.
 Lorm Hieronymus 383.
 Louis Blanc 114, 493.
 Louis Napoleon 465.
 Louis Philipp 67, 142, 143, 258.
 Löwe Ludwig 220, 316, 363, 364,
 375, 377.
 Löwenstein (General) 692.
 Luch L. W. (Pastor) 611, 613, 614.
 Ludwig (Erzherzog) 242.

Ludwig (König) 467, 472, 474.
 Ludwig von Baiern 610.
 Ludwig Otto 307, 351, 523, 524,
 525, 655.
 Ludwig (Prof.) 526.
 Lutetia 121.
 Lützow Fr. v. 63.

M.

Macaulay 579.
 Magellona 510, 511.
 Mahomet 402.
 Maistre de 257.
 Malthus 327.
 Mannert 465.
 Marggraf 178.
 Maria Paulowna (Großfürstin)
 600.
 Maria (Prinzessin) 594, 596,
 609, 649.
 Maria Magdalena 47, 78, 79,
 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87,
 88, 89, 90, 92, 93, 94, 95,
 96, 97, 98, 101, 102, 106,
 107, 108, 109, 110, 117, 140,
 141, 155, 157, 177, 189, 190,
 211, 213, 215, 220, 225, 228,
 235, 276, 278, 279, 280, 281,
 297, 306, 316, 349, 376, 392,
 445, 493, 523, 558, 586, 587.
 Mariamne 308.
 Marx Heinrich 276, 278, 279.
 Marshall (Hofrath) 694, 705,
 708, 712.
 Massinger Philipp 335, 378, 390.
 Maßmann 122.
 Martins 469.

Maryna 597, 605.
 Mautner Eduard 485, 489.
 Max 68.
 Max (König) 467, 472.
 Maximilian 471.
 Meinhold 389.
 Meister Anton 103, 220, 265,
 462.
 Meißner Alfred 255.
 Mendelssohn 125.
 Mérimé Prosper 127.
 Metternich 244, 245, 246, 250,
 312, 314, 315, 321, 391, 534.
 Meyerbeer 125.
 Meyer Melchior 463, 464, 465, 466.
 Michel Angelo 129, 161, 162,
 164, 413, 414, 415, 450, 453,
 501, 502, 504, 509, 643, 653.
 Michelet 114.
 Müller (Musikmeister) 462.
 Mirabeau 67, 264.
 Mittermaier 205.
 Mitrowsky 318.
 Mohr (Kirchspielvogt) 712.
 Molière 348, 440.
 Möller P. L. 48, 54, 60.
 Moltke (Gräfin) 8.
 Moltke 15, 44, 116.
 Mommsen Theodor 190.
 Möricke 562, 563, 571, 588, 706.
 Moser Julius 198.
 Mozart 577.
 Mühsfeld 326.
 Müller Adam 537.
 Münch-Bellinghausen (Baron)
 59, 216, 217, 224, 248, 249,
 257, 259, 392, 440, 519.

Münch-Bellinghausen (Graf) 641.
 Mundt 20, 444, 451.
 Muffet Alfred de 124.
 Mutter und Kind 557.

H.

Napoleon 55, 63, 114, 141, 146,
 304, 315, 317, 385, 420, 536,
 572, 711.
 Napoleon III. 679.
 Narciß 435, 448.
 Neocorus (Chronist) 82, 318.
 Neumann Louise 367, 384.
 Nibelungen 178, 561, 603.
 Nicolai 478.
 Nicolaus (Kaiser) 600.
 Niebuhr 513.
 Nordberg (Hofrath) 555.
 Novalis 115, 384, 478.
 Newton 461, 657.

D.

Dehlenschläger 6, 14, 19, 20, 21,
 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28,
 29, 30, 31, 33, 34, 35, 36,
 37, 38, 43, 49, 60, 76, 137,
 147, 431, 660.
 Dhlshausen (Dr.) 3.

P.

Palachy 326, 353.
 Pallavicini 251.
 Palleske Emil 432.
 Paskewitsch 354.
 Paul (Kaiser von Rußland) 600.
 Perugino 163.
 Petersen 656.

Phidias 128.
 Pichler Adolf 263, 424, 425,
 426, 525.
 Pillersdorf 317, 322, 328.
 Platen 187, 196, 467, 469.
 Platon 291.
 Poes Edgar 517.
 Porubsky 485.
 Prantner 554.
 Prechtler 220, 226, 228, 229,
 235, 317, 407.
 Preising 645.
 Preller Ludwig 687.
 Prutz Robert 507.
 Püchler 598.
 Purtscher 426.
 Putlig 83, 708.
 Pythagoras 293.

A.

Quinet Edgar 114.

R.

Raab Ferdinand 379.
 Rablais 248.
 Rachel 125, 445, 519.
 Racine 522.
 Radegky 358.
 Rahl Karl 154, 158, 159, 160,
 425, 430, 431, 446, 493.
 Raimund 579.
 Raphael 115, 129, 130, 135,
 162, 163, 300, 414, 415, 597.
 Rauch (Vicentiat) 447, 449.
 Recamier (Madame) 124.
 Redwitz Oscar v. 483.
 Reinick Robert 503.

Rendtorf 394.
 Rettich Julia 224, 259, 369, 370,
 384, 392, 510, 519.
 Reventlo-Criminil 6.
 Rhodope 542, 544, 653.
 Richter Heinrich 277, 279.
 Riedel 169.
 Rieger 353.
 Rietschel 598.
 Ristori 519, 641.
 Robert Leopold 100.
 Robert Ludwig 128.
 La Roche 510, 656.
 „Kococo“ 392.
 Ronge 429.
 Roquette 573.
 Röscher 386, 407, 439, 448, 465.
 Rotteck und Welser 253.
 Rousseau Emil 50, 67, 70, 141,
 147, 177, 237, 652.
 Rousseau (Regierungsrath) 431.
 Rubin 381, 382, 384, 404.
 Rubinstein Anton 606.
 Rückert Friedrich 335, 447, 503,
 512.
 Ruedsdal 427.
 Ruge Arnold 112, 113, 116,
 142, 145, 281, 406, 407.

S.

Sachs Hans 215.
 Sainte-Beuve 124.
 Sand Georg 124, 701.
 Saphir M. G. 276, 317, 379,
 390, 554.
 Sappho 322.
 Sardou 127, 523.

- Scheffer Arh 598.
 Schelling 78, 113, 115, 435,
 452, 472.
 Scherenberg 445.
 Shakspeare 135, 292, 307, 362,
 383, 388, 405, 432, 455, 501,
 506, 514, 515, 530, 555, 597,
 613, 623, 648, 659.
 Schiller Friedrich 38, 11, 12,
 221, 226, 260, 266, 335, 361,
 362, 369, 370, 373, 402, 409,
 442, 465, 467, 499, 513, 514,
 588, 602, 617, 619, 659, 665.
 Schlegel Friedrich 497.
 Schlegel 22.
 Schmerling v. 690.
 Schmidl 379.
 Schmidt (Dr.) 277, 279, 412,
 413.
 Schmidt (Director) 227, 279.
 Schmidt Julian 47, 48, 283,
 284, 408, 409, 410, 412.
 Schmidt Adolf 246.
 Schmidt Elise 444.
 Schnock 406.
 Schöll Adolf 687, 707, 720.
 Schopenhauer Adele 168.
 Schopenhauer Arthur 169, 293,
 582, 584, 585, 586, 587, 641.
 Schoppe Amalie 394, 444, 550.
 Scott Walter 34, 633, 719.
 Scribe 125.
 Schröder Sophie 255, 369, 468,
 519.
 Schubert Franz 267, 268, 577,
 658.
 Schuchardt 601.
 Schulz Benedict (Dr.) 714, 717,
 721.
 Schumann Robert 423, 503,
 504, 505.
 Schufelka Franz 617.
 Schütte (Dr.) 325.
 Schütze (Advocat) 139.
 Schwab 264.
 Schwarz Anton 105.
 Schwarzenberg Felix (Fürst) 381.
 Schwarzenberg (Fürst, Lands-
 knecht) 251, 443, 485, 489.
 Schwarzer Anton v. 485, 492,
 493.
 Sedlnitzky 243, 249, 267, 479.
 Seebach Marie 504, 516, 517.
 Seidl Joh. Gabr. 265.
 Seidler Louise 598.
 Seligmann Romeo 248, 379, 497.
 Sembach D. 281.
 Siegfrieds Tod 589.
 Simon Heinrich 391.
 Sixtinische Madonna 115, 163,
 437.
 Solger 435.
 Sophie (Erzherzogin) 509.
 Sophokles 460, 461, 623.
 Spector Erwin 153.
 Speidel Ludwig 485, 488.
 Stahr Adolf 197, 198, 431.
 Stail de 176.
 Stamp (Baronin) 30.
 Stefani 251.
 Steffens 22, 27.
 Stern Adolf 601, 709.
 Stifter Adalbert 264, 265, 632.
 Stirner Max 114, 492.

Stolberg Leopold 537.
 Strauß David 18, 243, 266.
 Strauß Johann 430.
 Struensee 659.

T.

Taaffe (Graf) 525.
 Tacitus 259, 467.
 Tascher de la Pagérie 467.
 Tasso 194.
 Tedesko (Dr.) 651.
 Teichmann (Hofrath) 434, 439,
 440, 446, 447.
 Tempelton 523.
 Thierry 124.
 Thiersch Friedrich 256.
 Thiersch (Hofrätthin) 469.
 Thiers 218.
 Thorwaldsen 14, 23, 28, 29, 30,
 31, 32, 33, 34, 35, 36, 41, 77,
 135, 145, 161.
 Thun Leo (Graf) 322, 482, 483,
 521, 551.
 Tieck Dorothea 537.
 Tieck Ludwig 22, 115, 381, 434,
 439, 440, 441, 442, 447, 450,
 532, 535, 642, 656, 701.
 Tiedemann 15.
 Tiedge-Stiftung 560.
 Tocquille Alexis v. 124.
 Törning 454, 464, 470, 478.

U.

Uchtritz Friedrich 100, 531, 532,
 535, 537, 549, 615, 679.
 Uchtritz (Gemalin) 534.
 Uhl Friedrich 632.

Uhland Ludwig 3, 21, 22, 60,
 260, 264, 436, 560, 561,
 568, 572.
 Unzelmann Bertha 277, 279,
 280.
 Uffing 197.

V.

Valdek Rudolph 554.
 Varnhagen 331, 442, 489.
 Veith, Dr. Johann Emanuel
 (Domherr) 553.
 Vernet Horace 129, 162.
 Viala Prela (Cardinal) 551.
 Villemain 124.
 Vischer Friedrich 62, 100, 282,
 631.
 Vogl J. N. 220, 469.
 Voltaire 59, 67.
 Voß (Kirchspielschreiber) 235,
 591, 649.

W.

Wacker 649.
 Wagner Joseph 277, 279, 510.
 Wagner Richard 579, 581.
 Waidewuthis 403.
 Waldmüller Robert (Duboc) 325,
 327, 420.
 Wallenstein 670.
 Weber F. J. 309.
 Weilen 523.
 Weil A. 62.
 Weiß v. Starckensels 355.
 Weißenthurn 361.
 Werner Karl (Schulinspector)
 422, 423.

- | | |
|------------------------------------|---|
| Werner Zacharias 121, 167,
402. | Wolf Ferdinand (Custos) 217,
224, 379, 440. |
| Wiegand 154. | Wolf G. 485. |
| Wienberg 10, 507. | Wurzbach 263. |
| Wihl 63. | |
| Wildner-Maithstein 317. | B. |
| Wilhelm v. Dranien 451. | Zang 379, 573. |
| Wilhelm I. 702. | Zedlitz Christian (Freiherr v.)
218, 257, 265, 379, 523. |
| Wilhelmi 313, 366. | Zerboni Wilhelm 222, 223, 227,
235, 431. |
| Windischgrätz (Fürst) 354, 489. | Zimmermann Robert 485, 486. |
| Winkelmann 234. | |
| Wolf August 528, 529. | |

Verbesserungen im zweiten Bande.

- | | |
|--|---|
| Seite 53, Zeile 8 v. u.: | statt Baudevillendichter lies Baudevilledichter. |
| " 81 " 15 v. u.: | nach ohnehin ist das Komma zu streichen. |
| " 121 " 4 v. o.: | statt Grétri lies Grétry. |
| " 124 " 10 v. o.: | statt Saint-Beuve lies Sainte-Beuve. |
| " 133 " 16 und 17 v. o.: | statt Panoramas lies Panorama. |
| " 168 " 7 und 17 v. o. und 11 v. u. und Seite 169, Zeile 10 v. o.: | statt Schoppenhauer lies Schopenhauer. |
| " 253 " 6 v. u.: | nach Conflict ist ein Komma zu setzen. |
| " 354 " 7 v. u.: | statt Basskiren lies Baschkiren. |
| " 359 " 14 v. u.: | statt einem lies einen. |
| " 381 " 6 v. o.: | statt eine lies seine. |
| " 388 " 9 v. u.: | statt ephoristische lies apboristische. |
| " 393, letzte Zeile: | statt Jaminski lies Janinski. |
| " 399, Zeile 16 v. o.: | statt Teuten lies Teut. |
| " 401 " 5 v. u.: | statt der sittlichen lies des sittlichen. |
| " 404 " 15 v. u.: | statt veröffentlicht. Das lies veröffentlicht, das. |
| " 406 " 2 v. o.: | statt sie lies Sie. |
| " 406 " 3 v. o.: | statt ihr lies Ihr. |
| " 413 " 11 v. u.: | statt Via lies Bier. |
| " 500 " 4 v. u.: | statt Diesen lies diesen. |

VERIFICAT
2007

Druck von Holzhausen in Wien

BIBLIOTECA
CENTRALA
UNIVERSITARA
BUCURESTI

